Der Herr der Welt.

Fortsetzung des Grafen von Monte-Christo.

Roman

von

Adolf Mützelburg.

Erster Band.

Berlin.

Druck und Verlag von Albert Sacco,

Zimmerstraße Nr. 94.

Ex Libris

RBR
Juntz
#36
Bd. 1 & 2
c. 2

Don Lotario.

— Noch einen guten Satz, meine wackere Rosinante, und wir sind hinüber! Dann kannst Du auf der Ebene dahin fliegen, wie der Pfeil eines Indianers! Nun wacker!

Und dabei schlug der junge Reiter, der mit der Linken die Zügel seines Rosses gefaßt hatte, mit der Rechten ermunternd auf den Nacken des stolzen Thiers, das ihn trug.

Aber es war ein Wagestück, und Rosinante schien sich zu scheuen, über die Felsenspalte zu setzen, die vor ihr gähnte. Sie hob sich zum Sprunge, wich dann aber zurück und bäumte sich.

— Was fällt Dir ein? Willst Du die Sporen fühlen? rief der junge Reiter zornig und ohne daran zu denken, daß ein Fehlsprung des Pferdes ihn unrettbar verderben mußte, denn der Spalt war mehr als dreißig Fuß tief. Noch weißt Du nicht, wie die Sporen schmecken, Du wirst daran denken!

Und er preßte die Absätze seiner Stiefel, an denen die langen blanken spanischen Sporen glänzten, tief in die Weichen des Pferdes, das vor Schmerz hoch aufbäumte, einen wilden Seitensprung machte, als wolle es den Reiter von sich schleudern, dann aber mit einem mächtigen Satz vorwärts sprang und über die Felsenspalte hinwegsetzte.

Auf der anderen Seite derselben stand es zitternd still und schnaufte ängstlich, als wisse es, daß es einer großen

Gefahr entronnen sei. Der Reiter aber schlug ein helles und fröhliches Gelächter auf.

— Sagt' ich's Dir nicht, Du albernes Thier? rief er, als ob das Pferd ihn verstände. Nun sind wir doch hinüber und Dein edles Blut klebt an meinen Sporen. An solche Sätze mußt Du Dich gewöhnen, Rosinante, das geht nicht anders. Der kürzeste Weg ist der beste, und führte er auch über hundert solche Felsenspalten!

Es war ein stattlicher junger Mann, der das rief, ein Jüngling, wohl wenig über zwanzig Jahre alt, ein ächter Spanier vom Scheitel bis zur Sohle, von so reinem Blute, wie sein Roß, das mit jener stelzbeinigen Rosinante Don Quirote's nichts weiter gemein hatte, als den süßen Namen. Dunkelbraune Locken flatterten unter dem Panama-Strohut, dunkel und feurig blitzten die Augen über der gebogenen Nase, und der starke Schnurrbart hätte nicht sorgfältiger gekräuselt sein können, wenn Don Lotario einen Ritt durch die Puerta del Sol in Madrid gemacht hätte, anstatt über die Felsen von Ober-Kalifornien. Selbst in seinem Anzuge lag etwas von der stolzen Koketterie der Spanier, obschon er nicht ganz nach dem Schnitt des Mutterlandes geformt und mehr den Bedürfnissen des tropischen Klima's angepaßt war. Uebrigens war der Reiter ein schöner junger Mann, sein Gesicht ausdrucksvoll, seine Gestalt kräftig und muskulös. Wie seine Brüder auf der pyrenäischen Halbinsel war er bereits ein Mann in jenem Alter, in dem die Kinder der kälteren nordischen Sonne noch zu den Knaben und Jünglingen zählen.

Voll unbewußten siegreichen Trotzes schaute er eine Minute, nachdem er jenes frohe Gelächter ausgestoßen, auf das schöne Thal zu seinen Füßen und schien dem Pferde eine kurze Rast gönnen zu wollen.

— Vorwärts! rief er dann. Aber jetzt hübsch langsam, sonst brechen wir doch noch den Hals!

Es war eine Aufgabe, vor der die Pferde und noch

mehr die Reiter eines Cirkus zurückgeschreckt wären. Es galt, über Felsenvorsprünge und wild verworrene Gesteinmassen in das Thal hinabzusteigen. Da war aber keine Spur von einer Straße, und ein vernünftiger Mensch würde Todesangst ausgestanden haben, auf seinen zwei Beinen ein solches Unternehmen zu wagen. Nur eine so wild verwegene Natur wie die Don Lotario's konnte sich hier den Füßen eines Rosses anvertrauen. Aber unbekümmert, wohin dieses seine Hufe setzte, schaute er nach dem Thal, und war eben im Begriff, ein Liedchen anzustimmen, als das Pferd abermals still stand.

— Caramba, Rosinante! rief er. Wir sind die längste Zeit Freunde gewesen, wenn Du so zaghaft bist! Was hat das Thier, weshalb streckt es die Nüstern in den Wind? Ah so! Dieses Mal hast Du Recht gehabt, Rosinante.

Bei diesen Worten ließ er den Zügel fallen und griff schnell mit beiden Händen nach den Pistolenhalftern, die an den Seiten des Sattels angebracht waren. Einen Augenblick darauf glänzten die Doppelläufe in jeder Hand.

Die Vorsicht schien nicht ungerechtfertigt. Denn wie Geister des Gebirges, wie Gnomen der Felsen waren fünf dunkle Gestalten vor dem Reiter aufgetaucht, als kämen sie unmittelbar aus der Erde. Es waren Indianer, Eingeborne von Ober-Kalifornien, Kinder jenes häßlichen Stammes, der mit den stolzen, schönen Gestalten der nordamerikanischen Indianer nichts gemein hat, als die Schlauheit und Tücke — dunkelfarbige Gespenster mit unheimlichen Blicken und abgemagerten Gliedern, die nur spärlich durch zerrissene baumwollene Lappen oder durch ein übergeworfenes Pantherfell verhüllt waren. Zwei trugen Lanzen und Bogen, zwei waren nur mit Messern bewaffnet, der Fünfte aber hatte eine alte Jagdflinte über die Schulter geworfen.

— Keinen Schritt weiter! rief Don Lotario, als dieser Letztere sich näherte. Was wollt Ihr, Hunde? Keinen Schritt weiter, sage ich Euch! Oder ich jage Vieren von Euch meine

Kugeln durch den Kopf und gegen den Letzten wird mein Machete ausreichen.

Dabei warf er einen Blick auf die linke Seite seines Gürtels, in der das spanische Messer, das Machete, steckte, von dem sich selten ein Spanier trennt. Der Reiter sah mit Zufriedenheit, daß es sich auch jetzt noch dort befand, und streckte dann den rechten Arm gegen den Indianer aus, zugleich die beiden Hähne des einen Doppelpistols spannend.

— O Gnade, Sennor! rief der eine Indianer, der mit der Flinte. Wir nicht tödten wollen den Sennor, beim großen Geist! Wir fragen wollen den Sennor und demüthig bitten um Antwort.

— Ah, Ihr Hunde, Ihr denkt, ich kenne Eure Schurkerei nicht? fragte Lotario, die Hand noch immer erhoben und das Auge auf die Indianer gerichtet, die jetzt eine demüthige und bittende Stellung annahmen.

— Gnade, Herr! Beim großen Geist, wir wollen Dich nur fragen! gurgelte der Indianer in seinen rauhen Kehllauten und im schlechtesten Spanisch.

— Nun dann heraus mit der Sprache, Ihr Hunde! rief Don Lotario, streckte aber, als ob er jetzt um so sicherer einen Angriff erwarte, aufs Neue beide Arme den Indianern entgegen.

— Wir fragen wollen den Sennor, ob er die fremden Männer da drüben kennt? sagte der Indianer mit der Flinte und streckte die Hand nach der gegenüberliegenden Seite des Thales aus.

Don Lotario schien überrascht und warf einen fragenden und mißtrauischen Blick auf die Rothhäute.

— Ihr meint die fremden Männer, die vor einem halben Jahre plötzlich gekommen sind? fragte er dann.

Der Indianer gab durch einen Laut zu verstehen, daß er diese Männer meine.

— Die sich auf dem Berge der Wünsche niedergelassen

und ihre Wohnungen in so viel Wochen gebaut haben, als Andere Jahre brauchen? Und was für Wohnungen! fuhr der junge Spanier fort.

Die Indianer gaben abermals ein Zeichen, daß sie diese Fremden und nur diese meinten.

— Die das ganze Thal in einen Garten umgewandelt und das Unmögliche möglich gemacht haben? fragte Don Lotario weiter und schien sich an der steigenden Unruhe der Indianer zu ergötzen. Die sogar Kanonen mitgebracht haben und in deren Kellern mehr Pulver liegt, als der Bach dort Sand mit sich führt?

— Ja, ja, ja! antworteten die Indianer zu gleicher Zeit, und ihre Augen leuchteten wie Kohlen.

— Also den meint Ihr? fragte Lotario beinahe spöttisch. Und was wollt Ihr über ihn wissen?

— Was er in unserem Lande will? Weshalb er diese Festung aufgerichtet? fragte der erste Indianer.

— In Eurem Lande? rief Lotario lachend. Caramba! das ist nicht übel! Nennt dieser gottvergessene Heide Kalifornien sein Land! Also Ihr wollt wissen, was der Lord hier will? Gut, das kann ich Euch nicht sagen. Ich weiß es selber nicht. Ich könnte nicht einmal einem rechtschaffenen Christen Auskunft geben, wenn er mich danach fragte, noch viel weniger also Euch heidnischen Hunden!

Die Indianer nahmen diese schmeichelhaften Bezeichnungen ruhig hin. Thatsachen galten bei ihnen mehr als Worte. Sie wollten die Beleidigungen gern hinnehmen, wenn sie nur ihren Zweck erreichten. Uebrigens sind die Indianer daran gewöhnt, von den Weißen als Thiere, als Hunde betrachtet zu werden.

— Sennor weiß es nicht? fragte der Indianer mit der Flinte wieder. Sennor ist doch ein Freund der Fremden?

— Ein Freund? sagte Don Lotario kopfschüttelnd. Das könnte ich wirklich nicht behaupten. Ich bin drei Mal bei

ihm gewesen und er hat mich so freundschaftlich aufgenommen, wie es nur ein kalter Engländer thun kann. Aber sein Freund? Nein, das bin ich noch nicht und werde es wahrscheinlich auch niemals werden. Ich kann Euch also keine Auskunft geben. Wendet Euch an Lord Hope selbst, ihr Kuyoten!

— Sennor will uns nicht sagen, was er weiß! gurgelte der Indianer, einen mißtrauischen Blick auf den jungen Spanier werfend, der noch immer die Vorsicht nicht vergaß und die Pistolen in den Händen hielt.

— Caramba, Du Ungeziefer, kann ich Dir etwas sagen, was ich nicht weiß? rief Don Lotario ärgerlich.

— Sennor glaubt nicht, daß der Fremde die rothen Männer zu Sklaven machen will? fragte der Indianer.

— Was ich glaube? Bei meiner armen Seele, ich glaube Alles von diesem Fremden, denn er hat das Unglaublichste geleistet! rief der Spanier. Und nun aus dem Wege, Gesindel!

— Noch eine Frage, Sennor! rief der Indianer. Weshalb läßt er die weißen Männer aus der Fremde kommen? Hat er nicht Leute genug? Er will der Herr des Landes werden.

— Weiße Männer? Ich weiß nichts von weißen Männern, antwortete Lotario. Was soll das?

— Sennor weiß nicht, daß eine Schaar von weißen Männern und Frauen dort drüben hinter den spitzen Bergen lagert und hierher nach dem Thal zieht, dem Fremden zu Hülfe? fragte der Indianer mißtrauisch.

— Meine arme Seele soll ewig im Fegefeuer braten, wenn ich das weiß! antwortete Don Lotario lustig. Und was geht es Euch und mich an, wenn er die Zahl seiner Diener vergrößert?

Der Indianer gab auf diese Frage keine Antwort. Er warf nur einen blitzschnellen Blick auf seine Genossen, die ihm ebenfalls nur durch einen Blick antworteten. Der Spanier

hielt das für ein Zeichen, daß man ihn angreifen wolle, und seine rechte Hand hob sich höher. Aber er hatte sich geirrt. Jener Blick war nur eine Frage gewesen, ob man dem Spanier trauen könne, und die Antwort war bejahend ausgefallen.

— Also Sennor glaubt nicht, daß der Anführer der Weißen Böses gegen die rothen Männer im Schilde führt? fragte dann der Indianer. Er richtet seine Festung nicht auf, um uns zu Sklaven zu machen?

— Caramba, ich glaube, daß er sich wenig um Euch rothhäutiges Gesindel kümmert, antwortete Don Lotario. Und wenn Ihr mir nun nicht Platz macht, so schieße ich Euch nieder wie Prairiehühner!

Ehe er jedoch seine Drohung zur Wahrheit machen konnte, waren die Indianer verschwunden. Lotario blieb noch eine Zeit lang auf derselben Stelle, um sich zu überzeugen, daß sie sich wirklich von ihm entfernt. Dann sah er sie auf einem benachbarten Felsrücken. Sie eilten nach einer entgegengesetzten Richtung.

— Dieses Mal habe ich mein Pulver gespart! sagte der Spanier ruhig, während er die Pistolen wieder in die Halftern steckte. Aber sie haben es auf den Lord abgesehen, das steht fest. Vielleicht kann ich ihm eine Warnung geben, und er ist aus Dankbarkeit ein wenig offener gegen mich. Vorwärts, Rosinante, Du hast jetzt lange genug Ruhe gehabt. In zehn Minuten müssen wir drüben sein.

Das Pferd stieg jetzt bedächtig die Felsen hinab. Wer von der Tiefe des Thales aus diesem Unternehmen zugeschaut hätte, der würde darauf geschworen haben, Roß und Reiter müßten den Hals brechen. Und dennoch waren Beide nach wenigen Minuten wohlbehalten auf dem grünen Wiesengrunde, der das ganze Thal bedeckte. Der Spanier schlug seinem Pferde mit der flachen Hand auf den Nacken, schnalzte mit der Zunge und das Roß flog dahin, schnell wie eine Schwalbe und fast ebenso lautlos, wie der Segler der Lüfte, denn der

weiche, grüne Grund dämpfte die Hufschläge des Rosses, wie ein dreifacher Teppich.

Noch waren keine zehn Minuten seit jenem Zusammentreffen mit den Indianern vergangen, als Don Lotario bereits die funkelnagelneue Brücke passirt hatte, die über einen kleinen krystallklaren Fluß führte, und am Fuße jenes Berges hielt, den er vorher als den „Berg der Wünsche" bezeichnet hatte.

Er sah empor und schüttelte den Kopf. Weshalb? das würde ein Fremder schwer errathen haben. Wer aber wußte, daß dieser Berg noch vor einem halben Jahre nichts trug, als einige armselige Fichten, verkrüppelte Cedern und Sträucher, und wer jetzt die zum Theil hölzernen, zum Theil sogar steinernen Gebäude erblickte, die den Gipfel desselben krönten, der würde ebenfalls den Kopf geschüttelt haben. Wie durch Zauber waren diese Gebäude emporgestiegen. Der Gipfel des Felsens war vollständig umgestaltet worden. Einzelne Blöcke waren mit Pulver gesprengt, andere waren durch Backsteine mit einander verbunden worden, so daß sich jetzt ein fester Gürtel, ein Kranz rings um die Spitze des Felsens zog, eine Mauer, die eine ganz achtungswerthe Befestigungslinie bildete und deren Schießscharten darauf hindeuteten, daß sie allerdings zu einem solchen Zwecke dienen sollte. Ueber diese Mauer hinweg sah man die Dächer der Häuser ragen. So war der Berg der Wünsche in wenigen Monaten in eine Stadt und Festung umgewandelt worden.

Aber nicht das allein — der Berg, früher unzugänglich wie der Horst eines Adlers, hatte seine ganze Gestalt geändert. Vom Fuße desselben zog sich im Zickzack eine Kunststraße, breit und nach allen Regeln gebaut, den Berg hinan, so daß jetzt ein Greis mit seinen Krücken bequem die Spitze des Felsens erreichen konnte, die früher nur den kühnsten Jägern zugänglich gewesen. Felsblöcke von gigantischer Größe hatten zu diesem Zwecke gesprengt, Abgründe hatten ausgefüllt werden müssen. Und Lord Hope hatte das mit einer Handvoll

Leute gethan — Don Lotario war im Recht, wenn er den Kopf schüttelte!

Er ließ seine Rosinante gemüthlich die bequeme Straße hinauftraben. Oben angelangt, sah er eine neue Veränderung. Statt des einfachen Gitters bildete jetzt ein festes, steinernes Thor mit mächtigen Flügeln von Eichenholz den Eingang.

— Wer da? fragte die Stimme der Wache durch das Thorfester.

— Don Lotario, antwortete der junge Mann. Meldet mich dem Lord. Er ist doch zu sprechen?

Es erfolgte weiter keine Antwort, aber nach drei Minuten ritt der Spanier durch das geöffnete Thor.

Lord Hope.

Ein kräftiger, frischer Bursche im leichten Matrosenanzuge, mit lackirtem Hut, nahm das Pferd Don Lotario's in Empfang und der Spanier schritt auf ein steinernes Gebäude zu, dessen Mauern fußdick waren und dessen Aeußeres eine gewisse einfache Schönheit zeigte. Bevor er aber in die Thür desselben trat, stand er noch einmal bewundernd still und warf einen Blick auf den freien Raum zwischen den einzelnen Häusern.

Was war hier Alles aufgestapelt, Schätze, als gälte es, eine Kolonie von Tausenden zu gründen! Da lagen Fässer, Balken, Wirthschafts- und Hausgeräthe; da standen Kisten und Kasten, Karren und Wagen; dort waren Ballen aufgeschichtet, deren Inhalt man nicht errathen konnte, und über denen sich ein Zeltdach erhob, um sie vor einem plötzlichen Regenguß zu schützen. Dazwischen liefen rüstige Männer beschäftigt hin und her, Alle in leichten Anzügen, denen der

Matrosen ähnlich. Zwischen ihnen, auf einer großen Kiste, stand ein kräftiger, untersetzter Mann, mit einem entschlossenen Gesicht, der seine Befehle kurz und bündig ertheilte und zuweilen nach einem Fenster des großen steinernen Hauses hinüberblickte, wahrscheinlich um von dort Andeutungen zu empfangen, ob er die Arbeit zur Zufriedenheit seines Herrn leite.

Abermals schüttelte Don Lotario den Kopf und murmelte ein Caramba! — den Lieblingsfluch der Spanier — zwischen den Zähnen. Dann trat er durch die Thür in das Hauptgebäude.

Aber hier empfingen ihn neue Ueberraschungen. Die Fußböden waren mit Teppichen bedeckt, Alabastervasen standen in den Nischen, Marmor-Statuen an den Wänden, Blumengewinde zogen sich an der Treppe hinauf, prächtige Schlösser glänzten an den Thüren. Der Spanier glaubte zu träumen. Eine solche Herrlichkeit hatte er noch nie gesehen. Sie würde ihn überall entzückt haben. Hier machte sie ihn schweigsam, sie betäubte ihn. Noch vor vierzehn Tagen, bei seinem letzten Besuche, war das Alles kahl und leer gewesen. Jetzt befand er sich in einem Feenpalast.

— Das ist ein Zauberer, dieser Lord Hope! Gott sei meiner armen Seele gnädig! murmelte er halb lachend und bekreuzte sich.

— Don Lotario will auf der Treppe empfangen sein, wie es scheint! rief jetzt eine klare, sonore Stimme dem Spanier entgegen. Verzeihen Sie, ich kenne die Sitten Ihres Landes nicht.

Der Spanier griff unwillkürlich nach seinem Hut und behielt ihn in den Händen. Dann machte er eine tiefe Verbeugung. Er stand dem Herrn des Hauses, dem Schöpfer dieses Palastes, dem Zauberer gegenüber.

Hatte Lord Hope auch in seinem Aeußeren etwas vom Zauberer? Vielleicht! Er war ein Mann von mehr als Mittelgröße, breitschultrig, mit einer kräftig gewölbten Brust. Sein

Haar war dunkelschwarz, wie sein Auge und sein Bart, sein Gesicht fein und blaß, beinahe bleich. Niemand hätte in ihm den Engländer vermuthet. Aber jedenfalls war er ein feiner, vornehmer Herr. Wie er so ungezwungen dastand, leicht mit der Hand, noch leichter mit dem Kopf grüßend, ein flüchtiges verbindliches Lächeln auf den Lippen — da gestand sich der adelsstolze Spanier, der trotzige Jüngling zum vierten Male, daß er sich einem überlegenen Wesen gegenüber befinde. Er wiederholte seine Verbeugung, beinahe verlegen, und ging dem Lord befangen entgegen.

— Mylord, ich glaube zu träumen! sagte er verwirrt. Diese Pracht, diese Herrlichkeit! Und noch vor vierzehn Tagen bemerkte ich nichts davon. Wie ist das möglich gewesen? Wo ist das Alles her?

— Sie fragen zu viel, sagte der Lord, mit demselben kaum bemerkbaren Lächeln, das seinem bleichen Gesicht einen eigenthümlichen und schwer zu enträthselnden Ausdruck verlieh, aber doch ein gewisses Zutrauen erweckte. Aber wollen Sie denn auf dem Korridor bleiben, Don Lotario?

Der Spanier stieg die kleine Treppe hinan, vorsichtig, als fürchte er sich, auf die Sammetteppiche zu treten, die auch das leiseste Geräusch seiner Schritte erstickten, und trat in die Thür, die der Lord geöffnet hatte. Es war nur ein einfaches Vorzimmer. Dem Spanier dünkte es zu gut für die Wohnung eines Prinzen. Dann trat er durch eine andere Thür. Dieselbe einfache, stolze Pracht, die schönsten Teppiche, die herrlichsten Tapeten, Gemälde an den Wänden, Möbel von den feinsten, zartesten, elegantesten Formen, und dabei überall ein Hauch der Wohnlichkeit, Nichts überladen, Alles bequem und freundlich — das war dem jungen Spanier zu viel. Er war einer der reichsten Landbesitzer Kaliforniens, aber gegen dieses Zauberschloß war seine Hacienda ärmlich, wie die Hütte eines Indianers! Er stammelte einige Worte der höchsten Ueberraschung — dann ließ er sich in einen Sessel fallen und

saß mit weit geöffneten Augen da, während der Lord ruhig an das Fenster trat und durch ein Zeichen mit dem Finger seinem Intendanten draußen einen neuen Befehl zu geben schien.

— Was fehlt Ihnen, Don Lotario? Sind Sie unwohl? wandte er sich dann an den Spanier.

Dieser machte eine abwehrende Bewegung, deutete mit der Hand rings um sich, als wolle er zu verstehen geben, daß ihm dieser Anblick die Sprache geraubt und machte eine gewaltsame Anstrengung, sich zu erheben.

Das gelang. Lotario schien sogar zu fühlen, daß er zu weit gegangen. Sein angeborener Stolz sagte ihm, daß er sich schämen müsse, einem Fremden diese Bewunderung gezollt zu haben. Er wollte deshalb seinen Fehler sogleich wieder gut machen.

— Caramba! rief er und versuchte spöttisch zu lächeln. Das muß Ihnen schönes Geld gekostet haben?

— Die Einrichtung? fragte der Lord ruhig. Ich weiß nicht, was Sie hier zu Lande viel Geld nennen. Sind viermalhunderttausend Dollars viel oder wenig hier in Kalifornien?

— Viermalhunderttausend Dollars? Ei, zum Teufel, wenig nicht! rief Don Lotario fast erschrocken.

— Also eine Mittelsumme, meinte der Lord ruhig. Nun, das dachte ich. Das kostet die Einrichtung.

Der Spanier hatte einen neuen Ruf der Ueberraschung auf den Lippen, aber er unterdrückte ihn, denn der Lord hatte so ruhig und gleichgültig gesprochen, als handle es sich um eine neue Fensterscheibe. Viermalhunderttausend Dollars! Die ganze Besitzung Don Lotario's war kaum so viel werth!

— Aber ich bitte Sie um Himmelswillen, wie haben Sie das Alles hierherschaffen können? sagte er dann. Hier in dieser Wildniß, wo nichts zu finden ist, als eine verkrüppelte Staude und ein Stück Felsen. Das müssen Sie doch aus

New-York haben, selbst in New-Orleans findet man solche Schätze nicht.

— Lieber Freund, sagte der Lord bescheiden, ich liebe den amerikanischen Geschmack nicht. Außerdem findet man nicht alle Schönheiten beisammen. Diese Teppiche sind aus Paris, die Meubles ebenfalls, die Tapeten sind aus London, auch diese Kamine — ich glaube, im Winter kann man sie brauchen. Was die Gemälde und die Statuen anbetrifft, so hatte ich sie zum Theil schon früher.

— Aus London! Aus Paris! sagte der Spanier kopfschüttelnd. Doch das Alles muß mehr als eine Schiffsladung ausgemacht haben! Ich bitte Sie, wie haben Sie das Alles hierherbringen können? Und seit vierzehn Tagen das zu ordnen! Es ist unglaublich! Mylord, ich bewundere nicht Ihren Reichthum, es giebt wahrscheinlich Leute, die noch reicher sind — aber ich erstaune über die Zauberkraft, mit der Sie diese Schätze zu ordnen wissen, über die Schnelligkeit, mit der Alles dieses seinen rechten Platz gefunden hat.

Der Lord schien das Letztere überhört zu haben. Er gab inzwischen seinem Intendanten vom Fenster aus ein Zeichen.

— Eine ganze Schiffsladung, meinen Sie? Allerdings! sagte er dann. Da liegt mein Dampfer!

— Ein Dampfer? rief der Spanier emporschnellend, wie von einer Feder getrieben. Wo? Wo?

Er sprang an das Fenster, denn der Lord hatte nach dieser Richtung hingedeutet.

Von dort aus hatte man einen weiten freien Blick nach Westen. Man übersah die Gipfel der Felsen, die sich bis nach dem Meere hin erstreckten, man sah auch hier und dort durch eine Oeffnung das blaue Meer selbst herüberschimmern. Bis ungefähr tausend Schritt vom Fuß des „Berges der Wünsche" aber zog sich ein ganz schmaler Meerbusen, kaum breiter, als ein Fluß, zwischen den Felsen hindurch, ähnlich den Scheeren an der norwegischen Küste — ein kleiner Meer-

busen, wie geschaffen zum Ankerplatz für eine kleine Flotille. In diesem Meerbusen lag eine leicht und schön gebaute Jacht, die schon früher die Bewunderung Don Lotario's erregt hatte. Neben ihr aber lag jetzt ein Dampfboot mittlerer Größe regungslos auf den Wellen.

— Das ist der Dampfer? rief der Spanier, bleich vor Erstaunen. Und das ist Ihr Dampfer?

— Allerdings, antwortete der Lord mit seiner unerschütterlichen Gelassenheit. Ist denn das so etwas Wunderbares? Giebt es nicht in New-York Leute, die fünf, sechs und mehr solche Dinger auf dem Meere haben?

— Freilich wohl, stammelte der Spanier, seines Erstaunens immer noch nicht Herr. Aber das sind Kaufleute, die aus diesen Schiffen Gewinn ziehen. Wer so etwas zu seinem Vergnügen bauen kann, der muß reich, sehr reich sein.

— Das ist möglich! sagte Lord Hope leichthin. Ich weiß wirklich nicht mehr, was dieser Dampfer gekostet hat. Eine schöne Erfindung, nicht wahr? Konträre Winde braucht man nicht mehr zu fürchten.

— Eine sehr schöne Erfindung, ja wohl! sagte der Spanier, mehr zu sich selbst, als zum Lord. Dann schien er nachzudenken und endlich, als hätte er das Rechte gefunden, warf er einen schnellen Blick auf den Lord.

— Was haben Sie? fragte dieser, der abwechselnd nach dem Hofe und nach dem Spanier gesehen hatte.

— Hoheit, erlauben Sie mir, Ihnen meine tiefste Ehrfurcht zu bezeigen! sagte Don Lotario, sich tief verbeugend.

— Hoheit? Was soll das heißen? rief der Lord lächelnd. Glauben Sie vielleicht, in mir einen fremden Prinzen entdeckt zu haben?

— In der That, ja! antwortete der Spanier, noch immer so ehrerbietig. Ich zweifle nicht länger daran, daß ich die Ehre habe, das Mitglied einer erhabenen Herrscherfamilie vor mir zu sehen, das jetzt in Amerika einen neuen Staat

gründen will, nachdem das Unglück ihn den Weg zum Throne seiner Väter versperrt.

— Dann halten Sie mich am Ende gar für den Prätendenten Don Carlos, der hierher gekommen sei, um Meriko, das einst seinen Vätern gehörte, zurückzuerobern? fragte der Lord mit einem leichten Anfluge von Spott.

— Caramba! Das wäre nicht unmöglich! rief der Spanier, einen erschreckten und mißtrauischen Blick auf den Lord werfend.

— Mein Liebster, Sie faseln! sagte dieser so kalt und ruhig, daß Don Lotario zusammenfuhr. Ich habe nicht das Glück, oder das Unglück, ein Prätendent zu sein. Ich bin das, was ich bin, und weiter nichts. Sie kennen meinen Namen. Begnügen Sie sich damit, denn er sagt ihnen die Wahrheit. Entschuldigen Sie mich einen Augenblick.

Damit verließ der Lord das Zimmer. Der junge Spanier blieb bestürzt und verlegen zurück.

— Ich will ewig verdammt sein, wenn es dieser Kerl nicht meisterhaft versteht, die Leute in Respekt zu halten! murmelte er vor sich hin. Und ich Narr! Mich von einem bischen Reichthum und Glanz so verblenden zu lassen! Was ist er? Ein Lord, ein simpler Lord, weiter nichts. Und meine Ahnen waren Granden von Spanien. Ich dächte, Don Lotario de Toledo könnte es mit solchen Lords immer noch aufnehmen. Muth! Es ist das letzte Mal, daß er mich so schwach gesehen hat. Ich werde ihm zeigen, daß ich seinen Reichthum bewundere, aber weiter nichts.

Dennoch war seine Miene nicht so fest, wie seine Worte, und sein vertraulich forschender Blick, als der Lord wieder eintrat, senkte sich bald, als er die ruhige, kalte und vornehme Miene desselben bemerkte.

— Pardon! sagte der Lord. Wollen Sie frühstücken, Don Lotario? Aechten Malaga, Xeres, Porto, Alicante?

— Xeres, wenn es denn einmal sein soll! antwortete der

Spanier. Selbst mit all diesen Kleinigkeiten sind Sie versehen, es ist bewundernswerth! Ich kam her, Mylord, um Sie zu bitten, auch mir in meiner Hacienda einmal einen Besuch zu gönnen. Aber mir schwindet der Muth. Was kann Ihnen meine Hütte bieten?

— Sagen Sie das nicht, vielleicht kann ich dort Manches kennen lernen, erwiederte der Lord ruhig. Jetzt freilich bin ich noch zu sehr beschäftigt, um Ihre Einladung annehmen zu können. Doch nehmen Sie!

Der Lord deutete auf einen Tisch, den ein Neger, mit allem Nöthigen versehen, geräuschlos in das Zimmer gesetzt hatte.

— Wie, Sie haben auch Sklaven? rief der Spanier. Wissen Sie, daß unsere Gesetze das nicht erlauben?

— Es ist mein Diener, kein Sklave! antwortete der Lord. Sie sehen noch immer nach dem Schiffe?

— In der That, ja! Es trägt nicht die englischen Farben? sagte Lotario. Weiß, roth, grün —

— Sind die Farben Italiens, die ich den englischen vorziehe und die ich mit vollem Rechte führen darf, da ich auch Besitzungen in Italien habe und Bürger von Toskana bin, antwortete der Lord ruhig. Uebrigens ist es ganz gleichgültig, welche Farbe man trägt, vorausgesetzt, daß diese Farbe ächt ist.

Don Lotario mußte sich unwillkürlich verbeugen, so ernst und stolz waren diese einfachen Worte gesagt.

— Und Sie fürchten sich nicht, diese prächtigen Schiffe dort unten liegen zu lassen? fragte er dann.

— Fürchten? Weshalb?

— O, Sie kennen dieses Land noch nicht! rief der Spanier, sichtlich erfreut, seinem Wirthe endlich einen guten Rath geben zu können. Wir leben hier mehr oder weniger in einem Zustande vollständiger Gesetzlosigkeit. Der schwache Arm der mexikanischen Regierung reicht nicht bis hierher.

— Gut, eben deshalb bin ich hierhergekommen, sagte der Lord mit seinem ruhigen Lächeln.

— Aber so angenehm das auch in manchen Fällen ist, so unangenehm kann es in anderen werden, fuhr der Spanier fort. Unsere Spanier und noch mehr die Nordamerikaner würden sich nicht im Geringsten bedenken, Ihnen diese schönen Schiffe fortzukapern, und ich fürchte, wenn Sie eines Morgens erwachen, so werden Sie die Ankerplätze leer finden. Die Entfernung vom Berge ist groß genug. Die Räuber können das Meer erreichen, noch ehe Sie den Raub gewahr worden sind.

— Möglich! Aber auch dafür ist gesorgt! sagte der Lord lächelnd.

— Vielleicht haben Sie eine starke Besatzung auf dem Dampfer? meinte Don Lotario.

— Das nicht. Es sind nur sechs Mann auf dem Schiffe. Sie reichen für den Nothfall hin. Und sollte man wirklich wagen, mir mein Eigenthum nehmen zu wollen, so kenne ich noch andere Mittel, mir dasselbe zu sichern. Haben Sie je etwas vom elektrischen Telegraphen gehört?

— Ich glaube, antwortete der Spanier etwas befangen. Eine ganz neue Erfindung, wenn ich nicht irre.

— Ganz neu, sagte der Lord mit einer leichten und zufriedenen Neigung des Kopfes. Ich habe hier einen ersten Versuch gemacht, der zu meiner Zufriedenheit ausgefallen ist. In dem Augenblick, in dem ein Fremder das Schiff besteigt, bin ich davon benachrichtigt, und die Erfindung giebt mir zugleich die Möglichkeit, dasselbe in die Luft zu sprengen, wenn es in den Besitz von Fremden gelangen sollte.

— Sie denken wirklich an Alles! sagte der junge Spanier kleinlaut und ertränkte die Verlegenheit, die ihn wider seinen Willen abermals überkam, in einem Glase Xeres. Doch, Mylord, ich habe Sie noch auf etwas Anderes aufmerksam zu machen. Sie erwarten Zuzug, nicht wahr? Von Osten her?

— Zuzug? Was meinen Sie damit?

— Nun, wahrscheinlich Leute, die Sie angeworben haben, um Ihnen bei Ihren riesigen Plänen zu helfen.

— Nein, erwiederte der Lord. Meine Leute genügen mir und meine Pläne sind durchaus nicht großartig.

— In der That? fragte der Spanier zweifelnd. Also Sie erwarten wirklich keinen Zuzug?

— Dam! erwiederte der Lord mit einem beinahe verächtlichen Lächeln. Ich sagte es Ihnen schon.

— Nun, dann weiß ich nicht, was das für Fremde sein sollen, von denen die Indianer sprachen, sagte der Spanier kopfschüttelnd. Nehmen Sie sich übrigens vor den Indianern in Acht, Mylord. Sie wittern in Ihnen einen Feind, einen Unterjocher, und ich glaube, daß sie Ihnen nächstens einen bewaffneten Besuch abstatten werden.

— Wird mir sehr angenehm sein! sagte der Lord ruhig. Ich wünschte diese Race kennen zu lernen.

— O, sprechen Sie nicht so leicht darüber! rief Don Lotario. Es sind hinterlistige Burschen. Sie haben hier allerdings ein Kastell errichtet, das selbst einer regelrechten Belagerung eine Zeit lang widerstehen könnte, aber gegen einen plötzlichen Ueberfall ist es doch nicht gesichert. Nehmen Sie sich in Acht, Mylord.

— Ich danke Ihnen, Don Lotario! erwiederte der Lord so kühl und ruhig, daß sich der junge Spanier vor Aerger auf die Lippen biß.

— Sie trinken nichts von diesem Wein? fragte er dann.

— Nein, Xeres sagt mir nicht zu, auch trinke ich wenig Wein, erwiederte der Lord. Aber lassen Sie sich dadurch nicht abhalten. Ich glaube, der Wein ist gut. Mein Intendant versteht sich darauf und muß sich darauf verstehen, weil er mehr davon trinkt, als ich selbst. Wie finden Sie den Wein?

— Vortrefflich! rief Don Lotario, der froh zu sein schien, daß das Gespräch eine Wendung genommen hatte, die ihm

erlaubte, frei aufzuathmen, und dessen Wangen sich bereits höher färbten. Also ich kann mich darauf verlassen, Mylord, daß Sie meinen Besuch einst erwiedern?

— Ich glaube, wir haben bereits davon gesprochen, sagte der Lord mit einer leichten Verbeugung.

— Ja, es ist wahr! erwiederte der Spanier etwas piquirt über diese neue Niederlage. Aber, entschuldigen Sie meine Indiskretion, Mylord — wenn ich einen Blick auf diese Zimmer werfe, so scheint es mir fast unmöglich, daß eine männliche Hand allein im Stande gewesen, dies Alles so geschmackvoll zu ordnen.

— Sie meinen, daß Frauenhülfe dazu nöthig gewesen sei? fragte der Lord gleichgültig.

— Ja, das meine ich, erwiederte Lotario. Und doch habe ich noch nie eine —

— Mein Intendant kann ja wohl verheirathet sein! unterbrach ihn der Lord lächelnd, noch ehe der junge Mann seinen Satz vollendet. Wollen Sie vielleicht einen Blick auf die anderen Zimmer werfen?

— Mit Vergnügen! antwortete Lotario, der auch diesen Gegenstand wohl oder übel fallen lassen mußte.

Der Lord ging voran. Der Spanier folgte ihm durch eine Reihe von Zimmern. Abermals blendete ihn die Pracht der Ausstattung, abermals erfüllte ihn die geschmackvolle Anordnung der einzelnen Gegenstände mit Entzücken und Bewunderung. Da war ein Speisesaal, überwältigend durch seine einfache, edle Pracht, dort eine Reihe von Wohn- und Fremdenzimmern, so einladend und freundlich, daß man sie nie hätte verlassen mögen, dann das Bibliothekzimmer, mit den prachtvollsten Kupferwerken — aber nirgends entdeckte Don Lotario eine Spur von dem Aufenthalt eines weiblichen Wesens. Der Spanier hatte es übrigens bereits wieder aufgegeben, kalt zu scheinen. Er war verwirrt, betäubt. Er fühlte, daß er dem Herrn dieser Schätze, dem Geiste, der

das Alles geschaffen, nicht gleich sei, und in seiner Seele dämmerte der Gedanke auf, daß er sich ihm nur durch unbedingte Hingebung nähern könne.

Jetzt standen sie vor einer kunstvoll aus Eisen gegossenen Wendeltreppe.

— Wollen Sie einen Blick auf meine kleine Sternwarte werfen? fragte der Lord. Sie ist noch nicht ganz in Ordnung. Die Instrumente sind erst gestern hinauf geschafft worden.

— Eine Sternwarte? Ich habe noch nie eine gesehen! rief Don Lotario verwundert. Herrlich, herrlich!

Der Lord stieg voran, Lotario folgte ihm. Ein viereckiger, eleganter Bau mit breiten Fenstern im maurischen Styl krönte das steinerne Gebäude und war für die Sternwarte eingerichtet. Die glänzenden schönen Instrumente entlockten dem Spanier, der von der Astronomie nicht viel mehr wußte, als von der chinesischen Reichsverfassung, einen Ruf des Staunens. Aber er war wißbegierig, und da der Lord selbst — so viel man wenigstens aus seiner Bereitwilligkeit schließen konnte — Gefallen daran zu finden schien, dem jungen Manne den Hauptzweck der Instrumente zu erklären, so verging eine halbe Stunde in rascher Belehrung. Der Lord sprach rasch, wußte aber Alles kurz und erschöpfend zu erklären.

— Hören Sie auf! rief Don Lotario endlich. Mir schwindelt der Kopf. Mein Gott, ich glaube, daß ich noch sehr dumm bin. Und Sie wissen das Alles, Sie, der Sie mindestens zehnmal reicher sind, als ich!

— Sie glauben also, daß der Reichthum gewissermaßen die Bildung ausschließt? fragte der Lord ruhig.

— Das nicht, erwiederte Lotario. Aber leider sagt man uns gewöhnlich, wir hätten nicht nöthig, viel zu lernen.

— Nur Thoren können Ihnen das sagen! rief der Lord, etwas weniger kalt, als gewöhnlich. Wo haben Sie studirt?

— Ich? erwiederte Don Lotario. Bei meiner armen Seele, ich hatte einen Schulmeister zu Hause, und war dann zwei Jahr in Mexiko und ein halb Jahr in New-Orleans. Das ist Alles!

— Sie sollten einige Jahre nach London und Paris gehen! meinte der Lord.

— Ja, ja, das hätte ich thun sollen! sagte Don Lotario seufzend. Aber jetzt ist es zu spät.

— Zu spät? Wie alt sind Sie denn? fragte Lord Hope.

— Einundzwanzig Jahr.

— Und das nennen Sie zu spät? rief der Lord. Liebster Freund, als ich einundzwanzig Jahr alt war, war ich noch viel dummer, als Sie, aber ich bedachte, daß noch ein ganzes Leben vor mir lag, und ich lernte.

Das war eine scharfe Lektion und Don Lotario sah unmuthig vor sich nieder. Aber er fühlte, daß der Lord Recht hatte, und von einem solchen Manne konnte er schon eine kleine Lektion annehmen.

— Sie geben mir damit einen Wink, Mylord! Aber ich kann ihn leider nicht mehr befolgen! sagte er seufzend.

— Weshalb nicht? Sind Sie denn an Ihre Hacienda gefesselt? Sind Sie unentbehrlich? fragte der Lord.

— Das nicht — aber ich liebe, und ich werde mich bald verheirathen! antwortete Don Lotario verlegen und erröthend.

War es diese Schüchternheit, dieses Erröthen, das dem sonst so kalten und gleichgültigen Lord einen wärmeren Blick, einen Ausdruck der Theilnahme entlockte? Genug, er betrachtete den jungen Spanier aufmerksamer.

— Einundzwanzig Jahr erst? Und Sie wollen das schon wagen? sagte er. Freilich, hier verheirathet man sich früher.

— Ja, und — Mylord, verzeihen Sie mir, was ich jetzt sagen werde? fragte Don Lotario schüchtern.

— Ich verzeihe es, sprechen Sie! sagte der Lord — dieses Mal sanfter und herzlicher.

— Mylord, ich habe so großes Zutrauen zu Ihnen gefaßt, rief der Spanier, ich bin so sehr überzeugt davon, daß Sie das Leben und die Welt nach allen Seiten kennen, daß ich gerade mit Ihnen über diese Frage meiner Verheirathung sprechen, daß ich Sie um Ihr Urtheil bitten wollte. Es ist eine eigenthümliche Angelegenheit, und ich bin mit mir selbst nicht recht im Reinen. Auch weiß ich, daß ich noch sehr jung bin, und seitdem ich Sie gesehen, kommt es mir vor, als sei ich nur ein Schulknabe, und als sei ich eben so thöricht, wie ich mich früher klug gedünkt. Darf ich mit Ihnen darüber sprechen, Mylord?

— Ja, mein Freund! antwortete der Lord. Aber nicht jetzt. Ueberlegen Sie noch einmal selbst, und sprechen wir dann darüber, wenn ich Ihnen meinen Besuch mache.

— Also Sie werden kommen? rief Don Lotario sichtlich erfreut.

— Lieber Freund, fragte der Lord ernst, gehört es auch zu den Sitten dieses Landes, daß man an dem Worte eines Mannes zweifelt?

— Nein, antwortete Don Lotario beschämt. Aber ich glaubte kaum, daß Sie mir diese Freude gönnen würden.

— Also verschieben wir dieses Gespräch! sagte der Lord. Nur Eines will ich Ihnen sagen. Auch ich stand im Begriff, mich zu verheirathen, als ich einundzwanzig Jahr alt war. Auch mich machte es namenlos unglücklich, daß damals meine Wünsche nicht in Erfüllung gingen. Und dennoch wäre ich das nicht geworden, was ich bin, wenn damals der Priester den Segen über mich und meine Geliebte gesprochen hätte.

— Und Sie sind zufrieden damit, daß es damals nicht so weit gekommen? fragte Lotario fast ängstlich.

— Das weiß ich nicht, antwortete der Lord kurz, und

der plötzliche Uebergang in seinen Mienen zeigte, daß er jetzt von etwas Anderem sprechen wolle.

— Sie haben die schöne Aussicht, die man von hier hat, noch keines Blickes gewürdigt, sagte er dann.

— Das ist wahr, Prächtig! rief Don Lotario, einen Blick durch die breiten Fenster werfend. Man sieht über die Felsen fort, bis an das Meer. Ah, man kann den Lauf dieses kleinen Meerbusens ganz deutlich verfolgen. Und das ganze Thal liegt klar vor meinen Blicken. Ein schönes Thal, nicht wahr, Mylord? Ackerland, wie man es um Missouri und Ohio nicht schöner finden kann. Und Sie haben tüchtig arbeiten lassen. Es ist eine Freude, das zu sehen! Dort die abgegrenzten Felder. Das ist Reis wahrscheinlich? Und das Getreide? Was sehe ich? Dort drüben haben Sie sogar Weinreben pflanzen lassen! Eine glückliche Idee! Nun, ich zweifle nicht daran, in zwei Jahren ist das ganze Thal bebaut und Sie haben gethan, was ein Anderer nicht in zehn Jahren vollendet. Aber was ist denn das?

— Sie meinen das große Gerüst dort unten? fragte der Lord lächelnd. Nun rathen Sie einmal!

— Das weiß ich wahrlich nicht, antwortete Don Lotario erstaunt. Wozu diese starken Balken, diese Gewinde? Sie wollen doch nicht etwa ein Bergwerk anlegen?

— Ich dachte mir, daß Sie darauf fallen würden, sagte der Lord. Nein, das nicht.

— Nun, dann könnte es nur ein Brunnen werden sollen, sagte Don Lotario. Aber Sie haben doch Wasser die Fülle. Dort drüben ist der Fluß, hier, nicht weit von dem Brunnen, ein Bach mit dem klarsten Wasser! Gehen Sie, Mylord! Sie wollen ein Bergwerk anlegen, nicht wahr?

— Nein, nein! Wie nun, wenn ich warmes Wasser haben wollte?

— Ah, das ist etwas anderes! rief der Spanier überrascht. Glauben Sie eine warme Quelle entdeckt zu haben?

— Ich glaube, antwortete der Lord. Ich kann mich indessen irren, denn es ist bereits ziemlich tief gebohrt, ohne daß meine Hoffnung in Erfüllung gegangen. Einzelne Anzeichen ließen mich hoffen, eine warme Quelle zu finden, wie es deren mehrere in diesem Lande giebt.

— Und was läge Ihnen daran, wenn Sie dieselbe gefunden? fragte der Spanier.

— O, mir persönlich nichts, antwortete der Lord. Es wäre nur eine Pflicht gegen die leidende Menschheit, die ich dadurch erfüllte. Ich würde sie den Kranken zur freien Benutzung übergeben.

— Bravo! rief Don Lotario. Aber Caramba! Mylord, wo haben Sie das Holz hergeholt, aus dem diese Gerüste gebaut sind? Auf vierzig Meilen im Umkreise findet man nicht fünf solcher Stämme, wie sie nöthig sind, um so starke Balken daraus zu zimmern. Das ist wieder eines von Ihren Wundern und nicht das kleinste.

— Da mögen Sie Recht haben, antwortete der Lord lachend. Der Holzmangel ist eine unangenehme Eigenschaft dieser Gegend. Aber mit Hülfe meines Dampfers kann ich ihn leicht überwinden. Sobald derselbe angekommen war, schickte ich ihn hinauf nach einer amerikanischen Station im Oregon, wo bereits zwei Flöße für mich bereit lagen. Er hat sie herunter schleppen müssen, die Küste entlang. Es war eine unwürdige Arbeit für ein so schönes Boot. Aber was hilfts? Noth bricht Eisen, und hier in diesen Gegenden, wie Sie selbst am besten wissen, muß auch ein Hidalgo manchmal Hand anlegen. Genug, ich habe das Holz, und sehen Sie, dort hinten in der Bucht liegt das zweite Floß, das noch nicht angerührt ist und dessen Hölzer ich später einmal brauchen werde.

— Sie sind ein Zauberer, oder Sie stehen mit hülfreichen Geistern im Bunde! sagte Don Lotario lächelnd und kopfschüttelnd.

— Das kann sein, erwiederte der Lord. Aber meine guten Geister sind ein schneller Ueberblick, Kraft und Thätigkeit. Indessen auch darüber sprechen wir ein ander Mal mehr. Ich glaube, ich kann Ihnen noch manche gute Lehre geben, Don Lotario. Darf ich hoffen, Sie zum Mittag bei mir zu sehen?

— Ah, ich danke! rief der Spanier sichtlich erfreut. Doch wann essen Sie?

— Wann Sie befehlen, sagte der Lord verbindlich. Sie haben einen weiten Weg zurück, nicht wahr?

— Zwei gute Stunden, wenn ich über die Berge reite, antwortete Lotario. Doch kann ich das nur bei hellem Tageslicht wagen. Des Nachts brauche ich beinahe vier Stunden, und es ist ein langweiliger Weg. Doch wenn es Ihnen Recht ist, Mylord, darf ich den Brunnen einmal sehen, oder vielleicht das Dampfboot?

— Ich wohl, erwiederte der Lord, im Begriff, die Treppe hinabzusteigen. Aber erlauben Sie, Don Lotario, sind das nicht Indianer?

Der Spanier warf einen Blick um sich und schien überrascht, sogar bestürzt zu sein.

— Mylord, rief er hastig, das sind nicht nur Indianer, sondern sogar Indianer auf dem Kriegspfad. Man will Sie angreifen, ich zweifle nicht daran. In drei Minuten werden sie am Fuße des Berges sein.

— Ah, meinen Sie wirklich? sagte der Lord und lehnte sich kaltblütig an das eiserne Gitter, das sich rings um die Fenster zog, die Indianer aufmerksam betrachtend. Sollten sie wohl so kühn sein?

— Ich zweifle nicht daran, rief Don Lotario unruhig. Er erzählte hastig dem Lord seine Zusammenkunft mit den Indianern und die Fragen, die sie an ihn gerichtet hatten.

Der Lord schien nur mit halbem Ohr hinzuhören. Die tollen Sprünge, mit denen die Indianer — eine Schaar von

ungefähr zweihundert Mann — über die Felsen setzten, schienen ihm Spaß zu machen und er lächelte.

Während dessen kam die Horde immer näher. Die Mehrzahl war mit Lanzen, Bogen und Pfeilen bewaffnet. Viele trugen Beile, den Tomahawks der nördlichen Indianer ähnlich, nur Wenige waren mit Flinten versehen. Wie Don Lotario vorausgesagt, waren sie in drei Minuten am Fuß des Berges; dort sammelten sie sich und schienen hastig das Weitere zu berathschlagen.

— Also Sie glauben wirklich, daß dieser Besuch kein friedlicher sein soll? fragte der Lord gleichgültig.

— Ich beschwöre Sie, Mylord, treffen Sie Vorkehrungen, rief der junge Mann. Ich kenne die Indianer. In fünf Minuten werden sie wie Katzen den Berg emporklettern, und es ist eine mehr als zehnfache Uebermacht.

Der Lord warf einen Blick auf den Hof. Dort schien man bereits von dem Anrücken der Indianer benachrichtigt zu sein, und einzelne Arbeiter traten an die Schießscharten, um einen Blick auf die Rothhäute zu werfen.

— Lassen Sie die Männer sich bewaffnen! rief der Spanier. Nehmen Sie die Sache nicht leicht, Mylord.

— O, das thue ich nicht, sagte dieser kaltblütig. Ich denke soeben daran, daß ich hier vielleicht eine prächtige Gelegenheit haben werde, eine neue Erfindung zu probiren. Herr Intendant — fügte er dann lauter hinzu — Herr Intendant, bringen Sie mir das Blechkästchen, das in meinem Arbeitszimmer neben dem Bureau steht. Sämmtliche Leute mögen sich in den innern Hof zurückziehen!

— Unbewaffnet? rief Don Lotario beinahe erschreckt.

— Ja wohl, erwiederte der Lord. Im Nothfall bleibt uns immer noch Zeit, während diese Kinder Kaliforniens an den Mauern emporklettern, zu den Waffen zu greifen. Vorher will ich meine Erfindung probiren. Ich glaubte nicht, eine so gute Gelegenheit zu finden. Da ist das Kästchen!

Der Intendant brachte es selbst und sah seinen Herrn einen Augenblick fragend an.

— Es ist gut, sagte dieser mit einer Handbewegung. Ich werde allein mit den Indianern fertig werden.

Der Intendant ging, und der Lord öffnete das Blechkästchen. Don Lotario, der seine Unruhe kaum zu bemeistern im Stande war, sah, daß dasselbe mit einer Menge kleiner bräunlicher Kugeln, ungefähr von der Größe einer Handgranate, angefüllt war.

— Ah! rief er, das sind Handgranaten. Ja so, das lasse ich mir gefallen!

— Sie irren, sagte der Lord ruhig, aber es ist etwas Aehnliches. Sie werden schon sehen.

— Mylord, es ist hohe Zeit! rief Don Lotario erschreckt. Da sind sie schon!

In der That kletterten die Indianer wie Katzen an dem Felsen empor. Sie vermieden die breite Kunststraße, weil sie glaubten, dort den Kugeln mehr ausgesetzt zu sein, und alle Winkel und Ecken benutzend, die ihnen der Felsen darbot, waren sie der äußeren Ringmauer bereits bis auf ungefähr achtzig Schritte nahe gekommen. Sie hatten sich in mehrere Haufen vertheilt, von denen jeder vielleicht fünfzig Mann stark war.

Der Lord hatte zehn Kugeln aus dem Kästchen genommen. Jetzt nahm er die erste, träufelte aus einer Flasche, die sich ebenfalls in dem Kästchen befand, einige Tropfen von einer gelbbraunen Flüssigkeit darauf und warf die Kugel geschickt und kräftig unter den ersten Haufen. Don Lotario bemerkte dabei, daß die Kugel ziemlich weich war. Sie mußte sich also breit schlagen, wenn sie auf den Felsen fiel, und konnte nicht den Berg hinabkollern. Dann nahm der Lord die zweite Kugel, befeuchtete sie ebenfalls mit einigen Tropfen jener Flüssigkeit und warf sie in einen anderen Haufen der Indianer. So warf er noch fünf Kugeln und zwar auf eine

so geschickte Weise, daß sie in fast gleichen Zwischenräumen auf den Felsen fielen.

Die Indianer bemerkten die Kugeln und wichen scheu vor ihnen zurück. Sie mochten, wie Don Lotario, glauben, daß sie platzen und eine tödtliche Ladung ausstreuen würden. Auch der Spanier erwartete unruhig und ängstlich den Erfolg dieses räthselhaften Manövers. Nur der Lord sah gleichgültig und mit seinem gewöhnlichen beobachtenden Lächeln auf die Indianer, die jetzt still standen und nicht zu wissen schienen, ob sie weiter vordringen sollten.

Gleich darauf sah Don Lotario von den einzelnen Stellen, an denen die Kugeln lagen, einen leichten, gelblichen Dampf aufsteigen, der schnell zu einer Art von Nebel wurde und sich über den ganzen Raum verbreitete, den die Indianer einnahmen. Sein Erstaunen wuchs, als er bemerkte, daß die Indianer gräßliche Gesichter schnitten, die Arme verzweifelnd um sich warfen und dann in ein kurzes, wimmerndes Geheul ausbrachen. Dann sah er einen nach dem anderen von den Indianern verschwinden. Eine Minute später zertheilte ein frischer Windstoß den Dampf und Lotario sah sämmtliche Indianer regungslos auf der Erde liegen.

— Halten Sie ein Tuch vor den Mund! rief jetzt der Lord. Der Wind treibt etwas von dem Dampf hierher.

Don Lotario that schnell, was der Lord befahl. Aber schon hatte er etwas von einer eigenthümlichen Luft eingeathmet und brach in einen kurzen, trockenen Husten aus. Der Anfall war stark, ging jedoch schnell vorüber. Auch der Lord hustete ein wenig, lachte jedoch dabei und machte ein zufriedenes Gesicht.

— Bravo! sagte er dann. Meine Kunst hat mich nicht im Stich gelassen. Was meinen Sie dazu?

— Die Indianer sind todt, sämmtlich todt? rief Lotario erschreckt. Caramba, das ist ein entsetzliches Mittel!

— Was wollen Sie? fragte der Lord gleichgültig.

Trachteten diese Leute nicht nach meinem Leben? Doch ob sie todt sind, werden wir bald sehen. Sieben Kugeln also genügten!

Dabei legte er die drei letzten Kugeln wieder in das Kästchen und verschloß dasselbe vorsichtig.

Don Lotario konnte sich eines Schauders nicht erwehren. Er war erschreckt gewesen, als er die Indianer anrücken sah, er hatte sich auf einen entsetzlichen Kampf gefaßt gemacht. Aber in dieser Aufregung und Unruhe hatte etwas gelegen, was den jungen Mann ehrt. Jetzt nun durch ein einfaches, fast lächerliches Mittel sah er diese Schaar von Indianern mit einem Schlage getödtet; lautlos, ohne einen Lärm von Schüssen, ohne das Geschrei von Kämpfenden, ohne das Geklirr der Messer und Aexte, daniedergestreckt, wie durch den Arm einer höheren Macht, wie durch einen Wink des Todesengels, wie angehaucht von einem tödtlichen Athem. Und der Lord, dieser seltsame Mensch, der durch sieben Bewegungen seines Armes, durch sieben geschickte Würfe dieses gräßliche Wunder bewirkt, stand ruhig dabei — keine Miene verzog sich in seinem beobachtenden Gesicht, und noch immer schwebte ein Lächeln um seine Lippen, das Lächeln des Todesengels! Don Lotario fühlte sein Blut erstarren. Es fröstelte ihn. War das ein Wesen von Fleisch und Bein, oder war es eine jener dämonischen Erscheinungen, an welche die heiße Phantasie der Südländer trotz aller modernen Aufklärung immer noch glaubt?

Jetzt zog der Lord seine Uhr aus der Tasche, warf einen flüchtigen Blick auf dieselbe und sah dann wieder nach den Indianern.

— Sechs Minuten, sagte er ruhig. Jetzt passen Sie auf, Don Lotario, Sie werden ein Wunder sehen.

Und wirklich! Der Kopf eines Indianers erhob sich. Verwundert, entsetzt, mit starr geöffneten Augen schaute er um sich und richtete sich dann empor. Das Haar des rothen

Mannes sträubte sich, als er die Leichen seiner Genossen erblickte. Er stieß einen klagenden, schrillen Laut aus, warf einen Blick namenloser Angst auf die kleine Festung, sprang dann, wie von einer unsichtbaren Macht getrieben, auf, faßte sich an den Kopf und rannte den Berg hinab, pfeilschnell, in Sprüngen, wie sie kaum ein wildes Thier gewagt hätte.

— Caramba! Der Mann war nicht todt? murmelte Don Lotario. Aber halt, da ist noch Einer!

In der That erhob sich jetzt ein anderer Kopf, ganz auf dieselbe Weise, zehn Schritte davon ein dritter, dann an einer anderen Stelle ein vierter. Jeder von diesen erwachenden Indianern wiederholte genau die Bewegungen des ersten. Alle warfen sie entsetzte Blicke auf die starren Körper ihrer Genossen und auf die Festung des Lords. Dann sprangen auch sie in tollen Sätzen und mit klagendem Geheul den Berg hinab.

Nun aber wurde der ganze Fels lebendig. Ueberall erhoben sich die hageren rothen Gesichter, überall leuchteten dieselben starren, entsetzten Blicke, überall richteten sich dieselben Gestalten erst langsam, dann blitzschnell empor. Es war ein seltsames Schauspiel. Diese Angst, dieses Entsetzen, dieses Verdrehen der Augen, diese tollen Sprünge den Berg hinab — selbst der Lord lachte und Don Lotario brach in ein tolles Gelächter aus.

Noch fünf Minuten, und der Fels war leer. Nach allen Richtungen stoben die Indianer auseinander. Die Meisten warfen ihre Waffen von sich, ein klagendes Geheul erfüllte die Luft. Unten im Thale angelangt, dachten sie nicht daran, sich zu sammeln. Jeder Einzelne suchte Rettung in einer Felsspalte, hinter einem Gebüsch. Viele überstürzten sich in ihrem hastigen Lauf und kollerten die Abhänge hinab. Hinter ihnen her schallte das Gelächter Don Lotario's und das der Leute des Lords, die an die Schießscharten geeilt waren und von dort das räthselhafte Schauspiel mitansahen. Wie dämonisch,

wie teuflisch mußte dieses Lachen in die Ohren der armen Indianer klingen!

— Aber, Mylord, zum Teufel, was ist denn das? rief der Spanier, der sich die Seiten hielt — denn er konnte nicht mehr lachen. Ich glaubte im Ernst, Sie hätten das ganze Gesindel getödtet!

— Ei, haben Sie mich für so blutdürstig gehalten? sagte der Lord lächelnd. Lieber Freund — fuhr er dann fort und berührte in flüchtiger Vertraulichkeit die Schulter des Spaniers — Sie sehen hierin einen Sieg der Intelligenz über die rohe Kraft, einen Sieg der Wissenschaft über die rohe Materie. Als ich den Entschluß faßte, mich in diesem Lande anzukaufen und mir hier ein Haus zu bauen, wußte ich recht gut, daß ich früher oder später mit den Indianern in eine wahrscheinlich unangenehme Berührung kommen würde. Ich hörte damals von einer neuen Erfindung, lernte sie genau kennen, verbesserte sie, und beschloß, sie im Nothfall anzuwenden. Die Gelegenheit hat sich mir heut auf eine vortreffliche Weise dargeboten. Glauben Sie, daß ich mich gefürchtet, einen offenen Kampf, Mann gegen Mann, mit den Indianern anzunehmen? Gewiß nicht. Dort stehen meine Kanonen, bis an die Mündung mit Kartätschen gefüllt, dort sind meine Leute, rüstige Männer, eingeübt auf Flinte, Pistol und Säbel, und bewaffnet mit Mordwerkzeugen, die es jedem Einzelnen möglich machen, in einer Minute zehn Indianer zu tödten. Ich sage Ihnen, in fünf Minuten würden Sie hundertundfünfzig Indianerleichen auf den Felsen, am Fuße der Mauer gesehen haben. Aber was hätte mir das genutzt? Ich dürste nicht nach dem Blute dieser Menschen, die vielleicht ganz Recht haben, wenn sie mich als einen Eindringling, einen Eroberer betrachten und sich meiner entledigen wollen. Hätte ich heut hundertundfünfzig getödtet, so würden nach acht Tagen tausend zurückgekehrt sein und das Gemetzel hätte von Neuem angefangen. Ich wäre ein Mörder, ein Schlächter

geworden, wie Ihre Ahnen glorreichen Andenkens, wie Cortez und Pizarro. Statt dessen habe ich diesen Rothhäuten einige kleine Kugeln zugeworfen, die mit einer chemischen Mischung gefüllt sind und beim Platzen eine Luft verbreiten, die der menschlichen Lunge die Fähigkeit des Athmens raubt und den Körper auf sechs bis sieben Minuten in eine Art von Scheintod versetzt, wie Sie soeben gesehen haben. Durch dieses unschuldige Manöver habe ich einen doppelten Zweck erreicht. Der Angriff ist auf eine unblutige Weise abgeschlagen und ich habe diese armen Seelen nicht auf meinem Gewissen. Aber sie werden auch nicht zurückkehren. Ich gehe die höchste Wette mit Ihnen ein, daß im Umkreise einer Stunde sich kein Indianer anders sehen lassen wird, als zitternd und bebend. Jetzt bin ich ihnen kein gewöhnlicher Mensch mehr, dessen Pläne verhindert werden können. Nein, in den Augen dieser verschmitzten aber unkultivirten Kinder der Natur bin ich jetzt ein Dämon, ein Gott, ein Herr über Tod und Leben. Es hängt jetzt nur von mir ab, mich von ihnen anbeten zu lassen. Sie werden mir blind folgen, und kein Mensch wird im Stande sein, sie zu einem zweiten Angriff zu bewegen. Ich glaube, das ist ein ziemlich gutes Resultat, Don Lotario, um so mehr, da es durch eine einfache Mischung von Schwefel, Chlor und einigen anderen Ingredienzien erreicht ist.

— Ich bewundere Sie, Mylord! sagte der junge Spanier, der mit der Miene der tiefsten Ergebenheit zugehört hatte. Ich weiß jetzt, daß Sie keine übernatürlichen Mittel in Anwendung bringen. Aber meine Bewunderung für Sie ist deshalb nur um so größer. Sie stehen in jeder Beziehung auf der Höhe der Entwickelung unserer Zeit. Wollte Gott, ich könnte wenigstens einen Theil Ihres Wesens begreifen, anstatt staunend zu Ihnen aufzuschauen. Wollte Gott, Sie könnten mein Lehrer sein!

— Lieber Freund, sagte der Lord, dessen Gesicht nichts weniger zeigte, als befriedigte Eitelkeit, und das im Gegen-

theil beinahe finster geworden war — lieber Freund, es giebt Dinge, die man nicht anders lernen kann, als durch eine Schule von Leiden. Möchten Sie das Paradies Ihres ruhigen Herzens verlieren, nur um den Preis der Erkenntniß? Ich glaube kaum. Doch wollten Sie nicht das Dampfboot sehen?

Don Lotario kannte seinen seltsamen Freund bereits gut genug, um zu wissen, daß nun jedes weitere Gespräch über diesen Gegenstand abgebrochen sei. Er verließ mit dem Lord den kleinen Thurm, der als Sternwarte dienen sollte, und folgte demselben auf den Hof.

Die Arbeiter waren bereits wieder bei ihrer Beschäftigung, konnten aber ein beifälliges Gemurmel nicht unterdrücken, als der Lord durch ihre Reihen ging. Doch auch diese schlichten Leute schienen von dem Einflusse seiner räthselhaften Persönlichkeit beherrscht zu werden. Sie wagten es nicht, ein lautes Wort zu sprechen, und der Lord seinerseits achtete nicht im mindesten auf ihre beifälligen Blicke. Kühl und ruhig schritt er hindurch und wandte sich zu einer Pforte, die nicht weit von dem großen steinernen Hause in der Mauer angebracht war. Man mußte, um zu ihr zu gelangen, die eine Seite des Hauses der Länge nach passiren.

Don Lotario warf einen flüchtigen Blick auf dieses Haus, das in sehr schönen und regelmäßigen Verhältnissen gebaut war. Plötzlich blieb sein Blick auf einem Fenster haften und er stand still.

Der Lord, der voran ging, wandte sich zu ihm zurück und sah dann ebenfalls nach dem Fenster.

— Wer ist das? fragte Don Lotario zitternd und entsetzt. Ist das ein menschliches Gesicht?

Er konnte so fragen. Das Gesicht, das er hinter dem vergitterten Fenster sah, hatte fast nichts Menschliches. Es war nicht blaß, wohl aber fahl und erdfarben. Die Augen lagen so tief in ihren Höhlungen, daß man das gelbliche

Weiß derselben kaum erkennen konnte. Das Haar war struppicht, beinahe borstig. Entsetzlich aber war vor Allem der starre, geisterhafte Ausdruck dieses Gesichtes. Keine menschliche Empfindung lag auf demselben. Es schien der Kopf einer Leiche, eines Gespenstes zu sein.

— Es ist ein Wahnsinniger! sagte der Lord, und ein leichter Schauder schien über seine Glieder zu fliegen.

— Ein Wahnsinniger! wiederholte der Spanier, sich schüttelnd.

Aber er hatte den Schauder des Lords bemerkt, er hatte gesehen, daß dieser kalte Mensch tief ergriffen war.

— Mein Gott fügte er hinzu, doch nicht ein Verwandter von Ihnen? Vielleicht Ihr Vater?

— Nein, antwortete der Lord mit einem abermaligen Schauder. Aber vielleicht der Mörder meines Vaters!

— Der Mörder! rief Don Lotario entsetzt. Und Sie haben den Mörder Ihres Vaters in Ihrem Hause?

Der Lord antwortete nicht. Fast zitternd glitt sein Blick von dem Fenster fort und suchte die Erde. Dann senkte er den Kopf und schritt langsam voran, um die Pforte zu öffnen, hinter der ein Fußsteig sich den Felsen hinabschlängelte und zu dem Meerbusen führte.

Als die beiden Männer nach anderthalb Stunden denselben Weg zurückkehrten, warf der Spanier abermals einen scheuen Blick auf das Fenster. Das Gesicht war verschwunden. Ob der Lord dorthin geblickt, hatte Don Lotario nicht bemerkt. Er sprach über gleichgültige Dinge.

Das Diner erwartete die Beiden. Es war nur für zwei Personen servirt worden. Niemals hatte der junge Spanier an einer so reich besetzten Tafel gesessen. Die wenigsten von den Herrlichkeiten, die vor ihm standen, kannte er. Der Lord selbst aß sehr wenig und goß nur wenige Tropfen Wein in die Gläser mit Wasser, die er sich reichen ließ. Don Lotario jedoch hielt eine prächtige Mahlzeit, um

so mehr, da sich das Gespräch jetzt ausschließlich um Dinge drehte, bei denen er auch ein Wort mit einfließen lassen konnte. Der Lord verlangte nämlich von ihm Auskunft über verschiedene Verhältnisse Kaliforniens. Freilich hatte Don Lotario auch jetzt Gelegenheit genug, zu bemerken, daß der Lord über diese Verhältnisse schon von früher her sehr gut unterrichtet war, und hätte er ein schärferes Auge gehabt, so würde ihm kein Zweifel darüber geblieben sein, daß Lord Hope ihn manchmal nur sprechen ließ, um nicht das Wort allein zu führen. Halb berauscht von den feurigen Weinen und dem Eindruck, den sein seltsamer Wirth auf ihn gemacht, erhob sich endlich der junge Mann, um Abschied zu nehmen.

— Zögern Sie nicht zu lange mit Ihrem Besuche, Mylord, wenn ich Sie bitten darf! sagte er. Sie wissen jetzt, daß es sich dabei für mich noch um eine andere wichtige Angelegenheit, um eine Herzenssache handelt!

— Ich glaube, daß noch ungefähr acht Tage darüber hingehen werden, sagte der Lord ruhig.

— Und vergessen Sie nicht, daß ich den Vorrang vor allen Anderen habe! fügte Don Lotario hinzu.

— Wie meinen Sie das? fragte der Lord. Außer Ihnen kenne ich noch Niemand in diesem Lande.

— O, Sie werden innerhalb vierzehn Tagen Bekanntschaften genug machen! rief der junge Mann. Nicht nur ganz Kalifornien, ganz Mexiko wird zu Ihnen strömen, um Ihre Einrichtungen zu bewundern.

— Das würde mir nicht eben lieb sein, sagte der Lord mit einem Anflug von Mißbehagen. Ich werde es freilich nicht verhindern können, daß man mich besucht. Aber ich werde schwerlich für jeden Neugierigen zu sprechen sein; meine Zeit ist mir zu lieb. Mit Ihnen, Don Lotario, habe ich eine Ausnahme gemacht. Ich liebe die jungen Leute, und von Ihnen weiß ich, daß kein eigennütziges Interesse Sie hierher führt. Wenn Sie mir also einen Gefallen thun

wollen, so erregen Sie nicht die Neugier Ihrer Freunde, und wenn Sie mich sprechen wollen, so kommen Sie, so oft es Ihnen gut dünkt, doch kommen Sie allein!

— Sie sind ein seltsamer Mann! rief der Spanier. Doch Ihr Wille geschehe!

Dabei reichte er dem Lord die Hand, die dieser flüchtig berührte, und schwang sich auf seine Rosinante.

— Einundzwanzig Jahre! flüsterte der Lord, als der junge Spanier munter den Berg hinunter trabte. So unbefangen war ich auch, so fröhlich und so heiter. Und auch ich glaubte damals an der Schwelle des Glücks zu stehen!

Er sah gedankenvoll in die blaue Ferne hinein, dann wandte er sich zu den Arbeitern, gab flüchtig einige Befehle und sagte dem Intendanten, sich in einigen Minuten für einen Spazierritt bereit zu halten. Darauf ging er in das Innere des Hauses und kehrte bald mit einem Strohhut auf dem Kopfe und einem Stock in der Hand zurück. An dem Handgriff dieses Stockes befand sich eine Art von stählernem Hammer.

Ein Diener hielt bereits das Roß des Lords am Zügel, ein edles Thier, ein Araber von untadelhafter Schönheit. Sobald das Thor geöffnet, sprengte er hinaus; der Intendant hatte Mühe, zu folgen. Das Roß flog im Galop den Berg hinab; der Lord aber saß so ruhig auf dem Rücken des stolzen Thieres, als ritte er in der Manége, lenkte es dann nach dem Ufer des Baches und ritt an diesem entlang.

Dann wandte er sich, stets von seinem Intendanten gefolgt, zurück nach dem Berge der Wünsche und sprengte nach dem Gerüst, das, wie er dem Spanier gesagt, dazu dienen sollte, eine warme Quelle zu finden.

Es war ein mächtiges Gerüst, aus starken Balken gezimmert, und diente dazu, eine Maschine zum Bohren zu tragen, die sich, wie immer, auch jetzt in Thätigkeit befand und bei der vier Menschen beschäftigt waren.

Der Eine, welcher der Aufseher zu sein schien, grüßte mit etwas verlegener Miene.

— Nun, fragte der Lord, dicht heranreitend, immer noch nichts gefunden?

— Nein, Mylord. Und wir werden auch wohl nichts finden, lautete die wenig tröstende Antwort.

— Dann müßte ich mich sehr geirrt haben! meinte der Lord kopfschüttelnd. Wie tief seid Ihr?

— Einhundert und dreiundachtzig Fuß, nach meiner Berechnung, antwortete der Aufseher.

— So tief? Dann ist wenig Hoffnung, meinte der Lord achselzuckend. Wir wollen an einer anderen Stelle wieder anfangen. Es muß hier warmes Wasser geben. Kann man das Loch sonst zu etwas gebrauchen?

— Daß ich nicht wüßte, meinte der Mann, sich besinnend. Vielleicht als Cisterne in trockener Zeit.

— Gut, so mag die Grube offen bleiben, sagte der Lord. Für heut ist es genug. Geht hinauf nach dem Fort.

Die Arbeiter ließen sich das nicht zweimal sagen, zogen ihre Jacken an und wandten sich nach dem Berge.

— Ich will doch einmal das Erdreich untersuchen, sagte der Lord, gleichsam zu sich selbst und ohne sich um den Intendanten zu kümmern. Nimm die Zügel, Hakey. Ich will hinabsteigen.

Er sprang vom Pferde, behielt den Stock in der Hand und kletterte mit großer Geschicklichkeit an der Ausfüllung des Gerüstes hinab in die Grube. Dort blieb er wohl eine gute Viertelstunde, ohne daß der Intendant etwas von ihm hörte oder sah. Als er zurückkehrte, war ein leichter Schimmer von Röthe auf dem Gesicht des Lords — wahrscheinlich von der Anstrengung.

Die Beiden sprengten nun zurück nach dem Berge und trabten die breite Straße hinauf. Oben an dem Thor angelangt, warf der Lord noch einen Blick auf das Thal, das

jetzt bereits in die blauen Schatten der Dämmerung gehüllt war, aber einer durchsichtigen, azurnen Dämmerung.

— Hm! Was ist das? meinte er, seinen Blick in die Ferne richtend. Siehst Du ebenfalls den Zug, Hakey?

— Ja wohl, Herr Graf —

— Hast Du vergessen, daß ich hier nicht Herr Graf, sondern Mylord heiße? unterbrach ihn der Lord in einem so scharfen und strengen Tone, daß der Intendant bestürzt die Augen senkte. Nun also, siehst Du den Zug?

— Ja wohl, Mylord! Ungefähr dreihundert Personen. Es sind keine Indianer.

— So scheint es mir auch, sagte der Lord. Wahrscheinlich der Zug, von dem Don Lotario sprach. Wachsamkeit, Herr Intendant! Die Weißen sind hier schlimmer, als die Indianer. Doppelte Wachen die Nacht!

Das Thor war bereits geöffnet, der Lord sprengte hinein und war nach einer Minute in seinem Hause. Nach einer zweiten Minute stand er oben auf der Sternwarte, durch ein Fernrohr nach jenem Zuge hinüberblickend.

Es waren ungefähr dreihundert Personen, wie der Intendant gesagt. Durch das herrliche Rohr sah sie der Lord fast deutlich vor sich und seine Aufmerksamkeit schien durch das, was er sah, in einem ziemlich hohen Grade erregt zu werden. Es war ein langer Zug, ungefähr zur Hälfte aus Männern und Frauen bestehend. Einzelne gingen, Andere ritten, Andere saßen und lagen auf großen Karren, die von Pferden oder Ochsen gezogen wurden. Die Männer waren sämmtlich bewaffnet, und zwar gut bewaffnet, wie es dem Lord schien. Der Zug passirte jetzt bereits die Brücke und nahm seine Richtung gerade auf den Berg zu.

— Wahrscheinlich Auswanderer! flüsterte der Lord vor sich hin. Ziemlich zahlreich! Wohin mögen sie wollen?

Er beobachtete den Zug noch eine Zeit lang durch das Fernrohr. Er sah denselben Halt machen, er sah die Zelte

von den Karren nehmen, er sah die emsige Beschäftigung einer Auswandererschaar, die ihr Nachtlager aufschlägt. Die Karren wurden rings um die Zelte aufgestellt, zum Schutz gegen einen nächtlichen Ueberfall. Feuer wurden angezündet, Wasser aus dem Flusse geholt. Das Alles geschah ungefähr tausend Schritt vom Fuße des Berges entfernt.

— Mylord! rief jetzt eine Stimme von unten. Drei von den fremden Männern wünschen Sie zu sprechen.

— Ah so, ja, ich sah sie kommen! sagte der Lord. Führt sie in die Vorhalle und zündet die Lampen an. Ich komme!

Er schob sein Fernrohr zusammen, stieg langsam hinab, ging nach seinem Zimmer und blieb dort einige Minuten, wie ein großer Herr, der diejenigen, die ihn sprechen wollen, absichtlich warten läßt. Wenigstens mußte Jeder das glauben, der nicht wußte, daß der Lord bereits durch eine geheime Oeffnung einen Blick auf die drei Männer geworfen und ihr leises Gespräch belauscht hatte — aber Niemand wußte das.

Es waren drei Männer von ganz verschiedenem Aussehen. Der Erste war ein alter Mann, beinahe ein Greis, klein, mit grauem Haar, grauem kurzen Bart und einem Gesicht, das seine Furchen eher in dem Studirzimmer, als bei der mühsamen Arbeit des freien Feldes erlangt haben mochte. Er trug einen langen schäbigen Rock und einen niedrigen Quäkerhut. Seine Augen waren klug, wohl auch verschmitzt, seine Lippen schmal, seine Wangen eingefallen. In der Hand trug er einen langen Stock. Was er sein mochte, ließ sich schwer errathen. Jedenfalls aber war es ein Mann der Städte und Stuben, kein Mann der Wälder und Prärien.

Der Zweite war ein Herkules, breitschultrig, mit einem zerknitterten Strohhut und einem starrenden Backenbart, einer jener wilden Gesellen der amerikanischen Urwälder. Trotz und Gutmüthigkeit lagen auf seinem Gesicht. Er trug einen kurzen Kittel, lederne Beinkleider, hohe Stiefel und im

Gürtel ein Messer. Gewöhnlich hatte er die beiden großen Hände in diesem Gürtel stecken und stand da auf seinen gewaltigen Beinen, wie ein Koloß, der nichts weiter verlangt, als daß Jemand den Versuch machen soll, ihn umzustoßen.

Der Dritte wieder war ganz verschieden von diesen Beiden. Er war beinahe so groß, wie der Zweite, aber schlank und gut gebaut. Sein Anzug war jetzt nachlässig und durch Wind und Wetter verdorben, mochte aber einst gewählt gewesen sein — wenigstens was man für einen Auswanderer gewählt nennen konnte. Er trug einen Strohhut mit schwarzem Bande, ein lose geschlungenes Halstuch um den weiten Hemdkragen, Weste, Rock und Beinkleid von demselben festen grauen Stoff und modisch geschnitten. Auch er hatte im Gürtel ein Messer sitzen. Sein Gesicht war etwas gelb, von der Sonne verbrannt, sonst aber fein und edel geformt. Das dunkelbraune Haar trug er lang, so daß es beinahe auf die Schultern niederfiel. Der Lord beobachtete ihn am längsten. Das schöne dunkle Auge, seine ruhige, wenn auch etwas lässige Haltung war ihm aufgefallen. Er mischte sich nicht in das Gespräch der Anderen, die in einem Yankee-Englisch sprachen, von dem der Lord nur wenig verstand.

Diese drei Personen, die mit einer gewissen herausfordernden Ruhe die Ankunft des Herrn vom Hause erwarteten, fuhren doch ein wenig zusammen, als der Lord die Treppe zum Vorsaal hinunterstieg.

Der Lord hatte nie kühler und ruhiger, aber auch nie vornehmer und stolzer ausgesehen.

Der Robuste machte eine ungelenke Verbeugung, der Alte nahm seinen Hut ab, nur der junge Mann schien seine Fassung am meisten bewahrt zu haben und griff mechanisch an seinen Strohhut.

Auch der Lord hielt seinen Hut in der Hand. Jetzt setzte er ihn auf, mit einer Bewegung und einem Blicke, der

sagen wollte: Ich gelte hier in diesem Hause wenigstens eben so viel, als ihr!

— Sie haben nach mir verlangt, meine Herren, sagte er, in einiger Entfernung von ihnen stehen bleibend und in englischer Sprache. Mein Name ist Hope. Was wünschen Sie von mir?

— Lord Hope also, sagte der Aelteste, mit einem raschen und schlauen Blicke den Lord musternd. Wer von uns soll sprechen? wandte er sich dann zu seinen Kameraden. Sprich Du, Hillow!

— Das ist nicht meine Sache, ich weiß nicht mit Worten umzugehen, dam! antwortete der Robuste, der also Hillow hieß.

— Sprich Du doch lieber, Wipky! sagte der junge Mann zu dem Aeltesten. Es ist ja Dein Amt.

— Ja, für die Brüder! antwortete Wipky mit einem Lächeln auf seinen schmalen Lippen und einem zweiten Seitenblick auf den Lord. Mit einem so feinen Herrn wirst Du besser fertig werden, Wolfram.

— Nun, mir ist's recht, sagte dieser gleichgültig. Also, Mylord, ich trage Ihnen im Namen meiner Brüder den Entschluß vor, den wir gefaßt haben, Sie um eine Lieferung an Nahrungsmitteln zu bitten.

— Wer sind diese Brüder, wenn ich fragen darf? warf der Lord leicht hin.

— Wir gehören zur Kirche Jesu, wir sind die Heiligen der letzten Tage, antwortete Wolfram. Man nennt uns auch gewöhnlich Mormonen.

— Ah so, ich habe davon gehört, sagte der Lord, und sah den jungen Mann so gleichgültig an, als wisse er noch immer nicht, um was es sich handle.

— Sind Sie Willens, unser Anliegen zu erfüllen? fragte der junge Mormone, der ebenfalls entschlossen schien, sich durch die Kälte des Lords nicht außer Fassung bringen zu lassen.

Einige Scheffel Reis oder Getreide, einige Fässer Wein oder Bier würden uns genügen. Was verlangen Sie dafür?

— Was ich dafür verlange? wiederholte der Lord beinahe verächtlich. Mein Haus ist kein Wirthshaus.

— Nun, wir sind Auswanderer, wir wandern in diesen Einöden herum, sagte der Mormone beinahe mürrisch. Wir sind vom Wege abgekommen, denn unser Ziel ist das Utah-Gebiet und der Salzsee.

— Also Sie sind hülfsbedürftig, Sie entbehren der nothwendigsten Nahrungsmittel? sagte der Lord.

— Das gerade nicht, erwiederte Wolfram finster. Wir brauchen einen Zuschuß zu unseren Lebensmitteln, und den sollten Sie uns liefern, Sie können doch nicht mehr verlangen, als daß wir denselben bezahlen?

— Vielleicht, antwortete der Lord mit der größten Ruhe. Ich verkaufe nichts. Ich brauche meine Vorräthe für mich selbst.

— Gut! sagte Wolfram und schien das Gespräch abbrechen zu wollen. Ihr habt es gehört, Wipky und Hillow!

Die Beiden, die aufmerksam zugehört hatten — der robuste Hillow etwas verdutzt und der kleine Wipky mit einer sichtbaren Unruhe — sahen jetzt den jungen Mann groß an und schienen nicht zu wissen, was sie sagen sollten.

— Es war noch die Rede unten von etwas gutem Wein für die Kranken, murmelte Hillow.

— Ja richtig! sagte Wolfram, sich nachlässig zu dem Lord wendend. Wir haben einige kranke Männer und Frauen in unserem Zuge. Unsere Weinvorräthe sind uns ausgegangen. Wollen Sie uns ein Dutzend Flaschen ablassen?

— Ablassen? rief der Lord zwar ruhig, aber mit einem aufflammenden Blick. Herr, ich habe Ihnen gesagt, daß ich kein Krämer bin. Und nebenbei möchte ich Ihnen rathen, andere Manieren gegen mich anzunehmen, wenn Sie nicht zum Hause hinausgeworfen sein wollen.

— Oho! rief Wolfram, sich auf seinem Absatz umdrehend und sich vor dem Lord aufrichtend. Was soll das heißen?

— Das soll heißen, daß ich hier Herr bin, rief der Lord, und daß wer etwas von mir verlangt, mich in Güte und in der gebührenden Art und Weise darum anspricht. Wenn ich Ihren Kranken Wein schicke, so thue ich es nicht Ihretwegen, das sagen Sie Ihren Genossen, sondern um der Kranken willen. Wenn Sie irgend etwas nöthig haben, was ich Ihnen vielleicht liefern kann, warum bitten Sie mich nicht in der geziemenden Weise darum?

— Sie sind wohl ein Europäer? fragte Wolfram kalt und verächtlich, obgleich ihm das Blut ins Gesicht gestiegen war.

— Ich habe die Ehre, antwortete der Lord kurz.

— Das dachte ich mir, sagte Wolfram lächelnd. Wahrscheinlich sind Sie noch nicht lange hier! Das sieht Alles noch so neu aus. Sie wissen also auch wahrscheinlich nicht, daß man sich hier in Amerika das nimmt, was Einem nicht freiwillig gegeben wird. Sie wollen es nicht geben, das ist klar.

— Nein, das ist nicht klar, sagte der Lord, den jungen Mann mit seinem durchdringenden Blicke fixirend. Hülfsbedürftigen würde ich Alles geben, was sie verlangen. Aber so unverschämte Burschen lasse ich hinauswerfen.

Der junge Mann, der jetzt blutroth geworden war, schien eine gewaltige Anstrengung zu machen, um ruhig zu bleiben. Seine beiden Genossen erwarteten mit sichtbarer Spannung den Ausgang dieses Wortwechsels.

— Wir sind dreihundert Mann, das heißt ungefähr hundertundfünfzig waffenfähige Männer, sagte Wolfram spöttisch. Was hindert uns, Sie hier von diesem Berge zu verjagen, der sehr hübsch liegt, und uns an Ihre Stelle zu setzen, oder Ihnen wenigstens das abzunehmen, was wir brauchen?

— Was Sie hindert? fragte der Lord, näher an den jungen Mormonen herantretend. Erstens hindert Sie Ihr Pflichtgefühl, wenn Sie ein solches haben. Zweitens aber hindert Sie der traurige Umstand, daß ich gegen dergleichen Angriffe gerüstet bin. Sie und Ihre hundertfünfzig Mann würden sich den Kopf an diesen Mauern zerschellen. Nun ist mein Gespräch mit Ihnen zu Ende, junger Mann. Gehen Sie, wenn Sie nicht wollen, daß ich um Ihretwillen auch Ihre Genossen leiden lasse und ihnen verbiete, auf meinem Grund und Boden zu lagern.

— Haha, verbieten können Sie es, aber wie es mit der Ausführung stehen würde, das ist die Frage! rief Wolfram lachend.

— John! Jack! rief der Lord, sich von dem Unverschämten abwendend.

Zwei baumstarke Männer standen in demselben Augenblick neben dem Lord. Sie schienen plötzlich aus der Erde hervorgeschossen zu sein.

— Werft diesen Menschen aus dem Hause und schafft ihn vor das Thor! rief der Lord, auf Wolfram deutend.

Im nächsten Augenblick, noch ehe Wolfram daran hatte denken können, sich zu vertheidigen, war er bereits ergriffen und aus der Vorhalle verschwunden. Man hörte einen Fluch von ihm — das war Alles.

Hillow und Wipky waren so bestürzt, daß sie es nicht wagten, ihm zu Hülfe zu kommen. Es wäre auch vergebens gewesen. Nur Hillow zuckte mechanisch nach dem Messer in seinem Gürtel. Vielleicht glaubte er, daß die Reihe auch an ihn kommen würde.

— Meine Herren, sagte der Lord jetzt beinahe höflich, Sie haben gesehen, wie ich Unverschämte in meinem Hause behandle. Wollen Sie ebenso sprechen, so werden Sie dasselbe Schicksal haben. Sprechen Sie aber vernünftig, so werden Sie mich bereit finden, Ihnen Gehör zu schenken.

— Wolfram war etwas grob, das ist wohl wahr! sagte Hillow mürrisch. Aber Sie hätten auch feiner sein können, Mylord!

— Wollen Sie mir Lektionen darüber geben, wie ich mich in meinem Hause zu benehmen habe?

Der Lord sagte diese Worte sehr ruhig und fast leise. Aber sie machten einen solchen Eindruck auf den riesigen Mormonen, daß er verwirrt die Augen niederschlug und an seiner Jacke zupfte.

— Mylord, nahm jetzt der geschmeidige Wipky das Wort, lassen Sie uns und unsere Brüder nicht entgelten, was der junge Mann gethan. Wir sind wirklich in einiger Verlegenheit und gebrauchen die Lebensmittel nothwendiger, als Wolfram eingestehen wollte. Seit zwölf Wochen sind wir auf einer mühsamen Wanderung durch Wald und Gebirg. In einem Kampfe mit den Indianern verloren wir viel von unseren Geräthschaften, auch unseren Kompaß. So sind wir weit vom rechten Wege abgerathen und haben nun noch eine Wanderung von drei Wochen vor uns. Wenn Sie also die Gefälligkeit haben wollen, Mylord, uns einen Theil Ihrer Vorräthe abzulassen, gleichviel, unter welchen Bedingungen, so werden Sie der Kirche Jesu, die in uns repräsentirt ist, einen großen Gefallen thun. Wir sind bereits stark, Mylord, und es ist nicht zu verachten, zu unseren Freunden zu gehören.

— Gut! sagte der Lord, der sich wenig um diese gnädige Versicherung zu kümmern schien. Sie werden das Gewünschte erhalten. Sind Sie vielleicht der Führer der Mormonen?

— Nein, Mylord, unser Führer ist krank, er kann nicht gehen. Er liegt unten in einem Zelte. Ich bin nur der Schriftführer, mein Name ist Wipky, Dr. Wipky.

Dabei machte er eine Verbeugung. Es fiel dem Lord nicht ein, sie zu erwiedern.

— Die Vorräthe werden fast mit Ihnen zugleich unten sein, sagte er dann. Adieu, meine Herren!

Damit ging er langsam die Treppe wieder hinauf, fast ohne mit dem Kopfe zu nicken.

— Höllisch kurz angebunden! murmelte der robuste Hillow, als die Beiden zurückgingen.

— Aber ein sehr vornehmer Herr, wie es scheint! meinte Wipky. Dem Wolfram ist es schon recht. Er denkt immer, daß Alles nach seiner Pfeife tanzen muß. Aber hier hat er seinen Mann gefunden.

— Ruhig! sagte Hillow. Wolfram ist ein braver Junge und er wird es ihm nicht vergessen!

Als die Beiden durch das Thor traten, sahen sie Wolfram im Dunkel der Nacht auf einem Steine sitzen. Er stand auf, als die Beiden erschienen, und ging langsam, den Kopf trotzig emporgeworfen, voran.

— Habt Ihr's gekriegt? wandte er sich einmal um.

— Ja wohl.

— Dacht' ich's doch! rief Wolfram höhnisch. Aber Hillow, ich werd' es Dir gedenken, daß Du mich im Stich ließest!

— Bah, rief der Mormone. Dagegen ließ sich nichts machen, das kam zu rasch.

Sie gingen schweigend den Berg hinab, auf die Feuer zu, die von unten aus dem Dunkel der Nacht emporleuchteten. Sie waren kaum fünf Minuten im Lager, als die Wachen drei Männer meldeten, die einen großen Karren mit Lebensmitteln brachten. Es waren Leute des Lords. Der Karren brachte einige große Säcke mit Mehl, Brod, Wein, auch einen Theil frische Früchte. Die Männer ladeten die Vorräthe ab und kehrten ebenso schnell zurück, als sie gekommen waren.

Eine halbe Stunde später erschien ein einzelner Mann bei der Wache. Er trug einen dunklen Hut mit breiter

Krempe und einen langen Mantel. Die Wache fragte nach seinem Begehr.

— Führt mich zu Eurem Führer, sagte der Mann.

— Er ist krank.

— Ich weiß es, aber ich will ihn dennoch sprechen. Ich bin der Lord Hope.

— Derselbe, der uns die Lebensmittel geschickt hat?

— Derselbe.

— Dann passiren Sie frei, Mylord. Das Zelt, auf dem die Fahne steckt, ist das Zelt unsers Führers.

Der Lord ging langsam durch das Lager. Ein reich bewegtes Bild bot sich seinen Blicken. Noch war Alles damit beschäftigt, das Abendbrod zu bereiten oder zu verzehren. Große Feuer brannten überall. Ueber ihnen hingen Kessel, um sie herum waren Männer und Frauen beschäftigt. Der Lord sah Alles mit einem scharfen, durchdringenden Blick. Die Männer waren der Mehrzahl nach rüstige Leute, viel junge unter ihnen. Die Frauen waren einfach gekleidet und der Mehrzahl nach nicht schön, auch wenige unter ihnen, die nicht schon das dreißigste Jahr überschritten haben mochten. Kinder waren in Menge vorhanden. Im Ganzen war der Anblick kein unerfreulicher. Eine angenehme Rüstigkeit und Lebendigkeit erfüllte das ganze Lager. Einzelne sangen, Andere plauderten und lachten. Der Lord hörte zuweilen derbe amerikanische Worte. Aber im Ganzen schien Zucht und Ordnung unter diesen Leuten zu herrschen.

Er kam unaufgehalten bis an das große Zelt mit der Fahne, und gerade, als er eintreten wollte, kam Wipky aus demselben und vertrat ihm den Weg.

— Sie, Mylord? rief der Alte. Was verschafft uns die Ehre?

— Ich will Ihren Anführer sprechen, antwortete der Lord.

— Ah, er wird sehr erfreut sein, er findet Ihren Wein vortrefflich. Und Sie kommen allein?

— Ganz allein.

— Sie fürchten sich nicht?

— Wovor?

— Nun, zum Beispiel vor Wolfram?

— Wer ist Wolfram?

— Der junge Mann, den Sie hinauswerfen ließen.

— Ah so! Ich fürchte mich vor Niemand, antwortete der Lord ruhig. Darf ich eintreten?

— Ich werde Sie selbst hineinführen, Mylord!

Wipky ging voran. Der Lord trat in das Innere eines Zeltes, das den Umständen nach gut genug eingerichtet war. Ein Mann in mittleren Jahren, mit einem blassen Gesicht und lebhaften, unruhigen Augen lag auf einem Feldbett. Vor ihm stand eine von den Weinflaschen, die der Lord geschickt. Drei Frauen, von denen die jüngste fünfundzwanzig, die älteste vierzig Jahr alt sein mochte, saßen in einiger Entfernung vor einer Kiste, die als Tisch diente, und näheten. Sie waren nicht hübsch.

Wipky stellte den Lord vor, und der Führer der Mormonen schien angenehm überrascht zu sein. Wenn aber Dr. Wipky glaubte, daß die Unterredung zwischen Beiden — auf die er ziemlich gespannt war — in seiner Gegenwart geführt werden würde, so irrte er sich. Der Mormonenführer gab ihm einen Auftrag, der deutlich errathen ließ, daß er mit dem Lord allein sein wolle. Auch die Frauen mußten sich entfernen.

Lord Hope blieb beinahe eine Stunde bei dem Führer der Mormonen. Was sie zusammen gesprochen, erfuhr damals Niemand. Eine der Frauen jedoch verrieth dem Dr. Wipky, sie habe von der Unterredung freilich nichts verstanden, aber gesehen, daß der Lord dem Anführer eine Anzahl Billets überreicht habe. Das hatte seine Richtigkeit. Der Lord hatte dem Mormonen hunderttausend Dollars in Bankbillets gegeben und sich darüber eine Bescheinigung ausstellen

lassen. Von den Mormonen erfuhr dies aber Niemand. Der Führer sagte nur, er habe sich tausend Dollars von dem Lord vorschießen lassen.

Als Lord Hope das Zelt verließ, stand Wipky vor dem Eingang desselben und suchte in den Mienen des Lords zu lesen. Vergebens! Dieser Mann hatte seine Gesichtszüge zu sehr in seiner Gewalt.

— Wenn Ihnen etwas daran liegt, Ihren Führer zu behalten — und er scheint ein tüchtiger Mann zu sein — so lassen Sie ihn auf der Reise nicht viel Wasser trinken! sagte der Lord zu Wipky, als sie Beide durch das Lager gingen. Für seine Natur taugt Wasser nicht. Geben Sie ihm zuweilen Chinin.

— Sie sind ein halber Doktor? fragte Wipky, der aufmerksam zuhörte. Ich bin nur Doktor der Theologie.

— Ich glaube mehr zu wissen, als mancher Arzt, warf der Lord hin. Also hören Sie, wenig Wasser und zuweilen Chinin. Dagegen darf er keinen Rhabarber nehmen.

— Das hat er bis jetzt gethan, sagte Wipky, immer noch sehr aufmerksam.

— Gut, er muß es jetzt lassen. Das würde ihn in vier Wochen tödten!

Dabei warf er einen flüchtigen Blick auf Wipky, der seinerseits mit einem eigenthümlichen Blick vor sich hinsah. Las der Lord in der Seele dieses Menschen? Wahrscheinlich. Sonst hätte er seinen Rath nicht gegeben. Was nöthig war, den kranken Führer zu retten, das war viel Wasser und viel Rhabarber. Der Lord schien zu wissen, daß Wipky dem Führer beides in Ueberfluß geben würde, gerade weil er davon abgerathen.

Die Beiden waren jetzt an ein großes Feuer gelangt, neben welchem mehrere Männer und Frauen lagerten.

— Lord Hope, wenn ich nicht irre! sagte ein Mann, auf den Lord zutretend.

— Das bin ich, antwortete dieser, der mit der größten Ruhe den jungen Wolfram erkannte.

— Mylord, sagte der junge Mormone mit unterdrückter und leiser Stimme, Sie haben mich tödtlich beleidigt. Diese Beleidigung fordert Blut. Wir werden uns schlagen, noch in der Nacht oder morgen früh.

— Das werden wir nicht, antwortete der Lord kaltblütig.

— Nicht? rief Wolfram drohend. Sie sind also feig und verlassen sich nur auf Ihre Diener?

— Lieber Freund, sagte der Lord mit tödtlicher Kälte, wenn Sie einen Versuch machen wollen, meine Kraft und Geschicklichkeit zu erproben, so werden Sie sicher auf dem Platze bleiben. Aber es liegt mir nichts daran, Sie zu tödten. Ich lehne Ihre Herausforderung ab, ganz einfach ab. Sie haben mich provozirt, indem Sie mich in meinem Hause beleidigten, und ich habe Sie hinauswerfen lassen. Das ist sehr einfach.

Während er das sagte, flog sein Blick über die Personen, die am Feuer saßen, und blieb auf einer weiblichen Gestalt haften, die so vollständig verhüllt war, daß man — ähnlich wie bei den türkischen Frauen — nur ihre Augen sah. Aber diese Augen waren sehr schön, und obgleich es schwer ist, nur in den Augen zu lesen, so glaubte der Lord doch zu erkennen, daß der Ausdruck derselben ein sehr trauriger und schmerzlicher sei.

Jetzt wandte er sich kurz von Wolfram fort, der leichenblaß geworden war, und ging ruhig weiter, den jungen Mormonen stehen lassend. Aber, als ob er sehen könne, was hinter ihm geschah, oder als ob er genau die Zeit abmessen könne, die dem Mormonen dazu nöthig war, das zu thun, was er — wie der Lord errieth — thun würde, sprang er nach sechs Schritten bei Seite. In demselben Augenblick fiel ein Schuß. Die Kugel flog zwischen ihm und Wipky hin-

durch, in die Stange eines Zeltes. Sie würde den Lord unfehlbar getroffen haben, wäre er nicht bei Seite gesprungen.

Als er sich ruhig umwandte, sah er, daß die verhüllte Frauengestalt ihren Sitz verlassen hatte und Wolfram in den Arm gefallen war. Dieser aber riß sich wüthend los, schleuderte das Pistol fort, riß sein Messer aus dem Gürtel und sprang wie ein Tiger mit einem Satz auf den Lord zu.

Kaltblütig erhob dieser die Hand, wartete, bis der junge Mormone in seiner unmittelbaren Nähe war, und ließ dann seine Hand auf das Gesicht desselben fallen. Der Schlag war nicht stark, es war nur eine Berührung. Aber — mochte es vielleicht eine magnetische Kraft gewesen sein, die der Lord in diesem Augenblick auf den Mormonen wirken ließ, oder mochte er seine Hand mit irgend einem plötzlich betäubenden Mittel bestrichen haben — genug, Wolfram stürzte wie todt nieder, ohne ein Glied zu regen, ohne einen Schrei auszustoßen.

Selbst Wipky erbleichte vor dieser unerklärlichen Macht und zog sich scheu zurück, um seinem leblosen jungen Freunde zu Hülfe zu springen. Auch die übrigen Mormonen eilten auf Wolfram zu, nur jene verhüllte Frauengestalt war ruhig auf ihrem Platze geblieben.

Als die Mormonen daran dachten, nach dem Lord zu sehen, war dieser bereits verschwunden.

Edmond Dantes, Graf von Monte-Christo.

Zwei Stunden später stand der Lord in einem Zimmer, das er selbst eingerichtet und das noch Niemand außer ihm betreten hatte. Auf den ersten Blick ließ sich die Bestimmung dieses Zimmers erkennen. Es war ein Laboratorium. Der Schmelzofen, Tiegel, Retorten, Gläser, Phiolen, Lampen, hun-

derte von Büchsen, mit den verschiedenfarbigsten Stoffen angefüllt — Nichts fehlte.

Ein Tiegel stand über dem rothglühenden Feuer und in demselben brodelte und sickerte eine gelbliche Masse, auf der sich von Zeit zu Zeit eine schmutzige Schlacke bildete, die der Lord abschöpfte und in ein anderes Gefäß that. Auf dem Heerde lagen einige Klumpen von der ähnlichen gelben Masse, zum Theil mit Erde überzogen, zum Theil blitzend, wie ein edles Metall.

Der Lord, dessen Wangen von der Gluth des Feuers ein wenig geröthet waren, nahm jetzt den Tiegel vom Feuer und goß den Inhalt in eine längliche Form. Dann that er einen Klumpen in den Tiegel und setzte denselben wieder auf das Feuer, das er zu stärkerer Gluth anschürte.

Dann, als die Masse in der Form erkaltet war, öffnete er die Form. Ein glänzend gelber Körper leuchtete ihm entgegen. Vermittelst einer ungemein feinen Säge schnitt er den länglichen Streif in eine Menge kleiner Theile, sammelte den Staub des Metalls und warf nur je ein Stückchen in eines von den Gläsern, die auf dem Tische standen, welche mit Flüssigkeiten von verschiedener Farbe gefüllt und sorgfältig verschlossen waren. Er befestigte die Stöpsel ebenso vorsichtig wieder und wandte sich dann nach dem Tiegel.

In diesem war das zweite Stück Metall während der Zeit flüssig geworden. Der Lord wiederholte nun dasselbe Verfahren, das er bei dem ersten angewendet, reinigte die flüssige Masse von der Schlacke, die dieses Mal sehr gering war, goß sie in eine andere Form, zerschnitt den Streifen, nachdem er fest geworden, und warf die einzelnen Stückchen in andere Gläser mit anderen Flüssigkeiten.

Dasselbe Verfahren wiederholte er drei Mal. Er hatte jetzt dreißig Stückchen Metall in dreißig verschiedene Flüssigkeiten geworfen. Jetzt sah er jedes einzelne Glas nach, nahm die Metallstückchen mit einer Zange heraus und beobachtete

sie genau durch eine Lupe. Einzelne Stückchen hatten eine andere Färbung angenommen, waren röthlicher oder grünlich geworden. Die meisten aber hatten ihre gelbe Farbe unverändert beibehalten.

So untersuchte der Lord der Reihe nach sämmtliche dreißig Stückchen. Ueberall dasselbe Resultat.

— Hier kann kein Irrthum mehr obwalten! sagte er dann vor sich hin. Es ist Gold, reines Gold!

Und gleichsam ermüdet, als ob ihn das Gewicht dieser Entdeckung zu Boden drücke, setzte er sich auf einen Stuhl und betrachtete gedankenvoll die hellen, glänzenden Goldstückchen, die vor ihm lagen.

— Wirklich reines Gold, Edmond? sagte eine sanfte und wohlklingende Stimme und eine weiche Hand legte sich auf seine Schulter.

— Du, Haydee? sagte er sich umwendend, ohne überrascht zu sein. Hast Du die Thür gefunden?

— O ja, Herr! antwortete sie. Und Du bist mir nicht böse, daß ich Dir gefolgt bin? Als wir in dieses Haus eintraten, sagtest Du, daß mir alle Thüren offen ständen und daß ich Dich sprechen könne zu jeder Zeit.

— Ja, Haydee, das sagte ich! erwiederte der Lord mit einem so sanften Lächeln, wie man es bei ihm fast für unmöglich gehalten hätte. Und ich sage es noch jetzt.

— Also, Edmond, fuhr sie fort, als Du den ganzen Tag, von heut Morgen an, Dich nicht bei mir sehen ließest —

— Das ist wahr! unterbrach sie der Lord überrascht. Ich war nicht bei Dir.

— Da dachte ich, Du mußt wissen, was ihn beschäftigt und was ihn treibt, fuhr Haydee fort, und ich kam zu Dir.

— Ich danke Dir, sagte der Lord innig und drückte einen Kuß auf ihre Hand. Ich wäre noch gekommen. Der junge Spanier nahm heut den größten Theil meiner Zeit in Anspruch.

— Und Du hast sie ihm auch gern gewidmet? fragte Haydee.

— Ja, ich glaube mich nicht in ihm getäuscht zu haben, antwortete der Lord. Er ist jung, unternehmungslustig, feurig, und was mehr ist, er ist brav, sein Herz schlägt für das Edle und Gute.

— Und was hast Du mit ihm vor? fragte Haydee.

— Noch weiß ich es selbst nicht, antwortete der Lord, der jetzt ebenso sanft und herzlich sprach, wie er den ganzen Tag über hart, kalt und gebieterisch gesprochen. Ich werde ihn nächstens in seinem eigenen Hause sehen und dann einen Entschluß fassen. Jetzt, Haydee, habe ich Dir eine andere Mittheilung zu machen. Du siehst dieses Gold?

— Ich sehe es, mein Herr und Geliebter! sagte sie lächelnd. Bist Du zum Alchymisten geworden?

— Ja und nein, dieses hier mußte ich thun, sagte der Lord. Ich habe dieses Gold nicht gemacht, nicht einmal entdeckt, ich habe es nur an das Licht des Tages gezogen. Und es wird mehr folgen.

— Der Brunnen also, den Du graben ließest, führte Dich zu einer goldenen Quelle? fragte Haydee.

— Er war nur ein Vorwand, antwortete der Lord. Doch laß Dir erzählen. Erinnerst Du Dich jenes Tages, als wir, mitten in den steinichten Einöden auf unserem Wege von New-Orleans hierher, jenen Mann trafen, mehr eine Leiche schon als Mensch? Die Sonne brannte heiß auf den Kalkfelsen, nirgends ein grüner Halm, nirgends eine Quelle, nirgends ein schützendes Gesträuch. Mir bangte um Dich, und selbst mein kaltes Blut begann zu sieden in diesem Gluthofen. Da hörten wir ein Wimmern hinter einem Stein. Ich selbst sprang vom Wagen, um nur eine Abwechselung zu haben in dieser tödtlich langweiligen Wüste. Ich sah einen Mann, ein Skelett. Sein Auge brannte düster in den Höhlen, seine Haut war zusammengetrocknet, wie die einer Mumie, man sah seine

spitzen Knochen durch die durchsichtige, gelbliche Haut schimmern. Als er mich erblickte, flog ein Strahl von Freude über sein Gesicht.

— Ach, Herr, sagte er, indem er sich bemühte, sich emporzuraffen. Ihr seid ein Bote des Himmels. Gebt mir einen Trunk Wasser.

— Wasser? erwiederte ich. In dieser Wüste? Wißt Ihr, daß Wasser hier mehr gilt, als flüssiges Gold?

— Ich weiß es, antwortete er und sah mich mit einem unbeschreiblichen Blicke an. Für jeden Trunk Wasser gebe ich einen Eimer flüssigen Goldes. Aber eilt, das Feuer verbrennt meine Eingeweide.

Ich ging und gab ihm einen Becher Wasser, der mit Wein gemischt war. Er nahm ihn, wie ein Ertrinkender nach dem Strohhalm greift, und sog ihn gierig hinunter.

— O Gott! seufzte er dann tief aus der Brust. Willst Du mich wirklich noch leben lassen, mich, den glücklichsten und elendesten aller Menschen auf dieser Welt?

Seine Worte und der Ton, in dem er sie sagte, fielen mir auf. Ich ließ ihn auf den Wagen tragen und gab ihm eins von meinen Mitteln, in der Ueberzeugung, daß er noch zu retten sei. Aber nach einer halben Stunde rief er mich.

— Ich sterbe, sagte er mit verzweifelnder Stimme; ich weiß, daß ich sterbe. Ihr seid der Einzige gewesen, der sich meiner angenommen hat, ich will es Euch lohnen, ich will Euch danken, mehr als ein König es könnte. Denn ich bin reicher, als die meisten Könige auf dieser Welt, reicher, als die Herrscher Indiens.

Ein leichter Schauder ergriff mich. Ich glaubte, der Wahnsinn spräche aus ihm. Und doch wieder erinnerte ich mich jenes Mannes, des Abbé Faria, von dem ich Dir erzählte, Haydee, dem Schöpfer meines Glückes.

— Ich erinnere mich, sagte Haydee und neigte ihr Haupt, zum Zeichen, daß sie aufmerksam zuhöre.

— Auch er hatte so gesprochen, auch ihn hatte man für wahnsinnig gehalten. Armer Faria! fuhr der Lord seufzend fort. Genug, ich lächelte nicht, ich mißtraute ihm auch nicht. Ich fragte ihn nur, wie es komme, daß er trotz seines Reichthums einsam in dieser Wüste verschmachten müsse. Er seufzte.

— Herr, sagte er dann, das sind die Wege Gottes! Ich bin ein Deutscher, mein Name ist Büchting. Ich hatte Frau und Kind, Amt und Brod; aber der Teufel blendete mich, ich liebte meines Bruders Weib und erschlug ihn. Dann entfloh ich. Mein Gewissen trieb mich über das Meer, nach Amerika. Jahre lang lebte ich im Osten, aber ich konnte die Menschen nicht mehr sehen, ich konnte es nicht mehr sehen, wenn Mann und Frau glücklich waren. Wie Johannes Parricida trieb es mich in die Oede, in die Einsamkeit. Ich wanderte nach Kalifornien und lebte dort an den Küsten, mir als Arbeiter mein Brod verdienend. Da ließ mich der Zufall einst, als ich ein Loch grub, um einen kleinen Beutel mit Geld darin zu verbergen, etwas entdecken, was mich zum Herrn der Welt machen würde, wenn ich lebte. Ich fand Gold, gediegenes Gold. Ich grub weiter und überall fand ich Gold, reines Gold. Da ergriff mich noch einmal eine wahnsinnige Lust zum Leben. Ich war reicher als Krösus, reicher als die Gebieter dieser Erde. Die Qualen meines Gewissens verstummten vor dem Glanz des Goldes. Meine Reue hat mir den Himmel erkauft, dieses Gold sollte mir die irdische Gerechtigkeit erkaufen. Ich konnte zurückkehren zu meinem Weibe, meinen Kindern, ich konnte Alle glücklich machen. Zugleich aber ergriff mich eine wahnsinnige Angst, daß Jemand mein Geheimniß entdecken, es mit mir theilen könne. Wollte ich diese Schätze heben, so mußte ich mich an Menschen wenden, ich mußte sie verwerthen, ich mußte dort wohnen, mich einrichten. Wer schon reich war, konnte das; ein armer Landstreicher, wie ich, mußte Verdacht erregen,

wenn er dort in der Erde grub. Schnell entschloß ich mich. Ich nahm sechs Stücke von meinem Golde, ich wollte nach New-Orleans, dort das Gold verkaufen, mich mit Allem ausrüsten, dessen ich bedurfte, jenes Stück Land kaufen und dann in Ruhe und Frieden meine Schätze heben. Noch an demselben Tage machte ich mich auf den Weg. Die Hoffnung, die Erwartung, das Gefühl, ein Krösus zu sein, hoben meine Kräfte, aber sie rieben mich auch auf. Der Gram hatte mein Herz zerfressen, keine Hoffnung konnte es mehr beleben. Ich kam glücklich bis in diese Wüste. Ich hatte nicht daran gedacht, daß ich sie in einer Jahreszeit durchwandern mußte, in der es hier weder eine Quelle, noch einen Menschen giebt. An andere Wanderer hatte ich mich nicht anschließen wollen, weil ich weiß, daß ich im Schlaf spreche, und weil ich fürchtete, mein Geheimniß zu verrathen. Ich glaubte, meine Aufregung würde mich alle Hindernisse überwinden lassen, aber ich irrte mich. Vor fünf Tagen schon fühlte ich den Durst und den Hunger in meinen Eingeweiden wühlen. Dennoch schleppte ich mich weiter. Bei jenem Stein endlich, wo Sie mich fanden, blieb ich heut Morgen liegen. Meine Kraft war gebrochen. Ich weiß, daß ich sterben muß, sterben als der reichste Mensch dieser Erde. Aber es ist die Rache des Himmels, ich weiß es!

Er fiel zurück. Ich hatte Scenen gesehen, trauriger als diese, und dennoch überrieselte es mich kalt.

— Halt! rief er dann, wieder auffahrend. Mein Geheimniß darf nicht mit mir sterben. Sie sind mein Retter gewesen, Sie wollten es wenigstens sein. Der Himmel hat Sie zu mir geführt. Gehen Sie nach Kalifornien. Es ist ein Berg dort, der Berg der Wünsche genannt, weil Jeder, der auf jenem Berge steht und in das Thal zu seinen Füßen sieht, wünscht, es zu besitzen. Vom östlichsten Punkt des Berges aus schreiten Sie hundert Schritte nach Norden; dort werden Sie vier Steine finden, gleichsam zufällig dort so hingelegt,

daß sie ein Viereck bilden. Zwischen ihnen graben Sie nach und Sie werden Gold finden, mehr Gold, als irgend ein König in seiner Schatzkammer hat. Nur Eines versprechen Sie mir: Erkundigen Sie sich nach meinem Weibe und meinen Kindern. Leben sie noch, so lassen Sie ihnen einen Theil der Schätze zufließen. Ich habe Papiere bei mir, aus denen Sie ersehen werden, woher ich stamme, wer ich bin.

Seine Stimme wurde jetzt unklar, seine Gedanken verwirrten sich und er brach in Phantasien aus, die jene Schätze zum Gegenstand hatten. Eine Viertelstunde darauf war er todt. Du weißt, daß wir ihn dort begraben ließen, in der Wüste, Haydee. Ein einfacher Stein bezeichnet die Stelle, wo er ruht.

Ich kam nach Kalifornien, ich fand den Berg der Wünsche und fand die vier Steine. In einer Nacht grub ich nach und fand Gold. Ich grub an anderen Stellen und überall fand ich Gold. Ich sah ein, daß dieser Mann Recht gehabt, daß er reicher geworden wäre, als irgend ein Mensch in dieser Welt, wenn die Vorsehung es ihm gestattet hätte, diese Schätze zu besitzen. Aber auch ich fürchte die scharfen Augen meiner Leute, und um mich nicht zu verrathen, ließ ich jenen Brunnen anlegen. In die innere, hölzerne Bekleidung desselben brach ich ein Loch und von dort arbeitete ich mich hindurch nach jenen unterirdischen Schätzen, die kaum tiefer liegen, als ein Mann hoch ist. Noch hatte ich das Metall nicht geprüft, obgleich ich es beim ersten Anblick für Gold hielt. Erst heut habe ich einige Stücke davon mit mir genommen und sie untersucht. Es ist Gold, reines Gold, und so viel ich ermessen kann, bin ich jetzt zwei-, vielleicht dreimal so reich, als früher.

— Und doch hielt man Dich für einen der reichsten Männer der Welt! sagte Haydee.

— Ja, und mit Recht, erwiederte der Lord. Ich habe bereits an einen meiner Bekannten in Deutschland geschrieben,

um die Familie jenes Mannes zu ermitteln. Ich muß in kurzer Zeit Nachricht haben. Seinen Papieren nach war er ungefähr fünfzig Jahre alt, und seine Kinder, ein Sohn und eine Tochter, müssen jetzt erwachsen sein. Gelingt es mir, sie zu finden, so will ich ihnen so viel von diesem Golde geben, als gewöhnliche Menschen ertragen können, aber nach und nach, sonst würde dieses Gold sie unglücklich, anstatt glücklich machen.

— Und Du selbst, Edmond, Du schienst bewegt, als Du sahst, daß dieses Gold rein und ächt sei.

— Ja, sagte der Lord, ich war es und ich bin es noch!

Dabei ergriff er die Hand Haydee's und sah ihr in die Augen. Sein Gesicht war sehr ernst, fast feierlich geworden. Haydee sah ihn fragend an. So, wie sie vor ihm stand mit ihrer schönen, schlanken Gestalt, im weißen Anzuge, Blumen in dem dunklen Haar, mit dem antik regelmäßigen Gesicht, das die griechische Abkunft verkündete, und dem sanften Ausdruck ihrer weichen Züge — er, vor ihr sitzend, bleich, ernst, mit der festen, hohen Stirn; jeder Zug, jeder Ausdruck ein Charakter — bildeten sie die schönste Vereinigung von Mann und Weib, ein Bild des Schönsten und Heiligsten im Leben: er ganz Kraft, Stärke und Ueberlegung, sie ganz Weichheit, Hingebung und Liebe.

— Ja, Haydee, sagte er, ich bin bewegt, und Dir will ich es sagen. Du kennst mein Leben, Du weißt, was ich erduldet, welche Verbrechen ich zu rächen gehabt habe. Mir, dem ohnmächtigen, unwissenden und verlorenen Menschen, mir gab die Vorsehung Mittel und Wege, aus der Dunkelheit des Kerkers, aus der Nacht meiner Unwissenheit emporzusteigen, mir führte die rächende Nemesis jenen Abbé Faria entgegen, der aus dem armen, thörichten Edmond Dantes den gewaltigen, Alles beherrschenden Grafen Monte-Christo schuf. Was ich später geworden und gethan, es war Alles mehr oder weniger sein Werk. Und doch hatte ich damals nur

einen Gedanken. Die Schätze, die mir der Abbé hinterließ als er im Kerker starb, sie sollten nur dazu dienen, mich selbst zu rächen, den Tod meines Vaters, den der Hunger in das Grab gedrängt, zu sühnen. Du weißt, was aus jenem Fernand geworden, der mich verrieth, weil er mir meine Geliebte mißgönnte, der mich verleumdete, wie er Deinen armen Vater verrathen. Er hat sich selbst den Tod gegeben, nachdem sein Weib und sein Sohn sich von ihm gewandt, ihn seiner Schmach überlassen. Du weißt, wie ich mich an Danglars gerächt, der ihm jenen teuflischen Plan eingegeben, mich als einen Anhänger der Bonapartisten zu verdächtigen. Er ist arm in Rom, nachdem er in Paris einer der reichsten Banquiers gewesen. Seine Gattin hat ihn verlassen, seine Tochter ist ihm entflohen, nachdem sie beinahe die Frau eines Galeerensträflings geworden wäre. Jener Villefort aber, der mich auf ewig in die unterirdischen Kerker des Schlosses d'If werfen ließ, damit ich niemals verrathen könne, daß sein Vater ein Anhänger Napoleons gewesen — jener Villefort, nun, Du weißt es, er ist jetzt wahnsinnig in unserem Hause, sein Weib, sein Sohn sind todt. Nur Valentine, seine Tochter, ist gerettet, ohne daß er es weiß. Alle meine Feinde, emporgestiegen zu den höchsten Ehren, liegen jetzt im Staube. Ich wurde das Werkzeug der Vorsehung. Ich habe triumphirt. Vielleicht, vielleicht bin ich zu weit gegangen. Dann aber werde ich mein Unrecht wieder gut zu machen suchen, ich werde es, ich weiß, daß ich es kann.

Nun, Haydee, das Alles that ich, weil ich mir selbst geschworen, das Unrecht, das man mir angethan, zu rächen. Meine Schätze reichten aus für meine persönliche Rache. Aber in den zehn Jahren, in denen ich nach meiner Befreiung aus dem Kerker die Welt durchstrich, während meines Aufenthalts unter jenen Leuten, die sich für die Klügsten und Besten der Erde halten, in Paris, in diesem Brennpunkt der sogenannten civilisirten Welt, habe ich begriffen und einsehen

gelernt, daß es noch anderes Unrecht zu sühnen giebt, als das meine, daß Tausende so elend sind, wie ich war. Nicht, daß ich sie rächen, nicht, daß ich die Ordnung der Welt, wie sie besteht, umwerfen könnte — ich bin nur ein Mensch, kein Gott! Aber ich habe meine Pflicht gegen die Menschheit, und zuweilen bedünkt es mich, als sei es von mir kleinlich gedacht gewesen, über meinem eigenen Unglück das der Anderen zu vergessen, und meine Schätze nur dazu anzuwenden, meine eigenen Pläne auszuführen. Haydee, es muß etwas Neues, etwas Anderes in die Welt! Neues Blut in diese alten, zusammengeschrumpften Adern, neues Leben in diesen siechen Körper! Als ich von Europa schied, wußte ich es bereits, und das Herz war mir schwer, denn ich glaubte, meine Kräfte seien zu gering, das auszuführen, was mir damals vorschwebte. Nicht der Zufall führte mich mit jenem Sterbenden zusammen — die Vorsehung war es, die meine schlummernden Gedanken kannte! Jetzt glaube ich, kann ich das thun, was ich damals für zu schwer hielt, wozu meine Mittel nicht ausreichten. Wie ich es thue, was ich thun will, um die Schuld an die Menschheit abzutragen, die jeder Mächtige ihr schuldet — noch weiß ich es nicht. Es schwebt mir nur vor, wie die Dämpfe meines Schmelztiegels. Aber diese Gedanken werden sich krystallisiren, sie werden eine Form annehmen. Haydee, als Graf von Monte-Christo rächte ich, was man mir und meinem Vater gethan, als Lord Hope will ich meinen Namen zur Wahrheit machen, will ich der Welt die Hoffnung wiedergeben, will ich die Leidenden erfreuen, die Kranken trösten und heilen, die Muthlosen ermuntern, die Schwachen kräftigen. Was der Welt fehlt, das ist die Gerechtigkeit. Ich will versuchen, den Altar wieder aufzurichten, den die Begierden, die Schwäche und der Eigennutz der Menschen umgestürzt — den Altar der irdischen Gerechtigkeit! Möge mir die himmlische gnädig sein und möge sie mich in meinem Beginnen unterstützen!

Haydee sah ihn fast zitternd an. Seine Stimme war stark und dröhnend geworden.

— Und deshalb wähltest Du die Hoffnung zu Deinem Namen? fragte er leise. Deshalb nanntest Du Dich Lord Hope?

— Zum Theil deshalb, ja! erwiederte er. Es giebt nur eine Macht auf dieser Erde, die Macht des Geldes. Tugend, Liebe, Gerechtigkeit sind verschwunden, über Alles triumphirt das Geld. Mit der Macht meiner eigenen Schätze will ich versuchen, die Gewalt dieses Mammons zu brechen. Gewalt gegen Gewalt, Gift gegen Gift! Wie ich Valentine rettete vor ihrer Mutter, der Giftmischerin, indem ich ihr ein anderes Gift einflößte, das ihr den Scheintod gab — so will ich mit meinen Schätzen die Welt vor der Herrschaft eines Götzen retten, der zuletzt Alles, Ehre, Tugend und Glück, unter den Tritten seiner ehernen, kolossalen Glieder zermalmen wird. Ja, das Gold ist ein Balsam, eine Arznei, aber nicht für die verdorbenen Säfte unserer Zeit. Ich will es einflößen in die Adern, die noch frisch und rein geblieben sind. Ob es mir gelingen wird — nur der dort oben weiß es, der mich zum Werkzeug seiner Rache ausersah und mich in Flammenschrift lesen ließ, daß es auch eine Vergeltung auf Erden giebt!

Der Lord schwieg. Haydee war zitternd und blaß vor ihm auf die Kniee gesunken.

— O mein Herr und Gebieter, flüsterte sie, das Gewicht Deiner Worte drückt mich zu Boden. Wie soll ein schwaches Weib bestehen neben einem Manne, dessen Haupt in die Wolken, in den Himmel reicht, und dessen Herz mit einem Schlage die ganze Welt umfaßt?

— Steh auf, Haydee, sagte der Lord sanfter. Du, Du schwaches Weib sollst meine Stütze sein. Du sollst der Born des Glückes und der Beruhigung sein, aus dem ich immer wieder schöpfe, wenn der Flug meines Geistes ermattet, und

meine Pläne für das Glück dieser Welt sich wie Meereswogen an den Felsenherzen der Menschen brechen. Du, Haydee, sollst das Ideal sein, zu dem ich immer wieder aufblicke, wenn der Haß der Menschen, die Gewalt der Leidenschaften mein Gemüth umfloren. Du, das schönste Gebilde, das je aus Gottes Hand hervorging, Du sollst die Verkörperung der Menschheit sein, wie sie meinen Blicken vorschwebt. Rein, edel, ohne Fehl, gut und schön schuf Gott den Menschen, und so bist Du. Nach Deinem Ebenbilde will ich die Menschheit umwandeln. Hat nicht der Maler sein Modell, der Bildhauer sein Ideal? Wohl mir, daß ich in Dir mein Ideal fand, Wenn ich Deine Seele der Menschheit einflößen könnte, dann wäre ich mehr als ein Mensch, ein Gott, Haydee! Aber streben kann ich danach, streben, wie jeder Mensch. Ein Fünkchen Deiner Seele in jede Menschenbrust, Haydee, und die Welt wäre ein Paradies!

Er legte den Arm um die Schulter der Knieenden und preßte seine Lippen auf ihre bleiche Stirn. So blieben sie Beide lange. Sie wußten, daß dieser Moment nicht wiederkehren werde. Es war für Haydee die Offenbarung eines Geistes, der beinahe über die Grenzen hinausstreifte, die der Menschheit gesetzt sind.

Ein leiser, feiner, klingender Ton an der Decke weckte den Lord aus seiner seligen Ruhe.

— Steh auf, Haydee, sagte er, das holde Weib zu sich emporziehend. Ali will mich sprechen. Er klopft an meine Thür. Laß uns jetzt die Träume der Zukunft vergessen und an die Wirklichkeit denken. Sieh, in jedem Zimmer ist eine kleine Glocke, die mit einer Feder an meiner Thür in Verbindung steht. Wo ich auch sein mag, ich höre stets, wenn Ali klopft.

— Du bist groß, selbst im Kleinen! sagte Haydee mit einem sanften Lächeln und trocknete die Thräne in ihrem

Auge. Ach, Edmond, Du hast aus mir das glücklichste Weib auf dieser Welt gemacht, und was bin ich Dir?

— Alles, Alles! rief der Lord. Und nun komm!

Er zog sie mit sich fort, nicht wie ein Jüngling stürmisch seine Geliebte — wie ein Mann, der es weiß, daß der größte Schatz der Welt an seinem Herzen ruht.

Die Mormonenbraut.

— Willst Du zu mir, Ali? fragte der Lord, als er nach seinem Schlafzimmer zurückgekehrt war.

Ein zweites Klopfen bejahte die Frage. Ali konnte nicht anders antworten. Er war stumm.

Der Lord öffnete. Ali fragte durch ein Zeichen, ob der Intendant vor dem Herrn erscheinen dürfe.

Edmond bejahte es. Es mußte etwas Außerordentliches vorgefallen sein. Derartige nächtliche Störungen kamen nur selten vor. In Kalifornien war es das erste Mal.

Der Intendant, früher Signor Bertuccio, jetzt Master Hakey genannt, erschien.

— Mylord, sagte er, ein Klopfen am Thor benachrichtigte die Wache, daß Jemand draußen sei. Es ist eine Frau, sie sagt, daß sie aus dem Lager der Mormonen komme und Sie dringend zu sprechen wünsche.

— Führe sie herein, sagte der Lord. Einen Augenblick durchzuckte ihn der Gedanke, es könne Wolfram sein, der in Frauenkleidung komme, um sich zu rächen. Aber er steckte keine Waffe zu sich und blieb ganz ruhig.

Eine weibliche Gestalt, ganz verhüllt in ein helles Gewand, trat ein. Lord Hope erkannte auf den ersten Blick dieselbe Gestalt, die er unten im Lager der Mormonen an dem Feuer gesehen, an dem auch Wolfram saß, und die dem

Rasenden in den Arm gefallen war, als er das Pistol auf ihn abschoß.

Sobald sie den Lord erblickte, schlug sie den Schleier zurück und warf sich ihm mit einer hastigen und leidenschaftlichen Geberde zu Füßen.

— Mylord! rief sie in englischer Sprache. Was Sie auch über mein Schicksal bestimmen mögen — lebend verlasse ich dieses Schloß nicht. Sie müssen mir hier ein Asyl gewähren, oder ich tödte mich!

Der Lord behielt äußerlich seine Ruhe, obgleich ihn diese Anrede überraschen mußte. Er schwieg und sein Blick senkte sich lange und scharf beobachtend auf die Fremde. Was mochte er in ihren Zügen gelesen haben? Sie waren schön, unbestreitbar schön, aber Gram und Kummer hatten in ihnen schärfere Linien gezogen, als es ihre Jugend sonst erlaubt hätte. Gewiß war sie noch sehr jung. Ihre Farbe war fast marmorweiß, ihr Auge vom schönsten, reinsten Blau, ihr Haar goldenlockig. Sie glich einer jungen, frisch erblühten Lilie, welche die heiße Junisonne ein wenig geknickt und die erst im Abendthau wieder frisch und klar das Köpfchen hebt. Jetzt glänzten ihre Augen im feuchten Glanz hervorquellender Thränen, ihre Lippen zuckten schmerzlich und ihre gefalteten Hände erhoben sich flehend zu dem Lord.

Was er in ihren Augen, in ihren Zügen gelesen hatte — sein Gesicht verrieth es nicht. Aber er sagte:

— Sie sollen mein Haus nicht verlassen, wenn es Ihnen Schutz bieten kann. Stehen Sie auf, Mylady!

— O Dank, tausend Dank! rief sie und beugte den Kopf auf ihre gefalteten Hände.

Der Lord hatte einen Sessel neben sie gerückt. Sie bemerkte ihn jetzt und richtete sich mit der Hand an demselben empor, als ob sie sehr schwach sei. Dann sank sie auf denselben nieder.

— Ich habe Ihren Wunsch erfüllt. Aber er ist selt-

sam. Sie werden es natürlich finden, daß ich Sie um eine Erklärung bitte.

— Eine Erklärung! seufzte sie und ihre Augen senkten sich und füllten sich stärker mit Thränen. O, Mylord, es bricht mir das Herz, vor Ihnen als eine Schuldige, eine Strafbare erscheinen zu müssen! Sie werden mich verachten, wenn ich gesprochen habe.

— Verachten? das wäre hart! sagte der Lord ruhig. Doch sprechen Sie zuerst!

— Sie werden mich verachten, mich hassen, ja, schon, wenn ich Ihnen sage, daß ich in Verbindung stand mit jenem Elenden, der die Hand gegen Sie erhoben hat und nach Ihrem Leben trachtete! rief die Dame.

— Nein, denn ich sah, daß Sie ihn daran hindern wollten, erwiederte der Lord. Doch ich höre, daß Sie das Englische mit französischem Accent sprechen. Sprechen Sie französisch, es ist gewiß Ihre Muttersprache.

— Sie hören es? rief die Dame. Ja, ich bin eine Französin. O, Mylord, das Bekenntniß meiner Schuld wird mir entsetzlich schwer, aber es soll meine Sühne sein. So hören Sie mich an und halten Sie Ihr Urtheil nicht zurück. Ich bin die Tochter eines französischen Generals, die natürliche Tochter. Er war bereits verheirathet, wie man mir sagte, mit einer schönen und liebenswürdigen Frau, als er meine Mutter kennen lernte. Sie war eine Deutsche, so viel ich weiß, die Tochter eines deutschen Generals, der während der Kriege des Kaiserreichs in französische Dienste getreten. Doch weiß ich das nur aus einigen Andeutungen meines Vaters. Ich selbst habe meine Mutter nie gesehen. Wahrscheinlich war sie arm und die Noth zwang sie, eine Verbindung einzugehen, die durch die Ehe niemals geheiligt werden konnte. Dieser Verbindung verdanke ich mein Dasein. Meine Mutter, glaube ich, starb bald nach meiner Geburt. Vielleicht, daß mein Vater sie wirklich geliebt hatte, oder daß

er mich liebte — genug, er ließ mir eine Erziehung angedeihen, als wäre ich seine rechtmäßige Tochter. Ich wurde in einem Kloster bei Paris erzogen, mitten unter den Töchtern der ersten Familien des Landes. So wurde ich siebzehn Jahr. Es war die Rede davon, daß ich das Kloster verlassen sollte, und ich freute mich darauf. Denn ich gestehe, daß ich durch den Umgang mit Freundinnen, die mehr von der Welt gesehen hatten, sehr begierig geworden war, ebenfalls in diese Welt einzutreten. Auch sehnte ich mich nach dem Umgang mit Männern. Ich hatte nur alte Leute gesehen, junge Männer kannte ich nur aus Büchern und Gemälden, und sie waren dort verführerisch genug dargestellt, um meine Phantasie zu reizen. Acht Tage vor meiner Entlassung aus dem Kloster glaubte ich zu bemerken, daß die Oberin mich halb traurig, halb scheu betrachtete. Aber ich achtete nicht darauf. Erst beim Abschied fiel es mir auf, daß sie zu mir sagte: Ich wünsche Ihnen Gottes Segen, Mademoiselle! Ihr Weg durch das Leben wird kein leichter sein! Doch legte ich auch auf diese Worte kein besonderes Gewicht. Aber kaum in Paris angekommen, erfuhr ich, daß die Dinge für mich eine furchtbare Wendung genommen hatten. Mein Vater hatte mir vor vierzehn Tagen geschrieben, ich solle in einem Hotel absteigen, er wolle mich dort selbst empfangen, oder empfangen lassen, und dann weiter für mich sorgen. Ich stieg in dem Hause, das mir bezeichnet worden, ab. Die Besitzerin desselben maß meinen Anzug, als sie ihn sah, mit einigem Erstaunen. — Mademoiselle, sagte sie, Sie lachen und sind so heiter? Sie tragen helle Kleider? — Und weshalb nicht, Madame? fragte ich bestürzt. Sie sah mich groß an; dann, da sie glauben mochte, daß ein Wesen, wie ich, seinen Vater nicht lieben könne, wie andere Leute, brachte sie mir mit einem einzigen Schlage die ganze Nachricht bei. — Ihr Vater hat sich vor acht Tagen getödtet! sagte sie. Die Pairskammer hat ihn für ehrlos erklärt, weil er früher

den Pascha von Janina verrathen haben soll. — Ich stand eine Minute lang starr, dann fiel ich in Ohnmacht. Aber was haben Sie, Mylord?

Der Lord war in der That noch bleicher geworden, als gewöhnlich. Unwillkürlich richtete er seine Augen zum Himmel und Jeder konnte in diesem Blick die Worte lesen: Gott, Du bist gerecht!

— Ich kannte Ihren Vater, sagte der Lord dann. Es war der General von Morcerf.

— Sie kannten ihn, Sie wissen von seiner Schmach? O, mein Gott! rief das junge Mädchen, ihr Gesicht verhüllend.

— Ich hörte wenigstens davon. Aber fahren Sie fort, ich bitte Sie darum, sagte der Lord.

— Die Geschichte meiner Leiden ist jetzt beinahe zu errathen, schluchzte die Französin. Ich war vernichtet, zu Boden geschmettert. Ich stand allein in der Welt, ohne den geringsten Halt. An die Gattin, an den Sohn des Verstorbenen durfte ich mich nicht wenden. Sie kannten den Fehltritt meines Vaters wahrscheinlich nicht. Früher war die Rede davon gewesen, daß mich mein Vater adoptiren wolle, wenn seine Frau gestorben wäre. Nun war ich die Tochter eines ehrlosen Todten. Die ganze Welt war mir verschlossen.

Dennoch verzweifelte ich nicht. Ich fand das Leben außerhalb des Klosters so schön, trotz meiner Trauer, die Töne der Freude klangen mir überall so verführerisch ins Ohr, daß ich es für unmöglich hielt, ich solle ewig von dieser Freude ausgeschlossen sein. Das Hotel, in dem ich wohnte, gehörte einer Frau, die es einzeln an Herrschaften vermiethete. Ich gab ihr Alles, was ich an Geld und Kostbarkeiten bei mir hatte, und hatte dadurch das Recht gewonnen, drei Monate bei ihr zu wohnen. Drei Monate! Eine lange Zeit für mich, die ich die Welt nicht kannte. Ich hoffte, daß sich in dieser Zeit mein Schicksal auf eine glückliche Weise entscheiden würde. Ich machte einen Versuch, meinen Bruder,

den Sohn des Generals von Morcerf, zu sprechen; ich glaubte, er würde Mitleid mit mir haben, mir seine Unterstützung angedeihen lassen. Aber, als ich nähere Nachrichten einzog, fand ich mich bitter getäuscht. Die Gemahlin und der Sohn des Generals hatten den heldenmüthigen Entschluß gefaßt, nichts von den Gütern, die ihnen der General hinterlassen, zu behalten. Sie hatten Alles verkauft und den Armen überlassen. Dann war die Generalin von Morcerf mit ihrem Sohne Albert nach Marseille gereist, und mit ihnen war meine letzte Hoffnung verschwunden.

Doch nicht meine letzte, nein! Schon während der Zeit hatte ich jenen Mann kennen gelernt, mit dem auch Sie, Mylord, in eine Berührung getreten sind, die Ihnen beinahe tödtlich geworden wäre, ich meine Wolfram. Er wohnte in dem Hotel der Dame, bei der ich eine Zuflucht gefunden. Wie sie mir sagte, war er ein Deutscher und nach Paris gekommen, um die neuesten Entdeckungen und Erfindungen auf dem Gebiete der Technik zu studiren. Von seinem Studiren merkte ich nicht viel. Es hieß, er sei ein lockerer Patron; aber Sie haben gesehen, es liegt etwas in ihm, was Jeden trotz seiner Rauhheit fesselt, und was mich, die ich nie einen anderen jungen Mann gesehen, bald vollständig unterjochte. Ich sah ihn täglich bei Tische, auch er bemerkte mich, und die Wirthin, die wahrscheinlich glaubte, mir so am besten zu helfen, begünstigte unseren gegenseitigen Wunsch, uns zu sehen. Nach vier Wochen hatte mir Wolfram seine Liebe gestanden, ich ihm erwiedert, daß ich sie theile.

Unterdessen waren die drei Monate abgelaufen. Ich theilte in einer vertrauten Stunde Wolfram meine Bedenken für die Zukunft mit. Er hörte mir aufmerksam zu. Dann fragte er mich, ob ich schweigen könne. Ich bejahte es. In einem Kloster lernen die Mädchen Schweigen und Verhehlen. Darauf entdeckte er mir rasch und hastig, daß er weder nach Deutschland zurückkehren dürfe, noch länger in Paris bleiben

könne. Er sei überall viel Geld schuldig. Er könne nicht einmal seine Wirthin bezahlen. Es bleibe ihm kein anderer Ausweg, als nach Amerika zu gehen, und er würde sich glücklich schätzen, wenn ich ihn begleiten wolle.

Ich erschrak ein wenig, aber nicht viel. Die Liebe ließ mich Alles in einem helleren Lichte sehen. Er drang in mich, er beschwor mich, er sagte mir, er müsse in den nächsten Tagen fliehen, und mir schien der Gedanke unerträglich, auch von ihm verlassen zu werden. Ich gelobte, mit ihm zu fliehen, mit ihm nach Amerika zu gehen. Mir war ja die Welt überall gleich fremd. Paris war für mich nicht besser, als Amerika. Nur Eines erbat ich von Wolfram. Ehe uns in Amerika das Band der Ehe vereinte, sollte er mich wie eine Schwester behandeln. Er versprach es.

Wir flohen. Wolfram hatte Pässe für uns Beide. In Havre bestiegen wir ein Dampfboot, das nach New-York fuhr. Wolfram hielt während der Ueberfahrt sein Versprechen. er behandelte mich wie seine Schwester. Nur mißfiel es mir, daß er auf dem Dampfboot viel Karten spielte, viel trank und viel thörichtes Zeug schwatzte. Ich erkannte bald sein innerstes Wesen. Er ist gut, edel vielleicht von Natur, er ist gebildet, talentvoll, ein genialer Architekt, wie man sagt. Aber es scheint ihm etwas zu fehlen, die Zufriedenheit, die Ruhe des Gewissens. Es lastet etwas auf ihn, was ihn nie von Herzen heiter und fröhlich werden läßt. Ist es eine Schuld, ist es der Gedanke eines verfehlten Lebens? Ich weiß es nicht. Aber er ist zuweilen entsetzlich düster und abstoßend, ich fürchtete mich schon damals oft vor ihm und leise Zweifel begannen in mir aufzusteigen, ob ich mit diesem Manne wirklich glücklich werden könne.

Wir landeten in New-York. Der Erste, dem Wolfram begegnete, war jener Dr. Wipky, der mit Ihnen heut Abend durch das Lager ging. Er war ein Apostel, ein Sendbote der Mormonen. Er schien glücklich darüber zu sein, einen

Mann, wie Wolfram, zu treffen. Er versprach ihm goldene Berge, fortwährende und reich lohnende Beschäftigung, wenn er zu den Mormonen übertreten wolle. Was wußte Wolfram von den Mormonen? Ich glaube, wenig. Wenn er etwas wußte, so verschwieg er es mir. Ich kannte die Sekte kaum dem Namen nach. Wipky gab uns Reisegeld. Wir reisten nach Nauvoo, der Hauptstadt der Mormonen.

Die schnelle Abreise von New-York, die Eile, die Wolfram hatte, an den Ort seiner Bestimmung zu gelangen, verhinderten unsern Plan, uns trauen zu lassen, und ich danke dem Himmel dafür. Mylord, ich schwöre Ihnen, Wolfram hatte bis dahin immer nur die Schwester in mir gesehen, und trotz meiner Unbekanntschaft mit der Welt, wußte ich meine weibliche Ehre zu wahren. Mylord, denken Sie nicht schlecht von mir, ich schwöre Ihnen, daß ich frei und rein in jedes Menschen Auge blicken kann!

Sie streckte die Hand wie schwörend aus und sah den Lord mit einem ergreifenden Blicke an.

— Ich glaube es, ich weiß es, sagte der Lord ruhig. Fahren Sie fort. Ich ahne bereits den Ausgang.

— Mein Schicksal entschied sich, als wir nach Nauvoo kamen, fuhr die Französin düster fort. Ich sah bereits mein Unglück voraus. Wir trafen die Mormonen-Kolonie in der Auflösung begriffen. Smith, der Stifter und das Oberhaupt der Sekte, war getödtet, man hatte beschlossen, die Kolonie weiter nach Westen in das Gebiet von Orgeon oder Utah zu verlegen. Einzelne Züge waren bereits vorausgegangen. Auch wir sollten folgen. Wipky organisirte bereits einen Zug, an den wir uns anschließen sollten.

Welch ein Leben unter diesen Mormonen! Ich kann sie nicht tadeln, ich bewundere ihren Eifer, ihren Fleiß, ihre Anhänglichkeit an diese seltsame Lehre; ich gestehe, daß viele kräftige Naturen unter ihnen sind, große Geister — aber Alles, was ich von ihrem Familienleben sah, ekelte mich an

und stieß mich ab. Diese Freiheit, die beinahe in Zügellosigkeit ausartete, diese Verächtlichkeit, mit der man die Frauen gleichsam zur Waare umwandelt, die Rohheit des gesellschaftlichen Verkehrs, dieser Mangel an Allem, was ich seit meiner frühesten Kindheit in den Mauern eines Klosters, in dem Umgang mit den liebenswürdigsten Mädchen gelernt — das Alles ließ mich empfinden, daß ich unter diesen Menschen niemals glücklich sein könne! Ja, wenn Wolfram noch mein Einziges und Alles gewesen wäre! Aber er hatte längst aufgehört, es zu sein. So widerlich und unangenehm mir diese meine Gesellschaft war, so angenehm schien sie ihm zu sein. Für ihn schienen diese wilden Menschen zu passen, die nicht schlecht, aber aller Kultur und Sitte abgeneigt sind. Er saß und trank mit ihnen, spielte Karten, fluchte und stritt sich. Oft sah ich ihn schon bei Tage halb trunken durch die Gassen taumeln. Ihm Vorwürfe machen konnte ich nicht, hatte ich denn ein Recht dazu? Und das Schlimmste war, daß ihm dieses Leben zu gefallen schien. Die Mormonen erkannten seine Bildung, seine Ueberlegenheit an. Wolfram sank mit jedem Tage tiefer.

Was ich in jener Zeit erduldete, Mylord — ich kann es nicht beschreiben. Ich sah es klar und deutlich ein, daß mein erster Schritt in der Welt ein Fehltritt gewesen sei. Aber wohin sollte ich mich wenden? Wo Schutz und Hülfe suchen? Diese neue Welt war mir nicht fremder, als mein Vaterland, aber sie war mir doch auch fremd! Fliehen? Wohin? Ich sah keinen Ausweg?

In dieser Zeit machte mir Wolfram den Vorschlag, daß wir uns verheirathen wollten, ehe der Zug nach dem Westen aufbreche. Ich hatte diesen Antrag mit Zittern erwartet. Ich fragte ihn, wie wir getraut werden sollten, da die Mormonen doch nichts von katholischen Priestern und von einer Einsegnung der Ehe wüßten? Er sah mich groß an. — Wir werden nach der Sitte der Mormonen getraut werden? Ist

Dir das nicht genug? sagte er dann. — Nein! erwiederte ich ihm unter einem Strom von Thränen. Das Einzige, was ich aus jener alten Welt mit mir herübergebracht habe, ist meine Religion. Ich werde sie mir nicht nehmen lassen. Und denkst Du, Wolfram, ich würde mich in die Gebräuche dieser Menschen fügen? Denkst Du, ich wüßte nicht, daß es unter den Mormonen, wenn auch nicht Gesetz, doch wenigstens Sitte ist, zwei, drei und mehr Frauen zugleich zu lieben, zugleich zu heirathen? Glaubst Du, ich würde jemals darin willigen, eine Andere neben mir an dem Herzen meines Mannes zu wissen? Nein, Wolfram, ich werde nie Dein Weib, wenn Du Dich nicht mit mir von einem katholischen Priester einsegnen läßt, und wenn Du mir nicht schwörst, so lange ich lebe, nie eine Andere zu lieben, als mich.

— Aber Du verlangst das Unmögliche, Amelie! sagte er lachend zu mir. Wenn ich Dir das auch verspreche — und ich würde es gern thun — was hälfe es mir? Wir sind bei den Mormonen, wir müssen uns ihren Sitten fügen. Man würde mich vielleicht zwingen, noch eine Frau zu nehmen.

— Du gehörst zu den Mormonen, nicht ich! antwortete ich ihm. Ich werde nie zu ihnen gehören?

— Und Du willst nicht mein Weib sein, auch wenn kein Priester uns einsegnet? fragte er mich düster. Ich hätte nicht geglaubt, daß Du mich so wenig liebtest und daß Du so an alten Vorurtheilen hingest.

— Vorurtheile? antwortete ich ihm bitter. Wolfram, laß uns offen sein. Ich habe Dich geliebt, ja, aber ich werde Dich nicht mehr lieben, wenn Du fortfährst, ein solches Leben mit den Mormonen zu führen. Und ich werde nie anders Deine rechtmäßige Frau, als vor dem Altar einer katholischen Kirche. Nie!

Er zuckte die Achseln und ging fort, ohne sich weiter um mich zu kümmern. Ich blieb in meiner Angst und Verzweiflung. Meine einzige Hoffnung war noch, daß Wolfram die-

ses Lebens überdrüssig werden und sich selbst von den Mormonen trennen werde. Vergebene Hoffnung! Er lebte sich mit jedem Tage mehr in die Sitten dieser Menschen hinein, er wurde immer beliebter. Er wurde ein Held der Mormonen.

Wir verließen Nauvoo und traten unseren Zug an. Ein entsetzlicher Zug! Nicht, daß wir viel mit Entbehrungen zu kämpfen gehabt hätten — aber was litt mein Herz unter dieser fortwährenden und unvermeidlichen Berührung mit Menschen, die alle zarte Sitte mit Füßen treten. Und immer noch keine Aussicht zu fliehen! In dieser Wüste, in diesen unwirthlichen Gegenden sich von dem Zuge trennen, hieß den gewissen Tod aufsuchen. Und doch hielt ich mich noch für zu jung, um zu sterben. Den Tod konnte ich immer noch wählen, wenn mir Schlimmeres bevorstand. Und ich mußte mich darauf vorbereiten.

Wolfram hatte während des Zuges nie mehr mit mir über unsere Verbindung gesprochen. Er hatte mich sogar vernachlässigt, und es existirte kaum mehr eine andere Beziehung zwischen uns Beiden, als daß ich zu der Abtheilung gehörte, die er anführte. Aber ich erfuhr durch eine Frau, die meine Vertraute geworden war, weil ein ähnlicher Kummer sie drückte, daß mir am Salzsee — dem Ziel der Reise — die Entscheidung bevorstand. Dort wollte man über die Mormonenbraut — so nannte man mich — Gericht halten und meine Hand Wolfram zusprechen. Ich sah diesem Tage mit Entsetzen entgegen. Ich wußte, daß ich ihn nicht überleben würde. Ich wurde immer verschlossener, immer düsterer. Im ganzen Lager betrachtete man mich zum Theil mit Mißtrauen, zum Theil mit Scheu. Meine Entschlossenheit hatte diesen Menschen, und namentlich den Frauen, eine Art von Achtung abgezwungen.

Heut endlich, als ich dieses Schloß sah, als ich von Ihrer Mildthätigkeit hörte, als ich Sie durch das Lager

wandeln sah und Gelegenheit hatte, die Kraft und Mäßigung zu beobachten, mit der Sie gegen Wolfram auftraten, den ich jetzt von ganzer Seele verachte — heut endlich reifte der Entschluß in mir, zu fliehen, Ihnen mein Schicksal anzuvertrauen. Es war, als sagte mir eine Stimme, daß Sie ein Mittel finden würden, mich aus diesem Elend zu retten. Mylord, es muß Ihnen eine Kleinigkeit sein, mir Schutz zu gewähren. Entfernen Sie mich noch in dieser Nacht aus Ihrem Hause, wenn Sie die Nachforschungen der Mormonen fürchten. Aber verlassen Sie mich nicht. Hören Sie auf den Verzweiflungsschrei einer armen Seele, die von Allem in der Welt verlassen ist. Schicken Sie mich, wohin Sie wollen, bestimmen Sie über mich — nur lassen Sie mich nicht zu den Mormonen zurückkehren.

— Sie werden in diesem Hause bleiben, Mademoiselle! sagte der Lord. Ich fürchte weder die Mormonen, noch ihre Nachforschungen. Aber zuerst müssen Sie wissen, bei wem Sie sind, Mademoiselle!

— O, ich weiß es, rief die Französin. Bei dem großherzigsten, dem edelmüthigsten Manne.

— Vielleicht irren Sie sich, sagte der Lord mit einem so düsteren Gesichte, daß Amelie beinahe erschrak. Doch hören Sie mich ruhig an. Ehe Sie in diesem Hause bleiben können, müssen Sie wissen, wessen Haus es ist.

Vor beinahe dreißig Jahren — doch die Zeit thut nicht viel zur Sache — befand sich in Marseille ein ganz junger Mann, hoffnungsvoll, lebenslustig. Er hatte Glück gehabt. Der Herr seines Schiffes — denn dieser junge Mann war ein Seemann — zufrieden mit seiner Führung, wollte ihn zum Kapitän ernennen. Mehr noch, der junge Mann stand im Begriff, sich zu verheirathen mit einem schönen, jungen Mädchen, das ihn über Alles liebte. Es gab wenige Menschen, die ihm dieses Glück beneideten. Zu diesen gehörte ein gewisser Danglars, der Rechnungsführer auf dem Schiffe,

der ihn um die Kapitänsstelle beneidete, und ein gewisser Fernand, der Vetter seiner Braut, der das schöne Mädchen selbst liebte und sie dem Seemann nicht gönnte. Die beiden verabredeten ein Komplot. Danglars schrieb eine Denunziation, in welcher der junge Mann für einen Agenten der Bonapartistischen Partei ausgegeben wurde, Fernand übergab die Denunziation an die Behörden. Der junge Seemann wurde in dem Augenblick verhaftet, in welchem er mit seiner Braut, Mercedes hieß sie, zum Altar schreiten wollte. Unglücklicher Weise trug er wirklich einen Brief bei sich, der an einen Anhänger Napoleons in Paris gerichtet war, an einen gewissen Noirtier. Er kannte weder den Inhalt, noch die Bestimmung dieses Briefes; er erfüllte, indem er die Besorgniß desselben übernahm, nur ein Versprechen, das er seinem sterbenden Kapitän gegeben. Der Anwalt des Staates, Herr von Villefort, aus Klugheit ein Anhänger der Bourbonen, schien auch geneigt, dem jungen Manne Glauben zu schenken. Aber jener Noirtier, ein alter und zäher Anhänger Napoleons, war sein Vater. Kam der Brief zu den Akten, so war die Carrière des jungen Staatsmannes vernichtet. Er zerriß also den Brief, und um jedes Zeugniß davon zu vernichtet, daß sein Vater noch immer für Napoleon konspirire, schickte er den jungen Seemann in die unterirdischen Kerker des Schlosses d'If bei Marseille und befahl, ihn dort für ewig festzuhalten. In der That blieb der junge Seemann dort vierzehn Jahre. Er kostete alle Qualen der Verzweiflung, er schwur seinen Feinden Rache. Endlich gelang es ihm, zu fliehen und durch einen Zufall mit fast unermeßlichen Schätzen versehen in der Welt wiederzuerscheinen. Er fand seine Feinde in hohen Ehren. Jener Danglars war ein reicher Banquier geworden, jener Fernand war der Gemahl der Mercedes, der einstigen Braut des jungen Seemannes geworden, nachdem er sich zum General aufgeschwungen und durch den Verrath, den er am Pascha von Janina geübt, Reichthümer gesam-

melt hatte. Als Graf von Monte-Christo trat der junge Seemann damals wieder auf, und es gelang ihm, sich an seinen Feinden zu rächen. Jener Danglars ist jetzt ein Bettler in Rom, der Herr von Villefort ist wahnsinnig, Fernand hat sich selbst den Tod gegeben, nachdem Mercedes und sein Sohn Albert ihn verlassen. Mademoiselle — jener Seemann bin ich selbst, jener Fernand war der General von Morcerf, Ihr Vater! —

Amelie, die ihm in banger Spannung gelauscht, stieß einen Schrei aus und verhüllte ihr Gesicht. Es trat eine lange Pause ein. Selbst der Lord schien bewegt zu sein und schritt hastig durch das Zimmer.

— Mylord! weckte ihn eine sanfte, bittende Stimme.

Er sah auf. Vor ihm auf den Knieen lag die junge Französin.

— Mylord, sagte sie mit einem unbeschreiblichen Ausdrucke ihrer Züge, in denen sich Schmerz und Hingebung paarten — Mylord, es ist nicht meines Amtes, Richter zu sein über die Ereignisse voller Grausen, die Sie mir mitgetheilt. Ich ahne, ich glaube es, daß mein Vater schuldig war. Sein Herz muß kalt gewesen sein, sonst hätte er meine Mutter nicht verlassen. Aber ich bin seine Tochter, Mylord? Darf ich Ihnen mein ganzes Leben widmen? Darf ich es versuchen, einen Theil jener entsetzlichen Schuld zu sühnen, die mein Vater auf sich geladen? Bestimmen Sie über mich, Mylord, und wenn Sie glauben, daß ich irgend etwas thun kann, um die Erinnerung an die Schuld meines Vaters in Ihrem Herzen auszulöschen, o so sagen Sie es mir. Ich will mein Leben, Alles hingeben, um den Schatten zu verscheuchen, der zwischen uns Beiden schwebt. Fordern Sie, Mylord, fordern Sie, was Sie wollen!

— Stehen Sie auf, Amelie! sagte der Lord. Setzen Sie sich! Lassen Sie mich einen Augenblick über diese Sache nachdenken!

Er ging durch das Zimmer. Dann stand er plötzlich vor der jungen Französin still.

— Sie glauben also, daß Ihr Vater schuldig war?

— Ja, Mylord! antwortete sie. Ich glaube es.

— Sie wollen seine Schuld sühnen?

— Ja, Mylord.

— Auch, wenn diese Sühne eine schwere ist?

— Auch dann, Mylord!

— Wohlan! rief der Lord und sah ihr fest ins Auge — so kehren Sie zu den Mormonen zurück!

— O mein Gott! rief Amelie erbleichend — das war es — das ist es — das Einzige, was ich nicht —

— Es ist zu schwer, ich dachte es! sagte der Lord ruhig. Bleiben Sie hier, Mademoiselle.

Amelie sah ihn einen Augenblick lang groß an. Es lag etwas Fremdes, Kaltes in dem Ton seiner Worte.

— Ich gehe! rief sie entschlossen und stand auf. Ich gehe, Mylord, es wird mir nicht zu schwer sein!

— Verlangen Sie Gründe, weshalb ich diese Forderung an Sie gestellt habe? fragte der Lord.

— Nein, erwiederte sie. Ich frage nicht nach Gründen, ich habe es versprochen — ich gehe, und sollte es mein Leben kosten!

— Noch einen Augenblick, Mademoiselle! rief der Lord, sie zurückhaltend. Ich habe Ihnen noch etwas zu sagen!

Und er ergriff ihre Hand und sah ihr eine Minute lang ernst und innig ins Auge.

— Amelie, sagte er, ich habe Gründe, Sie zu einem solchen Schritt aufzufordern. Ihnen kann ich sie nicht sagen, Sie würden mich kaum verstehen. Aber halten Sie mich nicht für einen Tyrannen! Halten Sie mich nicht für einen unbarmherzigen Beichtvater, der es für seine Pflicht hält, Ihnen eine schwere Absolution aufzulegen. Amelie, was können Sie für die Schuld Ihres Vaters? Nein, was ich jetzt

von Ihnen verlange, ist keine Buße, es ist ein Freundschaftsdienst. Kehren Sie zurück zu den Mormonen, Amelie, aber nicht wie früher, Verzweiflung und Gram im Herzen, sondern voller Muth und Hoffnung. Mein Arm wird über Sie wachen und Sie schützen überall. Weder Wolfram noch irgend ein anderer Mensch wird Ihnen ein Leid anthun, wird es wagen, Sie zu irgend etwas zu zwingen. Was auch geschehen möge, wie nah auch die Gefahr sein möge, vertrauen Sie auf mich! Schon morgen wird Ihnen Jemand einen Brief von mir überbringen. Es ist ein Freund. Vertrauen Sie auf ihn unter allen Umständen. Und geben Sie Wolfram noch nicht auf. Vielleicht ist er noch nicht verloren. Seien Sie überhaupt voller Muth und Hoffnung! Die Tochter Morcerfs soll das nicht entgelten, was der Vater gethan. Gehen Sie mit Gott, Amelie. Und wenn schwere Stunden kommen, so denken Sie, daß Sie für Ihren Vater leiden, und daß Alles, was Sie für mich thun, auch für ihn gethan ist!

Er reichte ihr noch einmal die Hand. Sie nahm sie ruhig und fest.

— Jetzt, da ich eine Pflicht zu tragen habe, ist mir leicht! sagte sie. Ich ahne, daß Sie die Wahrheit sprechen, Mylord. Das Leben unter den Mormonen scheint mir nicht mehr entsetzlich. Nur Eines, Mylord, ich willige niemals in eine Heirath mit Wolfram, wenigstens nicht unter den Bedingungen, die die Mormonen stellen.

— Es wird nicht zum Aeußersten kommen! sagte der Lord lächelnd. Aengstigen Sie sich nicht!

Die Französin ging. Der Lord begleitete sie selbst bis an das Thor. Die Nacht war schön und still, wie fast alle Sommernächte des tropischen Klima's. Gedankenvoll sah der Lord der verhüllten Gestalt nach, die allmählich im Dunkel der Nacht verschwand.

— Die körperlichen Fehler und Vorzüge der Eltern er-

ben fort auf die Kinder, sagt man! flüsterte der Lord vor sich hin. Großer Gott, es ist ein Glück, daß es nicht mit den Fehlern der Seele so ist. O Fernand, Fernand, hättest Du nur einen Theil des Edelmuthes in Dir gefühlt, den dieses Mädchen besitzt, Du hättest mich und Dich nicht elend gemacht!

Am anderen Morgen war das Mormonenlager abgebrochen und der Zug wandte sich nach Norden.

Don Lotario reist nach Berlin.

Ungefähr acht Tage darauf war Don Lotario damit beschäftigt, ein Stück Acker einzäunen zu lassen, das erst in diesem Jahre urbar gemacht worden. Es war auf einem Hügel, unfern der Hacienda, die man von hier aus ganz überblicken konnte.

Wenn Don Lotario in seiner Bewunderung der Schätze des Lords geäußert, daß seine Hacienda nur eine Indianerhütte sei, so war er etwas zu weit gegangen. Seine Hacienda war eine ganz imposante Anhäufung von großen steinernen Gebäuden, ein Besitzthum, dessen sich kein merikanischer Edelmann geschämt haben würde, um so mehr, da der Boden rings herum vom schönsten war, den man in Kalifornien finden konnte. Don Lotario war ein Mann von fünfmalhunderttausend Dollars, und in Meriko ist das sehr viel. In Kalifornien war er der reichste junge Mann.

Jetzt ließ es sich Don Lotario nicht verdrießen, seine Arbeiter mit einigen Flüchen zu regaliren, da sie ihm zu langsam arbeiteten. Wahrscheinlich hatte er sich den Lord zum Beispiel genommen und den Entschluß gefaßt, mit wenigen Menschen viel zu leisten. Seine Arbeiter waren jedoch damit nicht zufrieden. Sie keuchten und schwitzten in der

heißen Sonne und mancher murmelte eine Verwünschung gegen den jungen Mann.

Don Lotario war zu Pferde und dirigirte mit seiner Reitgerte. Jetzt fehlten große Nägel.

— Caramba! rief er verzweifelnd. Holt sie aus der Hacienda! Das ist wieder eine Viertelstunde Verlust. Nein, mit solchen Menschen könnte auch der Lord nichts anfangen. Hier ist Alles vergebens!

Und er trocknete sich den Schweiß von der Stirn, denn er war in Aufregung gerathen. Da fiel sein Blick auf einen Reiter, der ungefähr hundert Schritt von ihm hielt und entweder die Arbeiter oder die Hacienda betrachtete. Er war ganz in einen langen, mattgelben Mantel gehüllt, trug einen Strohhut und ritt auf einem Pferde, das Don Lotario auch auf den flüchtigsten Blick für einen Araber erkannte.

— He? Wer ist das? fragte sich der junge Mann halblaut. Caramba, der Lord!

Er sprengte zu dem fremden Reiter. Es war in der That der Lord, der ihn mit einem Lächeln empfing.

— Wirklich gekommen? rief Don Lotario. O, tausend Dank. Und tausend Mal willkommen!

— Ein recht stattliches Gebäude! sagte der Lord, auf die Hacienda deutend. Ihre Wohnung?

— Ja wohl, ein altes, räucheriges Nest! antwortete der junge Spanier. Da ich indessen nichts weiter habe, so liebe ich es, wie Jeder seine Heimath liebt. Kommen Sie, Mylord, Sie werden müde sein.

— O nein, antwortete Lord Hope. Der Weg über die Felsen ist nicht so schlimm, wie ich glaubte.

— Sie sind über die Felsen geritten? rief Don Lotario. Aber Sie kennen ja weder Weg noch Steg!

— Dennoch sehen Sie mich wohlbehalten hier, erwiederte der Lord ruhig. Vielleicht bedarf mein Pferd einer Erquickung, ich nicht. Worin bestände der Vorzug der Men-

schen über die Thiere, wenn wir nicht mehr ertragen könnten? Ein schönes Stück Land! Dort der Fluß, dort das kleine Wäldchen und davor Ihre Hacienda — ein freundlicher Anblick! Indessen, wenn man bedenkt, daß Sie einundzwanzig Jahr alt sind und recht gut vier Mal so alt werden können, so hat es doch sein Eigenes, zu wissen, daß man hier noch sechzig Jahre wohnen soll.

Das sagte der Lord leichthin, während Beide langsam nach der Hacienda ritten.

— Freilich, manchmal ist mir der Gedanke auch schon gekommen! sagte Lotario mit einem Seufzer. Indessen, Mylord, wenn man ein gutes, braves Weib und eine zahlreiche Familie hat, so läßt sich hier schon wohnen.

— O gewiß, das will ich nicht leugnen! sagte der Lord. Und Sie sind auf dem Wege dazu?

— So Gott will, ja! antwortete Lotario. Ich werde mir erlauben, Ihnen meine Braut vorzustellen, Mylord!

— Sehr verbunden, antwortete der Lord. Wohnt sie bei Ihnen in der Hacienda?

— O nein, Mylord, wo denken Sie hin? rief der Spanier. Drüben hinter jenem Berge, eine Viertelstunde von hier. Ich werde dorthin schicken und Donna Rosalba zum Mittagessen einladen lassen, mit ihrem Vater.

— Wie Sie wollen, sagte der Lord, sonst hätten wir auch nach Tisch hinüberreiten können.

— Um so besser! rief Lotario. Es würde ohnehin kaum möglich zu machen gewesen sein. Sie wissen, Mylord, Frauen werfen sich immer in große Toilette, wenn sie mit einem Fremden diniren sollen. Rosalba ist zwar sehr einfach. Besser also, ich schicke hinüber und lasse Don Ramirez vorbereiten.

— Wer ist Don Ramirez?

— Der Vater Donna Rosalba's.

— Also ein Nachbar von Ihnen?

— Ja, Mylord, ein entfernter Verwandter.

— Dessen Güter an die Ihrigen stoßen?

— Ja, mein Großvater gab ihm ein Stück von unseren Ländereien, das er mit musterhaftem Fleiße vervollkommnet hat, antwortete Don Lotario. Er hat nur die eine Tochter, Donna Rosalba.

— Lassen Sie Don Ramirez nicht benachrichtigen, wenn ich Sie bitten darf, sagte der Lord.

— O, wenn Sie es wünschen, sehr gern. Aber weshalb nicht, Mylord?

— Nun, wissen Sie, weil ich Donna Rosalba gern en negligée sehen möchte! sagte dieser lächelnd.

— Sehr gut! rief Lotario erfreut. Sie haben Recht, Mylord. Wenn Sie urtheilen sollen, müssen Sie den Gegenstand Ihres Urtheils unvorbereitet finden, nicht wahr?

— Sie sprechen das aus, was ich dachte! sagte der Lord, der heut sehr freundlich gestimmt schien.

Sie waren jetzt an dem großen Thor, das in die Hacienda führte. Don Lotario bestellte ein solennes Mittagsmahl und stellte dem Lord seine beiden Verwalter vor, zwei Männer in mittlerem Alter mit so pfiffigen Gesichtern, daß der Lord zu glauben geneigt war, sie arbeiteten mehr für ihre, als für ihres Herrn Tasche.

— Sind diese Leute damit zufrieden, daß Sie sich verheirathen? fragte der Lord, als die Beiden fort waren.

— Nicht ganz, antwortete Don Lotario lächelnd. Doch weshalb fragen Sie? Haben Sie auf ihren Gesichtern gelesen?

— Vielleicht! sagte der Lord. Die Zeiten pflegen sich zu ändern, wenn man verheirathet ist.

Jetzt begann die unvermeidliche Besichtigung der Hacienda. Don Lotario machte den Führer und entwickelte seine ganze Liebenswürdigkeit. Er war entzückt über die Aufmerksamkeit des Lords, der Alles mit der größten Genauigkeit betrachtete und dem jungen Spanier wiederholt die Versiche-

rung gab, er habe hier noch Manches gelernt. Die Hacienda war übrigens in ziemlich gutem Stande — wenigstens für die Ansprüche, die man in Kalifornien machen konnte. Don Lotario schwamm in Entzücken.

— Und wieviel werde ich noch von Ihnen lernen! rief er zuweilen. Ah, es fehlte mir ein solcher Lehrmeister.

— Sie haben also wirklich noch nicht mit dem Lernen und also auch nicht mit der Welt abgeschlossen? fragte Lord Hope.

— Im Gegentheil, ich werde jetzt erst anfangen, zu lernen und zu leben! rief Don Lotario.

Der Lord machte ein Zeichen, daß er damit zufrieden sei, und folgte seinem Wirth in den Speisesaal. Die Tafel beugte sich unter der Last der aufgetragenen Speisen. Die Küche hatte ihr Möglichstes gethan. Leider vergebens! Don Lotario konnte vor Freude und Ungeduld nicht viel essen, und der Lord war weder durch Bitten, noch durch scherzhafte Drohungen dazu zu bewegen, etwas Anderes zu genießen, als einige einfache Gerichte und ein Glas Wein mit Wasser.

— Und nun zur Hauptsache! sagte der Lord, als die Tafel aufgehoben war. Sie wollten mit mir über irgend etwas sprechen, wenn ich nicht irre, über Ihre Verheirathung.

— Ja, Mylord, das wollte ich, antwortete der Spanier. Doch das können wir, während wir hinüberreiten.

— Ah, Sie sind ungeduldig, Donna Rosalba zu sehen! sagte der Lord und stand auf. Wie Sie wollen!

Don Lotario lächelte und zwei Minuten darauf trabten Beide nach der benachbarten Hacienda.

— Ja, Mylord, sagte der junge Mann, ich wollte mit Ihnen darüber sprechen. Ich bewundere Sie, ich verehre Sie. Ich habe nicht viel mehr Liebe für meinen Vater empfunden, als für Sie, und wenn Sie mich zum Sohne annehmen wollten, so würde ich stolz darauf sein. Ich weiß, daß Sie mir an Einsicht, an Erfahrung weit überlegen sind. Ich weiß

auch, daß Sie Menschen und Verhältnisse zu durchschauen verstehen. Deshalb wollte ich Sie um Rath fragen in dieser Angelegenheit. Ich bin noch sehr jung, ich habe wenig von der Welt gesehen.

— Nun, so sprechen Sie! sagte der Lord mit etwas wärmerem Tone, als gewöhnlich. Ich gebe Ihnen mein Wort, daß ich Ihr Bestes im Auge habe.

— Ich danke Ihnen, Mylord. Nun, sehen Sie, Donna Rosalba ist älter, als ich, und zweitens verstehe ich mich nicht auf Frauen. Das sind die beiden Punkte, die mir beachtenswerth scheinen.

— Das Erste ist kein Unglück, sagte der Lord ruhig. Oft sind Männer durch ältere Frauen glückliche Gatten geworden. Der zweite Punkt ist Ihre eigene Schuld, Sie hätten reisen und die Welt kennen lernen müssen.

— Wohl wahr! meinte Don Lotario. Aber Don Ramirez betrachtet diese Verbindung als nothwendig und sich von selbst verstehend. Ich habe nie einen anderen Gedanken gehabt, als daß Donna Rosalba meine Frau werden müsse.

— Nun, dann ist die Sache ja so gut wie erledigt, sagte der Lord. Was kann Ihnen mein Urtheil nützen? Sie würden mir nur böse sein, wenn ich mich nicht beistimmend ausspräche.

— O nein, nein, rief Don Lotario. Sie müssen mir Ihre offene Meinung sagen.

— Und wenn diese nicht zu Gunsten der Donna Rosalba ausfällt? fragte der Lord.

— Nun dann — ja, dann werde ich mich besinnen! antwortete der junge Spanier mit einem leichten Zögern.

Der Lord lächelte unmerklich. Wie wenig kannte Don Lotario sein Herz! Bei ihm stand es schon fest, daß Donna Rosalba ein Engel, ein Musterbild aller Frauen sei, und er wollte noch ein Urtheil über sie hören?

Don Lotario hatte während dessen seine Rosinante in

Golop gesetzt, und auch der Lord ließ seinen Araber ausgreifen. So waren sie denn in wenigen Minuten vor dem Thor der Hacienda des Don Ramirez.

Es war nur ein kleines Gehöft, erst seit ungefähr dreißig oder vierzig Jahren erbaut, aber in gutem Stande. Die Ländereien rings herum waren sehr gut und sogar vortrefflich bearbeitet.

Der junge Spanier sprengte in seiner Ungeduld ohne Weiteres bis auf den Hof und vor die Eingangsthür.

Ein alter Spanier, mit einem schlauen Gesichte und scharfen Zügen, steckte seinen grauen Kopf durch diese Thür.

— Ah, Du bist es, Lotario! rief er ihm entgegen. Und nicht allein? Rosalba wird sehr überrascht sein.

— Das soll sie auch! rief der junge Mann mit freudigem Lachen, während er vom Pferde sprang.

Ein Mulatte eilte herbei und nahm das Pferd des Lords. Die beiden Männer traten in die Thür und folgten dem stolz voranschreitenden Don Ramirez in das große, kahle Empfangszimmer.

— Don Ramirez — Lord Hope! der Zauberer, von dem ich Dir erzählt, Onkel! sagte Don Lotario.

Die beiden Männer gaben sich die Versicherung, daß sie erfreut seien, einander kennen zu lernen — der Lord ziemlich kühl und mit seinem gewöhnlichen, gleichgültigen Wesen — der Spanier mit einem Gesicht voller Neugierde.

— Und Donna Rosalba —? fragte der ungeduldige Liebhaber.

— Wird wahrscheinlich die Herren bemerkt haben, und erst ein wenig Toilette machen, ergänzte Don Ramirez.

Dieses Toilettemachen währte eine volle Viertelstunde, während deren Don Lotario auf Kohlen stand und der Lord sich angelegentlich mit dem älteren Spanier über einige mexikanische Verhältnisse unterhielt.

Endlich erschien die sehnlich Erwartete. Der Lord widmete

ihr eine Verbeugung, die fast zu tief war, um für aufrichtig zu gelten. Dann drückte Don Lotario einen Kuß auf ihre Hand. Der Lord hatte bereits genug gesehen.

Donna Rosalba war mindestens dreißig Jahre alt, wie fast alle Spanierinnen mochte sie einst sehr schön gewesen sein, aber die Blüthezeit ihrer Schönheit war vorüber. In Paris, in London, selbst in New-York würde sie es verstanden haben, durch die Künste der Toilette noch schön zu scheinen. Aber hier in den Einöden Kaliforniens war das nicht möglich, obgleich Donna Rosalba das Ihrige gethan hatte, um die Reize einer entschwundenen Jugend zurückzuzaubern. Sie war von kleiner Figur, schlank, ächt spanisch, und nur ihre Augen waren noch schön, dunkel und feurig — aber zugleich auch stechend und durchdringend. Sie gaben ihrem Gesicht den Ausdruck einer beständigen Wachsamkeit, eines fortwährenden Lauerns und Ueberlegens.

— Armer Lotario! dachte der Lord bei sich. Was willst Du Taube gegenüber dieser Schlange? —

Der junge Spanier war ganz Zärtlichkeit. Nur zuweilen schweifte sein Blick schüchtern und fragend zu dem Lord hinüber, der sogleich in spanischer Sprache eine flüchtige Unterhaltung mit Donna Rosalba anknüpfte und der so höflich, so artig war, daß ihm Don Lotario zwei Mal im Vorübergehen vor Freude die Hand drückte.

Das Gespräch drehte sich um alltägliche Angelegenheiten. Die Augen der Spanierin waren fast nur auf den Lord gerichtet. Bald wußte sie durch eine geschickte Wendung das Gespräch auf seine Verhältnisse zu bringen.

— Sie sind unser Nachbar, sagte Donna Rosalba, wenigstens der nächste Europäer. O, Sie sind uns kein Fremder mehr; Lotario hat uns Wunderdinge von Ihrem Reichthum und Ihrer Klugheit erzählt.

— Er hat übertrieben, das ist das Vorrecht der Jugend, sagte der Lord bescheiden.

— O gewiß nicht, rief Donna Rosalba, und wann wird man diese Wunderdinge einmal sehen können?

— Wann es Ihnen beliebt, antwortete der Lord. Aber Sie werden nichts als Stückwerk finden.

— Und Sie sind nicht verheirathet, Mylord?

Es lag etwas in der Frage und in dem Blick, der sie begleitete, das dem Lord auffiel.

— Nein, Sennora, sagte er.

— Und weshalb nicht, wenn man so unbescheiden sein darf, Mylord?

— Nicht Jeder ist so glücklich, wie mein Freund Lotario, eine Donna Rosalba zu finden! erwiederte der Lord.

— O, Sie scherzen! rief der junge Spanier. Ein Mann wie Sie — aber Sie sind ein Frauenhasser!

— Und Sie wollen sich auch nicht verheirathen? fragte Donna Rosalba weiter.

— Gewiß, aber nur, wenn ich so glücklich sein kann, wie Don Lotario, antwortete der Lord.

Unwillkürlich schweifte der Blick der Spanierin von dem Lord auf Don Lotario und von diesem zurück auf den Engländer. Gewiß war der junge Spanier ein schöner Mann, ein Jüngling in seiner ersten Kraft und Blüthe — aber der Lord vermochte es mit ihm aufzunehmen. Wer mehr als Aeußeres verlangte, dem mußte sein sicherer, überlegener Blick, sein ausdrucksvolles, blasses Gesicht imponiren. Es lag etwas Fesselndes in seiner Erscheinung. Man mußte den Blick immer wieder auf ihn zurücklenken. Er überragte Alle, obwohl er wenig über mittelgroß war. Er schien geboren zum Herrschen, zum Erobern.

— Nun, dann wünsche ich unseren Damen Glück! sagte Donna Rosalba mit einem tieferen Athmen, das beinahe wie ein Seufzer klang. Sie werden unter ihnen Viele finden, die mich weit überragen, Mylord.

— Ich zweifle daran, sagte der Lord und schien es nicht

zu bemerken, daß Donna Rosalba die Augen senkte, aber erst, nachdem sie ihm einen Blick zugeworfen, der mehr sagte, als tausend Worte.

— Wenn Mylord mich entschuldigen und meiner Tochter auf fünf Minuten Gesellschaft leisten wollen, so möchte ich gern mit meinem Schwiegersohn einige Worte allein sprechen, sagte Don Ramirez jetzt. Sie können sich denken, Mylord, daß so kurz vor der Hochzeit noch immer einige Kleinigkeiten im Geheimen zu besprechen sind.

— Gewiß, erwiederte der Lord lächelnd. Und wenn Don Lotario nicht eifersüchtig ist —

— O, auf Sie, Mylord! rief der junge Spanier, entzückt über diesen Scherz. Habe ich Ihnen nicht gesagt, daß ich Sie als meinen besten Freund, als meinen Vater betrachte?

Und bezaubert von dem Lord, den er nie so liebenswürdig gesehen, verließ er mit Don Ramirez das Zimmer.

— Lotario ist ein wenig vorschnell, sagte Donna Rosalba, die jetzt das Feuer ihrer Blicke auf den Lord konzentriren konnte. Sie seinen Vater zu nennen! Sie sind doch nur wenige Jahre älter?

— Nun, ein ganz Theil, meinte der Lord. Ich freue mich über seine Anhänglichkeit. Also Sie werden bald seine Gattin sein? Ich wünsche Ihnen Glück dazu. Don Lotario ist ein vortrefflicher Mensch.

— Ohne Zweifel, ich liebe ihn von ganzer Seele! sagte Donna Rosalba. Ich bin mit ihm zusammen aufgewachsen. Wir sind gleich alt. O, er hat ein so reines, unschuldiges Gemüth, er ist ein Juwel! Ich weiß wohl, daß ich glücklich bin. Aber selbst, wenn er nicht so wäre, wie er ist — was sollen wir armen Kinder der Wüste anfangen, Mylord? Unsere Wahl ist nicht schwer. Wir heirathen einen Nachbar, einen Verwandten, die Eltern bestimmen es. Und es kommen nicht so viel liebenswürdige Fremde nach Kalifornien, um

uns die Wahl schwer zu machen und Vergleiche anstellen zu lassen. Nur über Eines habe ich Bedenken in Bezug auf Lotario.

— Wirklich? fragte der Lord, dem es bei seiner Selbstbeherrschungskraft nicht schwer wurde, den Widerwillen zu verbergen, den ihm diese sehr klaren Andeutungen einflößten. Ich halte ihn für ein Musterbild in allen Stücken.

— Das ist er auch, sagte Donna Rosalba. Aber ich fürchte, Mylord, er ist zu jung für mich. Sie staunen? Sie lächeln? Nein, im Ernst, ich habe stets eine Vorliebe für ältere Männer gehabt. Sie kennen das Leben, ja ich behaupte, nur sie wissen den Werth einer Frau wahrhaft zu schätzen, weil sie Gelegenheit gehabt haben, zu prüfen.

— Das ist wahr, sagte der Lord und sah gedankenvoll vor sich nieder. Nun, Don Lotario wird auch älter werden.

— Aber ich werde nicht so jung bleiben! warf Donna Rosalba hin. Bei Gott, es ist ein Wagestück, einen so jungen Mann zu heirathen. Man frägt sich immer: wie wird sich sein Charakter entwickeln? Wird er so bleiben, wie er ist? Da lobe ich mir die älteren Männer, die festen, abgeschlossenen Charaktere!

— Sie haben nicht Unrecht, meinte der Lord. Nun, Sie werden seine Schutzgöttin sein, nicht wahr?

— Wenn er mich dafür annehmen will, von Herzen gern! sagte Donna Rosalba. Indessen, verrathen Sie es ihm nicht.

— O! rief der Lord und legte die Hand aufs Herz. Um so mehr, da ich Ihnen Recht gebe. Und Don Lotario ist nicht so sehr mein Freund, daß ich, wenn es sich um eine Dame handelt, wie Sie —

Er vollendete den Satz nicht, schon deshalb, weil Don Ramirez und Lotario wieder eintraten.

Der Besuch hatte nicht von langer Dauer sein sollen. Es war nur eine Vorstellungsvisite. Man trank den Kaffee,

dann verabschiedete man sich auf baldiges Wiedersehen. Wem galt der lange Blick, den Donna Rosalba den beiden Reitern nachsendete? Dem Lord oder dem künftigen Gatten? —

Die Beiden trabten zurück. Don Lotario warf unruhige Seitenblicke auf den schweigsamen Lord.

— Nun, was zögern Sie? fragte dieser lächelnd. Sie wollen fragen, wie mir Donna Rosalba gefallen hat?

— Das wollte ich allerdings, sagte Don Lotario erröthend. Aber Ihre offene und wahre Meinung?

— Nun, die geht dahin, daß Donna Rosalba in ihrer Weise ein ganz vollendetes Frauenzimmer ist, sagte der Lord.

— Wirklich? rief Don Lotario, der den Doppelsinn dieser Worte nicht ahnte. Ist das Ihr Ernst, Mylord?

— Mein voller Ernst. Ich bin überrascht gewesen, ich fand mehr, als ich erwartet hatte.

— Sie machen mich zum Glücklichsten der Sterblichen! rief der Spanier und ließ seine Rosinante tanzen.

— O, da könnte ja Donna Rosalba eifersüchtig werden, antwortete der Lord. Und nun Addio, Sennor!

— Wie, Sie wollen schon fort? Sie wollen nicht mehr in die Hacienda eintreten?

— Nein, lieber Freund. Die Sonne steht schon tief und zu Hause erwarten mich noch einige Arbeiten. Ich werde quer über das Feld reiten, vielleicht nachher über den Bergrücken. Auf Wiedersehen! Wann kommen Sie?

— O, sobald ich kann, sobald Sie es erlauben! rief Don Lotario. Tausend Dank, Mylord.

— Keine Umstände! antwortete dieser, und leicht grüßend gab er dem Araber die Sporen und flog über das Feld, ohne darauf zu hören, daß der Spanier ihm nachrief, er wolle ihn begleiten, bis auf den Weg bringen.

Der Lord schlug nicht den Weg über das Gebirge ein, sondern ritt durch ein tiefes Thal, eine Art von Felsschlucht. Einer seiner Leute hatte diesen Weg entdeckt. Er war sicherer,

näher und bequemer. Das Bett eines Gebirgsflusses, im Sommer trocken, bildete die Straße.

Der Lord ritt jetzt zwei Stunden lang. Dann, nicht mehr fern von dem Thal, das jetzt seine Besitzung war, hielt er sein Roß an und ließ einen langen und gellenden Pfiff erschallen. Er wiederholte ihn zwei Mal und sah sich während dessen nach allen Seiten um. Jetzt endlich erblickte er das rothe, kupferbraune Gesicht eines Indianers, der sich bis in die Nähe des Reiters vorgeschlichen hatte.

— Komm her, was zögerst Du? rief der Lord in der Sprache der kalifornischen Indianer. Rasch!

Er begleitete diese Worte mit einer Erhebung des Armes und einem gebieterischen Blick.

Der Indianer, als schwebe er unter dem betäubenden Zauber des Blickes einer Klapperschlange, kam langsam und in allen möglichen Windungen näher gekrochen. Es war, als müsse er gehorchen.

— Wo ist der Anführer der rothen Männer? fragte der Lord. Ist er fern oder in der Nähe?

— Er ist drüben in der Hütte eines rothen Mannes, nicht weit von hier, antwortete der Indianer.

— So eile zu ihm, aber so schnell Du kannst, und sage ihm, der Weiße vom Berge der Wünsche wolle ihn sprechen! befahl der Lord.

Der Indianer verschwand wie der Blitz, als sei er froh, den Augen des Lords zu entrinnen.

Dieser hielt ruhig und gleichgültig zehn Minuten auf seinem Pferde. Nur einmal lächelte er. Er dachte an die Wirkung, die seine Kugeln hervorgebracht hatten.

Jetzt tauchte die Gestalt eines Indianers, der sich durch seinen stärkeren und größeren Wuchs von seinen Brüdern kalifornischer Race unterschied, hinter einem Felsen auf. Der Lord erkannte aus seiner Tätowirung und dem Schmuck, den er um den Kopf trug, daß er der Häuptling sei.

— Komm näher! sagte der Lord, ihm halb gebieterisch, halb vertraulich seine Hand entgegenstreckend.

Der Indianer kam, nicht ohne eine gewisse Bangigkeit. Zugleich sah der Lord, daß hinter allen Sträuchern und Felsen eine Menge Indianergestalten hockten, die wahrscheinlich die Neugierde oder die Furcht herbeigeführt.

— Entferne Deine Brüder! sagte der Lord ruhig und bestimmt. Was ich hier mit Dir zu sprechen habe, gilt Dir allein.

Der Indianer schien zu zögern und warf einen mißtrauischen und verwirrten Blick auf den Lord.

— Feiger Thor! rief der Lord unwillig. Siehst Du nicht, daß ich allein und ohne Waffen bin?

Der Häuptling stieß einen Schrei aus und die Gestalten der anderen Indianer verschwanden.

— Gut, nun komm näher, sagte der Lord mit einem eisernen Ernst und sein Auge fortwährend mit einer beinahe dämonischen Starrheit auf den Indianer heftend. Weißt Du, wer ich bin?

— Der fremde Sennor vom Berge der Wünsche, antwortete der Indianer beinahe zitternd.

— Und Du weißt, daß ich Macht über Leben und Tod habe? fragte der Lord weiter.

— Sennor hat das Leben von zweihundert unserer besten Krieger in seiner Hand gehabt, antwortete der Indianer unterwürfig.

— Wohlan, die rothen Männer werden also thun, was ich von ihnen verlange? sagte der Lord.

Der Indianer betrachtete den Europäer mit einer immer steigenden Angst. Der Lord sah selbst aus dem Zucken seiner Arme, aus dem Blinken seiner Augen, daß er sich vollständig überwunden fühlte.

— Was verlangt Sennor von den rothen Männern? fragte er kaum hörbar. Es soll geschehen.

— Gut, sagte der Lord. Nun höre an. Morgen Abend, um Mitternacht, wenn jener Stern, der dort aufgeht, hier oben über meinem Haupte steht, wirst Du so viel von Deinen Kriegern zusammenrufen, als Du finden kannst. Dann werdet Ihr nach Mittag ziehen, nach der Hacienda des Don Lotario. Du kennst sie.

Der Häuptling machte ein stummes Zeichen, daß er sie kenne, und war ganz Ohr.

— Du wirst die Hacienda angreifen, überfallen, fuhr der Lord fort. Niemand wird sich zur Wehre setzen, und wenn es geschieht, so werdet Ihr die Menschenleben schonen. Hörst Du? Für jeden Weißen, der fällt, tödte ich hundert von den rothen Männern. Wehe Dir aber, wenn Don Lotario selbst getödtet, oder auch nur verwundet wird. Ich vertilge Euer ganzes Geschlecht von dem Erdboden, wenn das geschieht. Sorge also dafür, daß er nur gefesselt wird. Nicht einmal seine Haut soll geritzt werden. Sonst thut, was Ihr wollt. Plündert die Hacienda, nehmt Alles mit fort, die Heerden, die Schätze, die Getreidevorräthe, verwüstet die Aecker, die Ackergeräthe und zündet die Hacienda an, so daß sie am anderen Morgen nur ein Schutthaufen ist. Hast Du mich verstanden?

— Ja, Sennor, antwortete der Indianer, dessen Augen jetzt vor unheimlicher Freude leuchteten.

— Aber Du wirst schweigen, schweigen wie ein Todter! sagte der Lord drohend. Wehe Dir, wenn Du es verräthst!

— Die rothen Männer sprechen nie mit den bleichen Gesichtern, antwortete der Indianer. Aber die bleichen Männer werden hören, was wir gethan, und sie werden uns verfolgen und tödten.

— Das werden sie nicht, denn sobald Ihr gethan, was ich Dir geheißen, werdet Ihr nach Norden ziehen, auf das Gebiet der Blaßgesichter, die von einem Meere bis zum anderen herrschen, und werdet dort bleiben, bis die That ver-

gessen ist. Ihr habt dann Vorräthe und Schätze genug, um Jahre lang dort zu bleiben.

— Gut, murmelte der Indianer. Und Sennor wird sein Auge in Gnade auf uns lenken und vergessen, daß wir die Streitart gegen ihn erhoben?

— Ich werde es vergessen und Euch gnädig sein, wenn Ihr thut, was ich befohlen, sagte der Lord.

Und sein Roß anspornend, sprengte er davon. Der Indianer, der vor ihm stand, mußte mit einem gewaltigen Satz bei Seite springen, sonst hätte ihn der Araber unter seinen Hufen zermalmt.

— Heut ist Dienstag, flüsterte der Lord, als er durch das Thor seiner Festung ritt. Am Freitag wird Don Lotario bei mir sein! — — — — — — — — — — — — —

Es war so. Am Freitag, ungefähr um die Mittagszeit, sprengte ein Reiter die Straße hinauf, die nach dem Gipfel des Berges führte. Sein Pferd — nicht Rosinante, sondern ein anderes, fremdes — war mit Schaum bedeckt, der Reiter war ohne Hut, sein Gesicht leichenblaß, sein schönes Haar flatterte im Winde. Er schlug sein ermattetes Pferd mit der flachen Hand, um es zur Eile anzutreiben.

Es war Don Lotario. Das Thor öffnete sich vor seinem gellenden Rufe und eine Minute darauf sank er erschöpft und zitternd in einen Sessel, den ihm der Lord eilig hinschob.

— Entsetzlich, Mylord! rief er mit versagender Stimme. Gräßlich! Ich bin ein Bettler, ich bin verloren!

— Was ist, Don Lotario? fragte der Lord ruhig und studirte jede Miene, jede Muskel in dem aufgeregten Gesicht des Spaniers. Was ist Ihnen geschehen? Sie sind ein Bettler, was heißt das?

— O, Mylord, Rache, Rache! rief der junge Mann. Diese Indianer, diese Schurken, diese Hunde! Ah, und Don Ramirez und Donna Rosalba! O, die Hölle auf sie Alle! Ich werde toll, wahnsinnig! Verflucht!

— Aber Lotario, mein Freund, Mäßigung! rief der Lord. Was hat Donna Rosalba mit den Indianern zu schaffen?

— O, Sie werden es hören! rief der Spanier mit einem gellenden Lachen. Hören Sie es und verwünschen Sie mit mir die Welt und dieses Frauengezücht. Und selbst Sie, Mylord, selbst Sie! Ich wäre nicht zu Ihnen gekommen, nein, wenn ich nicht dächte, daß sie gelogen hat, gelogen, wie immer!

— Aber, Don Lotario, wie soll ich das Alles verstehen? fragte der Lord und legte die Hand auf die Schulter des jungen Mannes.

Es war, als ob ihm diese Berührung einige Erleichterung, einige Ruhe verschaffe. Er athmete weniger heftig, er trocknete sich den Schweiß von der Stirn, er versuchte, seine Gedanken zu sammeln.

— So hören Sie, Lord! sagte er dann. Vorgestern Nacht — ich schlief sanft und süß — ich war bei ihr, bei Donna Rosalba gewesen — weckt mich plötzlich heller Feuerschein und ein wildes Getöse. Ich springe auf, greife nach meinen Waffen, ich denke an einen Angriff — aber noch ehe ich mich ermannen kann, schlägt es die Fenster ein, eine Rotte rother Teufel springt in mein Zimmer, ich bin gebunden, gefesselt, in einem Augenblick. Man schleppt mich fort. Ich schreie wie ein Rasender nach Hülfe, nach Rettung, fordere meine Leute auf, mich zu rächen. Alles vergebens. Man trägt mich weiter, wirft mich auf die Erde und läßt mich liegen. O, Mylord, Sie haben keine Ahnung von dem, was in meiner Brust vorging. Da vor mir lag meine Hacienda, das Erbe meiner Väter, die Stätte, auf der ich so glücklich zu sein hoffte, da schlugen die Flammen prasselnd aus allen Fenstern, da sah ich die rothen Teufel überall wüthen, wie rasend Alles zerstören, plündern, fortschleppen — und ich lag ohnmächtig auf der Erde, mein Wuthgeschrei verklang im

Prasseln der Flammen, im Dröhnen der einstürzenden Mauern, im Jubelgeheul der Räuber! Alles, Alles, Mylord, zerstörten sie. Es war nicht blos die Absicht dieser Hunde gewesen, mich zu plündern, zu bestehlen — sie wollten mich vernichten, für immer ruiniren. Keinen Stein ließen sie auf dem andern, kein Geräth verschonten sie, Pflug, Hacke und Spaten wurden fortgetragen, oder ins Feuer geworfen, das Vieh, dessen sie nicht habhaft werden konnten, getödtet, die Vorräthe, die sie nicht mitnehmen konnten, in den Fluß oder in das Feuer geworfen. Eine Schande! Eine Schande! Und ich sah das Alles mit gebundenen Händen und Füßen, und als der Morgen kam, lag meine schöne Hacienda in Trümmern, ich war ein armer, elender, ruinirter Mann, ich hatte nichts gerettet, als das nackte Leben, als diese armseligen Kleider!

— Entsetzlich! sagte der Lord theilnehmend. Und Ihre Leute waren getödtet, nicht wahr?

— Nein, Niemand hatte man verletzt, es ist unbegreiflich! rief Don Lotario außer sich. Es ist, als wären diese Teufel nur darauf ausgegangen, mich zu ruiniren. O, warum haben sie mir das Leben gelassen, ich hätte es gern geopfert, nur um diese Schande nicht zu kennen. Nein, man hatte Niemand verwundet, als einen jungen Burschen, der sich zur Wehre setzte. Es ist nur eine Räuberei gewesen. Meine Leute fanden mich und befreiten mich von meinen Fesseln. Die Indianer waren längst entflohen. Wir hätten sie auch nicht verfolgen können. Alle meine Pferde, meine Ochsen, mein Zugvieh, Alles hatten sie mit fortgenommen. Ich war nahe daran, rasend zu werden. Nur der Gedanke an Donna Rosalba hielt mich noch aufrecht, nur an sie dachte ich noch — oh!

Er drückte die Hände auf das Herz und stöhnte schmerzlich.

— Don Ramirez kannte mein Unglück bereits, er mußte das Feuer gesehen haben, fuhr Don Lotario dann fort. Ich warf mich an seine Brust, ich sagte ihm Alles, ich weinte,

wie ein Kind, denn ich dachte an Rosalba, an die zerstörten Träume unseres Glücks. Ich wollte sie sehen, sie allein konnte mich trösten, mich aufrichten. Endlich kam sie. O, hätte ich sie nie wiedergesehen! Sie war nicht blaß und erschreckt, sie war ruhig und kalt.

— Ich habe mit Bedauern gehört, daß Sie in einer einzigen Nacht zum armen Manne geworden sind, Don Lotario, sagte sie.

O, wie kalt und schneidend drang das in mein Herz. Sie nannte mich Sie, und wir hatten uns immer Du genannt!

— Nein, Rosalba! rief ich. Ich bin noch nicht arm, so lange ich Dich besitze! Ich bin noch der reichste Mensch auf der Erde!

— Sei vernünftig, sagte Don Ramirez und trat zwischen mich und seine Tochter — denn ich eilte auf Rosalba zu — sei vernünftig, Lotario. Wir müssen erst Alles in Ordnung bringen. Jetzt kannst Du nicht ans Heirathen denken, das ist wahr. Ich bin jetzt ein Krösus gegen Dich. Du wirst einsehen, daß Du der Don Lotario von früher nicht mehr bist. Was meine Tochter thun will, das mag sie thun, aber meine Pflicht, ihres Vaters Pflicht ist es, sie daran zu erinnern, daß es ein armer Hidalgo ist, dem sie ihre Hand reichen will.

— Und umgekehrt, Don Lotario muß sich jetzt eine reiche Braut suchen, rief Donna Rosalba.

Mir schwindelte. Mein Gehirn brannte. Ich verstand das nicht. Ich war fast ohnmächtig.

— Das heißt also, daß Donna Rosalba mir mein Wort zurückgiebt? fragte ich stammelnd.

— Allerdings, und zu Ihrem eigenen Besten, Don Lotario, sagte Rosalba. Es wird Ihnen ein Leichtes sein, in Mexiko eine reiche Braut zu finden, denn Ihr Unglück ist nicht überall bekannt. Und was mich anbetrifft, so ist mir nicht bange. Meine Zukunft ist gesichert. Zur Frau eines armen

Hidalgo tauge ich nicht, dazu bin ich zu hochmüthig und verwöhnt. Aber es giebt hier in der Nähe Leute, die auch Augen haben. Zum Beispiel, ich führe es nur an, der Lord, Ihr Freund, sagte mir Manches —

Sie unterbrach sich, mein aufflammender Zorn mochte ihr Schrecken einflößen. Sie stieß einen Schrei aus und verschwand. Ja, Mylord, ich wäre im Stande gewesen, sie zu tödten. Ist das Liebe, ist das weibliche Ehre? Sind das Menschen? Von Jugend auf, von Kindheit an mit einander verbunden, versprochen — und nun das, dieser kalte Ernst, diese Zurückweisung! Früher warst Du mir recht, ja, denn Du warst ein reicher Mann. Jetzt packe Dich und suche Dir ein Weib unter den Ansiedlern. Da sind sie gut genug für Dich! —

Die hellen Thränen stürzten über die Wangen des jungen Spaniers. Er schluchzte schwer und heftig.

— Ich hatte das vorausgesehen, sagte der Lord ruhig, aber theilnehmend. Als ich Ihnen sagte, Don Lotario, daß Donna Rosalba in ihrer Art vollendet sei, verstand ich nichts darunter, als daß sie nichts weiter auf der Welt kenne, als Berechnung. Berechnung war es, die sie Ihre Braut werden ließ, Berechnung, daß sie mir Dinge sagte, die ich gewiß nicht angehört hätte, wäre es mir nicht darum zu thun gewesen, sie zu studiren, Berechnung, daß sie jetzt so kalt gegen Sie ist — denn sie denkt an mich, diese Thörin! Trösten Sie sich, Lotario, es ist ein Glück für Sie, dieses Mädchen verloren zu haben. Sie wären unglücklich mit ihr geworden!

— O Gott, Gott, es ist doch immer schwer, der Schlag war zu hart! stöhnte der Spanier.

— Sie werden ruhiger werden mit der Zeit! tröstete der Lord. Aber fahren Sie fort, mein Freund.

— Was habe ich noch zu erzählen? rief Don Lotario. Ihr Vater, Don Ramirez, wollte mir nicht alle Hoffnung nehmen. Er erbat sich Bedenkzeit — einen Tag, vierund-

zwanzig Stunden! Ich kehrte nach meiner zerstörten Hacienda zurück, irrte auf der Brandstätte umher, weinte, verwünschte das Leben, Alles — ach, Mylord, ich begreife noch heut nicht, daß ich nicht wahnsinnig geworden bin. Der Abend kam, ich warf mich auf die Erde, ich hatte nicht einmal ein Obdach. Meine Leute waren in der Hacienda des Don Ramirez, aber ich wollte, ich konnte keine Nacht mehr in diesem Hause zubringen. Ich lag auf der Erde im feuchten Thau, und erwartete wachend den Morgen. Er kam. Ich schleppte mich zu Don Ramirez. Noch hoffte ich, noch hielt ich es für unmöglich, daß man mich fortjagen könnte, wie einen alt gewordenen Hund. Ja, ich dachte sogar noch daran, daß Rosalba vielleicht nur aus Edelmuth so handle, daß sie wirklich überzeugt sei, ich müsse jetzt eine reiche Frau heirathen. Genug, ich ging zu Don Ramirez. Er empfing mich kalt und ruhig, sagte mir, daß Rosalba ein wenig unruhig sei, mir aber viel Glück für die Zukunft wünschen lasse, und daß er mir den Rath gebe, nach Meriko zu gehen, und dort meine Besitzung zu verkaufen. Im Uebrigen sei auch er bereit, sie für dreißigtausend Dollars anzunehmen.

Jetzt wußte ich genug, Mylord. Aber ich bezwang mich, ich blieb ruhig. Ich fragte ihn nur, ob er mir nicht ein Pferd leihen könne, und er machte mir eins zum Geschenk, das älteste und schlechteste. Ich dachte nur noch an Sie, Mylord. Wir sind nicht lange bekannt, und dennoch war es mir, als müßte ich zuerst zu ihnen eilen. Sie sagten mir ja erst jüngst, daß Sie nur mein Bestes im Auge hätten.

— Und ich spreche heut noch ebenso, Lotario, sagte der Lord, seine Hand abermals auf die Schulter Don Lotario's legend. Betrachten Sie Alles, was vorgefallen, als eine Schickung der Vorsehung.

— Der Vorsehung? rief der Spanier erstaunt. Das kann ich kaum. Welchen Zweck —

— Lieber Freund, forschen Sie auch schon nach den

Zwecken der Vorsehung? unterbrach ihn der Lord. Wohlan! Hier liegt vielleicht ein klarer Zweck zu Tage. Sie selbst beklagten sich darüber, daß Sie in dieser Wildniß leben müßten, daß Sie nichts Rechtes gelernt hätten. Jetzt steht Ihnen die ganze Welt offen, Don Lotario.

— Ja, aber ich war früher ein selbstständiger, ein reicher Mann, und was bin ich jetzt? seufzte Don Lotario.

— Werden Sie mein Schüler, mein Sohn! sagte der Lord.

— Ach, rief der junge Mann mit einem tiefen Athemzuge, das wäre noch das Einzige, das mich trösten könnte!

— Also Sie willigen ein? Gut, abgemacht! Werfen Sie die ganze Vergangenheit fort. Denken Sie nicht mehr an Ihr Hacienda-Leben, in dem ein so junger Mann wie Sie untergehen mußte, denken Sie nicht mehr an diese Donna Rosalba, die Sie unglücklich gemacht hätte. Blicken Sie in die Zukunft. Sie sagen, Sie sind ein armer Mann. Was war Ihr Gut früher werth, Lotario, aber aufrichtig.

— Viermalhundert und fünfzigtausend Dollars unter Brüdern! sagte der Spanier mit einem Seufzer.

— Gut, ich gebe Ihnen viermalhunderttausend dafür. Sind Sie zufrieden damit?

— Mylord, wenn ich nicht wüßte, daß Sie der kaltblütigste Mensch von der Welt wären, so würde ich glauben, daß Sie phantasiren, oder daß Sie mich zum Besten haben wollen! rief Don Lotario beinahe erschrocken. Ich bitte Sie, eine Hacienda, die nicht mehr fünfzigtausend werth ist — nein, nimmermehr.

— Aber es handelt sich ja nur darum, was mir das Grundstück werth ist, sagte der Lord mit der größten Ruhe. Vielleicht habe ich dort Spuren von alten, werthvollen Bergwerken entdeckt.

— Wirklich? rief der Spanier zweifelnd. Aber nein, nein, Sie wollen mich absichtlich täuschen. Diese Großmuth

rührt mich tief. Ich werde Ihnen immer dankbar sein. Aber annehmen kann ich sie nicht.

— Goddam! sagte der Lord. Ich bin durchaus nicht großmüthig. Wollen Sie mir den Gefallen thun, mir Ihr Besitzthum für viermalhunderttausend Dollars zu verkaufen, oder nicht?

— Mein Gott, wenn Sie so sprechen, dann muß ich wohl einwilligen! stammelte Don Lotario verwirrt.

— Also abgemacht! Ich werde Ihnen sogleich den Schuldschein ausstellen, denn ich setze voraus, daß Sie nicht das ganze Geld baar ausgezahlt haben wollen. Indessen, wie Sie wünschen! Also vielleicht zwanzigtausend Dollars baar? Sie werden ausreichen, für Ihren Unterhalt zu sorgen, bis Sie eine günstige Gelegenheit gefunden haben, Ihr Vermögen zu placiren. Hier sind fürs Erste zwanzigtausend Dollars.

— Ich glaube zu träumen, murmelte Lotario und nahm mechanisch die zwanzig Bankbillets, jedes zu tausend Dollars, die ihm der Lord reichte. Ist so etwas dagewesen? Ich bin noch ein reicher Mann!

Während dessen schrieb der Lord flüchtig einige Zeilen auf ein großes Stück Papier.

— Hier, Don Lotario, sagte er dann, ist eine Schuldverschreibung über dreimalhundert achtzigtausend Dollars. Ich habe mir diese Papiere ausstellen lassen. Die Gebrüder Rothschild in London, Paris und Wien bürg n für die Schuldsumme, die ich hier auf meinen Namen hineingeschrieben habe. Nehmen Sie dieses Papier in Acht, es ist ein Schatz. Daß die Unterschrift Rothschilds ächt ist, dafür bürgt Ihnen mein Wort.

Don Lotario war für den Augenblick nicht im Stande, über das Außergewöhnliche dieser Schuldverschreibung nachzudenken. Er starrte einen Augenblick auf die Unterschrift, dann nahm er das Papier, rollte es zusammen und steckte

es in die Tasche. Der Lord hatte sich unterdessen neben ihn gesetzt.

— Das wäre im Reinen! sagte er mit einem leichten Lächeln. Sie sind jetzt immer noch ein Mann, der sich in der Welt sehen lassen kann. Was wollen Sie nun anfangen, lieber Freund?

— Anfangen? rief der Spanier ganz betäubt. O, sagen Sie es mir! Haben Sie mir nicht versprochen, mein Lehrer, mein Vater zu sein. Halten Sie Wort! Sagen Sie mir, was ich thun soll.

— Also Sie sind entschlossen, meinen Rathschlägen zu folgen?

— Auf jeden Fall. Ich kenne keinen anderen Willen mehr, als den Ihrigen.

— Gut! sagte der Lord. Dann schlage ich Ihnen vor, zu reisen. Sie müssen die Welt und das Leben kennen lernen. Sie sind zu jung, um müssig zu sein. Sie müssen fremde Länder, andere Gebräuche und Sitten sehen, Erfahrungen einsammeln und sich zu etwas Tüchtigem bilden.

— Wohl, wohl, das ist mein Wunsch, rief Don Lotario. Und wohin soll ich reisen. Nach New-York, nach Paris?

— Nein, nach Berlin! sagte der Lord ruhig.

— Nach Berlin? rief Don Lotario und öffnete verwundert die Augen. Caramba, ich kenne den Ort kaum dem Namen nach. Ist das nicht die Hauptstadt des — des —

— Königreichs Preußen! ergänzte der Lord. Ja, dorthin möchte ich Sie schicken. Sie werden zuerst nach New-York reisen und sich dort sechs Wochen aufhalten, dann nach Paris, wo Sie ein Vierteljahr bleiben werden, dann nach London, wo Sie sich eben so lange aufhalten können, dann nach Berlin. In Paris und London werden Sie die Centralpunkte der civilisirten Welt kennen lernen und die Sitten der jetzigen Menschheit beobachten. In Berlin sollen Sie studiren. Sie können es dort am ruhigsten. Als ich in

Asien, in Calcutta war, lernte ich dort einen jungen Mann kennen, dem ich eine Gefälligkeit erwies. Wie ich aus den Zeitungen ersehen habe, ist er jetzt Professor, ich hoffe, daß er noch lebt. Er wird in Berlin Ihr Führer sein.

— Ich werde Alles thun, was Sie mir befehlen! sagte Don Lotario, ergeben wie ein Kind.

— Außerdem habe ich in Berlin noch einen anderen Auftrag für Sie, sagte der Lord. Hier, nehmen Sie dieses Papier. Es enthält die Daten, die Ihnen zu wissen nothwendig sind. Es handelt sich um eine Familie Büchting. Suchen Sie dieselbe ausfindig zu machen. Der Vater ist schon seit längerer Zeit nach Amerika ausgewandert und hat dort eine Frau und zwei Kinder, einen Sohn und eine Tochter zurückgelassen. Sie werden mir sogleich Nachricht geben, in welchem Zustande Sie diese Familie gefunden haben — wenn Sie dieselbe finden. Ich habe zwar einen Agenten in Berlin, aber ich mag ihn mit dieser Angelegenheit nicht behelligen. Ist die Familie arm, so werden Sie derselben von Zeit zu Zeit eine Unterstützung zukommen lassen. Jedenfalls werden Sie mir mittheilen, in welcher Lage sich dieselbe befindet. Das ist Ihre spezielle Aufgabe, die andere kennen Sie. Und hier noch ein Papier. Ich habe in demselben die Grundsätze aufgezeichnet, die, wie ich wünsche, Ihr Leben leiten sollen. Vergessen Sie nicht, täglich einen Blick auf dieses Papier zu werfen.

Don Lotario nahm das Papier, als sei es ein Heiligthum, und steckte es zu dem Schuldschein.

— Ah; sagte der Lord, dabei fällt mir noch ein — in welchem Verhältniß steht Don Ramirez zu Ihnen, das heißt, in welchem Verhältniß steht seine Besitzung zu der Ihrigen, jetzt zu der meinigen? Ist dieselbe wirklich ein Geschenk gewesen und hat Don Ramirez vielleicht ein Dokument darüber erhalten?

— Nein, antwortete der junge Spanier. Mein Groß-

vater schenkte ihm das Stück Land, mein Vater und ich haben die Schenkung stillschweigend bestätigt.

— Auf diese Weise könnte ich also Don Ramirez und seine saubere Tochter täglich davon jagen? fragte der Lord und sah den jungen Mann scharf an.

— Das könnten Sie, stammelte dieser. Aber ich wünschte nicht — nein, Mylord, das wäre zu grausam!

— Gut, ich werde Ihre Wünsche respektiren! sagte der Lord, und auf seinem Gesicht zeigte sich ein Strahl aufrichtigen Wohlwollens. Jetzt noch Eins! Sie werden mit den zwanzigtausend Dollars, wenn Sie sparsam sind, wohl ein oder anderthalb Jahr ausreichen. Ist das nicht der Fall, so brauchen Sie nur mit jenem Schuldschein zu irgend einem größeren Banquier zu gehen. Er wird Ihnen darauf jede beliebige Summe vorstrecken. Lassen Sie diese Summen notiren. Weiter wird nichts nöthig sein.

— Und Sie, Sie haben kein Dokument von mir in Händen, daß die Besitzung jetzt Ihnen gehört? rief Lotario.

— Das ist nicht nöthig, Sie können es mir zu jeder beliebigen Zeit ausstellen, sagte der Lord.

— Gut! murmelte Don Lotario, aber er schüttelte unwillkürlich den Kopf. Und wann soll ich reisen?

— Sogleich, noch heute!

— Sogleich! rief der Spanier erschrocken. Aber, Mylord —

— Nun? Ich weiß nicht, was Sie hier noch fesseln kann. Die Zerstreuung wird Ihnen gut thun. Aus meiner Garderobe können Sie nehmen, was Ihnen paßt und gutdünkt. Mein Dampfer wird schon geheizt. In einer Stunde dampft er nach New-York, um von dort Einiges zu holen, dessen ich bedarf. Er legt in Callao, dem Hafen von Lima an, dort können Sie Ihre Einkäufe besorgen. Vergessen Sie nicht, ein wenig Seekunde bei dem Steuermann zu studiren. Man kann Alles brauchen. Habe ich Briefe an Sie zu sen-

den, so werden Sie dieselben bei den Gebrüdern Rothschild und in Berlin bei meinem Agenten finden, der sich Ihnen präsentiren wird, sobald Sie dort eingetroffen sind. Also Alles in Ordnung?

— Alles! antwortete Don Lotario.

Nach einer Stunde befand er sich auf dem Dampfschiff, das den Meerbusen verließ. Er glaubte immer noch zu träumen.

Während dessen stand ein einzelner Mann auf der höchsten Spitze der Felsen und sah hinaus auf das Meer. Es war der Lord. Sein gedankenvolles, ernstes Auge folgte dem Dampfboote, das lustig seine weißen Rauchwolken in die klare Luft emporwirbelte und eine lange silberne Furche in die blaue Fluth zog. Schon blinkte es nur noch wie ein kleines Boot herüber.

— Wieder ein Wesen losgerissen von der Scholle, an der es klebte, wie die Muschel am Felsen! sagte er vor sich hin. Wird es ihm Segen bringen? Wird er das werden, wozu ich ihn machen will, oder wird er untergehen in dem Strome des Lebens, der ihn jetzt auf seinen Weg mit fortreißt? Wer kann es wissen, ob ich recht oder unrecht gethan? Aber mein Wille ist gut und Du stehe mir bei, himmlische Vorsehung! Laß dieses Wesen, das jetzt mit Weh und Schmerz ein neues Dasein aus sich herausgebiert, laß es ehrenvoll bestehen und laß es einen meiner Apostel werden. Herr der Welt, laß mich Dein Werkzeug sein, und verzeihe mir, was ich gethan in Deinem Namen!

Und der Lord beugte seine Knie. So kniete er lange auf dem einsamen Felsen, vor ihm in unermeßlicher Weite der Ozean, über ihm der blaue Himmel, um ihn herum die kahlen Spitzen der Felsen.

Als er sich erhob, war das Boot seinen Blicken entschwunden.

Albert Herrera.

— Adieu, Lieutenant Herrera! Auf Wiedersehen!

— Adieu, Herzensfreund! Muth auf den Weg!

— Tod den Kabylen! Es lebe Frankreich!

— Und er wird mindestens Oberst, wenn er zurückkehrt!

— Hurrah! Ein Wagestück! Aber er ist der Mann dazu!

— Grüße die schwarzäugigen Kabylenweiber und bring uns ein Dutzend mit!

— Und wenn Du stirbst — 's ist für das Vaterland, Herrera!

— Ei was sterben! Er wird leben! Mit Gott, Kamerad!

So lärmte und schwirrte es durcheinander, und die Gläser streckten sich dem Scheidenden entgegen. Der Wein blinkte, die Sonne lachte, und die Augen der Krieger leuchteten. Welche trotzigen Gestalten, welche Muskeln, welche sonnenverbrannten Züge! Jeder ein Held und Jeder ein Herkules, erstarkt im Kampfe mit den Söhnen der Wüste, mit den Kabylen — Alle würdige Söhne Frankreichs, Zöglinge Bedeau's, Cavaignac's und Lamoricière's, Kämpfer der Civilisation in den Wüsten Algiers!

Und wem gelten diese Scheidegrüße? Doch nicht einem Kabylen selbst? Man hätte es beinahe glauben können, denn der, dem alle Hände sich entgegenstreckten, war ein junger Mann im weißen Burnus, dessen Zipfel bis über den Kopf emporgezogen war, mit einem Gürtel um das Unterkleid, dem gebogenen Yajatan an der Seite und einer langen Beduinenflinte in der Hand. Sein Gesicht war gebräunt, sein Haar und Bart dunkel, sein Auge ernst und sinnend. Aber daß

er trotz seiner Tracht ein Sohn Frankreichs war, hatten ja schon die Begrüßungen der Freunde verrathen.

Der junge Mann dankte Allen herzlich; er lächelte zuweilen, aber er blieb ernst. Zuweilen warf er einen gedankenvollen Blick auf das Zelt des Kommandeurs, das hell im Sonnenschein leuchtete und von dem die Farben Frankreichs niederflatterten. Nicht weit von ihm scharrte ein prächtiges Pferd, nach Kabylensitte gezäumt und geschmückt, den gelben Sand mit seinem Hufe.

Gleich darauf theilte sich die Gruppe. Die Kameraden sprangen bei Seite und bildeten eine Gasse, militärisch grüßend. Ein Offizier höheren Grades kam vom Zelt des Kommandeurs. Er war groß und stattlich, kräftig gebaut. Schnurr- und Knebelbart gaben ihm eine ächt martialische Haltung. Wie bekannt ist das Gesicht dieses Mannes seitdem geworden! Es war der Oberst Pelissier, damals Kommandeur einer Abtheilung der Division von Mostaganem.

Auch Albert Herrera nahm sogleich eine militärische Haltung an und erwartete den Kommandeur.

— Also bereit, mein junger Freund? fragte dieser. Parbleu! Es ist gut, daß wir Ihnen nicht eine Stunde von hier zwischen den Felsen begegnen. Wir würden Sie ohne Zweifel für einen Kabylen halten und kurzen Prozeß mit Ihnen machen. Um so besser. Sie werden selbst die schlauesten Augen täuschen. Und verstehen Sie wirklich die Sprache der Kabylen so vollständig, Lieutenant Herrera, daß man Ihnen nicht mißtrauen wird?

— Ich glaube es, Herr Oberst! erwiederte Albert. So lange ich die Ehre habe, unter den Fahnen meines Vaterlandes gegen die Söhne der Wüste zu kämpfen, habe ich die Sprache unserer Feinde studirt und ich glaube, ich kenne sie vollkommen.

— Sie waren einmal ein Vierteljahr gefangen? sagte der Oberst, da hatten Sie allerdings Gelegenheit, die Sitten

und die Sprache dieser Heiden kennen zu lernen. Also Sie hoffen auf guten Erfolg?

— Ich muß es hoffen und ich hoffe es, antwortete der Lieutenant.

— Dann steht Ihrer Abreise nichts mehr entgegen, sagte der Oberst. Mit Gott, Lieutenant Herrera! Das Vaterland wird Ihre Dienste nicht vergessen, wenn Sie glücklich zurückkehren!

— Ich danke Ihnen, mon colonel! Aber ich habe noch eine Bitte. Darf ich einige Worte mit Ihnen allein sprechen?

— Mit Vergnügen! erwiederte Oberst Pelissier und kehrte nach seinem Zelt zurück. Der Lieutenant folgte ihm.

— Herr Oberst, sagte der junge Mann, als die Beiden allein waren, ich bedarf eines Mannes, dem ich eine letzte Bitte anvertrauen kann, und wen dürfte ich eher um eine Gunst bitten, als meinen Oberst. Ich weiß, daß ich zu einem Unternehmen gehe, von dem ich nur im günstigsten Falle lebend zurückkehren kann. Nicht, daß ich zaghaft wäre, Herr Oberst — ich freue mich über die Gunst, die mir zu Theil geworden ist, ich bin stolz auf diese Auszeichnung. Ich wollte Sie nur bitten, im Fall ich nicht lebend zurückkehre, diesen Brief meiner Mutter zu übersenden: Mercedes Herrera in Marseille. Die Adresse steht auf dem Briefe.

— Gewiß werde ich das thun, sagte der Oberst. Aber weshalb diese Todesgedanken, Herrera?

— Man muß an Alles denken, Herr Oberst, erwiederte der junge Mann ernst aber ruhig. Und nun noch Eines. Ich lege ein Geheimniß in Ihre Hände, Herr Oberst. Mein Name ist nicht Herrera, es ist der Name meiner Mutter. Ich bin der Sohn eines Mannes, den auch Sie gekannt haben, der Sohn eines Mannes, dessen Andenken ich nicht reinigen kann von der Schmach, die auf ihm lastet, der aber einst eine ehrenvolle Stelle in der Welt einnahm, und meine

Pflicht ist, den Namen des Todten wieder zur Geltung zu bringen. Kehre ich glücklich zurück, Herr Oberst, so vertraue ich darauf, daß Sie mein Geheimniß bewahren werden, denn es ist noch lange nicht meine Absicht, den Namen meines Vaters wieder anzunehmen. Sterbe ich aber für das Vaterland, dann, Herr Oberst, mögen Sie demjenigen, der nach meinem Namen fragt, sagen, daß es der Sohn des unglücklichen Generals von Morcerf gewesen, der seinem Vaterlande diesen Dienst erwiesen.

— Wie? rief der Oberst erstaunt. Sie wären Albert von Morcerf, der Sohn des Generals? Und Sie sind ein einfacher Lieutenant bei uns? Sie sind sogar, wenn ich mich recht erinnere, als Stellvertreter für einen Anderen bei uns eingetreten und haben vom untersten Grade auf gedient?

— Das Alles hat seine Richtigkeit, antwortete Albert traurig, aber mit Ruhe und Würde. Es hat gewiß viele Leute gegeben, die meine Mutter und mich wegen unserer Handlungsweise tadelten. Aber wir konnten nicht anders. Wir konnten ein Erbe nicht behalten, auf dem der Verrath und außerdem noch eine frühere, den Meisten unbekannte Schuld ruhte. Meine Mutter verkaufte Alles und überließ es den Armen. Ich selbst aber faßte den Entschluß, das, was ich einst würde, nur durch mein eigenes Verdienst zu werden. Selbst der Name meines Vaters sollte mir weder nützlich noch hinderlich sein. Ich nahm den Familiennamen meiner Mutter an. Das Glück ist mir günstiger gewesen, als ich dachte. Ich bin Lieutenant. Meine Kameraden lieben mich, meine Vorgesetzten haben mir wiederholt ihr Wohlwollen gezeigt. Selbst dieser Auftrag ehrt mich und ist eine Bevorzugung. Man schickt mich in die Gefahr, weil in ihr auch der Ruhm liegt. Und ich selbst bin zufrieden mit meinem Loose. Ich fühle, daß ich jetzt ein Anderer, daß ich besser bin, als ich jemals geworden wäre, wenn ich meinen Namen, meinen Titel, meinen Reichthum behalten hätte.

— Das ist brav! rief der Oberst. Und ich habe Sie nicht wiedererkannt, obgleich ich Sie oft genug in Paris gesehen.

— Das glaube ich, sagte Albert mit einem trüben Lächeln. Mein Gesicht hat sich seitdem sehr verändert. Es ist braun geworden, früher war es bleich. Aber nicht das allein. Ich glaube, Herr Oberst, daß das Leben auch die Züge des Menschen ändert. Ich selbst erkenne mich nicht wieder, wenn ich in einen Spiegel blicke. Damals war mein Gesicht charakterlos, nichtssagend, wie ich selbst. Jetzt haben der Ernst, die Sorgen, das Nachdenken und die Gefahr ihre Linien in mein Gesicht eingegraben, so gut wie in meine Seele.

— Gut denn! sagte Oberst Pelissier. Es bleibt dabei. Sterben Sie, was ich aber nicht glaube, so wird das Vaterland erfahren, welches Blut für Frankreich geflossen. Kommen Sie aber zurück, dann —

— Dann, Herr Oberst, unterbrach Albert rasch den Kommandeur — dann, ich wiederhole es noch einmal, bin ich nichts, weder für Sie, noch für die Welt, als der Lieutenant Herrera. Ich will selbst nicht, daß mein Unglück mir günstig sei und mir Freunde und Gönner erwerbe. Adieu, Herr Oberst, ich danke Ihnen!

— Adieu, Lieutenant Herrera! sagte Pelissier und reichte ihm seine Hand. Und es soll mir lieber sein, unseren alten Freund wiederzusehen, als der Welt den Tod Albert de Morcerf's anzukündigen!

Der junge Mann dankte ihm mit einem Blicke und verließ das Zelt.

Das Roß stampfte ungeduldiger den sandigen Boden, die Kameraden drängten sich noch einmal dichter heran. Wieder tönten die Abschiedsgrüße, die Wünsche für den glücklichen Erfolg von allen Seiten. Bereits saß Albert Herrera im Sattel. Sein weißer Burnus umhüllte ihn, wie eine Wolke.

— Adieu, Freunde! rief er jetzt. Macht mir Platz! Adieu! Tod den Kabylen! Es lebe Frankreich!

— Es lebe Frankreich! schallte es donnernd von allen Seiten.

Das Pferd bäumte sich stolz, dann stürmte es vorwärts. Albert grüßte mit der Hand. Noch einmal tönte der donnernde Ruf, der Burnus des Reiters flatterte im Winde, dann hüllte ihn eine Sandwolke ein, und nach fünf Minuten war er hinter dem niedrigen Gebüsch verschwunden, das die Ebene bedeckte und sich bis zu den Vorbergen des Atlas hinzog, die bläulich herüberschimmerten.

Eine Stunde später war der Galop des Pferdes zu einem gemäßigten Trabe geworden, und Albert befand sich allein auf der weiten Fläche, allein mit seinem gefährlichen Unternehmen, allein mit seiner Flinte, seinem Yagatan, seinen Pistolen, seinem treuen Roß und seinem Herzen voller Muth und Zuversicht, allein unter dem dunkelblauen Himmel, der heißen Sonne und zwischen niedrigem Gesträuch, aus welchem hier und da die Spitze eines Felsens hervorguckte, als Vorbote der blauen Gesteinmassen im Süden.

Er war nachdenkend geworden und ließ sein Pferd sorglos auf einem Wege dahintraben, den fast nichts weiter bezeichnete, als eine schmale Lichtung im Gesträuch. Er dachte an die letzte Unterredung, die er mit dem Oberst gehabt, er dachte an seinen Vater und an die schwere Aufgabe, die ihm derselbe überlassen, er dachte an seine Mutter, die gewiß in Todesängsten schwebte, wenn sie eine Ahnung von den Gefahren hatte, denen ihr Sohn entgegenging, er dachte an die Möglichkeit, daß er nie wieder zurückkehren, nie seine Freunde, sein Vaterland und seine Mutter wiedersehen könne — er dachte auch an den seltsamen Mann, an Edmond Dantes, Grafen von Monte-Christo, der jene entsetzliche Entscheidung, den Tod des Generals herbeigeführt hatte, und dem Albert doch nicht zürnen konnte, denn im Innersten seines Herzens

mußte er ihm Recht geben — genug, er dachte an Alles, nur nicht an den Weg, den das Pferd nahm, und daran lag auch wenig; denn alle Wege führten den jungen Krieger seiner Aufgabe entgegen, alle Wege führten ihn in die Mitte jener wilden, kriegerischen Nomadenstämme, die den Franzosen die Herrschaft Algiers streitig machten, und die in den letzten zwei Jahrzehnten unter dem Namen der Beduinen und Araber, richtiger aber der Kabylen bekannt geworden sind.

Und welches war die Aufgabe des jungen Soldaten? Er sollte die Schlupfwinkel entdecken, in welche sich die Kabylen stets zurückzogen, wenn sie einen mörderischen Angriff auf die Franzosen gemacht hatten, und von diesen verfolgt wurden. Auf freiem Felde waren die Franzosen stets Sieger. Aber was halfen ihnen ihre Siege, wenn die geschlagenen Feinde mit ihren flüchtigen Rossen davoneilten und sich in die Gebirge flüchteten, aus denen sie in jedem Augenblick wieder hervorbrechen konnten? In wie vielen Schlachten und Gefechten waren die Kabylen nun schon besiegt worden, wie viele Heldenthaten hatten die Franzosen unter der Führung Valée's, Bugeaud's, Cavaignac's, Changarnier's, Bedeau's und Lamoricière's vollbracht! Und dennoch war der Feind immer wieder kampfbereit, kaum geschwächt. Immer wieder kreuzten die Schaaren der Kabylen die Wege der Franzosen, hoben ihre Transporte auf und metzelten kleine Detachements nieder. Die Erbitterung der Franzosen war aufs Höchste gestiegen. Abd-el-Kader selbst befand sich, wie es hieß, jetzt in der Provinz Oran, Bu-Maza war jedenfalls dort. Es hieß, daß ein allgemeiner Angriff gegen die Franzosen vorbereitet werde. Die Kühnheit der Kabylen stieg mit jedem Tage, immer weiter dehnten sie ihre Züge aus — und dennoch war es unmöglich, eine bedeutende Schaar von ihnen beisammen zu treffen. Die Vorberge des Atlas mit ihren Schluchten, Höhlen, unzugänglichen Gipfeln boten den flüch-

tigen Söhnen der Wüste stets ein sicheres Asyl. Die Berge dienten als Sammelplätze, als Festungen, als Depots, und das Eindringen in dieselben war so lange nutzlos und thöricht, als man nicht mit Bestimmtheit wußte, wo die Kabylen zu finden seien. Tausende konnten bei einem planlosen Zuge durch diese Berge zwecklos geopfert werden.

Deshalb ritt Albert Herrera jetzt jenen Bergen zu. Er sollte auskundschaften, wohin sich die Kabylen zurückzogen, er sollte sich allein unter diese Tausende verschmitzter und blutdürstiger Feinde wagen. Der Auftrag war so gefährlich, daß fast Tollkühnheit dazu gehörte, ihn anzunehmen. Aber Albert hatte sich freiwillig dazu erboten, als die Rede von einem solchen Kundschafter gewesen war, und der Oberst Pelissier, verwegen und nicht wählerisch in seinen Mitteln, hatte das Anerbieten des jungen, talentvollen Offiziers angenommen, das jeder andere Kommandeur wahrscheinlich abgewiesen hätte. Denn es ließ sich mit Gewißheit voraussehen, daß der Lieutenant nie zurückkehren werde. Daher auch die Bewunderung, der Enthusiasmus und das Bedauern, mit dem seine Kameraden ihn scheiden sahen. Albert Herrera war dem Tode geweiht für das Vaterland.

Das Pferd stolperte über eine Baumwurzel. Albert erwachte aus seinem Sinnen und blickte auf. Nichts weiter rings, als tiefe Stille und Gebüsch, halb verdorrte Blätter, spärliches Gras und Kies und Gestein. Oben in der Luft zog ein Geier seine Kreise. Wahrscheinlich witterte er ein junges Wild unten im Gebüsch. Der Lieutenant aber dachte daran, daß die Geier einst so über ihm ihre Kreise ziehen würden, wenn sein Leichnam auf den Felsen läge. Er seufzte ein wenig, denn noch einmal dachte er an seine Mutter. Dann aber gab er energisch dem Roß die Sporen und sprengte über die Ebene.

Aber plötzlich hemmte ein kleiner Fluß seinen Ritt. Es schien fast unmöglich, wie sich in dieser steinigen Einöde ein

Bach bilden und erhalten könne. Aber dennoch war dem so. Selbst die Hitze des Sommers hatte das Flüßchen, das wahrscheinlich in den Schelif mündete, nicht auszutrocknen vermocht. Es ließ sein klares Wasser lustig über das Gestein rieseln, und Albert beschloß, hier ein wenig zu rasten, sein Pferd zu tränken und während dessen eine geeignete Stelle zum Uebersetzen aufzufinden. Aber das war nicht so leicht, als er anfangs vermuthete. Die Ufer des Baches waren sehr hoch und sehr steil. Irgendwo mochte es wohl einen bequemen Uebergang geben, aber Albert bemerkte ihn nicht. Er beschloß also, nachdem er eine Viertelstunde vergeblich gesucht, den Fluß hinauf zu reiten, bis er eine Stelle fände, an der das Ufer weniger steil und hoch sei.

Da bemerkte er auf der anderen Seite einen Reiter. Er war nicht in der Tracht der Kabylen, sondern wie der Lieutenant auf den ersten Blick bemerkte, in der Tracht der Juden von Algier. Auch er ritt am anderen Ufer entlang, wahrscheinlich, um ebenfalls eine Fuhrt zu suchen. Noch hatte der Jude den Franzosen nicht bemerkt. Albert konnte ihn also ungestört beobachten.

Es war ein hagerer Mann von Mittelgröße, mit einem grauschwarzen Bart, und er ritt gebückt auf einem elenden Maulthier. Zuweilen warf er scheue Blicke nach Süden, nach dem Gebirge, als ob er dort Feinde vermuthe. Das fiel dem Lieutenant auf. Er war viel zu gut mit den Verhältnissen Algiers bekannt, um nicht zu wissen, daß die Juden fast sämmtlich Freunde der Franzosen seien und sich oft zu Spions- und Verrätherdiensten hergaben. Vielleicht war auch dieser Jude ein Spion, der jetzt die Franzosen aufsuchen wollte.

Schon hier also begann Alberts schwierige Aufgabe. Er war in der Tracht der Kabylen und wollte auch für einen solchen gehalten werden. Der Jude mußte ihm also mißtrauen, und doch hätte er gern erfahren, wo die nächsten

Kabylen sich befänden und auf welchen Stamm er treffen müsse. Das hätte ihm seine Aufgabe erleichtert.

Jetzt hatte der Jude eine Fuhrt gefunden und ritt in dieselbe hinein. Albert war entschlossen, ihm zu begegnen. Erstens wollte er mit dem Juden sprechen und ihn ausforschen, und zweitens wollte er die erste Probe bestehen und sich überzeugen, ob ihn wirklich Jeder in seiner Verkleidung für einen Kabylen halte.

Scharf sprengte er das Ufer entlang. Der Jude war gerade im Fluß, als er ihn bemerkte, und Albert sah deutlich, wie der arme Israelit erschrak und sein Thier anhielt. Ein Ausweichen war nicht möglich.

— Heraus aus der Fuhrt oder zurück! rief Albert gebieterisch. Ich muß hinüber! Mach mir Platz!

Der Jude trieb sein Maulthier an, stieg dann ab und zog es mühsam das diesseitige Ufer hinauf.

— Woher kommst Du? fragte Albert, ihn scharf musternd und die stolze Haltung annehmend, die den Eingebornen und Muhamedanern den Juden gegenüber eigen ist. Kommst Du aus dem Lager der Gläubigen?

Der Jude schien noch nicht zu wissen, was er antworten sollte. Er warf scheue und musternde Blicke auf den Lieutenant, so daß dieser schon glaubte, er durchschaue die Verkleidung. Zugleich schien es Albert, als sei das hagere Gesicht des Juden kränklich und blaß, wie das eines Menschen, der viele Leiden überstanden hat.

— Ich komme wohl aus dem Gebirge, aber nicht aus dem Lager der Gläubigen, antwortete der Jude schüchtern und verlegen.

— Aber Du hast vielleicht gehört, wo Bu-Maza ist? fragte Albert. Gieb mir Antwort, ich will zu ihm.

Der Jude schien doch zu überlegen, ob er mit der Antwort heraus solle. Er befand sich auf einem Terrain, das zwei streitende Parteien trennte. Fragen und Antworten über

einen so berühmten Führer, wie Bu-Maza, mußten mit Vorsicht aufgenommen werden.

— Ich habe von ihm gehört, antwortete der Jude. Er zog durch die Berge. Er hatte, so viel ich weiß, keinen bestimmten Aufenthalt.

— Und wohin willst Du, ungläubiger Hund? rief Albert. Du kommst aus den Bergen und willst die Schlupfwinkel der Gläubigen den Franken verrathen! Zeige mir Deinen Ferman.

Der Jude, der durch großen Kummer niedergedrückt zu sein schien, zog langsam und traurig ein Stück Papier aus der Tasche, das mit arabischen Schriftzeichen bemalt war. Es vertrat die Stelle eines Passes. Der französische Paß allein reichte nicht aus für Jemand, der auch die Gebirge bereisen wollte.

Albert las das Schriftstück, nur um den Juden fürs Erste in dem Glauben zu lassen, er sei wirklich ein Kabyle. Es war von einem der Stellvertreter Abd-el-Kaders ausgefertigt, und schon nach der ersten Zeile wurde der Lieutenant aufmerksamer, denn er hatte den Namen des Besitzers schon gehört. Der Paß lautete auf Eli Baruch Manasse, Kaufmann aus Oran, der in das Gebirge reisen wollte, um dort seine Tochter aufzusuchen. Eli Baruch Manasse, das wußte Albert von Oran her, war der reichste Kaufmann jener Stadt, und seine einzige Tochter war wegen ihrer Schönheit berühmt. Der junge Offizier befand sich also keiner ganz gewöhnlichen Persönlichkeit gegenüber. Er hatte auch davon gehört, daß der Jude ein Freund der Franzosen sei. Die meisten Offiziere kannten ihn, schon wegen der Geldverbindungen, die sie mit ihm hatten.

— Eli Baruch Manasse? sagte Albert und runzelte die Stirn. Du bist ein Freund der Franken, wie ich weiß.

— Mehr noch ein Freund der Gläubigen, antwortete der Jude schüchtern. Obwohl Gott mir gnädig sein würde,

wenn ich es mit den Franken hielte, denn die Gläubigen haben mir viel Leids gethan.

— Was willst Du damit sagen, Giaur? herrschte ihn Albert an. Was bedeuten diese verrätherischen Worte?

— So Gott mir soll gnädig sein, ich bin kein Verräther! rief der Jude. Aber ich bin ein armer, elender Mensch, dem sie haben genommen und gestohlen sein Kind, wider alles Recht und Gesetz! Mein armes liebes Kind, meine Judith! Schön war sie, wie eine Tochter Zions, und klug wie die Königin von Saba! Ich bin ein armer geschlagener Mann!

Die Thränen stürzten ihm aus den Augen. Dieser Ausbruch des Schmerzes war kein erkünstelter.

— Beim Barte des Propheten! sprich, Hund, was ist Dir geschehen? rief Albert, den diese Angelegenheit zu interessiren anfing.

— Was soll ich sprechen? rief der Jude. Ich habe gesprochen genug. Ich habe geweint und geklagt und getrauert in Sack und Asche. Was soll ich sprechen Worte in den Wind? Ich will geben mein halbes Vermögen dem, der mir wiederbringt meine Tochter! Aber was soll ich sprechen? Ich habe gejammert und auf den Knieen gelegen, ich habe mir gerauft mein graues Haar, und sie haben mich mit Füßen getreten. Ich — ich —

Er drückte die Worte hinunter, aber es war klar, daß er eine Verwünschung auf den Lippen hatte.

— Erzähle mir, wie das gekommen! Ich will es hören, rief der Lieutenant. Was ist mit Deinem Kinde?

— Geraubt ist es, gestohlen! rief der alte Jude mit erhobener Stimme. Ach, meine arme Judith! War sie nicht das schönste Mädchen? Haben nicht selbst die Herren Offiziere von den Franken Tag und Nacht unter meinem Fenster gestanden, nur um einmal zu fangen einen Blick ihrer schwarzen Augen? Aber sie war stolz, sie war keusch, sie hielt zurück mit ihren Blicken. — Vater, sagte sie mir oft, bring

mir keinen Mann, weder von unseren Leuten, noch von den Fremden, denn ich will mir selbst aussuchen einen, der mir gefällt! — Und ich hab's gethan. Gott, es war mein einziges Kind! Ich hab' ihr nicht machen wollen Qual und Angst. Und was hab' ich Alles gethan für sie! Was nur ein Baron oder ein Prinz kann thun für seine Tochter! Spricht sie nicht Französisch und Englisch, spielt sie nicht das Klavier und singt wie eine Nachtigall? Ach, wenn ich sie hätte führen wollen in die Salons, meine Judith — würde sie haben überstrahlt alle die französischen Damen und hätte können heirathen einen General — denn ich habe doch Geld! Aber sie wollte nicht, sie wollte bleiben für sich allein — und ich habe Alles gethan, was sie wollte, denn sie war meine einzige Tochter und mein einziges Kind. Da hat sie geplagt der böse Geist, und sie hat mich gebeten, ich solle sie schicken auf vier Wochen zur Rebecca, was da ist ihre Tante, die Frau von meinem Bruder. Und ich habe gesagt: Judith, was willst Du in dem Nest, in Mascara, wo Du nichts siehst, als die vier Wände, und keine Offiziere, wo Du hast kein Klavier und kein Vergnügen? — Vater, hat sie gesagt, ich kümmere mich nicht um die französischen Offiziere und um das Klavier. Die Tante hat geschrieben, daß sie krank ist und will mich sehen. Ich werde reisen. Laß mir satteln mein Pferd und sage es den Dienern. — Darauf hab' ich sie gefragt, ob sie nicht wollte warten vierzehn Tage, bis ich zurück wäre von Algier — denn ich mußte nach Algier — und könnte sie begleiten selbst. — Vater, sagte sie, was willst Du Dir machen die Mühe? Die Wege sind sicher und Mascara ist nicht weit. Ich kann reisen allein! Und sie ist gereist.

Der Jude hielt inne, denn ein krampfhaftes Schluchzen unterbrach seine Worte. Es war hier schwer für Albert, nicht aus der Rolle zu fallen. Das Schicksal des unglücklichen Vaters fesselte seine Theilnahme. Aber er mußte über-

legen, wie wohl ein Kabyle, ein Muhamedaner diese Mittheilung aufnehmen könne.

— Wie ich zurückkomme von Algier, fuhr Manasse fort, will ich besuchen mein Kind in Mascara. Aber sie ist nicht angekommen. Ich denke, sie ist geblieben in Oran und bin ganz vergnügt. Wie ich komme nach Oran, stürzen mir die Weibsleute mit Geschrei und Geheul entgegen, und ich denke, ich soll sterben vor Schreck, wie sie mir sagen, daß mein einziges Kind ist gefallen in die Hände von — von Räubern, ja, denn Räuber sind es gewesen, schändliche Räuber! Ich denke, ich soll sein ein Kind des Todes! Und nun erzählten sie mir, daß sie seien gekommen sicher bis dicht vor Mascara, da kommt aus dem Busch ein Trupp Reiter. Husch, fallen sie über den Zug her, plündern, schießen zwei Diener todt, und wie sich die Weibsleute umsehen nach der Judith, meiner Tochter, ist sie fort, und einer von den Reitern hat sie hinter sich auf seinem Roß und jagt mit ihr davon, hinein ins Land nach den Bergen. Ach meine Judith, meine arme Tochter!

— Und Du glaubst, daß es Gläubige gewesen seien? fragte Albert.

— Ob ich's glaube — ich weiß es! rief der Jude. Ich bin gelaufen, ich habe gefragt, ich habe nicht geschlafen Tag und Nacht, bis ich habe erfahren, daß es Einer ist gewesen von den Gläubigen in den Bergen. Darauf bin ich gerannt ins Lager und habe mir ausstellen lassen einen Ferman, und bin gegangen mitten unter die wilden Leute, bin gefallen auf die Knie und habe geweint und geschrieen um meine Tochter. Aber Keiner hat mir wollen sagen, wo sie ist, und sie haben mich mit Füßen gestoßen und geschlagen und gesagt, das sei mir recht, weshalb sei ich ein verfluchter Jude und handle mit den Franken. Und ich habe meine Judith nicht gesehen und ihre Stimme nicht gehört, ich bin fortgeritten aus dem Lager — ich bin ein elender Mensch, ich mag nicht leben ohne meine Tochter — ich will sterben!

Er zerraufte verzweifelnd seinen grauen Bart und die Thränen stürzten ihm in Strömen aus den Augen.

— Und nun willst Du zu den Franken gehen? fragte Albert finster. Du willst ihnen verrathen, wo die Gläubigen sind, und willst sie bitten, daß sie Dir zu Deiner Tochter verhelfen, nicht wahr, Giaur?

— Ich weiß nicht, was ich thue! rief der Jude verzweifelnd. Aber ich werde das Unrecht und die Gewalt ausschreien in alle Welt, und wer mir wiedergiebt meine Tochter, dem werde ich dienen wie ein Sklav', wie ein Hund — ob es nun ist ein Franke, ein Gläubiger oder ein Jude!

Dabei warf er einen fast grimmigen Blick auf den Offizier. Der Schmerz schien über seine Furcht zu siegen.

— Höre, Giaur, sagte Albert, ich will hinüber zu den Gläubigen. Finde ich den, der Deine Tochter geraubt hat, so werde ich ihm sagen, daß er Unrecht gethan, denn ein Gläubiger soll sich nicht wegwerfen mit der Tochter eines ungläubigen Hundes. Auch Abd-el-Kader und Bu-Maza, wenn sie das hören, werden es nicht billigen.

Der Jude schüttelte traurig den Kopf. Das schien ihm ein schwacher Trost, und unwillkürlich wandte er seinen Blick nach Norden, als ob er von den Franzosen bessere Hülfe erwarte. Albert überlegte.

— Und weshalb sahst Du vorhin so scheu hinüber nach den Bergen? fragte er dann. Wen fürchtest Du?

— Soll ich mich nicht fürchten? rief der Jude. Soll ich nicht Angst haben, daß die — die Gläubigen mich tödten, damit ich still sei und nicht um Rache schreien kann? Und was liegt mir am Leben? Ich will nicht leben, wenn ich meine Tochter, meine Judith nicht habe. Aber versuchen will ich es — noch Eins will ich wagen!

— Haben Sie das Ereigniß schon den französischen Kommandeurs mitgetheilt? fragte Albert jetzt.

Der Jude fuhr zusammen, als er plötzlich die franzö-

fischen Worte hörte und warf einen erschreckten Blick auf den jungen Mann.

— Noch nicht? Gut denn, sagte Albert. Gehen Sie zum Obersten Pelissier und bleiben Sie ruhig acht Tage bei ihm. Warten Sie das Weitere ab. Wenn es möglich ist, Ihre Tochter zu retten, so wird es geschehen. Und nun sagen Sie mir ohne Umschweife, wo Sie die Kabylen getroffen, ich erspare mir vielleicht einen Umweg.

— Gottes Wunder! rief der Jude ganz außer sich. Der Herr ist ein Franzose?

— Was ich bin, kann Ihnen jetzt gleichgültig sein, erwiederte Albert kurz. Wo also sind die Kabylen?

— Kennen Sie die Berge der Dahara? Wissen Sie, wo sie liegen? fragte der Jude.

— Ungefähr, ja, antwortete Albert. Also dort? Gut, ich werde meinen Weg dorthin nehmen. Und nun, Freund, kein Aufhebens weiter. Reiten Sie unverzüglich nach dem Lager und bleiben Sie dort. Sagen Sie Niemand weiter, daß Sie mich getroffen, als dem Oberst Pelissier. Und noch Eins! Sie haben mich für einen Kabylen gehalten, nicht wahr? Sie würden es selbst jetzt noch glauben?

— So Gott mir soll helfen, ja! rief Manasse. Ich glaubte, ich hätte einen von diesen Hunden vor mir.

— Adieu denn! rief Albert, und den Juden voller Erstaunen zurücklassend, ritt er durch die Fuhrt.

Die Kabylen.

Die Sonne stand schon tief. Albert war bereits im Lager der Kabylen. Die Wachen hatten ihn angehalten und vor einen der Führer gebracht, mit dem er bereits eine längere Unterredung gehabt. Jetzt stand er, gelehnt auf den

Bug seines Rosses, in jener stolzen und doch nachlässigen Stellung, welche die Araber anzunehmen wissen, und musterte mit ruhigem aber aufmerksamem Gesicht das Lager der Kabylen.

Es befand sich in einem Gebirgsthale, im Süden der Provinz Oran, in jener schluchtenreichen Gegend, die unter dem Namen der Dahara bekannt ist. Ein eigenthümlicher und verworrener Anblick! Alles bunt durcheinander gewürfelt, streitbare Männer, Greise, Kinder und verschleierte Weiber, Menschen aus allen Stämmen der verschiedenen Provinzen Algiers. Die Männer waren ein rüstiges, streitbares Geschlecht, hagere, muskulöse Gestalten, entweder im einfachen wollenen Burnus, nackten Füßen und Sandalen, oder in gewählterer Tracht, mit reichen Gürteln und weiten orientalischen Beinkleidern, je nach den verschiedenen Graden und verschiedener Herkunft. Niedrige Zelte, kaum vier Fuß hoch, dienten als Obdach gegen die Sonnenhitz. Die Pferde standen zusammengekoppelt in der Nähe eines Brunnens, und Alles schien zu einem Aufbruch gerüstet. Wachsamkeit und Vorsicht waren allerdings nöthig, denn jeder Augenblick konnte einen Angriff der Franzosen bringen.

Woran dachte der junge Mann? Daran, daß er sich allein im Lager der Feinde befand, daß er im Falle eines Verrathes rettungslos verloren war, denn keiner dieser Menschen, die ihn mit scheuen Blicken beobachteten, würde gezögert haben, ihm den Dolch ins Herz zu stoßen? Seltsamer Weise dachte Albert daran nicht. Er dachte an den armen Juden, der seine schöne Tochter verloren, und überlegte bei sich selbst, was er wohl thun könne, dieselbe zu retten, wenn der Zufall sie ihm entgegen führe.

Vom Zelt des Anführers schien sich jetzt ein Gerücht weiter verbreitet zu haben. Die Männer liefen zusammen und flüsterten. Alle Blicke richteten sich auf Albert. Die Kabylen drängten sich näher an ihn und betrachteten ihn jetzt

mehr mit Verwunderung und beifälliger Neugierde, als mit Scheu.

Im Zelte des Scheiks mußten also Alberts Aussagen mit mehr Glauben aufgenommen worden sein, als der junge Mann selbst erwartet hatte. Der Anfang seiner Sendung schien geglückt.

— Dich sendet Achmet, der Bey von Konstantine, der Vertheidiger der Gläubiger? fragte ein alter Araber, würdevoll an Albert herantretend.

Der Lieutenant antwortete mit einem schweigenden Kopfnicken.

— Er ist nicht todt, wie die Unglücksvögel krächzten? fragte der Araber weiter.

— Er lebt, antwortete Albert mit der größten Unbefangenheit und Ruhe. Er lebt, und beim Barte des Propheten! er wird den Franken zeigen, daß noch Kraft in seinen Armen ist!

— Und er sendet Dich, um uns zu melden, daß er kommt? fragte der Araber.

— Er sendet mich, um zu hören, ob die Gläubigen seiner bedürfen, erwiederte Albert mit Würde.

— Leider, leider ja, seufzte der Araber. Es ist nicht besser mit uns geworden, immer schlechter. Die Franken dringen weiter vor. Kann uns Achmet-Bey Hülfe und Streiter bringen?

— Zweitausend Reiter, Söhne des Dattellandes, antwortete der Lieutenant.

— So sei er uns willkommen! rief der Araber fröhlich. Und Du sei unser Gast!

Die Kabylen rings im Kreise murmelten beifällig. Albert war eine bedeutende Persönlichkeit geworden.

Leicht läßt sich errathen, auf welchen Plan der junge Franzose das glückliche Gelingen seines Unternehmens gesetzt hatte. Er kam als ein Abgesandter jenes Bey's Achmet, der

Konstantine tapfer gegen die Franzosen vertheidigt und sich dann, wie es hieß, nach dem Süden, nach Biledulgerid, dem Dattellande, am Rande der Wüste Sahara, zurückgezogen hatte. Man glaubte ihn längst gestorben, vielleicht war er auch schon todt. Um so willkommener mußte den bedrängten Kabylen die Nachricht sein, daß der alte Vorkämpfer des Islam sich entschlossen habe, wieder auf dem Kampfplatze aufzutreten und den Gläubigen eine Schaar frischer Truppen zuzuführen. Wenn es Albert glückte, die Rolle eines Abgesandten Achmet-Bey's aufrecht zu erhalten — und es schien so — dann war der schwierigste Theil seines Unternehmens gelöst, und er durfte hoffen, sich so lange bei den Kabylen aufhalten zu können, bis er die geheimen Schlupfwinkel derselben ausgekundschaftet.

Das Gespräch wurde jetzt durch den Scheik unterbrochen, der selbst kam, um vor der versammelten Menge noch einige Fragen an Albert zu stellen. Man glaubt, was man wünscht. Es war den Kabylen eine angenehme Botschaft, zu hören, daß Achmet sich ihrer erinnere, und sie glaubten deshalb seinem angeblichen Boten. Die Fragen, die der Scheik an Albert richtete, waren leicht zu beantworten; der junge Mann war darauf vorbereitet. Er antwortete mit Ruhe und Würde und man glaubte ihm jedes Wort. Wie hätte auch ein Kabyle glauben sollen, daß ein Franke seine Sitten und seine Sprache so genau erlernt haben könne!

Albert, der sich für einen Verwandten Achmet-Bey's ausgab, erhielt nun drei Diener angewiesen, die für ihn und sein Roß sorgen sollten. Ein eigenes Zelt wurde für ihn aufgeschlagen. Am Abend des folgenden Tages erwartete man Bu-Maza. Mit diesem sollte Albert sprechen und dann zu Achmet zurückkehren, um ihm zu melden, daß man den Bey erwarte.

Zufrieden mit dem bisherigen Verlaufe der Dinge, streckte sich der junge Offizier auf das Löwenfell nieder, das ihm zum Lager diente und bald versank er in Träumerei. Die

Nacht war still. Nichts hörte man, als hin und wieder das Wiehern eines Pferdes, oder den Ruf des Wächters, der die Stunde verkündete, eine Gewohnheit, welche die Kabylen selbst in ihrem Lager befolgten. Wie war Albert verändert seit den letzten Jahren, seit schwere Schicksalsschläge ihn getroffen! Er dachte an Paris zurück. Was war er dort gewesen? Einer von den Tausenden, die ihr Leben fast als eine Last betrachteten und sich so gut als möglich über die Langeweile ihrer Tage hinwegzuschleppen suchten. Womit hatte er sich damals beschäftigt? Mit Dingen, für die ein vernünftiger Mensch keinen Pfennig gegeben hätte, mit Tänzerinnen, Schauspielerinnen zweiten und dritten Ranges, mit Pferden, Hunden, albernen Tagesneuigkeiten, mit Spiel, Diners und Soupers. Wie eintönig war jetzt sein Leben, und doch wie reich an Thaten und Abwechselungen! War seine Lage jetzt nicht romanhafter, als irgend eine, die er sich in Paris jemals geträumt? Und wie hatte er das Leben kennen gelernt! Wie ganz anders erschien ihm jetzt die Welt, seit er kämpfen mußte, um eine würdige Stellung in derselben zu erringen. Wie viele Dinge hatten jetzt Reiz und Werth für ihn, um die er sich früher nie gekümmert, die er vielleicht verachtet! Wie sehr hatte sich der Kreis seiner Gedanken und seiner Anschauungen erweitert, wie ganz anders war sein Streben geworden! Ja, in der That, das traurige Ende des Vaters hatte dem Sohn ein neues, reicheres Leben erschlossen.

So mochte es denn auch kommen, daß ihn jetzt das phantastische Bild der armen Judentochter mehr beschäftigte, als jemals eine seiner Liaisons in Paris. Er dachte sich den Jammer, die Bestürzung des armen Mädchens, er sah sie ringen mit dem kühnen Araber, der sie geraubt. Vielleicht gewöhnte sie sich auch an ihre neue Lage, vielleicht schlossen der Muhamedaner und die Jüdin einen Burd, den Allah und Jehovah segneten. Dann dachte er daran, daß es ihm vielleicht vergönnt sein würde, sie zu retten, und nicht ohne eine

kleine Beimischung von Eitelkeit malte er sich das Aufsehen aus, das die That verursachen würde — denn Judith mußte sehr schön sein, er besann sich mit Bestimmtheit darauf, in Oran viel von ihr gehört zu haben. Er sah ihre schwarzen, glänzenden Augen, er hörte ihre Seufzer — und sanft schlummerte er ein.

Als er am anderen Morgen erwachte und den Kopf aus seinem niedrigen Zelt hervorsteckte, sah er nicht ohne Verwunderung, daß seine Lage sich verändert zu haben schien. Drei Kabylen, mit ihren langen Flinten im Arm, kauerten vor seinem Zelt, die Anderen standen in Gruppen beisammen und flüsterten mit einander. Es schien eine gewisse Aufregung im Lager zu herrschen. Albert dachte an die Nähe oder an einen Angriff der Franzosen. Aber als er den Kopf weiter hinaussteckte, hoben seine drei Wächter a tempo ihre Flinten und legten sie so drohend auf ihn an, daß Albert schnell seinen Kopf zurückzog. Eine Ehrenwache war das also nicht. Es mußte etwas vorgefallen sein, man mußte Verdacht geschöpft haben.

Albert zerbrach sich den Kopf. Die einzige Möglichkeit war, daß man erfahren, Achmet-Bey lebe nicht mehr. Das war möglich. Denn bei den Franzosen wußte man gar nichts über das Schicksal des einstigen Vertheidigers von Konstantine, und Albert hatte vorausgesetzt, daß man auch bei den Arabern nicht genau über das Schicksal des Bey's unterrichtet sein würde. Uebrigens konnte auch ein anderer Zufall diese Wachsamkeit hervorgerufen haben. Albert mußte es abwarten.

Nach einiger Zeit sah er abermals aus dem Zelte. Dieses Mal erhoben sich die Flinten der Kabylen nicht, und Albert verließ das Zelt mit der größten Ruhe und Würde. Er richtete seine Schritte nach dem Zelt des Scheiks. Vorgefallen mußte etwas sein. Die Kabylen wichen ihm aus, warfen mißtrauische und forschende Blicke auf ihn, flüsterten

unter einander und folgten ihm gruppenweise nach dem Zelte des Scheiks.

Gerade, als Albert anfragen lassen wollte, ob er vor dem Scheik erscheinen dürfe, trat dieser aus dem Zelte.

Er maß den Franzosen mit einem verächtlichen und spöttischen Blick. Dann gab er ein Zeichen und die Kabylen drängten sich von allen Seiten näher herbei. Albert fühlte sein Herz stärker schlagen, aber er blieb äußerlich vollkommen ruhig.

— Du hast uns betrogen, Du Hund! sagte der Scheik mit erhobener Stimme.

Albert antwortete nicht darauf. Seine Stirn verfinsterte sich und er sah den Führer fragend an.

— Du hast uns betrogen, Du Hund! wiederholte dieser noch lauter. Allahs Rache auf Dein Haupt!

— Wen meinst Du? fragte Albert ruhig und sah sich um, als ob vielleicht Jemand hinter ihm stände, an den diese Worte gerichtet wären. Wen soll Allahs Rache treffen?

— Dich! rief der Scheik. Du hast uns betrogen. Du bist ein Franke, ein Giaur, ein Hund, nicht der Abgesandte Achmet-Beys.

— Du sprichst viel, mehr, als Du beweisen kannst! sagte Albert ganz ruhig. Ich begreife Dich nicht. Weshalb zweifelst Du heut an dem, was Du gestern glaubtest. Ich bin über Nacht kein Anderer geworden.

— Nein, denn Du warst immer ein ungläubiger Hund, ein Spion! rief der Scheik. Leugne nicht!

— Das ist zu viel! rief Albert und wandte sich ab von dem Scheik. Ich werde zurückkehren zu Achmet-Bey, ich werde ihm sagen, daß die Gläubigen seinen Abgesandten als einen Giaur behandelt haben und er wird dann überlegen, ob er denen seine Hülfe sendet, die ihn in der Person seines Gesandten beschimpft haben.

— Du bist ein schlauer und verstockter Lügner! rief der

Scheik. Aber Allah hat uns ein Mittel gegeben, Deine Lügen zu entlarven. Bald wird Dein Blut die Felsen der Dahara röthen. Kennst Du diesen Mann?

Und er zeigte auf das Zelt, an dessen Eingang ein blasses, gelbes Gesicht mit einem grauschwarzen Bart sichtbar war. Albert erkannte auf den ersten Blick die ängstlichen, erschreckten Züge des Juden von Oran.

Das also war es! Das Blut des jungen Mannes wallte heftig nach seinem Herzen. Also dieser Jude hatte ihn verrathen. Der Mann, dem er versprochen, sein Kind zu befreien, wenn es möglich sei — dieser Mann war in das Lager der Kabylen zurückgekehrt, um dort zu melden, daß der Fremde ein Franke sei.

Und weshalb? Diese Frage schoß durch das Hirn des jungen Mannes. Die Antwort war einfach. Der Jude hatte geglaubt, daß seine Botschaft, der Verrath ihm dazu nützen könnten, sein Kind zu befreien. Die Liebe zu seiner Tochter hatten ihn zum Verräther gemacht. Ein Blick auf das ängstliche, auch jetzt noch schmerzerfüllte Gesicht des Juden genügte dem jungen Offizier, das zu errathen.

Sein Plan war dadurch beinahe vereitelt — das sah Albert ein. Er konnte den Juden Lügen strafen, um so mehr, da dieser nicht im Stande war, Beweise gegen ihn vorzubringen. Aber das Vertrauen, das die Kabylen bis dahin in ihn gesetzt, war für immer verschwunden. Es war vorauszusehen, daß man ihn so lange als einen Gefangenen behandeln würde, bis man erfahren, ob Achmet-Bey wirklich lebe und ihn abgesendet — dann war sein Tod unvermeidlich. An eine Flucht war kaum zu denken.

Albert schleuderte in seinem Innern eine Verwünschung gegen diesen Menschen, den eines der edelsten Gefühle der Natur zum Verbrecher gemacht. Dann zwang er sich zu einer eisigen Ruhe.

— Welchen Mann? fragte er. Der dort im Zelt? Ich glaube, ich habe dieses Judengesicht schon gesehen.

— Ja freilich hast Du ihn gesehen! rief der Scheik, erbittert durch die Ruhe des Franzosen. Erst gestern!

— Ganz richtig, erst gestern, sagte Albert. Ich traf diesen Menschen an der Fuhrt eines Flusses und er erzählte mir eine Geschichte von seiner geraubten Tochter. Ich war vom Wege abgekommen, und da er mir sagte, daß er wisse, wo die Gläubigen seien, so fragte ich ihn nach dem Wege. Ich hielt ihn anfangs für einen Spion, und ich glaube mich nicht zu täuschen, wenn ich sage, daß er in das Lager der Franken wollte.

— Und Du hast ihm nicht gesagt, daß Du ein Franke seiest? Du hast ihm keine Hülfe versprochen? fragte der Scheik.

— Nein, antwortete Albert ruhig. Wie hätte ich das sagen können, da ich ein Gläubiger bin und mich nicht mehr um seine Tochter kümmere, als um eine Hündin. Ist dieser Giaur gekommen, um mich zu verleumden, so soll er im Lager bleiben, bis Ihr Boten an Achmet-Bey gesendet habt, und wenn sie zurückgekehrt sind und Euch sagen, daß ich die Wahrheit gesprochen, so werde ich diesem Giaur mit eigener Hand den Kopf vom Rumpfe trennen!

— Barmherzigkeit, Gnade! Er ist ein Franke! rief der Jude hervorstürzend und auf die Knie fallend. Er hat mir gesagt, ich solle gehen zum französischen General, der würde mir helfen. Er hat gesprochen in der Sprache der Franzosen mit mir. So wahr ich lebe, ich glaube, er ist ein Franke, ein Spion! Und der Scheik der Gläubigen wird Wort halten, denn er ist ein Mann von Ehre, und wird mir wiedergeben meine Tochter, weil ich ihm habe verrathen ein wichtiges Geheimniß. Gott soll mich strafen, wenn ich nicht sage, was ist die Wahrheit!

— Also diesem Giaur glaubt Ihr? fragte Albert, sich

beinahe spöttisch zu dem Scheik und den Kabylen wendend. Ihm glaubt Ihr mehr, als den Worten eines Gläubigen? Seid Ihr thöricht genug, nicht einzusehen, weshalb er gekommen? Weil ich ihm sagte, daß ich aus der Ferne käme, daß ich ein Fremdling sei unter den Eingebornen dieses Landes, deshalb hat der verschmitzte Jude geglaubt, daß er mich für einen Franken ausgeben, daß er die Gläubigen täuschen und mich verderben könne, um seine Tochter zu retten! Und Ihr begreift das nicht!

Albert sprach so ruhig, seine Stimme war so sicher, sein Blick so verächtlich, daß seine Worte ihren Eindruck nicht verfehlten. Die Juden sind den Mohamedanern noch mehr verhaßt, als die Franken. Jeder Kabyle mochte also bei sich denken, daß Albert möglicher Weise unschuldig, daß der Verrath des Juden ein falscher sei. Schon die imponirende Haltung des jungen Mannes gegenüber dem sich im Staube krümmenden Juden sprach zu Gunsten Alberts. Die Kabylen wurden nachdenklich. Sie blickten auf den Scheik.

— Ach, gnädigster Herr Offizier, rief der Jude jetzt, sich mit gefalteten Händen an Albert wendend, ich bitte Sie tausendmal um Verzeihung. Bedenken Sie, daß ich ein armer, verlorener Mensch bin, daß ich nicht leben kann ohne meine Tochter. Die Herren Franzosen werden Sie nicht im Stich lassen, sie werden kommen, um Sie zu befreien. Dann hat es Ihnen nicht geschadet, und ich habe meine Tochter gerettet. Seien Sie ein Mann von Mitleid. Haben Sie Erbarmen mit mir! Sagen Sie — Gott, freilich, Sie können nicht sagen selbst, daß Sie sind ein Franzose, sonst schlagen diese Menschen Sie todt! Ach ich armer, elender Mann!

— Er verlangt vielleicht von mir, ich soll mich für ihn aufopfern! dachte Albert bei sich, aber sagte es nicht. Er blieb kalt und ruhig und blickte verächtlich auf den Juden nieder, von dessen französischer Rede er kein Wort zu verstehen schien.

— So schwöre auf den Koran, daß Du ein Abgesandter Achmet-Beys bist, rief jetzt der Scheik.

— Schwören? Nein! rief Albert stolz und zuversichtlich. Ich würde geschworen haben, warum nicht, wenn Du es gestern verlangt hättest. Heut thue ich es nicht. Wie? Gilt das Wort eines Gläubigen nicht mehr, als hundert Schwüre dieses elenden Giaur? Verlangst Du, daß ein braver Muselmann seine Hand auf den Koran legen soll, um diese giftige Zunge zu widerlegen? Nein, glaubst Du nicht meinem Worte, Scheik der Gläubigen, so glaubst Du auch nicht meinem Schwure. Schicke zu Achmet-Bey. Ich selbst will den Gläubigen den Weg zeigen, ich bin bereit. Aber ich schwöre nicht. Und nun laßt mich gehen. Jedes Wort ist verschwendet, so lange Ihr mich für einen Lügner haltet!

— Allah il Allah! murmelten die Kabylen. Es ist ein wahrer Gläubiger! Fluch über den Juden!

Albert hatte seine Absicht erreicht. Möglicher Weise glaubte er, daß seine Kriegslist sich nicht so weit erstrecken dürfe, einen Schwur auf das heiligste Gebetbuch, die Bibel der Mohamedaner zu leisten. Möglicher Weise gebrauchte er diese Ausrede auch nur, um den Kabylen noch mehr zu imponiren. Genug, sein Zweck war erreicht. Selbst der Jude schien zu zweifeln und sah mit der jämmerlichsten Miene zu ihm auf.

— Wir werden warten, bis Bu-Maza kommt! sagte der Scheik weniger hart. Er mag entscheiden, ob es der Mühe lohnt, zu Achmet-Bey zu schicken und die Wahrheit Deiner Worte zu erforschen. Bis dahin bleibst Du in unserem Lager, und wehe Dir, wenn Du Miene machst, es zu verlassen. Die Kugel —

— Es ist genug, sprich nicht mehr davon! unterbrach Albert den Scheik, und stolz schritt er fort, während die Reihen der Kabylen sich ihm ehrerbietig öffneten. Der Offizier kannte die Sitten dieser Menschen. Er wußte, daß sie

ihn jetzt für unschuldig hielten, und obgleich ihm das jetzt wenig nutzte, denn an eine Flucht war nicht zu denken, so blieb ihm doch immer der gewichtige Trost, nicht ein augenblickliches Opfer ihrer Rache geworden zu sein.

Langsam wandelte er durch das ganze Lager, überschaute alle Stellungen, prägte die einzelnen Ortlichkeiten seinem Gedächtnisse genau ein und kehrte dann nach seinem Zelte zurück. Die Wachen waren von demselben entfernt worden, und man brachte Albert das Beste, was das Lager nur bieten konnte: Reis und Fleisch, Datteln, Feigen, Honig — aber er war doch ein Gefangener, seine Expedition war gescheitert.

Den Juden sah er nicht, dachte auch nicht weiter an ihn. Er konnte ihn kaum anklagen. Was galt dem Kaufmann aus Oran das Leben eines Franzosen, wenn er seine Tochter retten konnte? Jedenfalls war sein Verrath ohne den gehofften Erfolg geblieben. Der Jude war jetzt, wie Albert dachte, eben so gut ein Gefangener, wie der Lieutenant selbst, und machte sich wahrscheinlich die bittersten Vorwürfe.

An Eines dachte Albert noch. Es war möglich, daß man ihn beim Worte nahm und ihn zwang, den Kabylen den Weg zu Achmet-Bey zu zeigen. Dann galt es einen langen und unfruchtbaren Zug nach Biledulgerid. Gelang es Albert nicht, auf diesem Zuge zu entfliehen, so war er verloren. Denn, wo sollte er Achmet-Bey finden, und wenn er ihn fand, wie sollte er beweisen, daß er ein Abgesandter dieses Manes sei?

Die Grotte der Sahara.

Es war Nachmittag an demselben Tage. Albert hatte Tabak und Pfeife verlangt, man hatte sie ihm gebracht. Er rauchte, die Ankunft Bu-Maza's erwartend, die für den

Abend verkündet war. Er war neugierig, den gefürchteten Führer der Kabylen, der in der letzten Zeit so berüchtigt geworden und Abd-el-Kader beinahe den Rang streitig gemacht, von Angesicht zu Angesicht zu sehen. Von Zeit zu Zeit sah er durch ein kleines Loch in der Leinwand des Zeltes hinaus auf das Lager. Die Hitze war drückend. Es war ein afrikanischer Sommertag.

Jetzt bemerkte Albert Bewegung im Lager. Die Kabylen rannten hin und her. War Bu-Maza gekommen, oder hatte sich etwas Anderes ereignet? Albert stand auf und verließ das Zelt.

Schon sah er, wie die Weiber sich ordneten, wie die Maulthiere herbeigeführt und bepackt wurden. Wollte man das Lager abbrechen? Und weshalb? Da unterschied das geübte Ohr des Lieutenants Flintenschüsse in weiter Ferne. Sie waren nur spärlich, vielleicht trieb auch der Wind nur den Schall von einzelnen Schüssen herüber. Die Franzosen mußten in der Nähe sein. Sollte Oberst Pelissier schon jetzt einen Angriff wagen? Sollte er Nachrichten über den Aufenthalt der Kabylen erhalten haben? Es konnte auch ein anderes Korps sein. Albert lauschte den Schüssen mit geheimem Wohlgefallen. Seine Stellung bei den Kabylen war eine sehr unbehagliche geworden. Er wünschte nichts sehnlicher, als in einem Handgemenge eine Gelegenheit zur Flucht zu finden.

Unterdessen wurde das Lager mit rasender Schnelle abgebrochen. Nach einer Viertelstunde war der ganze Kabylenstamm zum Abmarsch gerüstet. Auch Albert hatte sein Pferd erhalten. Es war ihm bedeutet worden, sich in der Nähe des Scheiks zu halten und er that es. Dort hörte er aus einzelnen Aeußerungen, daß die Franzosen gegen das Gebirge anrückten, wahrscheinlich, weil sie die Lagerstelle der Kabylen kannten. Sie mußten stark sein, denn die Kabylen fühlten sich nicht aufgelegt, den Kampf anzunehmen.

Jetzt ging es vorwärts, so rasch als möglich, quer durch das Gebirge. Da die Kabylen hier zu Hause waren, so konnte sich Albert nicht darüber wundern, daß sie die besten und bequemsten Wege kannten und daß der Zug ohne Aufenthalt vorrückte. Er war neugierig, wohin man ziehen würde.

Drei Stunden dauerte der Marsch, man befand sich in dem wildesten Theil des Gebirges. Der Zug bewegte sich in eine Schlucht hinab und Albert sah zu seiner Verwunderung den vorderen Theil des Zuges in einer Art von Felsenthor verschwinden. Bald errieth er jedoch das Geheimniß. Die Felsen bildeten hier eine mächtige Grotte, die Tausende von Menschen fassen konnte und die so abgelegen lag, daß nur ein eingeweihter Führer sie zu finden vermochte.

Albert hatte bereits gehört, daß solche Grotten sich in der Sahara befänden, aber er hatte nicht geglaubt, daß sie so geräumig seien. Die Höhle bildete ein enormes Gewölbe, so breit und lang, wie das Innere eines majestätischen Domes, nur nicht so hoch. Einzelne Fortsetzungen derselben schienen sich sogar noch tiefer in das Innere des Gebirges hineinzuziehen und sich dort zu verzweigen.

Die Anordnungen für den Fall, daß das Lager in einer solchen Grotte aufgeschlagen werde, schienen bereits früher gegeben zu sein, denn mit musterhafter Schnelligkeit ordnete sich Alles an bestimmten Plätzen. Die Frauen, Kinder und Thiere wurden nach dem hintersten Theil der Grotte beordert, die Kabylen schlugen in der Mitte derselben ihr Lager auf, während der vordere Theil nach dem Eingang zu ganz leer blieb.

Diese Vorsicht war ganz gerechtfertigt. Wenn Niemand vorn zu sehen war, so konnte kein Fremder auf den Gedanken kommen, daß sich Leute in diesen Höhlen befänden, und diejenigen, die zufällig eindrangen, konnte man festnehmen und tödten. Außerdem schien es sehr unwahrscheinlich, daß die

Franzosen sich in diesen Theil des Gebirges vorwagen würden. Selbst Albert zweifelte daran.

Wie auf dem ganzen Zuge, so blieb Albert auch jetzt noch in der Nähe des Scheiks. Zu entfliehen war jetzt noch weniger möglich, als vorher; der junge Lieutenant hielt es also für das Beste, in der Nähe des Führers zu bleiben. Dort war er wenigstens stets am Besten unterrichtet von Allem, was vorgenommen wurde.

In der Höhle hatte man Fackeln und Feuer angezündet, denn es herrschte eine vollkommene Dunkelheit in derselben, schon deshalb, weil auch draußen bereits finstere Nacht war. Alles bereitete sich zur nächtlichen Ruhe vor, und Albert folgte dem Beispiel der Kabylen, die sich fester in ihre Burnus wickelten und auf die Erde legten.

Es war die zweite Nacht, die der junge Franzose unter den Kabylen zubrachte. Wenn nicht irgend ein glücklicher oder unglücklicher Zufall dazwischen kam, so mußten ihr noch mehrere folgen. Albert dachte daran, während er einschlief, und abermals dachte er an die schöne Jüdin, wie am Abend vorher. Seltsam! Er war bereits in ihr Schicksal verwickelt. Ihretwegen war er ein Gefangener, ihretwegen war seine mühevolle Expedition so gut wie gescheitert. Es gab bereits Beziehungen zwischen ihm und ihr, und er lächelte darüber, während er einschlief. Uebrigens hatte er während des Zuges nichts bemerkt, was auf eine Anwesenheit der schönen Judith bei diesem Kabylenstamme hätte schließen lassen. Es waren im Ganzen genommen nur wenige Frauen bei den Kabylen, und die Mehrzahl derselben schien älter zu sein.

Einmal in der Nacht wachte Albert auf und hörte, wie ein Kabyle mit dem Scheik sprach und ihm die Nachricht brachte, daß man noch immer einzelne Schüsse gehört habe. Dann schlief er wieder ein, wachte jedoch abermals auf, als das erste Licht des grauenden Morgens durch die Oeffnung der Grotte hereinschimmerte.

Er war ganz munter und richtete sich auf. Sonderbar! War es eine Täuschung seiner Sinne, war es Wirklichkeit? — er hörte die französischen Signalhörner in der Ferne tönen. Es kostete ihm Mühe, nicht aufzuspringen, er mußte an sich halten. Jetzt hörte er dieselben Töne — es war Wirklichkeit, die Franzosen mußten in der Nähe sein. Er legte sich wieder auf die Erde, aber er horchte mit der gespanntesten Aufmerksamkeit.

Bald wurde es auch unter den Kabylen rege, Boten stürzten zum Scheik, die nächtliche Stille in der Grotte machte einer geräuschvollen Unruhe Platz. Der Scheik erhob sich und ging nach dem Ausgang der Grotte. Die Signalhörner der Franzosen ertönten immer näher. Dazwischen fiel hin und wieder ein Schuß.

Die Kabylen schienen bestürzt zu sein. Albert hörte ein lautes Durcheinandersprechen. Er vernahm daraus, daß sich auf allen Anhöhen Franzosen zeigten, wie es schien, in bedeutender Anzahl. Auch mußte ihnen die Grotte bekannt sein, denn ihre Operationen deuteten darauf hin, daß sie dieselbe umzingeln wollten.

Der Scheik berieth mit den Aeltesten der Kabylen. Albert stand in der Nähe und hörte jedes Wort. Ausgänge hatte die Höhle weiter nicht, wenigstens nicht solche, die von der ganzen Schaar benutzt werden konnten. Durch den vorderen Ausgang die Grotte zu verlassen, war unmöglich, wenn man nicht von den Franzosen aufgerieben werden wollte. Was war also zu thun? Es ließ sich annehmen, daß die Franzosen Parlamentäre mit der Aufforderung zur Ergebung abschicken würden. Ebenso sicher war es aber, daß in zwei oder drei Stunden Bu-Maza in der Nähe sein mußte. Wenn sich dann auf den Bergen der Kampf entspann, so konnten die Kabylen aus der Höhle hervorbrechen. Es handelte sich also darum, die Franzosen hinzuhalten. Ohne große Vorsicht durften sie sich nicht in die Höhle wagen; sie mußten Vor-

bereitungen treffen. Vielleicht dachten sie auch daran, die Kabylen auszuhungern. Davor aber schützte sie die baldige Ankunft Bu-Maza's. Die Lage war also bei weitem nicht so verzweifelt, wie sie anfangs selbst dem Scheik geschienen hatte.

Das Erwartete geschah. Ein Parlamentär verlangte die Ergebung sämmtlicher Kabylen, die in der Grotte versammelt waren. Die Bedingungen waren annehmbar. Die Hälfte der Männer sollte als Kriegsgefangene bei den Franzosen bleiben, die andere Hälfte mit den Frauen und Kindern ohne Waffen abziehen.

Der Scheik ließ antworten, er könne auf diese Bedingungen nicht eingehen. Er verlange für Alle freien Abzug, nur die Hälfte der Männer sollte die Waffen niederlegen. Anderenfalls sei er entschlossen, sich bis aufs Aeußerste zu vertheidigen. Die Grotte sei eine Festung, die sich schwer nehmen lasse.

Der französische Kommandeur mochte die Wahrheit dieser Behauptung prüfen wollen, denn zehn Minuten später erschienen die Köpfe der Zuaven am Eingange der Höhle und Flintenschüsse knatterten.

Jetzt hielt der junge Offizier den Zeitpunkt für gekommen, in dem er an seine eigene Rettung denken müsse. Während die Kabylen Vorbereitungen trafen, dem Angriff der Franzosen zu begegnen, suchte er sich dem Ausgange der Höhle zu nähern. Er wußte noch nicht bestimmt, was er thun wollte. Ohne Weiteres und auf gut Glück hinauseilen konnte er nicht, denn seine Kameraden mußten ihn für einen Araber halten, und es war Tausend gegen Eins zu wetten, daß ihn eine Kugel traf, ehe er noch ein Wort hatte sprechen können. Aber vielleicht konnte er sich gefangen nehmen lassen, wenn die Franzosen tiefer eindrangen.

Unterdessen hatten die Kabylen sehr schlaue Maßregeln getroffen, dieses Eindringen aufzuhalten. Sie blieben in der

Dunkelheit und errichteten dort Bollwerke zu beiden Seiten der Höhle, so daß die Mitte ganz frei blieb. Denn es ließ sich erwarten, daß die Franzosen vorzüglich nach der Mitte feuern würden.

Wenn der Kampf ernstlich wurde, so mußte er entsetzlich werden, das sah Albert ein. Die Kabylen hatten den großen Vortheil, die Gestalten der Franzosen zwar nur in schwarzen Umrissen aber doch ganz deutlich am Ausgange der Höhle zu sehen, während sich den Franzosen keine andere Zielscheibe bot, als die gähnende Dunkelheit der Grotte. Aber wenn es selbst den Kameraden Alberts gelang, den Eingang der Höhle zu forciren — was enorme Opfer erforderte — so stand nur eine noch gräßlichere Fortsetzung des Kampfes bevor, denn das Handgemenge mußte in einer vollkommenen Dunkelheit geführt werden. Die Kabylen hatten schon jetzt fast alle Fackeln ausgelöscht.

Unruhig und nicht ohne Bangigkeit erwartete Albert den Beginn des Kampfes. Der Scheik hielt sich im Vordertheil der Grotte auf und gab seine Befehle. Albert, der eine Zeit lang ganz dicht bei ihm war, hörte ihn leise zu seinen Genossen sagen, daß im Nothfall noch ein Ausgang aus der Höhle sei. Dann schlüpfte der junge Offizier weiter nach vorn. Er wollte jetzt nicht vom Scheik bemerkt und in das Innere zurückgewiesen werden.

Nun entspann sich das Gefecht. Die Kugeln der Zuaven pfiffen durch die Höhle und schlugen an die Wände derselben. Die Kabylen antworteten. Der enge, geschlossene Raum ließ jeden einzelnen Schuß wie einen Donner des jüngsten Gerichts ertönen. Die Höhle schien zusammenbrechen zu wollen. Noch waren die Schüsse einzeln, die Zuaven wagten sich noch nicht recht vor. Sie mochten wissen, daß ihre Körper treffliche Zielscheiben waren, und in der That, wo nur ein Franzose auftauchte, streckten ihn die Kugeln der Kabylen zu Boden. Albert sah mit Betrübniß die vergeb-

lichen Bemühungen der Zuaven, sich irgend eine Schutzwehr zu verschaffen. Zuletzt erschien eine ganze Kompagnie Franzosen. Man schien zu der richtigen Einsicht gekommen zu sein, daß einzelne Tirailleurs hier nichts ausrichten könnten. Die Franzosen stürmten in die Höhle hinein. Der Kampf wurde lebhafter, allgemeiner.

Jetzt nahm Albert seine ganze Besonnenheit zusammen, jetzt war die Möglichkeit einer Flucht vorhanden. Er nahm eine Flinte, die er auf der Erde fand, und mischte sich in die vorderen Reihen der Kabylen. Ein Hagel von Kugeln prasselte an die Wände der Höhle, eine Salve der Kabylen antwortete. Die Araber brauchten nur ihre Flinten loszudrücken, die Kugeln mußten treffen. Albert sah die dunklen Gestalten der Franzosen haufenweis zu Boden stürzen. Er war entschlossen, jetzt die Flucht zu wagen, auf die Gefahr hin, getödtet zu werden. Er sprang in die vorderste Reihe. Die Kugeln pfiffen um ihn her.

— Zurück! rief eine Stimme neben ihm. Du hast hier vorn nichts zu suchen. Zurück!

Es war der Scheik. Albert blieb stehen. Er mußte fürchten, von den Kabylen erschossen zu werden, wenn er noch einen Schritt vorwärts that.

— Darf ich nicht kämpfen gegen die Giaurs, wie die anderen Gläubigen? fragte er ruhig.

— Nein! antwortete der Scheik kurz und bestimmt. Wir dürfen Dir nicht trauen, Du bist ein Gefangener.

Die Aussicht zur Flucht war für den jungen Franzosen verloren. Vielleicht zu seinem Glücke. Denn schon sah er die Franzosen sich zurückziehen. Drei Viertheile von ihnen bedeckten getödtet oder verwundet den Boden am Eingange der Höhle. Es war unmöglich gewesen, den Eingang zu forciren. Die Hörner bliesen zur Retraite.

Fünf Minuten darauf erschien abermals ein Parlamentär. Albert erwartete ebenso wie die Kabylen, daß der fran-

zösische Kommandeur günstigere Bedingungen stellen würde. Er irrte.

Der Scheik der Kabylen sollte sich den Franzosen überliefern, so lautete die Aufforderung. Mit ihm sollten drei Viertheile der Männer sich als Kriegsgefangene ergeben. Geschähe das nicht im Laufe einer Viertelstunde, so hätten die Kabylen sich auf das Aeußerste gefaßt zu machen.

Diese Aufforderung wurde, wie Albert voraussah, von den Kabylen mit Hohnlachen aufgenommen. Der Scheik ließ zurückantworten, daß er bei seinen früheren Bedingungen verharre. Zu seiner Umgebung äußerte er, daß Bu-Maza jetzt bald zum Entsatz kommen müsse.

Albert war einigermaßen gespannt darauf, was der französische Kommandeur thun würde, um seine Drohungen zur Wahrheit zu machen. So stolz, so unerbittlich, so schroff konnte seiner Ansicht nach nur der Oberst Pelissier unterhandeln. Sollte er es wirklich sein, der diesen Angriff befehligte?

Abermals verging eine Viertelstunde, dieses Mal im tiefsten Schweigen. Die Kabylen, die einen wiederholten Angriff erwarteten, verbarrikadirten jetzt den ganzen Eingang der Höhle.

Dann sah man einzelne Zuaven am Eingang erscheinen. Sie trugen große Reisigbündel vor sich, zum Schutz, wie Albert glaubte. Ihre Zahl vermehrte sich in einer Minute auf mehr als dreißig. Plötzlich brannten die Bündel, welche die Zuaven trugen, und diese schleuderten ihre Last so weit sie konnten in die Höhle hinein. Eine feurige Masse bedeckte den ganzen Boden am Eingange der Grotte. In den Bündeln schien sich Pulver zu befinden. Es flackerte hell auf. Man sah nicht mehr das Tageslicht, sondern nur eine Rauchwolke.

Ein entsetzlicher, allgemeiner Schrei dröhnte durch die ganze Höhle, deren Felsenwände davon erbebten. Wie ein

Blitz fuhr Albert die Erinnerung durch den Kopf, daß er den Oberst Pelissier einst davon hatte sprechen hören, er wolle einmal ein ganzes Kabylennest ausräuchern, wenn er es in einer Grotte beisammen fände. Gerechter Gott! Der Oberst machte sein Versprechen zur Wahrheit. Die Kabylen waren verloren und Albert mit ihnen!

Wer beschreibt das entsetzliche Geschrei, das durch die ganze Höhle ertönte, wer schildert dieses Geheul der Angst, der Verzweiflung, diese Verwirrung, diese Betäubung! Heller flackerte das Feuer auf, immer neue Bündel flogen in die flammende Mauer am Eingang der Höhle, ein erstickender Qualm drängte sich langsam in das Innere derselben, zuerst an der Decke fortziehend, dann sich tiefer senkend! Albert verlor auf einen Augenblick seine Geistesgegenwart. Auf einen solchen Tod war er nicht vorbereitet gewesen!

Da erinnerte er sich dessen, was der Scheik über einen zweiten Ausgang gesagt. Inmitten des wüthenden Jammergeschreies, das wie das Geheul des erzürnten Meeres rings um ihn tobte, suchte er den Scheik. Es war ein großer Mann. Er glaubte ihn zu sehen, wie er nach dem Hintergrunde der Grotte eilte, und nur noch an seine eigene Rettung denkend, Alles niederstoßend, was ihm in den Weg kam, folgte er dem Scheik. Schon umwirbelte ihn ein entsetzlicher Dampf, schon erstarb der letzte Schein von Licht in dieser unheimlichen Unterwelt, er fühlte, daß er über menschliche Körper dahinschritt, er hörte wildes, entsetzliches Geschrei rings um sich her — aber noch sah er den Scheik, noch war er dicht bei ihm, noch flatterte das weiße Gewand des Führers, um den sich einige andere Kabylen geschaart hatten, dicht vor ihm her.

Was dann mit ihm geschehen, dessen konnte sich Albert nur mit der größten Mühe erinnern, und auch nur wie eines wüsten, schrecklichen Traumes. Er erinnerte sich, daß er geglaubt, in der Hölle zu sein, daß er mit Kabylen und Ka-

bylenweibern gekämpft, die in der Raserei des Todeskampfes einander zerfleischten, daß ein erstickender Qualm ihm die Kehle zugeschnürt, und daß er endlich in einen engeren schmalen Gang gekommen, in dem eine vollständige Dunkelheit geherrscht. Nur noch wie aus weiter Ferne war das Geräusch von Schritten und Stimmen vor ihm an sein Ohr gedrungen und hatte ihm eine Weisung gegeben, wohin er sich zu wenden habe. Ueberall hin hatte ihn der Dampf verfolgt, bis er endlich ein schwaches Licht über sich und ein paar Ohnmächtige neben sich gesehen. Dann war auch er besinnungslos, auf den Tod erschöpft, niedergesunken.

Aber für einen ohnmächtigen Krieger giebt es kein besseres Belebungsmittel, als den Donner von Schüssen, und Albert hörte diesen Donner nicht weit von sich. Er schlug die Augen auf, er stützte sich auf seinen Arm.

Jetzt erst sah er, wo er sich befand. Er war auf der Spitze des Felsens, in dessen Innerem sich die Grotte befand, die für die Kabylen so verhängnißvoll geworden war. Neben ihm lagen der Scheik und drei andere Kabylen, ebenfalls bis auf den Tod erschöpft. In nicht zu weiter Entfernung hielt eine Schaar von Arabern kampfbereit auf ihren Pferden. Weiterhin war eine andere beträchtliche Zahl von Reitern und Kabylen zu Fuß mit den Franzosen im hitzigen Gefecht. Es mußte eine Schaar sein, die zufällig herbeigekommen war.

Albert sollte bald Aufklärung darüber erhalten. Der Scheik seufzte tief auf.

— Wäre Bu-Maza eine Viertelstunde früher gekommen, so wäre das Unglück vereitelt worden! sagte er dann. Aber Allah ist groß und Muhamed sein Prophet. Es sollte so sein! Fügen wir uns in Demuth!

Es war also Bu-Maza's Schaar, die um wenige Minuten zu spät eingetroffen, und die jetzt mit den Franzosen kämpfte. Schon dachte Albert nicht mehr an die gräßliche

Vergangenheit, schon richtete er seine ganze Aufmerksamkeit auf das, was vor ihm lag. Wie würde der Kampf sich entscheiden? Bot sich dem jungen Franzosen eine Gelegenheit zur Flucht? Oder mußte er nach wie vor ein Gefangener bleiben?

Mehr als jemals sehnte sich Albert nach seinen Waffengefährten. Um Alles in der Welt aber durfte er jetzt keinen unglücklichen Versuch zur Flucht wagen. Die Kabylen rasten vor Wuth. Er hörte das Rachegeschrei derjenigen, die das gräßliche Loos ihrer Brüder bereits kannten. Wenn er jetzt von den Kabylen als Franzose erkannt wurde, so war er nicht nur unrettbar verloren, sondern mußte auch erwarten, daß man ihm tausend Qualen bereiten würde. Wehe dem Franzosen, der jetzt lebendig in die Hände der Kabylen fiel!

Dieser Gedanke bestimmte ihn zur Vorsicht, zur kaltblütigsten Besonnenheit. Besser, noch vierzehn Tage in der Gewalt dieser Menschen bleiben, als jetzt sich verrathen!

— Auch Du hier? Auch Du gerettet? fragte der Scheik, der jetzt den Franzosen bemerkte, mit finsterem Blicke.

— Allah il Allah! antwortete Albert wehmüthig. Er hat seinen armen Knecht gerettet.

— Ich wünschte, es wäre ein Anderer und Besserer, dem Allah das Leben geschenkt! sagte der Scheik düster.

— Weshalb sagst Du das? fragte Albert vorwurfsvoll. Mit mir schenkt Euch Allah zweitausend Krieger, die den Verlust ersetzen werden. Wer sollte Euch sonst den Weg zu Achmet-Bey, nach Biledulgerid zeigen?

— Es ist gut! sagte der Scheik mißmüthig. Bu-Maza wird diese verfluchten Giaurs zurückschlagen, dann wird er mit Dir sprechen!

In der That waren die Kabylen im Vortheil gegen die Franzosen. Sie kämpften heut mit einer Erbitterung, einer Wuth, wie nie. Die Opfer in der Grotte schrien um Rache. Es galt, die Schmach zu sühnen.

Bu-Maza kommandirte in eigener Person, wie Albert aus den Reden des Scheiks und seiner Genossen hörte. Auch waren die Franzosen in einer ungünstigen Lage. Ihre Hauptmacht befand sich im Thale, am Eingange der Grotte. Dort konnten sie vernichtet werden, denn Bu-Maza befehligte eine bedeutende Streitmacht. Die Franzosen mußten also vor allen Dingen darauf bedacht sein, sich aus dem Thale zurückzuziehen, und Albert konnte von seinem Standpunkte aus deutlich bemerken, daß nur dies ihre Absicht war, während die Kabylen ihrerseits ihre ganze Kraft aufboten, um diesen Rückzug zu verhindern und die Franzosen in dem Thale einzuschließen.

Beinahe eine Stunde lang währte der wüthende Kampf. Endlich gelang es den Franzosen, sich auf der gegenüberliegenden Seite des Thales einen Ausweg zu bahnen und die Höhen zu erreichen. Aber sie mußten bedeutende Verluste erlitten haben, denn sie setzten den Kampf nicht fort. Sie schienen zufrieden damit, eine ähnliche Vernichtung vermieden zu haben, wie sie vorher die Kabylen in der Grotte betroffen. Auch Bu-Maza's Schaar war erschöpft, und die beiden kämpfenden Parteien zogen sich zurück, ohne daß eine von ihnen gesiegt hätte.

Gleich darauf erschien ein französischer Parlamentär. Albert, der unterdessen mit dem Scheik und dessen Begleitern zu den Kabylen gegangen war, hörte deutlich, was er sprach. Der französische Kommandeur ließ sagen, daß er die Kabylen in der Grotte deshalb vernichtet, weil sie auf ihrem thörichten Widerstande beharrt und ihm eine Schaar seiner besten Leute getödtet. Wolle man dies die Franzosen, die gefangen worden, entgelten lassen, so werde er gleichfalls die gefangenen Kabylen unbarmherzig hinopfern.

Bu-Maza — Albert hatte ihn jetzt gesehen und als den Anführer erkannt — ein ächter Araber mit gelbem Gesicht und schwarzem Bart, berieth mit seinen Genossen. An-

fangs schien man allerdings Willens gewesen zu sein, die gefangenen Franzosen zu tödten. Da aber einige Häupter der Kabylen gefangen worden, so stand man von dieser Rache ab. Bu-Maza ließ dem Kommandeur sagen, er werde nachher wegen der Auswechselung der Gefangenen mit ihm unterhandeln. Bis dahin stehe er für die Sicherheit der Franzosen.

Nun wandte sich Bu-Maza zu dem Scheik, der ehrerbietig und traurig auf ihn zutrat und ihm den Saum des Mantels küßte.

— Ich habe gehört, daß Du gerettet bist, und das ist eine Freude für mich bei diesem Unglück! sagte Bu-Maza. Allah ist groß! Er will seine Gläubigen prüfen, ehe er ihnen die Krone des Sieges schenkt. Wie viel hast Du gerettet?

— Mich selbst und diese drei, sagte der Scheik. Was Jenen anbetrifft, so werde ich nachher mit Dir über ihn sprechen.

Bei diesen Worten deutete er auf Albert, der sich ruhig und ehrfurchtsvoll vor Bu-Maza verneigte.

— Und wie groß war Deine Schaar? fragte der Anführer.

— Wir zählten zwölfhundert streitbare Männer, antwortete der Scheik. Außerdem waren achtzig Greise bei uns, eben so viel Frauen und zweihundert Kinder. An Pferden hatten wir sechshundert, dann dreihundert Maulthiere. Von dem Allen sind nur wir Vier gerettet.

— Allah ist groß! rief Bu-Maza und streckte die Hand zum Himmel. Er wird diese Opfer rächen! Aber es ist ein großer Verlust, er hat uns mehr gekostet, als hätten wir eine Schlacht verloren. Indessen wollen wir nachforschen lassen, vielleicht sind noch einige zu retten. Was meinst Du?

— Ich glaube es nicht, antwortete der Scheik, auf den Felsen deutend. Noch immer steigt Dampf aus den Löchern.

Dennoch traf man Anordnungen, um in die Höhle einzudringen. Auch Albert glaubte nicht, daß irgend Jemand gerettet sei. Der Scheik gab ihm einen Wink, ihm zu folgen, und Albert bemerkte, daß er auch jetzt beobachtet wurde.

Er stieg mit einer Schaar Kabylen in das Thal hinab. Noch dampfte das Feuer am Eingange der Höhle. Man riß die halb verkohlten Bündel heraus und verstattete der Luft freien Eingang. Aber erst allmählich konnten die Kabylen tiefer eindringen, und dann zogen sie die ersten Körper der Erstickten an das Tageslicht.

Welche Scene nun folgte — wer mag sie beschreiben! Albert wandte sich ab, er wollte diese Gestalten, diese menschlichen Formen, die durch die Todesangst bis zur Unkenntlichkeit verzerrt waren, nicht sehen! Aber er hörte das Rachegebrüll der Kabylen, er hörte ihr wüthendes Geschrei, und zuweilen zitterte er unwillkürlich, denn er fürchtete, diese Rasenden möchten ihm ins Herz schauen und erkennen, daß er zu denen gehörte, die diese That vollbracht. Er schauderte. Auch er war ein Franzose, auch er hatte oft genug die Kabylen im Kampfe niedergestreckt. Aber er fragte sich dennoch, ob die Gesetze des Krieges das erlaubten, ob der Feldherr, der das befohlen, nicht mehr als seine Pflicht gethan?

Und so wird man noch lange fragen. Auch die Weltgeschichte wird dieses Blatt in ihrem großen Buche mit einem Trauerflor verhüllen, und die Einnahme Sebastopols wird das Andenken an die Grotte der Dahara nicht verlöschen!

Als Albert schaudernd durch die Reihen der gräßlich verzerrten Leichen schritt, die man in hohen Haufen aufthürmte, fiel sein Blick auch auf die französischen Gefangenen, die inmitten dieser Scene fast unbewacht dastanden, denn die ganze Theilnahme der Kabylen war diesen Leichen gewidmet. Es waren ungefähr ein Dutzend Franzosen, darunter einige Zuaven. Albert erkannte überrascht auch einen Sergeanten von seiner eigenen Kompagnie.

So war es also wirklich der eiserne Oberst Pelissier gewesen, der diesen ganzen Kabylenstamm vernichtet!

Albert fragte sich, ob es ihm möglich sein würde, mit dem Sergeanten zu sprechen. Es war vorauszusehen, daß derselbe mit den anderen Franzosen gegen die gefangenen Kabylen ausgewechselt werden würde. Er konnte also auf diese Weise dem Oberst eine Nachricht zukommen lassen. Vorsichtig sah er um sich. Die Kabylen standen und starrten auf die Leichen. Die Franzosen waren unbewacht. Der Sergeant stand etwas seitwärts von den anderen. Albert trat gleichgültig hinter ihn und sah ruhig empor nach dem Felsen.

— Kamerad Bessier! flüsterte er dann. Erschrick nicht, sieh Dich auch nicht um. Ich bin Lieutenant Herrera! Thue, als ob Du mich nicht bemerkst. Ich will nur einige Worte mit Dir sprechen. Antworte mir ganz leise!

Der Sergeant war an Subordination gewöhnt. Er zuckte zwar zusammen, stand aber starr wie eine Mauer.

— Es war Oberst Pelissier, wie ich vermuthe, der das that? sagte Albert, kaum die Lippen bewegend.

— Ja wohl, antwortete der Sergeant, eben so leise. Die Kabylen werden daran denken!

— Und ich auch, sagte Albert, denn ich war in der Höhle und bin nur durch ein Wunder dem Tode entgangen. Wie ist es gekommen, daß der Oberst seinen Angriff unternahm, ehe ich zurückgekehrt war?

— Er erhielt durch einen anderen Kundschafter Nachricht von dem Aufenthalt eines Kabylenstammes, antwortete der Sergeant. Er hörte auch, daß ein Franzose von den Kabylen getödtet worden sei, und vermuthete, Sie wären es. Deshalb war er auch so rasend und sagte, er werde keine Schonung mehr kennen.

— Gott verhüte, daß ich Schuld sei an diesem Unglück! flüsterte Albert mehr zu sich, als zu dem Sergeanten. Nun,

Du siehst, ich lebe noch, Kamerad. Du wirst ausgewechselt werden. Dann gehe zu dem Obersten und melde ihm meinen Gruß. Sage ihm, daß ich noch lebe und ihn wiederzusehen hoffe. Jedenfalls solle er mich nicht eher für todt halten, als bis er ein halbes Jahr lang nichts von mir gehört. Sage ihm auch, er möge an das Versprechen denken, das er mir gegeben. Vergiß nicht: er solle mich nicht eher für todt halten, als bis ein halbes Jahr vergangen. Hast Du verstanden?

— Ja, Herr Lieutenant! antwortete der Sergeant. Ich werde es sagen, Wort für Wort.

Jetzt kamen einige Kabylen. Albert hatte noch mehr sprechen wollen, aber es war zu spät. Er mußte sich ruhig abwenden und kehrte zu dem Gefolge Bu-Maza's zurück.

Eine Stunde später stand er dem Anführer der Kabylen von Angesicht zu Angesicht gegenüber.

Es handelte sich um die eigenthümliche Stellung, die Albert einnahm. Der Scheik erzählte Alles, was er über Albert wußte, und betonte namentlich die Verdachtsgründe, die gegen denselben vorlagen. Bu-Maza hörte ruhig, ernst und aufmerksam zu. Er verließ kein Auge von Albert, und dieser wußte zu gut, wie viel jetzt auf dem Spiele stand, um nicht seine ruhigste und aufrichtigste Miene anzunehmen.

Als der Scheik gesprochen, sprach er seinerseits. Er wiederholte Alles, was er schon dem Scheik gesagt, er entkräftete den Verdacht, den der Jude auf ihn geworfen. Bu-Maza hörte eben so ruhig zu.

— Wenn dieser Mann die Wahrheit spräche, sagte er dann zum Scheik, so könnten wir den Verlust ersetzen, den wir erlitten. Ich habe davon gehört, daß Achmet-Bey noch lebt. Uebrigens können wir diesen Mann auf die Probe stellen. Wie weit ist es nach Biledulgerid, bis nach dem Hause Achmet-Beys?

— Ich bin zwölf Tage geritten ohne Unterlaß und auf einem guten Pferde, antwortete Albert.

— Gut, ich werde Dir fünfzig meiner Leute zur Begleitung geben, sagte Bu-Maza. Du wirst zurückkehren zu Achmet-Bey und ihm sagen, daß wir ihn und seine Krieger erwarten. Findest Du das Haus des Beys nicht, hast Du gelogen, so werden meine Leute Dich zurückführen und Du wirst Deine Strafe erleiden!

Albert hatte das erwartet, er hatte längst eingesehen, daß die Kabylen schließlich diesen Ausweg vorschlagen würden. Er war damit einverstanden. Es war für ihn das beste Mittel zur Flucht.

— Der Wille Bu-Maza's geschehe! sagte er ruhig. Ich werde die Gläubigen zu Achmet-Bey führen, er wird sie mit Freuden empfangen und an der Spitze von zweitausend Reitern hierherkommen, um zu bezeugen, daß ich die Wahrheit gesagt. Wann werden wir aufbrechen?

— Noch heut, antwortete Bu-Maza. Hast Du ein Pferd?

— Es ist in der Grotte gestorben, antwortete der Lieutenant.

— So wähle Dir ein Pferd von den meinen. In einer Stunde mußt Du bereit sein!

Albert kreuzte die Hände auf der Brust, verneigte sich und ging.

Judith.

Ein Ritt durch Algier, durch jene Gegenden, die bereits an die Wüste grenzen, nach Biledulgerid — welche Vorstellungen knüpfen sich daran! Der ewig blaue Himmel, die glühende Sonne, die weiten, öden Strecken, dann wieder hohe Felsengebirge, dazwischen liebliche Oasen, und dazu die Schaar

der schweigsamen Kabylen, eingehüllt in ihre langen, weißen Mäntel — fürwahr, es liegt eine hohe Poesie in einem solchen Ritt!

Und wie viel mehr Poesie noch, wenn ein solcher Ritt mit Gefahren verknüpft ist, wie für Albert Herrera! Es war nicht nur ein Ritt in das weite, heiße Dattelland, es war ein Ritt in eine dunkle Zukunft, in ein düsteres Verhängniß, vielleicht in den Tod! Jeder Hufschlag seines prächtigen Pferdes entfernte ihn weiter von seinen Kriegsgefährten, von seinem Vaterlande, von der Civilisation und näherte ihn jenem Orte, den er selbst nicht kannte, an dem sich aber sein Schicksal entscheiden sollte. Welches Wunder sollte ihn retten? Welcher Zufall sollte ihn befreien? Welcher Zauberer schuf ihm einen Achmet-Bey und zweitausend Reiter?

Dennoch war Albert im Ganzen unbekümmert darum. Er hatte mit dem Leben, beinahe auch mit der Hoffnung abgeschlossen. Was also konnte ihm Schlimmeres wiederfahren, als die Erfüllung dessen, was er mit Zuversicht erwartete? Er wollte die Tage, die ihm blieben, noch genießen. Er empfand die ganze romantische Poesie dieser Reise. Noch regte sich ein schönes Roß unter dem Drucke seiner Schenkel, noch athmete er die reine Luft, noch leuchtete der blaue Himmel über ihm — wie glücklich also war sein Loos im Verhältniß zu der Qual Derer, die in öder, gräßlich einsamer Kerkernacht den Tod erwarten, und die die Zeit nicht mehr nach dem Umlauf der Sonne, sondern nur nach den Pulsschlägen ihres fieberhaft kreisenden Blutes zählen können!

Längst lag die Dahara mit ihren Schrecknissen, längst lagen die Franzosen, Bu-Maza und die Kabylen weit hinter der Schaar. Beinahe vierzehn Tage waren vergangen. Nach Alberts Voraussetzungen konnte man nicht mehr allzufern vom Ziel der Reise sein. Der Weg indessen war weit und man konnte sich um eine oder zwei Tagereisen irren. Albert konnte

auch ein wenig vom Wege abgekommen sein. Noch schöpfte Niemand Verdacht.

Wo lag denn auch eigentlich Biledulgerid? Dort, im Süden des Atlas, am nördlichen Rande der Sahara giebt es keine bestimmten, fest begrenzten Staaten, wie sie Europa kennt. Der allgemeine Name umfaßt ein unbegrenztes Land, und unter dem Namen Biledulgerid oder Dattelland versteht man jenen weiten Länderstrich von Marocco bis nach Tripolis, jene endlosen, spärlich bebauten Flächen, in denen meilenlange Sandwüsten mit schroffen Gebirgszügen und lieblichen Thälern und Oasen abwechseln — jene Landstriche, von denen man nicht einmal weiß, wem sie gehören, wem sie Tribut zahlen und von wem sie bewohnt sind.

Es war eine Reise ins Blaue, wirklich ins Blaue, denn eine duftige, unerreichbare Bläue schwebte stets vor den Reitern, und wie gedankenvoll schaute Albert manchmal hinein in diese Ferne, die seine ganze Zukunft umschloß, wie oft glaubte er ein weites, großes Grab zu sehen!

Aber selbst diese Reise hatte ihre Abwechselungen, ihre Erheiterungen und Aufregungen. Anfangs, in den ersten Tagen, war Albert schweigsam und von Allen gemieden in der Mitte der düsteren Araber geritten. Allmählich aber hatten sich Einzelne an ihn angeschlossen, und wie es immer der Fall ist, hatte die eine Hälfte der Schaar für ihn Partei genommen, während die andere sich gegen ihn erklärte. Die Einen trauten seinen Worten, hielten ihn wirklich für einen Abgesandten Achmet-Beys; die Andern sahen in ihm immer noch den Verdächtigen, den Verräther, den Spion, und beobachteten jede seiner Bewegungen mit argwöhnischen Blicken.

Jedenfalls hatten diejenigen, die sich für Albert erklärt, weit mehr Vortheil von ihrem guten Glauben. Es lag Albert daran, die Kabylen für sich zu gewinnen, und da er diesen Söhnen der Berge und Einöden geistig bei weitem überlegen war, so gelang es ihm bald, eine Art von geisti-

ger Oberherrschaft über sie zu erlangen. Er ließ einige Worte fallen, daß er früher im Auftrage Achmet-Beys große Reisen gemacht habe, und die Kabylen, wie Kinder, die nie über ihre Heimath hinausgekommen sind, brannten vor Sehnsucht, etwas von der fremden, fernen Welt zu erfahren. Albert erzählte ihnen von Konstantinopel, wo er früher einmal gewesen, von Aegypten, von Italien, von den Wundern der Welt. Er verkürzte seinen Gefährten die Reise mit seinen Erzählungen, die er genau für die Fassungskraft der Kabylen einzurichten wußte und fast immer umgab ihn ein Schwarm von aufmerksamen Zuhörern. Er schilderte ihnen die Sitten und Gebräuche fremder Völker, selbst der Ungläubigen, bei denen er gelebt, und es gelang ihm, den Kabylen ein gewisse Achtung vor jenen Christen einzuflößen, die sie bisher als Giaur verflucht und gehaßt hatten. Ihm selbst gewährten diese Erzählungen eine Einholung. Er konnte sich der Vergangenheit, jener schönen Tage der ersten Jugend erinnern, in denen er mit Franz d'Epinay und anderen Freunden sorglos durch die Welt streifte, in denen sein Vater noch lebte und er noch mit Stolz den Namen Morcerf trug. Wie ganz anders war Alles seitdem geworden.

Auch die Kabylen sorgten ihrerseits für Unterhaltung. Das Pferd ist der Abgott des Arabers, auf ihm lebt er, auf sein Roß verwendet er mehr Sorgfalt, als auf sein Weib. Fast alle Araber sind kühne und verwegene Reiter. Gewöhnlich also wurden, bevor man eine Station machte, eine Anzahl von Reiterspielen und Reiterkunststücken ausgeführt, die jedem Einzelnen Gelegenheit gaben, seine Geschicklichkeit und Kühnheit und die Stärke und Gewandtheit seines Rosses zu zeigen. Dann jagten die Kabylen mit ihren flatternden Mänteln durch die Ebene, dann drehten die Rosse sich im Kreise, oder bäumten sich oder sprangen über Felsenspalten, dann erschallte die Luft vom Jauchzen und von dem wilden Zurufen dieser Söhne der Natur, und selbst Alberts Herz

wurde manchmal weiter, freier und freudiger, wenn die Anstrengung ihm das Blut durch die Adern jagte.

Er war überhaupt der kühnste Reiter, er wurde von Allen bewundert. Schon in Paris war er ein geschickter Reiter gewesen, und in Algier hatte er Gelegenheit genug gehabt, diese Kunst auszubilden. Jetzt aber war es seine eigenthümliche Lage, die ihn zum Verwegensten von Allen machte. Was hatte er zu fürchten, wenn sein Pferd stürzte, was hatte er zu verlieren? Was lag ihm daran, ob er einen Tag früher oder später starb? Eine wilde Lust glühte oft in ihm auf, er sehnte sich nach dem Tode, er wünschte unter seinem sich überstürzendem Rosse zu sterben oder in einen Abgrund geschleudert zu werden. Daher seine Verwegenheit, die an Tollkühnheit, an Wahnsinn grenzte, daher seine Wagnisse, die manchmal selbst den Kabylen einen Ruf des Schreckens entlockten. Albert spielte mit dem Tode, denn das Leben selbst war für ihn ein Spielzeug geworden, das jeden Tag zerbrechen konnte.

Auch Jagden gab es, die zum Theil schon deshalb angestellt werden mußten, weil es den Kabylen zuweilen an Lebensmitteln und Fleisch fehlte. Nicht immer aber war es das Bedürfniß, das die Kabylen hinter ein Thier der Wüste einherhetzte. Es war die reine Lust am Jagen, die allen Naturkindern eigenthümlich ist. Gewöhnlich waren es Strauße, die man jagte, auch Antilopen und Panther. Leider hatte man noch keinen Löwen gesehen. Aber es war beschlossen, daß man ihn jagen würde, sobald sich der König der Wüste blicken lasse.

Albert sah diese Jagden auch aus einem andern Grunde nicht ungern. Es war nicht zu vermeiden, daß man sich bei diesen Streifereien oft weit von dem Wege entfernte, den Albert bezeichnet hatte, und Niemand konnte etwas Verdächtiges darin finden, wenn Albert nachher erklärte, daß er nur noch die ungefähre Richtung des Weges kenne und

es dem Zufall überlassen müsse, das wirkliche Ziel der Reise zu finden.

Auch glaubte er zu bemerken, daß den meisten Kabylen gar nicht so viel daran lag, dieses Ziel so bald zu erreichen. Selbst für diese Naturen hatte eine solche Reise einen eigenthümlichen Reiz. Sie bot ihnen mehr Abwechselung, als das Kriegsleben, der Kampf mit den Franzosen, der oft nur in langweiligen Kreuz- und Querzügen bestand. Auch herrschte bei den Kabylen eine eiserne Disziplin. Jeder Führer war ein Despot im Kleinen, von dem der Einzelne oft viel zu leiden hatte. Hier aber war Jeder frei, Jeder konnte thun und lassen, was er wollte. Zwar hatte Bu-Maza einen Führer bestimmt, dem die andern gehorchen sollten. Aber hier gab es keine Gelegenheit, Strenge zu zeigen und Disziplin zu fordern. Jeder Einzelne konnte seinem Hange folgen und Albert glaubte sich nicht zu irren, wenn er annahm, daß die Mehrzahl der Kabylen die Reise gern noch Monate lang fortgesetzt hätte.

Trotz dieser scheinbaren Freiheit aber, in der Albert lebte, war an eine Flucht gar nicht zu denken. Wie bereits erwähnt, ritt er gewöhnlich in der Mitte eines Schwarms von Zuhörern, und schon dadurch war ihm die Möglichkeit einer Flucht abgeschnitten. Außerdem streiften stets einzelne von den Kabylen etwas entfernt von den andern neben dem Zuge her, um irgend ein Wild oder eine Quelle aufzustöbern. Alle diese waren aber so gut, wenn nicht besser beritten, als er selbst. Wurde aber ein Lager aufgeschlagen, so wußte man es, trotz allen Zutrauens, das die meisten dem jungen Manne schenkten, stets so einzurichten, daß seine Lagerstätte sich in der Mitte der Uebrigen befand. An ein Entweichen in der Nacht war also ebensowenig zu denken, um so mehr, da immer sechs und sieben Kabylen wachten. Und selbst wenn dem jungen Manne die Flucht gelang, wohin sollte er sich wenden? Er wußte kaum, wo er sich be-

fand, wie weit er von den Grenzen der Civilisation entfernt war. Er mußte mit Hunger und Durst kämpfen, er war den Angriffen der wilden Thiere während der Nacht ausgesetzt — und selbst wenn er dies Alles glücklich überstand, so war vorauszusetzen, daß er wieder in die Hände der Kabylen fiel, daß man ihn wieder zu irgend einem Führer brachte. Und dann? —

Noch etwas Anderes jedoch als diese Fluchtgedanken, diese Jagden, diese Reitübungen und Erzählungen beschäftigte den jungen Mann und gab ihm manchmal viel zu denken. Es war ein einfacher und doch räthselhafter Umstand.

Am zweiten Tage, nachdem Albert mit den Kabylen das Lager Bu-Maza's verlassen und seine Reise angetreten, war in einem kleinen Kabylendorfe eine unbekannte Schaar zu den Reitern gestoßen. Sie bestand aus vier Männern, von denen der eine ohne Zweifel der Herr und die andern die Diener waren, aus drei Frauen und einigen schwer mit Gepäck beladenen Maulthieren. Der Herr schien ein stolzer Arbaber zu sein, die Diener behandelten ihn mit großer Unterwürfigkeit, selbst gegen die Kabylen war er kurz und abgeschlossen. Von den Frauen hatte Niemand bis jetzt das Gesicht gesehen. Sie ritten gewöhnlich mit dem Araber und seinen Dienern ungefähr hundert Schritt hinter dem Zuge her und bildeten einen abgeschlossenen Zug für sich. Abends verschwanden die Frauen und der Herr unter einem großen Zelt, das aufgeschlagen wurde und vor dem die Diener Wache hielten. Die Frauen waren stets tief verschleiert und die Kabylen befolgten das Gesetz, sich ihnen nie zu nahen. Auch Albert durfte dieses Gesetz nicht übertreten. Bei Jagden, bei schnelleren Ritten blieb der kleine Zug gewöhnlich etwas weiter zurück, fand sich aber nachher stets wieder ein. So ging es Tag für Tag und Albert wußte am letzten Tage wenig mehr über diese Begleiter, als am ersten.

Da er so wenig hatte, was hier seine Phantasie beschäftigte, so erschöpfte er sich in abenteuerlichen Gedanken über diesen Araber und seine Frauen und erkundigte sich bei den Kabylen, die ihm am meisten befreundet waren, nach den Gründen, die denselben bewogen, sich diesem Zuge anzuschließen. Aber auch die Kabylen wußten wenig darüber. Bu-Maza hatte dem Führer gesagt, daß ein Gläubiger mit drei Frauen und drei Dienern sich am zweiten Tage der Schaar anschließen und sie bis zu Achmet-Bey begleiten werde. Man solle ihm Schutz angedeihen lassen, als ob er zum Zuge selbst gehöre. Was Bu-Maza vorausgesagt, war eingetroffen und weiter wußte man nichts.

Albert war gerade nicht neugierig, die Gesichter arabischer Frauen zu sehen. Wie oft hatte er dazu Gelegenheit gehabt, wenn ein Kabylendorf geplündert oder ein Stamm gefangen genommen wurde. Ihn interessirte auch mehr dieser stolze, schweigsame Araber, der fast nie mit einem Kabylen ein Wort wechselte und stets schweigend an der Spitze seines kleinen Zuges einherritt, als die Frauen. Bald sollte aber gerade er Gelegenheit finden, etwas Näheres und Wichtiges über ihn zu erfahren.

Albert ritt gedankenvoll mit gesenktem Kopfe. Der Zufall wollte es, daß er ohne einen Begleiter war. Die größere Zahl der Kabylen ritt eine Strecke vorweg, die kleinere war ein wenig hinter ihm zurückgeblieben. So ritt er allein in der Mitte auf dem weichen Sande, der die Hufschläge der Rosse weniger hören ließ, als ein Teppich. Jetzt aber bemerkte er einen Reiter neben sich. Er blickte auf. Verwundert erkannte er den fremden Araber.

Eine Minute lang schauten sich die beiden Männer an. Der ernste Araber schien in dem Gesichte Alberts forschen zu wollen, ehe er ihn anredete. Albert seinerseits wünschte im Voraus zu wissen, was den stolzen Mann zu ihm führe. Er beobachtete ihn aufmerksam und bemerkte jetzt, daß er

nicht mehr ganz jung war. Sein Gesicht war ernst und düster, sein Blick mißtrauisch und forschend. Albert fühlte jetzt, da er ihn näher sah, einen Theil von dem Interesse schwinden, das er früher an dem stolzen Manne genommen.

— Du bist der Fremde, der uns zu Achmet-Bey führen soll? fragte der Araber stolz und finster.

— Ob Dich, das weiß ich nicht, antwortete Albert ruhig. Aber der Schaar diene ich zum Führer.

— Du kennst also auch Achmet-Bey?

— Gewiß, er ist ein Verwandter von mir.

— Nun, wir werden bald bei ihm sein?

— Ich weiß es nicht, ich hoffe es aber.

— Du weißt es nicht und Du bist der Führer?

— Allerdings, aber ich glaube, wir sind ein Stück vom rechten Wege abgekommen, und das ist nicht meine Schuld. Weshalb jagten die Kabylen hinter jedem Strauß her, der ihnen zu Gesicht kam!

Diese Antworten Alberts waren eben so mürrisch gewesen, wie die Fragen, die der Araber an ihn gerichtet. Jetzt schien das Gespräch zu stocken. Der junge Franzose war etwas neugierig, zu erfahren, weshalb der Fremde sich an ihn gewandt. Aber er hatte unter den Kabylen bereits jetzt Zurückhaltung gelernt, die einem ächten Gläubigen ziemt.

— Wo wohnt Achmet-Bey? fragte der Fremde jetzt weniger streng. Ist er immer noch ein angesehener Scheik?

— Zweifelst Du daran? antwortete Albert mit einem stolzen Lächeln. Achmet-Bey wird es immer sein!

— Das freut mich! sagte der Araber. Ich bin ein Verwandter Achmet-Beys. Mein Vater kämpfte mit ihm in Konstantine gegen die Franzosen. Ich will jetzt zu ihm ziehen und bei ihm wohnen.

— Sein Leben wird Dir vielleicht zu einfach sein, sagte Albert. Er lebt zurückgezogen von aller Welt.

— Gerade das ist mir lieb, sagte der Araber. Auch

ich kümmere mich nicht um die Welt und ihren Lärm. Doch sage mir, hält Achmet-Bey noch immer streng fest an den Regeln des Korans. Ist er noch immer ein Muster der Gläubigen?

— Gewiß! antwortete Albert, scheinbar verwundert. Hat je ein Mensch daran gezweifelt?

— Nein, aber man erzählte früher von ihm, daß er Christinnen und Jüdinnen in seinem Harem habe.

— Es ist möglich, daß er in dieser Beziehung nicht streng dem Koran folgt, meinte Albert leichthin. Das ist kein Unglück.

— Meinst Du? sagte der Araber und warf einen forschenden Blick auf Albert. Die Gläubigen jenseits des Atlas sind strenge. Sie dulden es nicht, daß ein Krieger eine Jüdin in seinen Harem nimmt. Sie weisen ihn von sich.

Jetzt wußte Albert, mit wem er sprach. Er war überrascht, aber angenehm.

— Du bist also derjenige, der die Tochter des Juden Eli Baruch Manasse aus Oran geraubt hat? sagte Albert so gelassen, als handele es sich um den Ankauf eines schönen Pferdes. Und Du willst sie nun zu Achmet-Bey führen?

— Wer sagt Dir das? fragte der Araber finster. Und was weißt Du von der ganzen Sache?

— Willst Du sie geheim halten? fragte Albert, als sei er erstaunt über das Benehmen des Arabers. Mir ist die Sache sehr gleichgültig. Ich habe davon sprechen hören im Lager der Gläubigen, und der Vater dieser Jüdin war es, der den Verdacht gegen mich aussprach, ich sei ein Franke. Der Thor! Er glaubte, er könne durch diese Lüge seine Tochter retten!

— Wie? Also war der Jude noch einmal im Lager? fragte der Araber ziemlich aufmerksam.

— Gewiß? Das weißt Du nicht? Er kehrte zurück, um mich zu verleumden. Was hat er nun davon? Du

führst seine Tochter in ein fernes Land, und er ist wahrscheinlich todt, erstickt in der Höhle der Dahara.

— Du glaubst, daß er todt ist? fragte der Araber nicht ohne ein sichtbares Interesse. Hast Du Beweise dafür? Sprich!

— Beweise? nein! Aber er befand sich in demselben Lager, wie ich, er nahm wahrscheinlich an demselben Zuge Theil, und da nur fünf Menschen sich aus der Grotte retteten und er nicht unter diesen war, so wird der Giaur erstickt sein.

— Allah il Allah! murmelte der Araber nach diesen Worten Alberts und eine schwere Last schien ihm vom Herzen zu fallen.

Albert wußte jetzt, daß die Jüdin sich im Gefolge des Arabers befand. Er sah ungefähr voraus, daß er wenig mehr erfahren werde. Was lag ihm auch im Allgemeinen daran? Das Bild der geraubten Jüdin hatte ihn in der letzten Zeit nicht mehr so lebhaft beschäftigt. Es war ernsteren Gedanken gewichen. Und jetzt — wie sollte er, der kein Mittel wußte, sich selbst aus der Gewalt der Kabylen zu befreien, wie sollte er jetzt daran denken, die Jüdin zu retten!

— Du glaubst also, Achmet-Bey sei nicht so streng in diesem Punkt? begann der Araber wieder.

— Ich vermuthe es, erwiederte Albert, kann Dir aber freilich nichts Bestimmtes sagen. Ich bin nicht in den Harem des Beys eingedrungen, kenne seine Weiber nicht und weiß nicht, ob Jüdinnen oder Christinnen unter ihnen sind.

— Es wäre mir unlieb, wenn ich zurückkehren müßte! sagte der Araber mißmuthig. Bu-Maza ist ein Thor, er hätte mich nicht in die Ferne zu schicken brauchen. Wie kann es den Gläubigen ein Aergerniß geben, wenn ein Krieger eine Jüdin zu sich nimmt. Sie soll ja nicht einmal mein Weib werden.

Also Bu-Maza hatte den Räuber der Jüdin fortge-

schickt, damit sein Verhältniß zu der Tochter des Giaurs den Gläubigen kein Aergerniß gebe. Das errieth Albert aus diesen Worten. Zugleich dachte er nicht ohne eine gewisse Schadenfreude daran, daß der Räuber nun doch getäuscht sei, daß er früher oder später zurückkehren müsse. Denn wo war ein Achmet-Bey zu finden?

— Man hat mir gesagt, daß die Reise ungefähr vierzehn Tage dauern würde! sagte der Araber dann.

— Ich hoffe es, erwiederte Albert gleichgültig. Aber es können wohl fünfzehn oder sechszehn werden. Es thut mir leid Deinetwegen — fügte er mit leichtem Spott hinzu — Du wirst Dich sehnen, mit der schönen Jüdin allein zu sein.

— Vielleicht! sagte der Araber kurz, grüßte flüchtig und sprengte zu seinen Dienern zurück.

Der junge Franzose wußte nun, was es mit diesem Fremden für eine Bewandniß hatte. Er wußte nun auch, daß er sich seit längerer Zeit in der Nähe der schönen Jüdin befunden, ohne es zu ahnen. Aber im Ganzen übte diese Entdeckung nicht mehr den Einfluß auf ihn, den sie früher vielleicht geäußert hätte. Er verzweifelte an seiner eigenen Rettung — wie sollte er jetzt noch an Andere denken?

Die anderen Kabylen hatten die Unterredung der Beiden bemerkt. Sie fanden sich bald ein, um zu hören, was der schweigsame Fremde demjenigen mitgetheilt hatte, der doch im Allgemeinen am wenigsten des Vertrauens würdig schien. Albert antwortete sehr kühl auf die Fragen, die man an ihn richtete. Er hielt es für überflüssig, das, was er selbst errathen, den Andern zu offenbaren. Er sagte nur, der Fremde habe sich nach den Verhältnissen Achmet-Beys erkundigt.

Wenige Minuten darauf zog ein anderer Umstand die allgemeine Aufmerksamkeit vollständig von diesem Gegenstande ab.

— Ein Löwe! rief ein Kabyle, pfeilschnell heranspren-

gend. Ein Löwe! Ein prächtiges Thier! Vorwärts! Zur Jagd!

Wie ein elektrischer Strahl zündete diese Kunde, auf die man so lange vergebens gehofft hatte. Ein Löwe! tönte es jubelnd von allen Seiten, überall richteten sich die Kabylen freudig in ihren Sätteln auf und erhoben ihre langen Flinten. Selbst die Rosse wieherten freudig, als ahnten sie die Aufgabe, die ihnen bevorstand.

— Wo ist er?

— Dort drüben in dem Gestrüpp! lautete die Antwort.

— Ein schönes Thier?

— Beim Barte des Propheten! Ein herrliches Thier!

— Allein!

— Wie es scheint allein!

So kreuzten sich Fragen und Antworten und schon hatte sich der ganze Zug unwillkürlich nach der Seite gewendet, nach der die Hand des Kabylen, der den Löwen zuerst erblickt, deutete. Auch in Albert erwachte die Jagdlust, die Begierde nach Kampf.

— Gieb mir eine Flinte und Pulver und Blei, Freund! rief er, zu dem Führer sprengend. Ich muß bei der Jagd sein.

— Meinetwegen! antwortete der Führer, der sich ebenfalls schon zum Kampfe rüstete. Nimm diese da, sie ist gut!

Albert ergriff die Flinte — seine eigene hatte man ihm früher im Lager der Kabylen abgenommen. Ein Beutel mit Pulver und Kugeln befand sich an derselben hängend. Im Nu hatte Albert seine Flinte geladen, gab seinem Rosse die Sporen und sprengte den Kabylen nach, die bereits im rasenden Galop fortflogen.

Es war ein ächtes Jagdterrain, der Boden steinigt und sandig, hin und wieder mit Gebüsch bedeckt. Hier und da erhoben sich auch Felsmassen, einzelne große Blöcke und Bergrücken, die Vorläufer des Gebirges, das man im Süden sah. Auf einem solchen Terrain konnte sich das gejagte Thier

lange verbergen; es konnte auch plötzlich aus einem Gebüsch hervorbrechen, es konnte auf einem Felsen Zuflucht suchen — genug, es war ein Terrain, wie geschaffen zu einer Löwenjagd.

Alberts Blicke schweiften in die Ferne, ob er das edle Thier irgendwo erkenne. In diesem Augenblick dachte er nicht daran, daß diese Jagd ihm vielleicht eine Gelegenheit zur Flucht biete. Er dachte nur an den Kampf. Er stürmte vorwärts.

Die Kabylen hatten sich zertheilt. Einzelne glaubten den Löwen hier, andere ihn dort gesehen zu haben. Albert folgte seinem eigenen Glücke und trieb sein Pferd eine Erhöhung hinauf, um von dort aus einen freien Blick zu haben.

Aber bereits hatte ein Kabyle den Löwen wirklich entdeckt. Sein Jubelruf lockte die ganze Schaar hinter ihm her. Auch Albert sah jetzt den Löwen. Er stand ruhig vor einem Gebüsch und schien abwarten zu wollen, ob dieses Toben, dieser Lärm ihm gelte. Dann schritt er langsam weiter, es verschmähend, sich in ein Gebüsch zurückzuziehen.

Schon waren ihm die Vordersten der Kabylen sehr nahe. Zwei von ihnen, getrieben von ihrem Eifer, schossen ihre Flinten ab. Die Kugeln trafen den Löwen nicht, erreichten ihn vielleicht nicht einmal. Aber er wurde scheu. Er wandte den Kopf zurück, schüttelte die Mähne und trabte davon, den Schweif einziehend, erst langsam, dann allmählich rascher.

Nun konnte sich Albert nicht mehr halten. Er gab seinem Rosse die Sporen. Er eilte den Andern voraus. Der Löwe bemerkte ihn und sprang nun in graden Sätzen vorwärts. Die wahre Jagd, die Verfolgung des Löwen schien zu beginnen. Albert legte seine Flinte vor sich über den Kopf des Pferdes und drückte seine Sporen noch tiefer in die Weichen desselben.

Zehn Minuten jagte die ganze Schaar, Albert an der

Spitze, hinter dem Löwen her. Dieser war jetzt am Fuße einer bedeutenden felsigen Erhöhung. Mit einigen mächtigen Sätzen sprang er hinauf auf die Spitze derselben, und dort, als verschmähe er eine weitere Flucht, stand er still und warf einen Blick auf seine Verfolger.

Es war wirklich ein schönes, königliches Thier. Wie stolz stand es da, schüttelte einmal unmuthig seine Mähne und schlug gewaltige Ringe mit dem Schweif. Wie blickten seine Augen herüber zu den Kabylen! Einmal schien ihm noch der Gedanke zu kommen, zu fliehen. Dann aber richtete es sich stolzer auf und bot den Feinden seine Stirn.

Albert schien nicht erwartet zu haben, daß der Löwe stehen würde. Er hatte sein Roß nicht angehalten und im Augenblick befand er sich am Fuße des Felsens, kaum zwanzig Schritt von dem Löwen entfernt, fast unter demselben. Einen Moment überlegte er, ob er sich zurückziehen und aus dieser gefährlichen Nähe entfernen solle. Dann aber erhob er entschlossen seine Flinte. Bereits knallten hinter ihm einige Schüsse. Sie trafen nicht.

Eben so langsam und ruhig, wie Albert seine Flinte erhob, kauerte sich der Löwe zusammen und bückte sich zum Sprunge. Beide, Mensch und Thier, starrten sich mit weit geöffneten Augen an. Es war ein entsetzlicher Augenblick. Das Pferd zitterte und schnaufte. Mehr noch, wie sein Herr, schien es die ganze Gefahr zu begreifen.

Jetzt legte Albert die Flinte an die Wange. Jetzt erhob sich der Löwe. Ein Sprung, ein Knall — Albert fühlte das Gewicht einer gewaltigen Masse auf seinem Körper, er fühlte warmes Blut über sein Gesicht strömen.

— Ah, mon dieu, je suis perdu! rief er entsetzt. Dann schwanden ihm die Sinne. — — —

Diese so wenigen Worte entschieden das Schicksal des jungen Mannes. Es war nicht seine gräßliche Lage, es war auch nicht der entsetzliche und gellende Todesschrei, der sich ihm entrang, es war nicht sein Heldenmuth — Nichts von alle dem, was die Kabylen erschütterte, was an ihr Ohr drang. Es war nur dieser eine Schrei: Mon dieu, je suis perdu!

Die verschiedenen Bezeichnungen, die dem Begriff des höchsten Wesens beigelegt werden, sind fast allen Nationen bekannt. Was Gott, Jehovah, Allah bezeichnet, weiß auch der Unerfahrenste. Welcher Kabyle hätte also nicht wissen sollen, daß der Dieu der Franzosen ihrem Allah entsprach? Und wie oft hatten sie denselben Ausruf auf dem Schlachtfelde gehört, wenn ein französischer Krieger blutend niederstürzte!

Kein Beweis konnte schlagender gegen Albert sprechen. Das Wort, das man im letzten, im gefährlichsten, im entscheidensten Augenblick des Lebens spricht — dieses Wort muß aus der Tiefe der Seele kommen. In solchen Lagen giebt es keine Verstellung mehr. Nur ein Franzose, ein Franke konnte in einem solchen schrecklichen Augenblicke den Dieu, den Gott der Giaurs, anstatt des Allah der Gläubigen anrufen!

Als Albert erwachte, umstand ihn eine finstere Schaar mit düsteren Blicken, schweigsamen Gesichtern. Er selbst wußte nicht, was geschehen, was er gesprochen. Er streckte die Hand aus, damit man ihm helfen solle. Aber Niemand rührte sie an. Und doch war seine Lage so entsetzlich.

Der Vorderkörper des Löwen, der Kopf desselben lag auf Alberts Brust und Hals, die Klauen des Löwen hielten den jungen Mann umkrallt. Das Pferd war gestürzt und lag regungslos, scheinbar todt. Der Löwe selbst war wirklich todt. Alberts Kugel hatte ihn vielleicht während des Sprunges ins Herz getroffen, und es war das Blut des

Löwen gewesen, das dem jungen Manne über das Gesicht strömte.

Albert vermochte sich nicht zu rühren. Das Gewicht des Löwen drückte ihn zu Boden, und sein einer Fuß lag unter dem Rosse und schmerzte ihn, er war vielleicht gebrochen. Deshalb streckte Albert die Hand aus, daß man ihm helfen solle.

Aber nichts als düstere, stumme Blicke antworteten seiner Bitte. Der Gedanke mußte ihm kommen, daß etwas Außerordentliches geschehen sei. Erstaunt und fragend sah er auf die Kabylen.

— Habe ich denn Unrecht gethan, den Löwen zu tödten? fragte er zaudernd und verwirrt.

— Schafft ihn hervor und sorgt dafür, daß er in Sicherheit bleibe! sagte der Führer kurz und gebieterisch.

Drei von den Kabylen ergriffen den Löwen und zogen ihn fort. Jetzt als die ganze Last des riesigen Thieres mit ihrem vollen Gewicht auf ihn drückte, fühlte Albert fast noch mehr Schmerz, als früher. Aber er unterdrückte ihn. Ihn beschäftigte jetzt nur der Gedanke an das, was vorangegangen sei. Er konnte sich doch auf nichts besinnen! Diese Ungewißheit war quälend. Aber sie mußte ja bald ein Ende nehmen.

Er achtete fast nicht darauf, daß man ihn emporrichtete und auch dem Roß auf die Beine half. Es erhob sich zitternd und schnaufend, hatte aber keinen ernstlichen Schaden genommen, so wenig, wie Albert selbst. Bald saß er wieder im Sattel. Sein weißer Burnus war mit Blut bedeckt, wahrscheinlich auch sein Gesicht, denn als er sich mit der Hand nach der Stirn griff, bemerkte er das Blut an seinen Fingern.

Noch immer sprach Niemand ein Wort mit ihm. Albert sah auf den getödteten Löwen. Es schien, als wolle man ihn unberührt liegen lassen, als wolle man nicht einmal sein

herrliches Fell mitnehmen. Er wollte fragen. Aber das Schweigen der Kabylen lastete unheimlich auf ihn. Er wagte es nicht.

Er ritt langsam vorwärts. Vor und hinter ihm hatten sich die Kabylen zusammengeschaart. Niemand ritt an seiner Seite. Albert sah wohl, daß man ihn absichtlich vermied. Was war denn entdeckt worden?

So währte es eine Stunde. Nach einer kurzen Berathung, die der Führer vorn mit seiner Begleitung gepflogen, wandte sich der Zug nach einem kleinen Palmenwäldchen in der Nähe. Dort schien man das Lager aufschlagen zu wollen. Man setzte also die Reise nicht fort. Weshalb? Albert sah ein, daß er entdeckt war, es konnte nicht anders sein. Aber wie war das gekommen? Weshalb so plötzlich?

Die Kabylen gingen mürrisch und finster an die gewöhnlichen Arbeiten, die das Aufschlagen des Lagers mit sich bringt. Auf ihnen sogar schien diese Entdeckung schwer zu lasten. Albert sah, daß diejenigen, die am vertrautesten mit ihm gewesen, ihn jetzt am eifrigsten vermieden, ihm sogar nicht einmal einen Blick schenkten.

Aber nun endlich sollte er Aufklärung erhalten. Der Führer der Schaar kam und trat vor ihn hin.

— Nun, Freund, fragte er kalt und ruhig, aber mit einer Beimischung von Spott, wie weit sind wir noch von Achmet-Bey?

— Ich weiß es nicht genau, antwortete Albert ebenfalls ruhig. Aber wir müssen ihn bald finden.

— Meinst Du? rief der Araber. Verfluchter Giaur, Du wagst es, uns noch länger zu täuschen?

Das war die volle Wahrheit. Ein Blick tödtlichen Hasses sprühte aus den Augen des Kabylen zu Albert hinüber. Sollte er noch länger seine Rolle spielen? Aber vor allen Dingen mußte er wissen, was diese Aenderung hervorgerufen hatte.

— Giaur? fragte er. Weshalb bin ich plötzlich ein Giaur? Taucht der alte Argwohn wieder auf?

— Hast Du je gehört, daß ein Gläubiger im Augenblick des Todes den Dieu der Franken angerufen? fragte der Kabyle höhnisch lachend.

Nun war es Licht vor Alberts Augen. Also das war es! Ja, ja, ihm selbst hallte dieser Schrei, den er ausgestoßen, jetzt wieder vor den Ohren. Er hatte seinen Gott, nicht den Allah der Moslemin angerufen.

Und was sollte er nun thun? Noch länger leugnen? Er hätte es gekonnt. Es gab noch tausend Rechtfertigungsgründe, noch tausend Entschuldigungen. Er konnte sagen, daß er während seines Lebens unter den Ungläubigen die lästerliche Sitte angenommen, bei außerordentlichen Gelegenheiten Gott auf die Weise der Franken anzurufen. Er konnte so Manches sagen, was den Kabylen neue Zweifel einflößen mußte.

Aber er wollte nicht mehr lügen. Er war seiner Rolle überdrüssig. Was nutzte es ihm auch, noch einige Tage den Gläubigen zu spielen. Achmet-Bey konnte er doch nicht finden, das vorgespiegelte Ziel doch nicht erreichen. Das traurige Spiel war nur einige Tage früher zu Ende, und an der Hauptsache änderte das nichts.

— Eh bien, sagte er ruhig, ich bin ein Franke, ein Giaur, ich habe Euch getäuscht, und nun ist es gut!

Damit wandte er sich kurz ab und warf sich auf die Erde. Er war müde. Er wollte Ruhe haben.

Der Führer kehrte zu den Kabylen zurück. Albert achtete nicht einmal darauf, wie die Gewißheit, die sie nun erhielten, von den Betrogenen aufgenommen wurde. Es war ihm ganz gleichgültig, was man über ihn beschloß. Tödten konnte man ihn nicht, da Bu-Maza den Befehl gegeben hatte, daß er auf jeden Fall zu ihm zurückgeführt werden solle. Und wollte man es dennoch thun — nun, dann ver-

kaufte er sein Leben so theuer als möglich und starb im Kampfe. Als Soldat war er auf einen solchen Tod stets vorbereitet.

Später stand er auf und ging nach einem kleinen See, der sich in dem Wäldchen befand, und sich wahrscheinlich regelmäßig während der Regenmonate bildete, um gegen das Ende des Sommers wieder zu vertrocknen. Dort wusch er sein Gesicht und reinigte es von den Blutspuren. Dann, da es Abend wurde, hüllte er sich fest in seinen Burnus und legte sich nieder, unbekümmert um die ganze Welt und um seine Zukunft.

Es war eine finstere Nacht. Der Mond schien nicht und die Sterne flimmerten nur spärlich durch die Kronen der Palmen, die regungslos über dem Schläfer in den dunklen Himmel ragten. Albert schlief ziemlich fest und ruhig. Von Zeit zu Zeit aber wachte er auf. Es mochte etwas von der Unruhe des vergangenen Tages in seinen Nerven zurückgeblieben sein. Doch war es immer nur ein augenblickliches Erwachen.

Plötzlich hörte er eine Stimme dicht neben seinem Ohr und vernahm französische Worte. Er glaubte zu träumen. Er wollte den Kopf emporrichten, aber eine weiche Hand drückte denselben nieder.

— Um Gotteswillen, rühren Sie sich nicht, Sie verderben uns Beide! flüsterte eine weibliche Stimme.

Albert war jetzt ganz munter geworden. Neben sich, lang auf der Erde liegend, sah er eine Gestalt. Sie befand sich fast unmittelbar neben ihm. Er glaubte den Hauch ihres Athems zu spüren.

— Mein Gott, wer sind Sie? fragte er leise. Wer spricht hier in den Tönen meines Vaterlandes zu mir?

— Ich bin Judith, die Tochter Eli Baruch Manasse's, antwortete die Stimme. Ist es möglich, Sie zu retten, so will ich es versuchen. Es ist meine Pflicht, meine Schuldigkeit.

— Mein Gott, was sagen Sie? rief Albert überrascht und erstaunt. Kehren Sie zurück, ehe man Sie entdeckt.

— Ich bin nicht gekommen, um mich so leicht abweisen zu lassen, flüsterte die Jüdin. Hören Sie mich an, aber bleiben Sie ruhig, ich beschwöre Sie im Namen Gottes. Bis heut hatte ich keine Ahnung davon, daß eine Beziehung zwischen uns Beiden bestand, ich kümmerte mich um Sie so wenig, als um die Kabylen. Heut aber, als Sie den Löwen tödteten, erfuhr ich von einem unserer Diener — während mein Räuber und Tyrann sich entfernt hatte — daß Sie ein Franzose seien. Er theilte mir ferner mit, daß man Sie nur deshalb in Verdacht gehabt, weil ein Jude, der kein Anderer als mein Vater gewesen sein kann, Sie verrathen. Ich forschte nach den näheren Umständen und erfuhr das Ganze. Von diesem Augenblicke an hatte ich nur noch einen Gedanken: denjenigen, meine Schuld an Sie abzutragen. Mein Vater ist durch seine Liebe zu mir zu einem Frevel verleitet worden. Meine Sache ist es, das wieder gut zu machen, und deshalb bin ich gekommen.

— Aber was wollen Sie? fragte Albert, immer noch aufs Höchste überrascht. Wie ist es Ihnen überhaupt möglich gewesen, sich von dem Araber zu entfernen, seine Wachsamkeit zu täuschen und zu mir zu gelangen?

— Ich werde es Ihnen erzählen, aber vorher müssen Sie mir Ihr Versprechen geben, daß Sie fliehen wollen, flüsterte die Jüdin.

— Fliehen? Weshalb nicht, wenn es eine Möglichkeit ist? antwortete Albert. Ich verspreche es.

— Nun gut, so hören Sie an! Wie ich geraubt worden bin, was ich bis jetzt erduldet, das interessirt Sie nicht. Auch muß ich eilen. Genug, ich sah bis vor Kurzem keine andere Rettung, als den Tod. Ich wußte, daß der Kabyle zu Achmet-Bey wollte, und glaubte, ich sei verloren, wenn wir einmal dort angekommen wären. Vor einigen Tagen

endlich zeigte sich mir ein schwacher Hoffnungsstern. Ich bemerkte, daß einer von den Dienern des Kabylen mich mit Augen betrachtete, die mir keinen Zweifel über seine Absichten ließen. Es gelang mir, mit ihm allein zu sprechen, er gestand mir, daß er mich liebe und daß er entschlossen sei, mich zu retten, wenn ich sein Weib werden wolle. Ich verabscheue ihn eben so sehr, wie seinen Herrn. Aber ich nahm seinen Vorschlag an. Es war das einzige Mittel, zu meinem Vater, nach meiner Heimath zurückzukehren. Gestern hatte ich mit ihm eine längere heimliche Unterredung, in der Alles beschlossen wurde. Wir wollten nach den bewohnteren Gegenden zurückkehren, und von dort aus wollte ich meinem Vater schreiben, daß er mich aufsuchen und mir Geld bringen solle. Später wollte der Kabyle sogar zu unserer Religion übertreten, wie er mir sagte. In dieser Nacht wollten wir fliehen und zwar auf seinem und seines Herrn Pferde.

Da ereignete sich heut jener Vorfall, der mich zum ersten Male darüber aufklärte, wer Sie seien und in welche Lage Sie durch den traurigen Verrath meines Vaters versetzt worden. Mein Entschluß stand sogleich fest. Heut Abend mischte ich, wie ich es ohnehin mit dem Kabylen verabredet hatte, einen Schlaftrunk in das Wasser, das mein Räuber jeden Abend zu trinken pflegt. Er schläft jetzt so fest und ruhig, wie niemals. Dann nahm ich meinen weitesten und dichtesten Mantel, hüllte mich fest in denselben und schlich hierher, die Dunkelheit der Nacht und die Unebenheiten des Bodens benutzend. Jetzt steht es in Ihrer Hand, sich zu retten.

— Aber noch sehe ich keine Möglichkeit dazu, flüsterte Albert, der voller Verwunderung und Aufmerksamkeit zugehört hatte.

— O, die Sache ist ganz einfach, erwiederte Judith leise. Sie nehmen meinen Frauenmantel, hüllen sich fest in denselben ein und entfernen sich auf dieselbe Weise, wie ich

hierher gekommen bin. Tausend Schritte hinter dem Zelte, in dem wir wohnen, hält der Kabyle mit den beiden Pferden. In der Dunkelheit der Nacht, eingehüllt in meinen Mantel, und wenn Sie etwas gebückt gehen, wird er Sie nicht erkennen. Sie werden mit ihm fliehen, und wenn der Morgen anbricht, so wird es Ihre Sache sein, sich Ihres Begleiters zu entledigen.

— Ich danke Ihnen, Mademoiselle, antwortete der junge Franzose. Aber Sie? Wo bleiben Sie?

— Ich? Ich bleibe hier unbeweglich an Ihrer Stelle, auf Ihrem Platze. Was liegt mir daran, wenn man mich morgen früh erkennt? Man wird mich vielleicht tödten, und was liegt mir daran? Aber ich glaube nicht, daß es zum Aeußersten kommen wird. Die Kabylen sind vielleicht froh darüber, wenn Sie ihnen entschlüpfen, und mein Tyrann wird mich nicht sterben lassen. Ich werde mit ihm weiter ziehen und hoffentlich eine andere Gelegenheit zur Flucht finden.

— Sie sind edel, Sie sind großmüthig! sagte Albert mit Wärme. Dann schwieg er eine Zeit lang.

— Wäre ich bewaffnet, so könnte ich Ihren Plan annehmen, fuhr er dann fort. Ich würde den Kabylen, der Sie erwartet, aufsuchen, und da er ein Feind meines Vaterlandes ist, so würde ich ihn tödten, ohne mir viel Skrupel darüber zu machen. Dann würden Sie mir nachfolgen und wir würden vereint fliehen. So aber kann ich Ihren Plan nicht annehmen. Ich danke Ihnen, Mademoiselle. Sie haben tausendfach wieder gut gemacht, was Ihr Vater an mir verschuldet. Aber was müßten Sie von einem Manne denken, der ein schwaches Weib hülflos in der Gewalt dieser Menschen zurückläßt, nur um sich selbst zu retten! Was würden meine Kameraden sagen!

— O sprechen Sie nicht so! flüsterte die Jüdin bittend und dringend. Denken Sie nicht daran. Sie retten sich

und mir wird kein Schaden geschehen, verlassen Sie sich darauf! Weisen Sie meinen Vorschlag nicht zurück.

— Es wäre noch eine Möglichkeit! sagte Albert. Wenn der Kabyle drei Pferde hätte, oder wenn er sich dazu verstände, mich auf das seinige zu nehmen, so könnten wir drei zusammenfliehen.

— Nein, nein, ich glaube nicht, daß er das thun würde! flüsterte Judith. Ich bitte, ich beschwöre Sie, verlieren Sie nicht die edle Zeit. Jede Viertelstunde ist kostbar für Sie, der Kabyle erwartet mich bereits.

— Mag es sein! sagte Albert entschlossen. Ich fliehe nicht allein, ich könnte es nicht meinem Gewissen verantworten. Dennoch danke ich Ihnen von ganzem Herzen. Fliehen Sie, Mademoiselle, und erreichen Sie glücklich Ihr Ziel.

— Sie weisen mich zurück! Das ist grausam! seufzte Judith. Sie verachten meinen Rath, wie Sie mein Volk verachten.

— Nein, bei Gott nein, betheuerte Albert. Aber mein Entschluß steht fest, nichts wird ihn erschüttern. Ich gehe nicht fort von hier ohne Sie. Auch ich habe noch nicht alle Hoffnung aufgegeben. Auch mir wird sich eine Gelegenheit zur Flucht bieten, wenn wir erst den Franzosen näher sind. Und ich werde nie vergessen, Mademoiselle, nie, daß Sie so freundlich an mich gedacht haben. Verzeihen Sie mir, ich kann Ihren großherzigen Vorschlag nicht annehmen. Wenn Sie ein Mann, ein Soldat wären, würden Sie ebenso fühlen, wie ich.

— Also Sie rauben mir jede Hoffnung, die Schmach meines Vaters in Ihrem Andenken verlöschen zu können? seufzte Judith.

— O nein, Mademoiselle, Niemand kann dieses Gefühl in Ihrem Herzen besser beurtheilen, als ich; aber ich gebe Ihnen mein Wort darauf, daß ich Ihrem Vater verzeihe,

um seiner Tochter willen. Dringen Sie nicht länger in mich. Ich gehe nicht von hier fort, es sei denn, daß ich auch Sie gerettet weiß.

— So gehe ich auch nicht! sagte Judith beinahe laut, und fest und bestimmt.

— Ich bitte Sie, opfern Sie sich nicht auf! bat Albert. Retten Sie sich. Sie werden später erfahren, daß mich mein Glücksstern nicht verlassen hat. Auch ich werde mein Vaterland wiedersehen.

— Sie wollen meinen Vorschlag nicht annehmen? fragte Judith noch einmal.

— Ich kann es nicht, unter keiner Bedingung, so tief es mich auch schmerzt! antwortete Albert.

— Dann Adieu! flüsterte die Jüdin, und rasch war sie von seiner Seite verschwunden.

Der Samum.

Mochte je eine so unheimliche Stille auf einem Zuge gelastet haben, wie auf diesem am Mittag des folgenden Tages? Mochte je eine Schaar lebendiger Wesen so gespensterähnlich, so schweigend und düster durch die Wüste gezogen sein, wie dieser Kabylenzug? Unmöglich konnte je ein Anblick düsterer und schauerlicher gewesen sein, als der, den die Karavane jetzt darbot.

Keiner von den Reitern, keines von den Thieren schien Leben in sich zu fühlen. Die Pferde schlichen dahin, fast ohne die Füße zu bewegen, und das einzige Lebenszeichen, das die Männer gaben, war ein tiefes und schweres Athmen. Sie hoben nicht einmal die Hand, um die Schweißtropfen von der Stirn zu wischen.

Und die Luft! Das war keine Luft mehr, das war eine

feste, glühende, schwere Masse, eine Art von Dampf. Diese Luft war nicht zu athmen, es war keine Atmosphäre für lebende Wesen. Sie schien zu zittern, zu flammen, wie die Luft über einer brennenden Kerze. Selbst den Strahlen der Sonne verstattete sie kaum einen Durchgang. Das Licht des sonst so glühenden Gestirns war matt und warf nur blasse Schatten. Ein Abergläubischer würde geglaubt haben, daß der Lauf der Welt gestört sei und die Erde ihrem Untergang entgegen eile.

Diese Umwandlung war nicht plötzlich gekommen. Schon in der Nacht, als Judith ihn verlassen, und als er über seine Unterredung mit der Tochter Manasse's nachdachte, hatte Albert eine unerträgliche Schwüle empfunden. Er glaubte indeß, es sei die innere Gluth, die Unruhe in ihm, und schlief endlich ein, um von schweren und bangen Träumen geängstigt zu werden. Als er am Morgen erwachte, war jener eigenthümliche Zustand der Atmosphäre bereits eingetreten, wenn auch nicht in einem so hohen Grade. Er konnte kaum athmen, seine Kleider klebten ihm am Körper fest, bei jeder Bewegung brach ihm der Schweiß aus allen Poren. In der Hölle konnte es kaum unerträglicher sein, und selbst die Kabylen, die gewiß an Gluth und Sonnenbrand gewöhnt waren, schlichen dahin wie Gespenster.

Man hatte Albert noch nicht gestört. Die Kabylen schienen zu berathen. Albert hörte, wie einige sich dafür aussprachen, in dem Palmenwäldchen zu bleiben und das Naturereigniß abzuwarten, das diese Schwüle verkündete. Der Führer schien jedoch dagegen zu sein. Er sagte, er wisse aus Erfahrung, daß derartige Phänomen oft Tage lang dauerten, und er hoffe mit Bestimmtheit, daß man eine große nördliche Oase erreichen könne, ehe das Unwetter ausbreche — wenn es überhaupt zum Ausbruch komme. Seine Stimme gab den Ausschlag. Man rüstete sich zum Aufbruch und auch Albert suchte sein Pferd auf.

Zum Theil war wohl diese entsetzliche Schwüle daran Schuld, daß die Kabylen sich auch heut fast gar nicht um ihn kümmerten. Sie warfen nur zuweilen Blicke auf ihn, um zu sehen, was er treibe, und als Alles zu Pferde saß, theilte sich die Schaar, und Albert ritt allein in der Mitte, bewacht von den Blicken der Nachfolgenden.

Sein Auge flog hinüber zu dem kleinen Zuge, der gewöhnlich den großen Zug beschloß, und bei dem sich auch Judith befand. Wie immer zählte Albert auch heute vier Reiter und drei Frauen. Judith war also nicht geflohen. Sie hatte Wort gehalten. Sie hatte eine Standhaftigkeit bewiesen, wie sie Albert nicht erwartet.

Dem jungen Manne that das leid. Es wäre ihm lieb gewesen, wenn Judith sich gerettet. Er konnte ihr keine Hülfe bringen, das sah er ein. Aber er achtete sie um so mehr. Die Jüdin schien eine Festigkeit des Charakters zu besitzen, wie sie Albert nur bei wenigen Frauen gefunden. Sollte sie unter dem Despotismus eines Kabylen untergehen, der in ihr nichts sah, als das Weib, das ihn durch sinnliche Schönheit gereizt hatte?

Daran dachte Albert am Morgen. Allmählich aber begannen seine Gedanken zu erlöschen, wie eine Flamme, der es an Nahrung fehlt. Auch auf ihn übte die Schwüle der Luft ihren betäubenden Einfluß. Es war ihm, als pulsire nicht mehr Blut, sondern Feuer oder geschmolzenes Metall in seinen Adern. Der Schweiß perlte ihm langsam und in großen Tropfen von der Stirn nieder. Seine Muskeln wurden schlaff, die Hand vermochte die Zügel nicht mehr zu halten. Er ließ sie auf den Nacken des Pferdes fallen. Er glaubte, aus dem Sattel sinken zu müssen.

Sie waren jetzt weit von dem Palmenwäldchen entfernt, in einer Ebene. So weit das Auge blicken konnte, sah es nur die zitternde schwere Luft, den röthlichen Himmel, die matte Sonnenscheibe. Selbst die Gestalten der vorderen Reiter

entschwanden beinahe den Blicken. Es war Albert, als sehe er die ganze Natur durch ein gefärbtes, dickes Glas. Er ahnte, daß etwas Entsetzliches bevorstand, wahrscheinlich einer jener entsetzlichen Stürme, die ganze Karavanen, hunderte von Reisenden zu vernichten pflegen.

Ein dumpfes Brüllen und eine Bewegung unter den Pferden rüttelte ihn ein wenig auf. Er hörte ein dumpfes Schlagen auf den Erdboden, wie die Sprünge eines wilden Thieres. Er glaubte auch seitwärts einen gewaltigen Körper vorüberfliegen zu sehen. Dann war Alles wieder still.

Aber nur für einige Minuten. Dieselben dumpfen Töne wiederholten sich jetzt auf verschiedenen Seiten. Die Pferde wurden unruhig. Bald war es ein zitternder Schrei, der durch die Luft drang, bald ein unheimlicher, entsetzlicher, dumpfer Ton. Eine Antilope eilte jetzt, wie von einem Dämon gejagt, pfeilschnell mitten durch den Zug. Seitswärts flogen andere Thiergestalten wie Schatten vorüber. Der Staub wirbelte auf. Dabei wurde die Gluth mit jedem Augenblicke gräßlicher, drückender. Wieder brachen Thiere, Gazellen, Panther, Antilopen durch die Reihen der Reiter. Selbst eine Giraffe jagte vorüber.

— Es ist der Samum! Es ist der Samum! tönte es gellend und doch so dumpf und schauerlich durch den ganzen Zug.

Eine Minute darauf war Alles in entsetzlicher Verwirrung. Alles stürzte nach den Maulthieren, welche die Wasserschläuche trugen. Im Nu waren sie zerschnitten. Jeder tränkte ein Tuch in der lauwarmen Flüssigkeit. Alle Gesichter waren voller Entsetzen, fahl und mit Schweiß bedeckt. Auch Albert stürzte nach einem Maulthier und tränkte seinen ganzen Burnus, den er pfeilschnell herabgerissen, in der Flüssigkeit. Noch wußte er nicht, was geschehen würde. Er handelte, wie im Traum.

Dann plötzlich fuhr ein Windstoß über ihn hin. Aber

er brachte keine Kühlung. Er schien aus einem Gluthofen zu kommen. Ein zweiter folgte und mit ihm fiel eine Wolke von Staub über den Zug. Ein dumpfes Brausen zog durch die Luft, mit jedem Augenblick mächtiger werdend.

— Der Samum! tönte es noch einmal durch die Reihen. Dann war der ganze Zug zerrissen.

Wie war es auch möglich, daß jetzt ein Mensch an etwas Anderes denken konnte, als an seine eigene Rettung, an sein eigenes Leben! Albert hatte vor Kurzem das entsetzliche Ereigniß in der Grotte durchlebt. Aber dieser Aufruhr der Elemente, den die Natur sendete, den Menschenhände nicht hervorgerufen, erschien ihm noch gräßlicher. Was er athmete und sah, war nicht mehr Luft. Es war ein Meer von Sand, Staub, Hitze und Gluth. Er athmete Feuer, selbst durch den Burnus, den er über den Kopf geworfen und den er auf seinem Gesichte trocknen fühlte. Sein Pferd bäumte sich und raste. Aber er dachte nicht daran, es zu zügeln. Er wußte nicht, wohin er sich wenden sollte. Wie in einem wüsten Traum sah er rings um sich her schattenhafte, verzerrte Gestalten. Konnte er das überleben? Konnte er das auch nur fünf Minuten ertragen. Es war ihm, als brenne es in seinem Innern, als lege man ein glühendes Eisen auf seine Zunge. Er glaubte das Mark in seinen Gebeinen dorren zu fühlen. Zuweilen schien es ihm, als trete sein Roß auf die Körper von Menschen und Thieren. Dann wieder glaubte er ganz allein in dem Chaos der untergehenden Welt zu sein.

Jetzt hörte er erstickte, jammernde Stimmen neben sich. Es waren Frauenstimmen. Diese Töne riefen ihm etwas zurück, was er in dem Aufruhr der Elemente vergessen hatte. Er erinnerte sich der Jüdin. Und mit dieser Erinnerung kehrte zugleich ein Theil seiner Kraft zurück. Der Mensch ist dann am stärksten und muthigsten, wenn er für Andere handelt.

— Judith! rief Albert laut und in französischer Sprache. Wenn Sie noch leben, so geben Sie mir ein Zeichen!

— Hier, hier bin ich! antwortete eine helle Stimme. Befreien Sie mich! Der Kabyle will mich nicht fliehen lassen.

Trotz der versengenden Gluth, trotz der Wolken heißen Sandes, die auf ihn niederstürzten und ihm den Athem raubten, trotz der Finsterniß, die ihm kaum gestattete, weiter als einige Schritte zu sehen — trotz Alles dessen lenkte Albert sein Pferd nach der Seite, von der die Antwort gekommen war. Mitten in dieser Auflösung der Natur kam ihm der Gedanke an die Möglichkeit einer Flucht. Er wiederholte seinen Ruf. Wieder hörte er die Antwort.

Unmöglich wäre es, das in seiner ganzen Ausführlichkeit, in seiner ganzen hastigen Wildheit zu schildern, was nun folgte. Rings um Albert nichts, als Wolken heißen Sandes, eine unheimliche Dämmerung, das Rauschen des Samums, das Stöhnen und Klagen von Menschen und Thieren — eine erstickende Atmosphäre und die Gewißheit des Todes — so arbeitete er sich vorwärts, seine Augen anstrengend, daß sie brannten wie Feuer, um etwas zu erkennen, zu unterscheiden — während sein Pferd schnaufte und sich schüttelte und bäumte vor Entsetzen.

Da sieht er eine dunkle Masse vor sich, einen Reiter, eine andere Gestalt dicht neben ihm. Er glaubt, sie ringen zu sehen. Er zwingt sein Roß weiter vor, er drückt ihm tief die Sporen in die Weichen.

— Du sollst sterben, sterben wie ich! Du sollst nicht fliehen! hört er eine Stimme rufen und er erkennt die Stimme des Arabers, der Judith geraubt. Du sollst mit mir in der Wüste begraben sein!

— Laß mich, Du Ungeheuer! Hülfe! Rettung! jammerte die Tochter Manasse's. Zurück, Räuber!

Albert sieht die Beiden ringen. Der Kabyle will Judith zu sich auf sein Roß hinüberziehen. Aber der junge

Franzose sieht sie nur wie Schatten. Auch er ist dicht bei ihnen, ohne daß sie ihn bemerken.

Da glänzt etwas dicht neben seiner rechten Hand. Es ist der Yagatan des Kabylen.

— Laß mich, Wahnsinniger! gellt die Stimme Judiths. Hülfe! Er tödtet, er erdrosselt mich!

Albert hat den Yagatan schon ergriffen. Er blitzt durch die Luft. Ein Schrei, ein Stöhnen. Der Kabyle sinkt zurück, mit seinen Armen noch nach Judith haschend. Dann verschwindet er unter seinem Rosse.

— Ich bin es, Judith! Her zu mir! ruft Albert ihr zu. Geben Sie mir die Zügel Ihres Rosses! Hier — ich habe sie!

Mit der Linken hat er die Zügel des Pferdes ergriffen, an dessen Nacken Judith sich anklammert. Mit der Rechten hält er noch immer den blutigen Yagatan. Er spornt sein Roß vorwärts. Immer dichter werden die glühenden Sandwolken, die sich auf ihn niederstürzen. Albert denkt an den Untergang Pompeji's und seine Sinne verwirren sich.

Da erscheint eine andere Gestalt neben Judith, wie ein Schatten. Albert sieht, daß sie ihre Arme nach der Jüdin ausstreckt. Ist es der Engel des Todes? Will er nicht von seiner Beute lassen? Judith schreit auf.

— Es ist der andere Kabyle, der mit mir fliehen wollte! Fort von mir! Laß mich los, Ungeheuer! Du hast kein Recht an mich!

Wieder sieht Albert zwei Schatten ringen, wieder fährt ein Blitz, zuckend aus seinen Hand, zwischen Beiden — wieder sinkt eine Gestalt zu Boden und verschwindet. Ein dumpfer Schrei übertönt das Brausen des Sturmes.

Und nun wohin? Der Weg ist frei — aber wohin? Albert begräbt seine langen Sporen in den Weichen seines Thieres. Er will fliehen, aber wohin? Wo tobt der Samum nicht? Doch hier kann er nicht bleiben. Er zieht das

Roß Judiths mit sich fort, die beiden Thiere selbst scheinen zu fühlen, daß sie sich retten müssen, der Instinkt treibt sie. Sie eilen davon auf den Flügeln des Samums.

Es heult, es schwirrt, es braust in der Luft. Die Sonne scheint nicht mehr. Die Erde ist in eine röthlich matte Dämmerung gehüllt, die kein Auge durchdringen kann. Der Erdball scheint sich auflösen zu wollen in seine Atome. Es ist keine Luft mehr, die die Fliehenden umgiebt — es ist eine sich bewegende, kreisende Masse, ein Theil des Bodens unter ihnen, der sich losgelöst hat und empor fliegt. Dazwischen jagen sie hindurch.

Jetzt stürzt das Pferd Judiths. Albert will es am Zügel emporreißen, vergebens. Aber hier hilft kein Zögern, kein Besinnen. Er ergreift die Jüdin und reißt sie zu sich hinüber auf sein Pferd. Mit der Linken drückt er sie an sich, in der Rechten hält er noch immer den Yagatan. Und nun weiter!

Es wird Nacht. Die Sandwolken scheinen Albert niederdrücken zu wollen. Das Pferd schnauft stärker. Bald wird es stürzen. Bald wird Albert und mit ihm Judith verloren sein. Sie hat ihre Arme um ihn geschlungen in der Todesangst ihres Herzens. Albert sieht ihr bleiches Gesicht, ihre geschlossenen Augen, ihr schwarzes, flatterndes Haar. Ihre volle Brust ruht an der seinen, er fühlt ihr Herz klopfen. Es durchzuckt ihn wie Fieberhitze, das Blut drängt sich nach seinem Gesicht, die Stirn scheint ihm springen zu wollen — blaue, röthliche, gelbe Lichter flimmern vor seinen Augen wie Blitze — das Pferd versinkt bis über die Knöchel im Flugsand, aber noch schleppt es sich weiter. Wie lange? Noch eine Minute. Und dann? Und doch schlägt warmes, lebendiges Leben in der Brust des jungen Mannes, doch ruht ein schönes Weib an seinem Herzen. Ist das der Tod, der ihm das Blut so durch die Adern jagt? Ist das ein Ritt zum Grabe? Ist er der nächtliche, gespenstische Reiter, der

die Geliebte zu sich in das Grab trägt? Ist das die Lenore der deutschen Ballade? —

Ein schwerer, gewaltiger, heftiger Sturz in die Tiefe, in die vollständigste Nacht. Ein Schrei ringt sich von den Lippen Judiths, Albert fühlt das Pferd unter sich zucken. Dann verläßt auch ihn die Besinnung.

— Mercedes! Meine arme Mutter! stöhnt es von seinen Lippen und er sinkt in die Nacht des Todes. — —

Morrel.

Die Tribünen im großen Sitzungssaal der französischen Pairskammer waren gefüllt, wie selten. Es war am achtundzwanzigsten September des Jahres 1840 und eine wichtige Anklage sollte verhandelt werden. Die Elite der Pariser Gesellschaft drängte sich auf den schmalen Sitzen der Tribünen. Alle Augen waren auf den Saal gerichtet — auf denselben Saal, der einst das Verdammungsurtheil des Generals de Morcerf, Pairs von Frankreich, gehört hatte.

Die tiefste Stille herrschte. Dort unten saß der Kanzler Pasquier, der Vorsitzende des Pairshofs, seitwärts von ihm, am Bureau des Parquets, der Staatsanwalt Franck-Carré mit seinen Gehülfen, vor ihm im weiten Halbkreise eine Schaar von ungefähr zweihundert Männern, Alle im gewählten Anzuge oder in glänzender Uniform, der Mehrzahl nach schon bejahrte Leute. Es waren die Pairs von Frankreich, es war die Blüthe des französischen Adels.

Auf der andern Seite des Kanzlers befand sich eine andere, kleinere Anzahl von Männern, einige unter ihnen in Uniform, die meisten in Civil. Es waren ihrer neunzehn. Aber einer von ihnen zog fast Aller Blicke auf sich.

Er war von mittelgroßer Gestalt, blaß, mit braunem Haar und Bart, starker Nase, einfach gekleidet. Nachdenk-

lich sah er vor sich hin, fast ohne auf das zu achten, was im Pairshof vor sich ging. Nur zuweilen wandte er sich zu seinem Vertheidiger, einem Manne, den ganz Paris kannte. Es war Berryer, der berühmte Advokat. Zuweilen flüsterte er auch einige Worte mit einem weißköpfigen Greise in Generalsuniform, der ebenfalls auf der Bank der Angeklagten saß.

Jetzt erhob sich der Anwalt des Senates. Er hielt eine lange Rede. Aber sei es, daß man die Thatsachen der Anklage bereits kannte, sei es, daß man ihnen wenig Interesse schenkte — der Ton seiner Worte klang kaum hinauf bis zu den Tribünen, auf denen die Zuhörer mit einander flüsterten und ihre Ansichten aussprachen.

Die Rede dauerte lange. Endlich aber nahm der Staatsanwalt seinen Platz wieder ein, und jener junge Mann, der wenig über dreißig Jahre alt sein mochte, der erste von den Angeklagten, erhob sich. Im Saal war es still, wie in einem Grabe.

— Zum ersten Mal in meinem Leben, begann er, ist es mir endlich erlaubt, meine Stimme in Frankreich zu erheben und frei zu Franzosen zu sprechen.

Trotz der Hüter, die mich umgeben, trotz der Anklagen, die ich soeben gehört habe, kann ich — erfüllt von Erinnerungen aus meiner frühen Kindheit und in der Mitte dieser Senatsversammlung, in Ihrer Mitte, meine Herren, die ich kenne — kann ich nicht glauben, daß ich nöthig habe, mich hier zu rechtfertigen, daß Sie meine Richter sein wollen. Eine feierliche Gelegenheit ist mir geboten, meinen Mitbürgern meine Thaten, meine Absichten, meine Pläne, das, was ich denke, was ich will, auseinander zu setzen. —

Dann sprach er weiter, ruhig und fest, mit etwas bewegter Stimme. Er sprach von seinem großen Oheim, von den Interessen Frankreichs. Jeder seiner Sätze war gewichtig und inhaltsschwer.

— Als Vertreter einer politischen Frage — so schloß

er — kann ich einen politischen Gerichtshof nicht als Richter über meinen Willen und meine Thaten anerkennen. Ihre Formalitäten täuschen Niemand. In dem Kampfe, der beginnt, giebt es nur einen Sieger und einen Besiegten. Sind Sie für den Sieger, so habe ich keine Gerechtigkeit von Ihnen zu erwarten und Großmuth — will ich nicht! —

Er setzte sich. Es war Ludwig Napoleon Bonaparte, Sohn des Königs von Holland. Er stand vor dem Gerichtshofe wegen seiner bewaffneten Landung in Boulogne, wegen seines zweiten Versuches, das zu erlangen, was ihm später dennoch zu Theil wurde — die Herrschaft über das Land, dessen erster Kaiser sein Oheim gewesen war.

Darauf begannen der Prozeß und das Spezialverhör, die tief bis in den Abend hinein dauerten. Dann leerte sich der Saal, die Zuhörer verließen die Tribünen. Die erste Sitzung war beendet.

Aber weder der Kanzler Pasquier noch der Staats-Anwalt Franck-Carré verließen das Palais des Luxembourg. Sie nahmen zusammen ein kleines Souper ein und tauschten ihre Ansichten über den Verlauf des vergangenen Tages aus. Dann begaben sie sich nach einem der inneren Zimmer des Palastes. Der Kanzler nahm vor einem großen grünen Tische Platz. Der Staatsanwalt setzte sich in einiger Entfernung neben ihn.

Gleich darauf führten die Huissiers einen jungen Mann in das Zimmer, bedeuteten ihn, daß der Sessel, der allein mitten im Zimmer stand, für ihn bestimmt sei und verließen dann wieder das Gemach.

Der junge Mann grüßte die beiden Herren durch eine stumme Verbeugung und setzte sich. Er war von großer und stattlicher Figur und mochte ungefähr dreißig Jahre alt sein. Sein Gesicht war regelmäßig und männlich schön, gebräunt und ausdrucksvoll. Sein ganzes Benehmen hatte jene Festigkeit und Ruhe, die dem Soldaten eigen ist.

— Herr Maximilian Morrel, wenn ich nicht irre? sagte der Kanzler Pasquier.

— Ja, mein Herr, erwiederte der junge Mann. Kapitän Morrel.

— Also Sie sind oder Sie waren Militair? fragte der Kanzler weiter.

— Ich diente in der afrikanischen Armee, erwiederte der Kapitän. Aber ehe ich Ihre Fragen beantworte, erlauben Sie mir meinerseits vielleicht auch eine Frage. Wie ich gehört habe, hat heute der Prozeß der Angeklagten in der Angelegenheit von Boulogne begonnen. Weshalb hat man mich nicht vor den Pairshof gestellt?

— Verschiedene Gründe haben uns bewogen, mit Ihnen eine Ausnahme zu machen, sagte der Kanzler. Sie theilen auch nur das Loos der Mehrzahl. Wir haben nur neunzehn Angeklagte vor den Pairshof gestellt, da es nicht unsere Absicht war, eine Menge von jungen und verblendeten Leuten unglücklich zu machen.

— Ich danke Ihnen, sagte der Kapitän Morrel mit einem leichten Lächeln. Aber ich bin gefangen genommen worden und zwar mit den Waffen in der Hand. Man hätte auch mir diese Ehre zu Theil werden lassen können.

— Wenn Sie nach dieser Auszeichnung dürsten, so wird sie Ihnen wahrscheinlich nicht entgehen, sagte der Kanzler etwas mißmüthig. Für jetzt halten wir es für nothwendig, zuvor mit Ihnen allein zu sprechen. Was weiter geschieht, wird eine Folge dieser Unterredung sein. Ich mache Sie darauf aufmerksam, Herr Kapitän, daß Sie verpflichtet sind, mir, dem Kanzler des Pairshofes, die volle Wahrheit zu sagen. Sie werden uns in keiner Beziehung täuschen können, denn wir haben uns im Voraus genau von Allem unterrichtet und es handelt sich jetzt nur um die Feststellung gewisser Thatsachen. Versprechen Sie das?

— Ich werde die Wahrheit sagen, wie ich sie immer

gesagt habe, das heißt, was mich selbst anbetrifft, antwortete Maximilian Morrel. Sie werden nicht verlangen, daß ich andere Personen beschuldige und anklage.

— Nein, sagte der Kanzler. Also zur Sache. Ihren Namen kennen wir, auch Ihren früheren Stand. Jetzt bekleiden Sie, wie wir erfahren, keine öffentliche Stellung mehr. Sie sind Privatmann, nicht wahr?

— Ich bin Eigenthümer eines Hauses in den Champs Élisées und eines Schlosses bei Tréport.

— Sie sind also wohlhabend?

— Ich bin vermögend.

— Sind Sie verheirathet?

— Ja, Herr Kanzler.

— Mit wem?

— Mit Valentine von Villefort, Tochter des früheren Staatsanwalts.

Der Kanzler horchte auf und schien sich zu besinnen.

— Haben Sie Kinder? fuhr er dann fort.

— Ja, einen Knaben erwiederte der Kapitain.

Jetzt flüsterte der Staatsanwalt dem Kanzler einige Worte ins Ohr und sie sprachen eine Zeit lang leise mit einander.

— Sie behaupten, mit Valentine von Villefort, der Tochter des früheren Staatsanwaltes, verheirathet zu sein? sagte der Kanzler dann.

— Mein Herr, entgegnete Morrel schnell und beinahe heftig, ich behaupte es nicht, ich bin es in der That.

— Aber es giebt keine Valentine von Villefort mehr, sie ist gestorben, sagte der Kanzler ruhig und siegesgewiß.

— Sie war gestorben, wenigstens glaubte man es, sagte der Kapitän und richtete seinen Blick nach oben, als wolle er dem Himmel danken. Man hielt sie für todt, aber sie wurde gerettet durch Jemand, den ich nächst Gott am meisten verehre. Indessen, ich glaube, Herr Kanzler, das ge-

hört nicht hierher. Meine Frau hat mit der Sache nichts zu thun.

— Es handelt sich nur um eine Feststellung Ihrer Familienverhältnisse, sagte Pasquier, wie es schien, nicht ganz zufriedengestellt. Fahren Sie fort. Sie waren französischer Offizier. Hat die Regierung Sie beleidigt?

— Nicht daß ich wüßte, antwortete der Kapitän. Ich bin nur mit meinen Vorgesetzten, nie mit der Regierung in Berührung gekommen.

— Weshalb nahmen Sie also Ihren Abschied? Geschah es aus freiem Willen?

— Fürs Erste nahm ich Urlaub, um mich von einer Wunde zu heilen, erwiederte Morrel. Dann hielt mich meine Verheirathung in Frankreich fest und später bat mich meine Frau, den Abschied zu nehmen und nur für sie zu leben, und das bestimmte mich.

— Aber was in aller Welt hat Sie denn bewogen, ein Anhänger Bonaparte's zu werden? fragte der Kanzler leichthin und beinahe vertraulich. Das war doch der thörichtste Streich, den Sie machen konnten!

— Verzeihung, Herr Kanzler, sagte Morrel fest und mit Würde, Sie sind ein alter Mann, deshalb nehme ich diesen Ausdruck von Ihnen hin. Sonst müßte ich ihn ablehnen. Ich kann Sie übrigens vollkommen über diesen Punkt aufklären. Mein Vater war ein Anhänger Napoleons, der Großvater meiner Frau, Noirtier de Villefort, wird Ihnen aus vergangenen Zeiten gleichfalls als Bonapartist bekannt sein. Der Bonapartismus lebt also in unserer Familie. Außerdem aber handelte ich auf den Wunsch eines Mannes, dem mein Vater seine Rettung, dem ich das Leben meiner Gattin verdanke, desselben Mannes, den ich bereits erwähnte. Ich würde seinem Wunsche folgen und wenn er mir auch den Auftrag gäbe, Paris in Brand zu stecken.

— Das grenzt an Wahnsinn! murmelte der Kanzler halblaut. Und wer ist dieser Mann?

— Der Graf von Monte-Christo! antwortete Maximilian Morrel mit einem gewissen Stolz.

Der Kanzler war überrascht und blickte den Staatsanwalt mit einem beinahe spöttischen Lächeln an.

— Der Graf von Monte-Christo? Wer ist das? Wo lebt er? Ich habe nie etwas von ihm gehört, sagte er dann.

— Das ist möglich, ich weiß selbst nicht, wo er jetzt ebt, sagte der Kapitän. Aber er existirt. Sollten Sie nicht von ihm gehört haben, als er vor einigen Jahren in Paris war? Man sprach allgemein von ihm.

— In der That, ich erinnere mich dunkel, sagte der Kanzler. Wahrscheinlich ein Abenteurer oder dergleichen.

— Herr Kanzler, rief der junge Mann beinahe heftig, urtheilen Sie nicht über einen Mann, den Sie nicht kennen. Es giebt auf der Welt keinen edleren Charakter, als den dieses Mannes. Er ist mehr, als ein Mensch.

— Sie scheinen von ihm eingenommen zu sein, gut! sagte Pasquier achselzuckend. Also dieser Graf von Monte-Christo gab Ihnen den Auftrag, sich den Bonapartisten anzuschließen. Weshalb that er das?

— Sie fragen mich zu viel, ich weiß es nicht, antwortete Morrel. Es würde mir nie eingefallen sein, ihn nach Gründen zu fragen. Wenn er etwas thut, so muß er von vorn herein Recht haben. Auch habe ich nicht mit ihm darüber sprechen können, denn leider habe ich ihn seit Jahren nicht gesehen und weiß nicht einmal, wo ich ihn suchen kann.

— Merkwürdig! meinte Pasquier. So hat er Ihnen also einen schriftlichen Auftrag gegeben.

— Auch das nicht, antwortete der Kapitän. Die Sache ist ganz einfach. Im Juli erschien ein Herr bei mir, den ich nicht kannte. Er brachte mir einen Gruß vom Grafen

Monte-Christo und sagte mir, daß sich derselbe meiner noch erinnere. Dann gab er mir die Weisung, im Namen des Grafen, mich zu dem Banquierhause Rothschild zu begeben und dort eine Summe, die man mir ausliefern würde, wenn ich mich legitimirte, in Empfang zu nehmen. Er sagte mir auch, daß es dem Grafen angenehm sein würde, wenn ich mich der Sache anschlösse, welcher der Mann angehöre, dem ich das Geld überbringen sollte. Ich fragte, welche Sache das sei. Der Herr antwortete mir, ich würde es erfahren. Ich begab mich zu den Gebrüdern Rothschild, und nachdem ich mich legitimirt, erhielt ich eine bedeutende Summe ausgezahlt. Ich reiste damit in Begleitung meiner Frau nach London, denn dort befand sich der Herr, dem ich das Geld auszahlen sollte. Er nahm es in Empfang und sagte mir, es sei für die Sache Ludwig Napoleons bestimmt. Darauf hielt ich es für meine Pflicht, mich ebenfalls dieser Sache anzuschließen, um so mehr, da meine Sympathie mich zu dem Prinzen hinzog. Dies ist der einfache und wahre Hergang.

— Der übrigens ziemlich unwahrscheinlich klingt! sagte Pasquier. Indessen ich glaube Ihnen! fügte er schnell hinzu, als er sah, daß Morrels Miene sich verfinsterte. Und wer war dieser Herr in London?

— Ich werde seinen Namen nicht nennen, erwiederte der Kapitän. Er befindet sich nicht unter den Angeklagten und hat keinen Theil an der Ausführung des Planes genommen, er gehört nur zu den Freunden des Prinzen.

— Und wer war der andere Herr, der Ihnen den Auftrag des Grafen Monte-Christo brachte? fragte der Kanzler.

— Ich gebe Ihnen mein Wort, daß ich ihn nicht kenne. Ich habe ihn weder vorher noch nachher gesehen.

— Merkwürdig genug! meinte Pasquier unbefriedigt. Und Sie können mir auch nicht sagen, ob jener Londoner Herr in Beziehungen zu dem Grafen stand, und in welchen?

— Nein, Herr Kanzler. Ich habe ihn nie danach gefragt.

— Sie wissen auch nicht, ob der Prinz solche Beziehungen zu dem Grafen hatte?

— Nein, ich weiß es eben so wenig. Wie konnte ich mir erlauben, das erfahren zu wollen!

— Sie sind wirklich von einer seltsamen Diskretion! sagte Pasquier spöttisch. Vielleicht können Sie uns auch nicht einmal sagen, ob der Prinz wußte, von wem er diese Summe erhielt?

— Ich weiß es in der That eben so wenig, erwiederte der Kapitän. Ich habe nie mit ihm darüber gesprochen, und zwar schon deshalb nicht, weil jener Londoner Herr mir sagte, die Sache müsse unter uns bleiben.

— Sie werden es mir nicht übel nehmen, Herr Kapitän, sagte der Kanzler, aber das Alles klingt sehr nach einer gewissen Verabredung. Indessen können wir Sie nicht weiter zwingen, Namen zu nennen. Wir leben im neunzehnten Jahrhundert und kennen keine Folter. Aber Sie werden doch wenigstens Vermuthungen darüber haben, weshalb der Graf von Monte-Christo sich bewogen fühlte, den Bonapartisten Geld zu senden.

— Ich habe darüber wirklich selten nachgedacht, antwortete Morrel unbefangen. Ich glaube aber, der Graf hegt aus seiner Jugendzeit Sympathien für Napoleon. Er litt für die Sache des Kaisers, wenn auch ohne sein Wissen. Ferner war der Kapitän des Schiffes, auf dem er den Seedienst erlernte, der Kapitän Leclerc, ein Bonapartist. Mein Vater, wie ich Ihnen schon sagte, gehörte ebenfalls zu den Anhängern des großen Mannes. Möglich, daß diese Erinnerungen den Grafen bewogen haben. Indessen ich erlaube mir kein Urtheil darüber.

— Sie werden aber wenigstens die Summe nennen können, die der Graf durch Sie nach London schickte?

— Auch das ist mir verboten. Es war jedoch eine bedeutende Summe, das kann ich sagen.

— Betrug sie über eine Million?

— Gewiß! Weit darüber.

— Dann muß der Graf von Monte-Christo ein reicher Mann sein!

— Ohne Zweifel. Ich halte ihn für einen der reichsten Männer der Erde.

— Und welche Gründe haben Sie dazu?

— Thatsachen. Der Graf gab Tausende auf dieselbe Weise aus, wie andere Leute Louisd'ors.

— Und woher stammen diese ungeheueren Schätze? Ich habe nie von einer so reichen Familie Monte-Christo gehört.

— Darüber kann ich Ihnen keine Auskunft geben, sagte der Kapitän. Ich verehre den Grafen als den besten und edelsten aller Menschen, als den Retter meiner Familie. Ich habe ihn nie gefragt, woher er seine Schätze erhalten. Außerdem, glaube ich, gehört dieser Gegenstand nicht hierher. Wenden Sie sich an den Grafen selbst.

— Wir haben große Lust dazu, sagte der Kanzler. Geben Sie uns gefälligst seine Adresse!

— Ich kenne sie nicht. Aber ich sollte meinen, daß es für eine so geübte Polizei, wie die der jetzigen Regierung, eine Kleinigkeit sein müsse, sie zu erfahren. Wenn Sie dieselbe kennen, so bitte ich um Mittheilung derselben.

— Ihr Graf Monte-Christo scheint eine fabelhafte Person zu sein, sagte der Kanzler ziemlich verächtlich. Man müßte doch von einem solchen Manne gehört haben, wenn er in Europa lebte. Wer weiß, wer sich hinter ihm versteckt!

— Vielleicht die Jesuiten! meinte der Staats-Anwalt Franck-Carré. Sie wollen vielleicht die jetzige Regierung stürzen!

Pasquier sah den Anwalt lächelnd von der Seite an, als ob er meinte: Wirklich?

— Noch eine Frage! wandte er sich dann an den Kapitän. Sie sagen, ein Herr habe Ihnen den Auftrag gebracht, das Geld nach London zu schaffen. Weshalb wählte der Graf gerade Sie zu dieser Mission, die er doch vielleicht ganz einfach durch jenen Herrn selbst ausführen lassen konnte? Haben Sie darüber Vermuthungen?

— Ja, antwortete der Kapitän nach einigem Zögern. Auch mir schien dieser Auftrag unbedeutend, und ich fragte jenen Herrn, weshalb der Graf keine wichtigeren Dienste von mir verlange. Darauf antwortete mir der Herr: Wahrscheinlich verlange es der Graf nicht in seinem, sondern in meinem Interesse.

— Nun, und wieso das? fragte der Kanzler, als Morrel ein wenig zögerte.

— Er sagte, daß den Napoleoniden die Zukunft Frankreichs gehöre, und daß es deshalb in meinem Interesse liegen würde, mich offen einer Sache anzuschließen, der ich bereits meine geheimen Sympathieen schenkte.

Der Kanzler sah finster vor sich hin. Auch der Staats-Anwalt senkte den Blick. Es war eine peinliche Pause.

— Ihr Graf Monte-Christo mag reich, edel, genug alles Mögliche sein! sagte Pasquier dann mit einer Beimischung von Hohn. Aber ein Prophet ist er nicht. Seine Voraussagungen sind nicht in Erfüllung gegangen, und statt Ihnen Ehre und Ruhm zu schaffen, hat Sie der Rath Ihres Freundes in einen Kerker geführt.

— Für jetzt ja! antwortete der Kapitän mit einem ruhigen Lächeln. Aber die Zukunft gehört uns. Die Napoleoniden sind in Frankreich die einzig und allein möglichen Herrscher, und Louis Napoleon selbst hat in einem seiner Werke gesagt: „Große Unternehmungen gelingen nie das erste Mal!" Qui vivra verra — meine Herren!

— Wir haben Sie nicht rufen lassen, um mit Ihnen politische Diskussionen zu führen! rief der Kanzler ärgerlich. Wahrscheinlich werden Sie bald Muße genug haben, Ihre Träumereien in der Ruhe eines Gefängnisses fortzusetzen. Sie sind in Boulogne mit den Waffen in der Hand gefangen worden. Sie werden Ihre Strafe empfangen.

— Ich erwarte sie, sagte Morrel ruhig. Es wäre sogar ungerecht, wenn man mich frei gehen ließe.

— Das ist ein übel angewandter Heroismus! sagte der Kanzler. Wer forderte Sie denn eigentlich auf, an der Expedition nach Boulogne Theil zu nehmen? Etwa auch jener Herr, dem Sie das Geld brachten?

— Nein, die Thatsachen müssen Ihnen bekannt sein. Ich lebte mit meiner Frau in London. Ich sah den Prinzen öfter. Wie alle seine Bekannte wurde auch ich aufgefordert, an einer kleinen Lustfahrt Theil zu nehmen. Meine Frau blieb in London zurück, und auf dem Dampfboot erfuhren wir, daß unsere Reise nach Boulogne gehe. Ich zweifelte an dem Gelingen des Unternehmens. Aber ich wollte weder, noch konnte ich mich ausschließen.

— Sie wissen indessen, daß man es bei Einzelnen nicht so streng genommen hat, sagte der Kanzler jetzt. Es sind nur achtzehn Angeklagte vor den Pairshof gerufen worden. Auch Sie würden wahrscheinlich bereits freigelassen sein, wenn Ihre Aussagen nicht in einen undurchdringlichen Schleier gehüllt wären. Sprechen Sie offener, Kapitän Morrel, und Sie sollen frei sein. Nennen Sie uns den Herrn, dem Sie das Geld brachten.

— Auf keinen Fall! erwiederte Morrel ruhig. Auch befindet sich dieser Herr noch in London, so viel ich weiß.

— Wenn Sie halsstarrig sind, so werden wir ebenfalls streng sein müssen, sagte der Kanzler. Sie werden Ihr Gefängniß nicht eher verlassen, als bis Sie den Namen genannt haben.

— Ich hoffe, man wird mich vor das Gericht stellen und mir dort meine Strafe zuerkennen lassen! rief Morrel.

— Auch möglich, aber diese Strafe würde vielleicht der Tod sein! Jedenfalls ist es besser für Sie, wenn Sie den Namen nennen. Sie lieben gewiß Ihre Gattin und Ihr Kind?

— Welche Frage! rief der Kapitän und seine Augen leuchteten. Meine Valentine! Meine kleiner Edmond!

— Und es würde Ihnen gewiß schwer werden, Ihre Gattin und Ihr Kind nicht wiederzusehen? sagte der Kanzler ruhig.

— O, wohl! rief Morrel. Aber man wird ihnen erlauben, mich wie bisher zu besuchen, mich zu sehen.

— Wahrscheinlich nicht! sagte Pasquier. Wir werden Sie in die strengste Haft führen lassen. Dort dürfen Sie mit Niemand sprechen — es sei denn, daß Sie uns die Umstände angeben, die Sie bis jetzt verschwiegen haben.

Das Gesicht des jungen Mannes war glühend roth geworden. Es schien ihm schwer zu werden, an sich zu halten.

— Sie scherzen, Herr Kanzler! sagte er dann. Es giebt hoffentlich eine Gerechtigkeit in Frankreich. Man wird mich vor den Pairshof, vor die Assisen oder vor das Polizeigericht stellen, wohin man will. Man wird mir dort ein Urtheil sprechen lassen und ich werde meine Strafe verbüßen, unter derselben Form, wie die anderen Theilnehmer des Unternehmens. Aber man wird meiner Gattin nicht verwehren, mit mir zu sprechen und mir mein Kind zu zeigen!

— Wir werden sehen! sagte der Kanzler in einem Tone, dessen Bedeutung sich nicht errathen ließ. Sie sind entlassen!

Er klingelte. Die Huissiers erschienen. Morrel verließ mit einem kalten Gruß und unruhigem Blick das Zimmer.

Als er gegangen war, sah der Kanzler den Staats-Anwalt groß an und schüttelte den Kopf.

— Was halten Sie von dem Allem? fragte er. Ist das eine Mystifikation? Ist das die Wahrheit? Giebt es einen solchen Grafen Monte-Christo? Spricht dieser Kapitän Morrel die Wahrheit oder ist er ein Lügner?

— Ich habe sein Aussehen und seine Miene genau beobachtet, sagte Franck-Carré. Er scheint die Wahrheit zu sprechen. Und was den Grafen Monte-Christo anbetrifft, so habe ich vor einigen Jahren viel von ihm gehört. Ich habe ihn sogar einmal im Hause Villeforts, der damals meine Stelle bekleidete, gesehen. Uebrigens glaube ich, giebt es einen ziemlich einfachen und sicheren Weg, die Wahrheit zu erfahren. Die Gattin Morrels wohnt hier in Paris, in einem Hause, das dem Schwager Morrels gehört. Da sie sich damals mit ihm in London befand, so wird sie auch wissen, mit wem ihr Mann dort gesprochen, und sie wird uns die Wahrheit sagen, wenn ich ihr das Loos, dem ihr Mann entgegengeht, in den schwärzesten Farben male. Ich werde morgen zu ihr gehen.

— Das ist wahr, das ist eine gute Idee! rief Pasquier. Gehen Sie zu ihr, und suchen Sie auch über diesen Grafen Monte-Christo so viel als möglich zu erfahren. Man kann nicht wissen, wer sich hinter diesem Namen verbirgt.

Damit stand er auf. Aber sein Gesicht war immer noch düster. Franck-Carré fragte ihn, woran er denke.

— Wissen Sie, mir schwirrt das im Kopfe herum, was dieser Morrel von der Zukunft der Napoleoniden sagte! erwiederte Pasquier mit einem Lächeln, das eine gewisse Unruhe verrieth.

— Ah bah! rief der Anwalt. Jetzt regiert Louis Philipp und wird noch lange regieren. Was geht uns die Zukunft an! Einen Pairshof wird es immer geben, auch Staats-Anwalte! Und am Ende —

Er verschluckte die Phrase. Pasquier sah ihn fragend an. Dann verließen sie das Palais Luxembourg.

Valentine.

Das Gesellschaftszimmer eines freundlichen Hauses in der Rue Meslay bot am Vormittag des folgenden Tages einen eben so angenehmen als rührenden Anblick. Hier, in der Mitte von Paris, war eine jener Familien versammelt, wie man sie fast nur in den heiteren Landschaften der Provinz zu finden gewohnt ist — eine Familie, so anspruchslos, so in sich selbst zufrieden, so abgeschlossen von aller Berührung mit der Außenwelt, daß es fast unmöglich schien, eine solche Familie könne in dem Lärm und dem Strudel der Weltstadt existiren, ohne unterzugehen. Sie glich einem Rosenstrauß, der sanft auf den bewegten Wellen des Meeres schwimmt.

Julie Morrel, die Schwester des Kapitäns, saß am Fenster und stickte. Ihr gegenüber saß Emanuel Herbault, ihr Mann, und las in einer Zeitung, während ein kleines Mädchen ihre Puppe auf seinem Knie tanzen ließ, und ein blondlockiger Knabe sich vergebens bemühte, die Aufmerksamkeit des Vaters auf seine unschuldigen Possen zu ziehen. Aber der Vater las heut die Zeitung aufmerksamer als je, ebenso wie eine andere junge Frau, die auf dem Sopha saß und mit dem linken Arm einen kleinen Knaben, mit der Rechten die Zeitung hielt.

Es war eine sehr schöne junge Frau, mit einem zarten, ausdrucksvollen Gesicht, dessen Feinheit und aristokratische Anmuth noch durch das schwarze Kleid, das sie trug, gehoben wurde. Sie war etwas blaß, ohne jedoch ein kränkliches Aussehen zu haben. Indessen umflorte doch ein leichter Kummer ihr Auge, und auch ihr schwarzes Gewand warf einen leichten Schatten auf das ruhige Glück dieser Familie und dieses Hauses.

Es war Valentine, die Gattin Morrels. Während der Gefangenschaft ihres Mannes lebte sie nicht in ihrem Hause in den Champs Elysées. Es war ihr dort zu einsam, zu leer. Sie war zu Emanuel und Julie Herbault geflüchtet, mit denen sie wenigstens über Maximilian sprechen konnte und die ihren Kummer theilten. Das schwarze Kleid trug die junge, liebende Gattin, um auch äußerlich anzudeuten, wie tief sie den augenblicklichen Verlust Maximilians empfinde. Der Knabe auf ihrem Schooß war Edmond Morrel.

— Mein Gott! Welche lange Rede hat dieser Mann gehalten! rief jetzt Valentine mit einem Seufzer und legte die Zeitung aus der Hand. Mir schwindelt der Kopf. Wenn man ihm glauben sollte, so müßten ja alle Angeklagten mindestens getödtet werden. Aber er sagt nicht die Wahrheit, nicht wahr, Emanuel?

— Er ist der Anwalt des Staates, erwiederte Herbault, und muß so sprechen. Er malt die Sache in den schwärzesten Farben, er muß sogar übertreiben, um wenigstens etwas zu erreichen. Aber das Publikum kennt das schon. Aengstigen Sie sich nicht darüber, liebe Valentine. Max ist ja nicht einmal unter den Angeklagten.

— Eben das wundert mich! rief die junge Frau. Er hat doch Alles das gethan, was hier in der Anklage steht. Er ist ein Freund des Prinzen gewesen, er hat bei der bewaffneten Landung in Boulogne mitgewirkt. Soll ich es nun für ein gutes oder ein böses Zeichen halten, daß man ihn nicht vor den Pairshof stellt?

— Jedenfalls für ein gutes! rief Julie mit großer Zuversicht. Man wagt es nicht einmal, Max anzuklagen.

— Aber wenn man ihn nun in aller Stille festhält, am Ende gar tödtet? warf die junge Frau ängstlich und schüchtern ein.

— Warum nicht gar! rief Emanuel lachend. Was machen Sie sich für Phantasieen, liebste Schwägerin!

— Max tödten und noch dazu heimlich? Welche Idee? rief auch Julie mit einem Tone, der andeutete, daß wohl die Welt untergehen, aber ihrem Bruder kein Schaden geschehen könne.

— Papa, rief jetzt der älteste Knabe, sprecht Ihr von dem Onkel Max? Wo ist er denn eigentlich?

— Papa, stammelte jetzt auch der kleine Edmond und streckte sein Aermchen verlangend in die Luft.

— Selbst der Kleine verlangt nach ihm! seufzte Valentine und drückte das Kind an die Brust. Es ist wirklich unrecht von dem Prinzen, daß er meinen Mann in diese Angelegenheiten verwickelt hat. Max hätte nicht dabei zu sein brauchen. Ja, wenn das Unternehmen wenigstens gelungen wäre, aber jetzt!

— Das ist ächte Frauenpolitik! rief Emanuel lachend. Sie sind für den, der ihre Männer in Ruhe läßt.

— Ich kümmere mich überhaupt nicht um Politik, ich habe mich nie darum gekümmert! rief Valentine. Und hätte mir Max nicht gesagt, daß der Graf es wünschte — ja, der Graf, wenn nur der Graf hier wäre!

— Welcher Graf? fragte Emanuel und Julie zu gleicher Zeit.

— Nun, wer sonst, als der Graf von Monte-Christo, unser Aller Retter! antwortete die junge Frau.

— Ja, der Graf von Monte-Christo! Wenn der hier wäre! seufzten Emanuel und Julie. Das ist wohl wahr! Er hätte großmüthig genug sein können, uns wissen zu lassen, wo er sich befindet.

— Damit wir seine Hülfe in Anspruch nehmen können, nicht wahr? sagte Emanuel zu seiner Gattin, die jene Aeußerung gethan hatte. Ich dächte, der Graf wäre großherzig genug gegen uns gewesen.

— Ja, aber, da Max doch auf seinen Wunsch nach London gereist ist, und — sagte Julie schüchtern.

— Gut, so wird der Graf auch Mittel und Wege wissen, ihn zu befreien! rief Emanuel fest und entschieden.

— Es ist wahr, Du hast Recht! sagte Julie. Der Graf wird Max retten. Gott segne ihn!

— Gott segne ihn! flüsterte auch Valentine und sah frommgläubig zum Himmel empor.

Jetzt trat ein alter Diener ein. Es war Penelon, ein alter Matrose, der schon dem Vater Maximilians und Juliens gedient hatte und einst ein tüchtiger Seefahrer gewesen war. Er überreichte der jungen Frau eine Karte.

— Was ist das? rief diese, nachdem sie gelesen. Herr Franck-Carré, General-Staatsanwalt, bittet mich um eine kurze Unterredung. Was kann der Anwalt des Staates von mir wollen?

— Aber mein Gott, Valentine, erräthst Du denn nicht? Er wird Dich wegen Maximilian sprechen wollen! rief Julie.

Die junge Frau, die ganz bleich geworden war — vielleicht weil ihr der Name „General-Staatsanwalt" die einstige Stellung ihres Vaters ins Gedächtniß zurückrief — erholte sich jetzt und stand schnell auf.

— Dann werde ich mit ihm sprechen müssen, nicht wahr? fragte sie unschlüssig.

— Ohne Zweifel, gewiß! sagte Emanuel. Penelon, führe den Herrn in das Besuchszimmer. Seien Sie vorsichtig, Valentine, man kann nicht wissen, weshalb ein Staatsanwalt kommt. Seine Absichten können gut sein, möglicherweise will er Sie aber auch über Max ausforschen. Nehmen Sie sich also in Acht.

— Lieber Himmel, ich weiß so wenig von dem, was Max gethan, daß mir das nicht schwer werden wird! rief Valentine.

— So ein Staatsanwalt soll manchmal Gift aus den unschuldigsten Redeblumen saugen! rief ihr Emanuel noch nach. Gott sei Dank, ich habe nie mit diesen Herren zu

thun gehabt, und werde hoffentlich auch nie zu dieser Ehre kommen.

Unterdessen hatte Valentine ihren kleinen Edmond den Armen Juliens anvertraut und hatte den Salon verlassen. Sie ging nach dem Besuchszimmer, wo ihr ein schwarz gekleideter Herr mit einem blassen, hageren Gesicht und mit dem Hut in der Hand entgegentrat. Sein Gesicht war nicht so abschreckend, wie Valentine geglaubt hatte. Sie vergaß, daß Herr Franck-Carré hier nicht den Beamten spielen wollte, daß er hier seine Amtsmiene ablegte.

— Madame Valentine Morrel? fragte er mit einer Verbeugung.

— Ich habe die Ehre.

— Die Tochter des Herrn von Villefort, wenn ich nicht irre?

— Ja wohl, Herr Staatsanwalt.

— Dann habe ich bereits früher das Vergnügen gehabt, Sie zu sehen.

— Vielleicht in dem Hause meines Vaters, sagte Valentine, die über diesen Gegenstand des Gespräches gern schnell hinweggehen wollte. Bitte, nehmen Sie Platz! Welchem Umstand verdanke ich das Vergnügen, Sie bei mir zu sehen? Ich vermuthe, daß es die Angelegenheiten meines Mannes sind, die Sie zu mir führen.

— In der That, Madame! sagte Herr Franck-Carré, der hier vollständig den Ton und die Manier eines unbefangenen Weltmannes annahm. Und ich hoffe, Sie werden mir aus diesem Grunde meine Kühnheit verzeihen.

— Im Gegentheil, ich bin Ihnen dankbar. Es ist mir schon ein Trost, etwas von meinem Manne zu hören. Er befindet sich nicht unter den Angeklagten, die vor den Pairshof gestellt sind, wie ich aus den Zeitungen ersehen.

— Nein', seine Theilnahme bei dem Attentat ist keine so bedeutende gewesen, sagte der Anwalt. Ich hoffe sogar,

er wird zu der Zahl derjenigen gehören, die mit einer ganz leichten Haft davon kommen. Aber das hängt zum Theil von ihm selbst ab.

— Wieso? fragte Valentine halb erfreut, halb überrascht. Von ihm selbst?

— Ja, Madame! erwiederte Franck-Carré und sah die junge Frau mit dem vertraulichsten Blicke an, der ihm zu Gebote stand. Lassen Sie mich offen sprechen! Ich komme zu ihnen nicht als ein Anwalt des Staates, nicht in meiner amtlichen Stellung, sondern als ein Freund, als ein wirklicher Freund. Der offene, biedere Charakter Ihres Gatten hat mir Achtung abgenöthigt, und was ich thun kann, um ihn von den Folgen einer kleinen Uebereilung zu befreien, das werde ich thun. Ich komme aber nicht allein Ihres Mannes wegen. Als ich erfuhr, daß Sie seine Gattin seien, Sie, die Tochter meines einstigen, unglücklichen Kollegen und Vorgesetzten, da stand der Entschluß bei mir fest, mich Ihrer und also auch Ihres Gatten anzunehmen. Ich komme deshalb, um Ihnen behülflich zu sein, um Ihnen einen guten Rath zu geben.

— Für den ich Ihnen ewig dankbar sein werde! sagte die junge Frau, bei der diese Worte ihren Eindruck nicht verfehlt hatten und die bereits anfing, den Staatsanwalt für einen vortrefflichen Menschen zu halten.

— O, es handelt sich nicht um Dankbarkeit! sagte Franck-Carré. Indem Sie meinen Rath befolgen, erweisen Sie nicht nur Ihrem Manne, sondern auch dem Staate, den ich vertrete, einen Dienst. Hoffentlich, Madame, stimmen Sie mir darin bei, daß Ihr Mann sich übereilt hat. Er lebte ruhig und unabhängig im Schooße einer glücklichen Familie, im Besitze einer vortrefflichen und schönen Gattin. Weshalb begab er sich auf das Gebiet politischer Spekulationen, weshalb schloß er sich einem Unternehmen an, das man mindestens abenteuerlich nennen muß und das nun

auch vollständig und für immer mißglückt ist? Er hätte das schon um Ihretwillen nicht thun sollen.

— Sie haben nicht Unrecht! sagte Valentine, bei der diese Worte Anklang fanden. Aber mein Mann hatte gewisse heilige Verpflichtungen, die es ihm zur Nothwendigkeit machten, die Partei des Prinzen zu ergreifen.

— Ich weiß, sagte der Anwalt. Ihr Mann ist darin sehr offen gegen uns gewesen. Er folgte dem Wunsche des Grafen Monte-Christo und überbrachte eine Summe von zwei Millionen nach London. Es waren zwei Millionen, glaube ich.

— Ich weiß es wirklich nicht, antwortete die junge Frau ganz unbefangen und ohne zu ahnen, daß der freundliche Herr sie ausforschen wollte. Doch wundert es mich beinahe, daß Max Ihnen das gesagt hat. Er pflegt seine Bekanntschaft mit dem Grafen Monte-Christo sonst vor allen Leuten geheim zu halten.

— O, er hat uns noch weit mehr gesagt! rief Franck-Carré. Und das war sehr recht von ihm, denn er weiß, daß wir es gut mit ihm meinen und daß Aufrichtigkeit immer zum Ziele führt. Um so mehr setzte es mich in Erstaunen, daß er so hartnäckig verschwiegen über einen Punkt ist, den wir durchaus kennen müssen und dem ich nicht die geringste Wichtigkeit beilege. Sie sehen, Madame, ich bin ganz offen. Ich komme dieses Punktes wegen zu Ihnen. Die Männer sind stolz, eigensinnig. Auf einer Kleinigkeit beharren sie zuweilen mit einer Hartnäckigkeit, die durchaus ungerechtfertigt ist und die schlimmsten Folgen haben kann. Andererseits haben wir unter uns Richtern Leute, die eben so hartnäckig sind und ebenso viel Gewicht auf unbedeutende Kleinigkeiten legen. Es handelt sich um die Nennung eines einzigen Namens, der noch dazu sehr unwichtig ist. Wahrscheinlich aber hat Ihr Mann sein Ehrenwort gegeben, diesen Namen nicht zu nennen und er läßt sich durch diese

Rücksicht abhalten, an sein eigenes und an das Wohl seiner Familie zu denken. Denn ich verhehle Ihnen nicht, Madame, daß Ihr Mann nicht eher seine Freiheit wieder erlangen wird, als bis er diesen Namen genannt hat. Ich habe deshalb an Sie gedacht. Sie sind durch diese Rücksichten nicht gebunden, Sie waren die Vertraute Ihres Gatten und wahrscheinlich kennen auch Sie diesen Herrn. Nennen Sie mir den Namen. Ich gebe Ihnen mein Wort, daß weder Ihr Mann, noch sonst Jemand auf der Welt erfahren wird, daß Sie ihn genannt haben, und der Kapitän wird im Augenblick frei sein, während im entgegengesetzten Falle bei seiner Hartnäckigkeit zu erwarten ist, daß seine Freilassung sich noch sehr lange verzögert.

— Aber welches ist denn dieser Name? fragte Valentine ängstlich und gespannt.

— Der Name des Herrn, dem Ihr Mann die Summe in London aushändigte, sagte Franck-Carré.

— Mein Gott, leider kenne ich ihn nicht! rief Madame Morrel mit der aufrichtigsten Betrübniß. Wie schade!

— Ja, das ist allerdings ärgerlich! meinte der Anwalt, der sich getäuscht sah und nur mit Mühe seine ruhige Haltung behauptete. Ich dachte, Sie kennten diese Person. Nun, es giebt noch einen andern Ausweg. Wenn ich nicht irre, ist morgen der Tag, an dem Sie Ihren Mann sprechen können. Er wird Ihnen sagen, daß man ihn um diesen Namen gefragt. Wenden Sie Ihre ganze Ueberredungskraft an, Madame, um Ihren Mann zu bewegen, nicht länger bei seinem hartnäckigen Schweigen zu beharren. Es hängt viel davon ab. Sagen Sie ihm, daß er Sie, daß er sein Kind, daß er das freie Licht des Tages nicht eher wiedersehen wird, als bis er diesen Namen genannt hat.

— O mein Gott, das wäre schrecklich! rief die junge Frau in der größten Angst. Max ist so starrköpfig, so eigensinnig! Und ich sollte ihn nicht wiedersehen? Er sollte

seinen Edmond nicht sehen — das würde ihn wahnsinnig machen!

— Um so mehr Grund für Sie, ihm das Thörichte seiner Weigerung klar zu machen! sagte Franck-Carré ziemlich fest und entschieden. Wenn er Sie und sein Kind liebt, so wird er einen Namen nennen, an dem uns nicht viel liegt, der nun aber einmal zur Bedingung seiner Freilassung gemacht ist. Vielleicht könnte ich selbst — da ich so viel Interesse an Ihnen nehme — diesen Namen erfahren. Aber ich müßte dann wissen, welches der Herr gewesen ist, der Ihrem Manne zuerst den Auftrag des Grafen Monte-Christo überbrachte. Kennen Sie ihn nicht?

— Lieber Gott, auch das kann ich Ihnen nicht sagen! rief die junge Frau, deren Bestürzung wuchs. Ich weiß nur, daß wir uns in unserem Schlosse an der Küste des Meeres befanden. Ich war in meinem Zimmer. Max war bei mir. Er wurde abgerufen, weil ihn ein fremder Herr aus Paris sprechen wollte. Nach einer halben Stunde kam er zurück, um mir zu sagen, daß wir nach Paris und dann nach London reisen müßten. Es sei der Wunsch des Grafen Monte-Christo.

— Das ist fatal! sagte Franck-Carré und konnte eine Geberde des Unmuths nicht unterdrücken. Auf diese Weise giebt es also kein anderes Mittel, als dasjenige, das ich Ihnen vorgeschlagen. Suchen Sie morgen Ihren Mann zu bewegen, jenen Namen zu nennen. Bieten Sie Ihre ganze Kraft auf, nehmen Sie Ihren Sohn mit sich. Sonst, Madame, ich muß es Ihnen trotz meiner Theilnahme sagen, sonst werden Sie Ihren Mann vielleicht lange Zeit nicht wiedersehen. Aber ich hoffe, er wird vernünftig sein. Sie versprechen mir also, das Ihrige zu thun?

— Ich verspreche es von ganzer Seele! antwortete die junge Frau. Und ich bin Ihnen dankbar, sehr dankbar, Herr Anwalt.

— Gut denn! So lassen Sie uns von anderen Dingen sprechen, Madame, nicht mehr von dieser traurigen Politik! Wissen Sie, daß ich eine Zeit lang geglaubt habe, Sie wären todt? Ich wollte es Ihrem Manne kaum glauben, als er mir sagte, daß er mit Valentine von Villefort, der Tochter des früheren Staatsanwalts, verheirathet sei.

— Sie waren auch vollständig im Recht, sagte Valentine mit einem trüben Lächeln. Ich kann wohl sagen, daß ich durch ein Wunder vom Tode gerettet worden bin. Ich bin im wahren Sinne des Wortes wieder auferstanden.

— Sie setzen mich in Erstaunen! rief Franck-Carré, der wirklich neugierig sein mochte, die näheren Umstände dieses Wunders zu erfahren. Darf man sich die Frage erlauben, wie das möglich gewesen ist?

— Wenn es Sie interessirt, so will ich Ihnen gern mittheilen, was für unsere Bekannte weiter kein Geheimniß ist, antwortete Valentine. Ich setze voraus, daß Sie in Ihrer damaligen Stellung wußten, was in unserer Familie vorging.

— Doch wohl nur ungenau, antwortete der Anwalt. Ich weiß nur, daß Ihr Haus ein Haus des Todes war.

— Ja, das war es! rief Valentine und schien von dieser Erinnerung lebhaft bewegt zu sein. Noch vor Jahr und Tag hätte ich diese Geschichte Niemand erzählen können, aber jetzt bin ich ruhiger geworden und ich erblicke die Hand der Vorsehung in dem, was mir damals entsetzlich, unbegreiflich, unmenschlich erschien. Sie wissen vielleicht nicht, daß mein Vater zweimal vermählt war. Das erste Mal in Marseille, als er dort Staatsanwalt war, mit Renée von Saint-Méran. Sie war meine Mutter und starb früh. Da sie reich gewesen war, so blieb mir von ihrer Seite ein großes Vermögen. Mein Vater verheirathete sich wieder mit einer jungen und schönen Frau. Er hatte einen Sohn von ihr. Ich meinerseits hatte in ihr nie meine Mutter

wiedergefunden, und selbst mein Vater wagte mir kaum zu gestehen, daß er mich noch liebte. Ich fühlte mich überflüssig in dem Hause meines Vaters, bis endlich der Zufall mich die heimliche Bekanntschaft Maximilian Morrels machen ließ. Der junge Kapitän hatte öffentlich keinen Zutritt in unserem Hause, dennoch sahen wir uns öfter heimlich. Aber unsere Liebe war keine glückliche. Ich war versprochen mit einem jungen Manne, Franz d'Epinay. Mein Vater und meine Mutter verlangten, daß ich ihn heirathen solle. So hatte ich denn in unserem Hause keinen anderen Schutz, als meinen alten Großvater, den Vater meines Vaters, Noirtier de Villefort.

— Ich weiß, sagte der Anwalt, der sehr aufmerksam zuhörte. Er war gelähmt, so daß er nicht einmal sprechen konnte.

— Ja wohl, aber ich verständigte mich ganz gut mit ihm. Zu ihm allein hatte ich Vertrauen, aber meine Liebe wagte ich ihm nicht zu gestehen. Er war übrigens selbst von seinem Sohne und noch mehr von meiner Stiefmutter vernachlässigt, und ich fürchtete, sein Einfluß würde zu schwach sein, um mich vor einer Heirath mit dem Vicomte d'Epinay zu retten, der sonst ein braver und guter Mann war. So setzte ich denn meine letzte Hoffnung auf meine Großeltern mütterlicher Seits, auf den Marquis und die Marquise von Saint-Méran, die in Paris eintreffen sollten, um Zeuge der Aufsetzung des Kontraktes zwischen mir und Franz d'Epinay zu sein.

Kurz vorher war der Graf von Monte-Christo in Paris erschienen und auch in unsere Familie eingeführt worden. Ich hatte damals keine Ahnung davon, daß er von entscheidendem Einfluß auf mein Leben sein würde. Ich hatte ihn nur flüchtig gesprochen und auch er kümmerte sich wenig um mich. Doch hörte ich, daß er mit Mar bekannt und daß Mar sogar sein Freund sei.

Meine Großeltern kamen. Aber kaum hatte der Marquis von St. Méran unser Haus betreten, so starb er plötzlich unter gräßlichen Krämpfen; wenige Tage darauf starb die Marquise, meine Großmutter, auf dieselbe Art. Damals wußte ich es nicht, aber jetzt weiß ich, daß sie an Gift starben und daß man eine Zeit lang sogar mich für die Mörderin hielt, weil man glaubte, ich wolle in den Besitz meines Vermögens kommen. Kurze Zeit darauf starb Barrois, der Kammerdiener meines Großvaters Noirtier, ebenso plötzlich, und ich hörte davon, daß Papa Noirtier gleichfalls krank gewesen sei, den Anfall aber überstanden habe. Um diese Zeit kam der Vicomte d'Epinay in Paris an und der Kontrakt sollte vollzogen werden. Ich sah keine Rettung mehr, ich glaubte, daß ich ewig für Morrel verloren sei.

Ein Zufall, den Niemand erwartet hatte, veränderte plötzlich die ganze Sachlage. Franz d'Epinay war im Begriffe, zu unterzeichnen, als mein Großvater Noirtier ihn zu sich rufen ließ. Dort oben auf seinem Zimmer entdeckte er dem jungen Manne, daß er einst, ich glaube im Jahre 1814, den Vater d'Epinays im Duell getödtet habe. Die Enkelin dieses Mannes konnte nie die Gattin d'Epinays werden. Der Vicomte trat zurück.

Ich war gerettet, aber nur, um das Opfer einer plötzlichen und gefährlichen Krankheit zu werden. Ich lag während ganzer Tage und Nächte in einem Zustande des Halbwachens, der mit dem Fegefeuer Aehnlichkeit hatte — wie ich es mir denke. Ich hielt mich für eine Beute des Todes. Während einer solchen Nacht sah ich eine geheime Thür in der Wand sich öffnen und der Graf von Monte-Christo erschien mir. Was er mir sagte, darauf achtete ich damals wenig, denn ich war im Delirium. Ich weiß nur, daß er mir sagte, ich solle mich ruhig verhalten, möge auch geschehen, was da wolle.

Ich starb, wenigstens glaubten es alle, selbst Morrel.

Ich erwachte erst wieder in unserem Erbbegräbniß, und als ich die Augen aufschlug, sah ich den Grafen von Monte-Christo vor mir. Er sprach einige tröstende Worte, dann nahm er mich in seine Arme — ich war schwach und leicht, wie ein Kind — und trug mich in's Freie. Es war Nacht. Er hob mich in einen Wagen und brachte mich nach seiner Wohnung, wo ein reizendes Wesen, ein Engel an Güte und Schönheit, mich empfing und pflegte. Dann reiste ich mit ihm zusammen nach dem Süden, nach der Insel Monte-Christo.

— Seltsam! Fürwahr! rief der Staatsanwalt kopfschüttelnd. Und dort fanden Sie den Kapitän Morrel?

— Dort fand ich ihn, antwortete Valentine, und allmählich erfuhr ich auch, wie Alles sich zugetragen. Max hatte an meinen Tod geglaubt und hatte sich tödten wollen, aber der Graf hatte ihm das Versprechen abgenommen, es nicht eher zu thun, als bis ein bestimmter Zeitraum vergangen sei. Ich erfuhr auch, daß der Graf zuerst wenig zufrieden gewesen sei mit der Neigung Morrels für mich. Denn der Graf haßte meine ganze Familie und meinen Vater insbesondere. Aber das Unglück und die Verzweiflung meines Geliebten hatten ihn gerührt, und da er die ganze Sachlage schon damals kannte, so hatte er beschlossen, mich zu retten. Die Sachlage aber war folgende:

Meine Stiefmutter war die Mörderin gewesen. Sie liebte ihren verzogenen Sohn wie eine Wahnsinnige, und da er von ihrer Seite wenig Vermögen zu erwarten hatte, so wollte sie ihm das meine zuwenden. Das konnte aber nur geschehen, wenn ich und alle meine Verwandten todt waren. Deshalb vergiftete sie meine Großeltern, und das Gift, das Barrois getrunken, war für Papa Noirtier bestimmt gewesen. Zuletzt sollte ich selbst sterben, und der Graf rettete mich nur dadurch, daß er das Haus neben dem unseren miethete, eine Thür durchbrach und nun über Alles wachte,

was mit mir geschah. Statt des Giftes, das meine Stiefmutter mir täglich reichte, gab er mir einen Schlaftrunk, der mich scheinbar tödtete. Nur so gelang es ihm, mich zu retten. Morrel aber ließ er in Ungewißheit über mein Schicksal, um ihn auf die Probe zu stellen. Als Max jedoch sich wirklich den Tod geben wollte, vereinigte uns der Graf.

Später erfuhr ich auch, daß noch andere gräßliche Dinge sich in unserem Hause zugetragen. Mein Vater ahnte, daß seine Frau die Mörderin sei, und um nicht ihr öffentlicher Ankläger zu werden, wozu ihn seine Stellung zwang, gab er ihr den entsetzlichen Rath, sich selbst zu tödten. Sie that es, aber sie tödtete auch ihren und seinen Sohn! Mein Vater hatte an demselben Tage den Prozeß gegen jenen Menschen zu führen, der beinahe der Gatte Eugenie Danglars' geworden wäre.

— Ich weiß! sagte Franck-Carré. Gegen den sogenannten Prinzen Cavalcanti.

— Das war sein Name, ja! fuhr Valentine fort und suchte ihre Bewegung zu verbergen. In diesem Prozeß stellte es sich heraus, daß dieser angebliche Prinz ein entflohener Galeerensträfling und Mörder sei, aber nicht das allein — sondern auch der Sohn meines Vaters, ein außerehelicher Sohn, den er sogleich nach seiner Geburt hatte tödten wollen und der nur durch einen Zufall gerettet worden. Dieser Schlag war zu hart für meinen Vater. Er kehrte nach Hause zurück — dort fand er die Leichen seiner Gattin und seines Sohnes. Er wurde wahnsinnig.

Valentine verhüllte ihr Gesicht. Auch der harte Staatsanwalt sah schweigend vor sich hin. Das war die Geschichte des Mannes, der ihm im Amte vorangegangen war! Welchen Blick öffnete sie in die Sittengeschichte von Paris?

— Sie regen sich auf, Madame, sagte er dann. Das wollte ich nicht. Ich wollte Sie nicht traurig stimmen. Lassen Sie uns davon abbrechen. Sie sagten mir, daß der Graf

Monte-Christo ein Feind Ihres Vaters gewesen? Woher vermuthen Sie das? Der Graf trat doch damals zum ersten Male in Paris auf. Kannte er Ihren Vater?

— Mein Mann hat mir das auseinandergesetzt, antwortete Valentine, die sich jetzt ein wenig beruhigt hatte. Mein Vater trug die Schuld der unversöhnlichen Feindschaft, die der Graf gegen ihn hegte. Damals, als er noch als Staatsanwalt in Marseille lebte, kam er zum ersten und einzigen Male mit dem Grafen zusammen. Der Graf war damals ein einfacher Seemann und im Begriff, sich mit einer Dame zu verheirathen, die später mit dem General von Morcerf vermählt war, demselben, der sich kurz vor der Katastrophe in unserer Familie das Leben nahm. Der Graf — er hieß damals Edmond Dantes — war angeklagt, Mitglied eines bonapartistischen Komplottes zu sein. Der Kaiser befand sich damals auf Elba. Man bereitete seine Rückkehr nach Frankreich vor. Edmond Dantes war unschuldig. Er war nur der Ueberbringer eines Briefes, dessen Inhalt er nicht kannte. Zum Unglück war dieser Brief an meinen Großvater Noirtier gerichtet, der von jeher ein Anhänger Napoleons gewesen war, während mein Vater sich den Bourbonen zugewendet hatte. Mein Vater fürchtete, kompromittirt zu werden, wenn etwas von diesem Brief in die Oeffentlichkeit käme. Er fürchtete, es könne ihm in seiner Carrière schaden und er ließ sich von seinem Ehrgeiz dazu hinreißen, den jungen Dantes für ewig in den Gewölben des Chateau d'If zu begraben. Daher die Feindschaft des Grafen gegen meinen Vater, als er nach langen Jahren der Gefangenschaft, dem Kerker entflohen war und unermeßliche Schätze — ich weiß nicht woher — gesammelt hatte.

— Ich begreife jetzt! sagte Franck-Carré. Also der Graf ist unermeßlich reich? In der That?

— Nach Allem, was mir mein Mann erzählt hat, muß

er es wirklich sein. Er ist einer der reichsten Männer auf der Erde.

— Merkwürdig, daß man dann so wenig von ihm hört! sagte der Anwalt. Wo lebt er denn jetzt? Doch nicht in Frankreich?

Da der Name des Grafen bereits in Bezug auf Morrel und dessen Theilnahme an der Affaire von Boulogne genannt worden, so hätte jedem Anderen diese Frage verfänglich klingen müssen. Aber die junge Frau war viel zu unerfahren in dergleichen Dingen, und viel zu bewegt von ihren traurigen Erinnerungen, um darauf zu achten.

— Ich weiß es nicht, antwortete sie ebenso unbefangen wie vorher. Wenn ich es wüßte, so würde ich mich an ihn wenden und ihn bitten, etwas für Max zu thun, den er so lieb hat. Ich glaube, es würde seiner Macht gelingen, ihm zu helfen.

— Da irren Sie doch vielleicht, verehrte Frau! sagte Franck-Carré mit vielem Selbstbewußtsein. Gegen den Lauf der Gerechtigkeit vermag er nichts auszuüben, und wäre er selbst ein Krösus. Die Regierung kennt keine Bestechung. Außerdem hoffe ich, Ihnen in dieser Beziehung die Stelle des Grafen Monte-Christo ersetzen zu können.

— Ich danke Ihnen tausend Mal! antwortete die junge Frau. Ich hoffe wieder. Und ich werde thun, was in meiner Macht steht.

— Erlauben Sie mir noch eine Frage, sagte Franck-Carré. Sie sind so offen gegen mich gewesen, daß ich es wage, sie an Sie zu richten. Woher stammt die Freundschaft, die der Graf für Ihren Mann hegt?

— O, darauf kann ich Ihnen antworten, Max hat nie ein Geheimniß daraus gemacht! rief die junge Frau. Der Vater meines Mannes war Kaufmann in Marseille und der Patron des Schiffes, auf dem jener Edmond Dantes Seemann war. Ich wüßte nicht, daß mir Max erzählt, sein

Vater habe dem jungen Manne jemals große Wohlthaten erwiesen. Jedenfalls aber hegte derselbe ein Gefühl des größten Wohlwollens für seinen ehemaligen Patron und dessen Familie. Hören Sie! Morrels Vater war im Begriff Bankerott zu machen und sich zu tödten. Er hatte Unglück gehabt. Am 5. September war ein Wechsel von zweimalhunderttausend Francs auf ihn fällig, nur die Ankunft des einzigen Schiffes, das Morrel noch besaß, konnte ihn retten. Dieses Schiff war untergegangen, nur die Mannschaft war gerettet worden. Mein Schwiegervater verzweifelte. Max hat es mir oft erzählt. Er hatte die Pistolen auf dem Tisch seines Vaters gesehen, dieser selbst hatte ihm seinen Entschluß, sich zu tödten, mitgetheilt. Da erscheint ein Agent des Hauses Thomson und French in Rom, das jenen Wechsel aufgekauft hatte, und er — oder vielmehr ein Mann giebt Julie, meiner Schwägerin, den Auftrag, nach einem Hause zu gehen, das früher von Dantes Vater bewohnt gewesen, und dort eine Börse zu nehmen, die sie finden würde. Sie thut es. In dieser Börse ist der Wechsel — aber mit der Bescheinigung, daß die Summe empfangen sei, und zugleich signalisirt man ein Schiff im Hafen, das den Namen des untergegangenen führt, Herrn Morrel gehört und vollständig befrachtet ist. Mein Schwiegervater war gerettet.

— Aber wie war das möglich? rief der Anwalt erstaunt. Es war doch untergegangen?

— Der Graf von Monte-Christo — denn als solcher trat jener Edmond Dantes auf — hatte ein neues bauen lassen. Er selbst hatte jenen Wechsel aufgekauft und annullirt. Ohne einen Dank abzuwarten, ohne sich zu erkennen zu geben, verschwand er. Erst in Paris hat ihn Max wiedergesehen, nach langen Jahren, aber ohne ihn zu kennen. Ist das nicht edel und großmüthig? Muß man es meinem Manne nicht verzeihen, wenn er blindlings thut, was der

Graf ihm befiehlt. Ist er nicht auch mein Retter und der Begründer unseres Glückes?

— In der That, ja! sagte Franck-Carré. Und wie reich muß dieser Mann sein. Sprachen Sie nicht von einer Insel Monte-Christo? Wahrscheinlich führt er von dieser seinen Namen. Wo liegt sie? Hoffentlich in Europa?

— Ja, in der Nähe von Elba, antwortete Valentine. Dort hatte er eine unterirdische Grotte zu seinem Aufenthalt gewählt und prächtig ausgestattet. Diese Grotte gehört jetzt uns, aber wir besuchen sie selten. Es ist zu weit.

Der Staatsanwalt sah gedankenvoll vor sich hin. Sein Gesicht nahm einen zufriedenen Ausdruck an, der aber sogleich verschwand.

— Und Ihr Großvater Noirtier? Lebt er noch? Lebt er mit Ihnen zusammen? fragte er dann.

— Er wohnt in unserem Hause, in den Champs Elysées, antwortete Valentine. Ich wollte ihm nicht die Qual machen, ihn hierher übersiedeln zu lassen, wo ich seit Morrels Gefangenschaft wohne. Außerdem hoffe ich, daß wir bald Alle wieder vereinigt sein werden. Ich besuche ihn jeden Nachmittag. Er ist ein eifriger Bonapartist, und ich glaube, Max ist theilweise auch durch ihn bestimmt worden, sich dem Prinzen anzuschließen.

— Empfängt er Besuche? fragte der Anwalt, der diese wichtigen Mittheilungen, die ihm die junge Frau in der Unschuld ihres Herzens machte, mit der ruhigsten Miene hinnahm. Ich wünschte wohl, den alten Herrn einmal zu sehen.

— Das wird unmöglich sein, sagte Valentine bedauernd. Er kann nicht sprechen, nur mit den Augen blinken, und sieht weiter Niemand, als Max und mich — natürlich auch den kleinen Edmond.

— Schade! Machen Sie ihm meine Empfehlung! sagte Franck-Carré und stand auf. Und nun, Madame, noch ein-

mal, unterlassen Sie nichts, um Ihren Gatten dazu zu bewegen, jenen Namen zu nennen. Die Ruhe und das Glück Ihrer Familie hängt davon ab. Ich will nicht sagen, daß ich mehr für Sie gethan, als die Pflicht der Nächstenliebe erfordert. Wenn Sie es aber glauben, und wenn Sie mir danken wollen, so danken Sie mir dadurch, daß Sie Ihren Mann bewegen, jenen Namen zu nennen. Sie thun übrigens sich, nicht mir, einen Gefallen damit. Im Nothfall theilt er vielleicht Ihnen den Namen mit, und dann eilen Sie zu mir, um ihn mir zu nennen. Es handelt sich nur um diesen unglücklichen Namen. Mein Gott, es ist nichts daran gelegen, Niemand denkt daran, jenem Manne, der sich wahrscheinlich in London befindet, etwas anzuhaben. Aber der Pairshof will ihn nun einmal kennen und Ihr Mann thut unrecht daran, so eigensinnig zu sein. Adieu, Madame! Seien Sie versichert, daß ich stets Alles thun werde, um Ihnen nützlich zu sein. Empfehlen Sie mich Ihren Verwandten, wenn ich bitten darf.

Und der Staatsanwalt verließ die junge Frau, die sogleich nach dem Salon zurückeilte. Beide waren zufrieden. Franck-Carré hatte nicht Alles erfahren, aber doch Manches, und Valentine war so überzeugt davon, daß dieser Mann ein wahrer Freund sei, daß selbst die Zweifel Emanuels sie in ihrer guten Meinung nicht beirren konnten.

Aber ihre Augen waren verweint und feucht, ihr Herz war sehr schwer, als sie am Mittag des anderen Tages von dem Besuche, den sie ihrem Mann gemacht, zurückkehrte. Morrel war standhaft geblieben. Er hatte erklärt, weder ihr, noch sonst Jemand den Namen nennen zu wollen. Man solle ihn nach dem Gesetz verurtheilen, das verlange er, weiter nichts. Er hatte seine Frau getadelt, daß sie dem Staatsanwalt so viel gesagt. Genug, Valentine war ganz unglücklich. Sie eilte zu dem Staatsanwalt. Er war nicht zu sprechen.

Am dritten Tage darauf fuhr sie wieder nach dem Gefängniß ihres Mannes. Man verweigerte ihr den Zutritt zu dem Kapitän. Man sagte ihr, daß ihre ferneren Besuche vergeblich sein würden.

Emanuel setzte eine Bittschrift an den Pairshof und an den König auf. Aber es erfolgte keine Antwort. Die Tage vergingen der jungen Frau in unendlicher Qual. Keine Nachricht, kein Wort, kein Brief von ihrem Gatten!

Nur wenige Zeilen erhielt sie durch einen unbekannten Boten. Sie lauteten:

„Aengstigen Sie sich nicht, Madame! Ihr Mann wird binnen Kurzem frei sein! Dafür bürgt Ihnen das Wort desjenigen, der Ihnen schon in größerer Noth ein Retter und Tröster gewesen."

Wer konnte das anders sein, als der Graf von Monte-Christo? Valentine hoffte wieder. Aber die Tage vergingen, ohne daß Morrel zu ihr zurückkehrte. War die Macht des Grafen wirklich so groß, daß sie der Regierung Trotz bieten konnte?

Im Palais Royal.

Es war im Palais Royal, aber in einem der geheimsten Zimmer, denn die hier versammelte Gesellschaft hütete sich wohl, einem Fremden Zutritt zu gestatten. Die Cigarren dampften, die Gasflammen verbreiteten eine betäubende Hitze. Auf dem einen Tische standen Weinflaschen und Gläser, auf dem anderen lagen Karten und Geld.

Die Gesellschaft, die hier vereinigt war, gehörte zur besten von Paris. Es waren lauter junge Leute, wenigstens solche, die noch für jung gelten wollten. Kein Fremder wurde hier zugelassen, Jeder mußte eingeführt sein. Es wurde gespielt, und zwar hoch gespielt. Indessen setzte man

voraus, daß Jeder, der an diesem Spiel Theil nahm, reich sei. Industrieritter wurden nicht zugelassen. Auf diese Weise glichen sich die Wechselfälle des Glückes gewöhnlich wieder aus. Das Palais Royal war übrigens deshalb gewählt, weil keiner von den Herren die Verantwortung auf sich nehmen wollte, bei sich zu Hause so hoch spielen zu lassen. Einige von ihnen befanden sich in Amt und Würden und hatten die üble Nachrede zu vermeiden. Deshalb traf man sich hier an einem bestimmten Tage der Woche, und dieser Abend diente zugleich zum Austausch von Neuigkeiten. Jeder war verpflichtet, an diesem Abend zu erscheinen.

Das Spiel war jetzt auf eine Zeit lang unterbrochen worden. Einzelne Herren saßen auf den Sopha's, Andere standen in Gruppen bei einander und plauderten über die Tagesneuigkeiten.

Eine dieser Gruppen wurde von vier Personen gebildet. Es waren Lucien Debray, Sekretär im Ministerium des Auswärtigen, der Graf Chateau-Renaud, der seit einiger Zeit die diplomatische Carrière ergriffen hatte — aus Langeweile, wie er sagte — der Journalist Beauchamp, gefürchtet und bekannt wegen seiner scharfen Feder, und der Vicomte Franz d'Epinay — Letzterer ein blasser junger Mann mit ausdrucksvollem Gesicht und einem Anflug von Melancholie, der einstige Verlobte Valentinens. Auch die anderen Herren hatten geistreiche und charakteristische Züge. Beauchamps glänzendes Auge, Debrays zurückhaltende Amtsmiene und das feine Gesicht Chateau-Renauds harmonirten sehr gut miteinander. Es waren ächte Pariser.

— Wie lange waren Sie denn fort, d'Epinay? fragte Beauchamp.

— Beinahe ein Jahr, antwortete der Vicomte.

— Der Reiseteufel scheint ihn zu plagen! sagte Debray. So lange ich d'Epinay kenne, ist er mehr in der weiten Welt, als in Paris gewesen.

— Welchen Theil der Erde kennen Sie nun noch nicht? fragte Beauchamp.

— Amerika, antwortete d'Epinay.

— Aber er wird nächstens dort sein! rief Chateau-Renaud.

— Nichts ist unmöglich, erwiederte der Vicomte.

— Waren Sie denn auch in Afrika? fragte der Graf.

— O wohl, ich komme von dort her, antwortete der junge Mann. Ich wollte dort einen unserer Bekannten aufsuchen. Aber ich habe ihn leider nicht gefunden.

— Wen? fragte Debray. Ich wüßte doch nicht, daß einer von unseren Bekannten nach Afrika gegangen wäre!

— Die Welt hat jetzt ein schlechtes Gedächtniß, antwortete der Vicomte etwas trübe. Ich meinte Morcerf.

— Ah, zum Teufel, ja, er war nach Afrika gegangen, wie man sagte! rief Chateau-Renaud. Der arme Kerl! Er that mir damals wirklich leid. Sein Vater todt, sein Vermögen thörichter Weise fortgegeben — was blieb ihm da noch übrig? Sie haben ihn nicht gefunden, d'Epinay? Wahrscheinlich ist er längst todt oder verschollen.

— Wahrscheinlich! sagte der Vicomte. Erinnern Sie sich noch, meine Herren, wie wir eines Morgens bei ihm versammelt waren, um den Grafen Monte-Christo kennen zu lernen? Es fehlte Keiner von uns, außer Morcerf und Morrel.

Eine fünfte Person, ebenfalls ein junger Mann, stand, während der Vicomte das sagte, etwas seitwärts von der Gruppe, scheinbar in Gedanken versunken und unbeschäftigt, wahrscheinlich aber lauschend. Als d'Epinay den Namen des Grafen Monte-Christo nannte, schien er zu erschrecken, wandte sich kurz um, machte einige Schritte durch das Zimmer und kehrte dann wieder beruhigt auf seinen Platz zurück, wahrscheinlich, um den weiteren Verlauf der Unterhaltung zu hören.

— Ja, Morrel, richtig! Wo ist er? Was ist aus ihm geworden? Es war ein braver Junge! sagte Chateau-Renaud.

— Aber, mein Theurer, wenn man Diplomatie studirt, muß man doch auch etwas Politik kennen! sagte Debray lächelnd.

— Wieso? Was haben Morrel und meine Frage mit der Politik zu thun? fragte Chateau-Renaud.

— Nichts weiter, als daß sich Morrel bei der Affaire von Boulogne betheiligt hat und deshalb verhaftet ist, antwortete Debray.

— Wirklich? Ist er so thöricht gewesen? fragte der Diplomat. Aber es ist wahr, wenn ich mich recht erinnere, hatte er immer eine Faible für Napoleon. Wo hat er denn den Prinzen kennen gelernt? Lebte er in Paris?

— Morrel entschwand mir aus den Augen, sagte Beauchamp. Das letzte Mal sah ich ihn bei dem Leichenbegängniß jener Valentine, die er jetzt geheirathet hat.

— Wie, Valentine? rief d'Epinay erschrocken. War denn Valentine nicht todt? Was soll das heißen.

— Man sieht und hört, daß Sie nicht in Paris leben, sagte Debray. Freilich, Sie reisten damals fort. Ja, Valentine soll nur scheintodt gewesen sein und man sprach davon, der Graf Monte-Christo habe sie aus diesem Scheintode erweckt.

— Ein seltsamer Mensch, dieser Graf! sagte d'Epinay kopfschüttelnd. Wissen Sie, wo er ein Ende genommen, meine Herren?

— Nein, man hat nie wieder etwas von ihm gehört, sagte Beauchamp. Er ist verschwunden, wie er gekommen, ein Meteor, ein Phänomen. Schade; da er selbst eine so romantische Persönlichkeit war, so hatte ich die Absicht, ihn zu bitten, mir einige Feuilletons im Geschmack Alexandre Duma's zu schreiben. Er hatte gewiß Stoff genug.

— Pardon, meine Herren! sagte jetzt jener fünfte junge

Mann. Sie wollen wissen, wo der Graf Monte-Christo ein Ende genommen?

— Können Sie uns vielleicht eine Auskunft darüber geben, Herr von Loupert? fragte Chateau-Renaud.

— Vielleicht ja! erwiederte der Angeredete. Ich hörte davon, daß vor einiger Zeit ein Mann auf das Kapitol in Rom gestiegen, dort eine Rede an das Volk gehalten und dann in einer Flamme zum Himmel gestiegen sei. Ohne Zweifel war das der Graf von Monte-Christo.

— Ohne Zweifel! wiederholte Beauchamp, auf diesen Scherz eingehend. Und wahrscheinlich war das ein Selbstverbrennungsprozeß.

— Gewiß! erwiederte Herr von Loupert ironisch, da der ganze Graf aus lauter leuchtenden Eigenschaften zusammengesetzt war.

— Kannten Sie ihn denn, junger Rothschild? fragte Debray, der Sekretär.

— Ich sah ihn damals flüchtig in Paris, antwortete Loupert, in dem leichten Tone fortfahrend. Und ich begriff nicht, wie ein solcher Mensch Eindruck auf die aufgeklärten Pariser machen konnte.

— Es ist wahr, sagte Chateau-Renaud, wir sind wohl Alle damals düpirt worden.

— Ich glaube kaum, sagte d'Epinay etwas ernster. Der Graf war jedenfalls ein außerordentlicher Mann.

— Da stimme ich Ihnen bei, sagte Beauchamp. Denken Sie nur daran, wie er den alten Morcerf ruinirte. Denn ich lasse meinen Kopf zum Pfande, daß der Graf der Urheber jener Scene war, die im Pairshof gespielt wurde und die Morcerfs Tod zur Folge hatte. Und Albert, der es damals nicht wagte, sich mit ihm zu schießen. Es war eine merkwürdige Zeit. Erinnern Sie sich nur, meine Herren, an jene Katastrophen, die sich so rasch folgten: Der Tod Morcerfs, der Bankerott Danglars, der Ruin der Familie

Villefort! Und bei Allem sollte der Graf mehr oder weniger seine Hand im Spiele gehabt haben.

— Jedenfalls stehen einzelne Thatsachen fest, sagte jetzt auch Debray. Das Haus in den Champs Elisées zum Beispiel, das er damals bewohnte, steht noch. Er hat es Morrel geschenkt und Morrel wohnte dort eine Zeit lang.

— Und Morrel ist wirklich ein Gefangener? fragte d'Epinay. Er befindet sich aber nicht unter den öffentlich Angeklagten?

— Nein, man hat ihn nicht vor den Pairshof gestellt, erwiederte Beauchamp. Aber in der letzten Zeit soll seine Haft verschärft worden sein. Ich habe davon gehört, daß man nicht einmal seine Frau zu ihm läßt.

— Ich kann es bestätigen, sagte Debray. Ich habe die Eingaben gelesen, die seine Frau deshalb an den König und an den Minister richtete.

— Also Valentine nicht todt und Morrels Frau! sagte d'Epinay gedankenvoll.

— Sie interessiren sich noch immer für sie? fragte der Diplomat. Nun, seien Sie zufrieden, d'Epinay. Sie liebte damals jedenfalls schon ihren Kapitän. Sie würden niemals mit ihr glücklich gewesen sein.

— Es ist wahr, sagte der Vicomte. Villefort wurde wahnsinnig, wie ich gehört habe. Ist er gestorben?

Herr von Loupert schien die Antwort auf diese Frage begieriger zu erwarten, als der tiefsinnige Vicomte.

— Das weiß ich Ihnen nicht zu sagen, antwortete der Journalist. Er ist verschollen, ebenso, wie jener Mensch, sein Sohn, der Prinz Cavalcanti. Man hat von Beiden nichts weiter gehört.

— Wie? rief d'Epinay. Jener erbärmliche Verbrecher ist ohne Strafe ausgegangen? Es war ein entsprungener Sträfling, er hatte einen Menschen getödtet und die Gerechtigkeit hat ihn nicht zu strafen gewußt?

— Nun, ich kenne den Zusammenhang auch nicht ganz genau, nahm Debray das Wort. Aber so viel ich weiß, hat man ihm den Mord nicht beweisen können. Der Graf von Monte-Christo, der einzige Zeuge gegen ihn, war verschwunden.

— Nachdem er, wie man allen Grund zu glauben hatte, den Thäter angegeben, ergänzte Chateau-Renaud.

— Das sind verwickelte Geschichten, wie es scheint, sagte d'Epinay. Wer war denn die Mutter dieses Menschen?

Niemand antwortete. Debray wandte sich ein wenig ab, und Beauchamp legte den Finger auf den Mund, wahrscheinlich, um dem Vicomte ein Zeichen zu geben; d'Epinay verstand ihn.

— Also der Name Villeforts hat hingereicht, um den Verbrecher entfliehen zu lassen? fragte er dann.

— Es scheint so, obgleich es sich wohl schwerlich mit Bestimmtheit behaupten läßt, erwiederte Beauchamp. Nur das Eine steht fest, daß der falsche Prinz Cavalcanti, der frühere Galeerensträfling Benedetto, ohne Strafe geblieben, und, wie es scheint, sogar entwischt ist. Es ist möglich, daß die Beweise mangelten.

— Immerhin! sagte Franz d'Epinay mit einem Seufzer. Mich interessirte vor allen Dingen nur Morcerfs Schicksal. Die Familie scheint ganz ausgestorben, vom Erdboden vertilgt zu sein! Ein räthselhaftes Schicksal!

Er sah sinnend vor sich hin. Auch die Anderen waren in Nachdenken versunken. Nur ein Gesicht hatte seine eisige Kälte bewahrt — das des Herrn von Loupert. Er beobachtete die Mienen der Anderen. Und doch hätten Aller Blicke auf ihn gerichtet sein sollen. Denn er war jener Mörder, jener Prinz Cavalcanti, jener Benedetto! — —

Am anderen Tisch fing man jetzt wieder an zu spielen. Die jungen Leute gingen dorthin und nahmen an dem Spiel

Theil. Nur der Vicomte und der Journalist blieben auf ihrem Platze und betrachteten die Anderen.

— Wer ist dieser Baron Loupert? fragte d'Epinay. Ich habe früher nie etwas von ihm gehört.

— Ich eben so wenig, antwortete Beauchamp. Vor ungefähr einem Jahre traf ich ihn zum ersten Mal in einigen Kreisen. Wie ich hörte, ist er ein Adliger aus der Provinz, der hier sein Vermögen bis auf eine kleine Summe verschwendet hat. Mit diesem Rest ist er an die Börse gegangen und hat dort sein Glück versucht. Es ist ihm nicht ungünstig gewesen. Seine Verhältnisse scheinen gut zu sein. Im Uebrigen ist er ein ziemlich fader Kerl, ein langweiliger Schwätzer.

— Also ein Industrieritter, sagte d'Epinay. Er trägt eine Perrücke, obgleich er noch ziemlich jung aussieht.

— Wirklich, Sie haben Recht, ich habe noch nicht darauf geachtet! rief Beauchamp halblaut. Dieses schöne schwarze Haar ist nicht ächt. Es kontrastirt auch zu scharf mit seinem röthlichen Teint. Sehen Sie nur jenen Mexikaner an. Dessen Haar ist gewiß ächt. Und was für Locken! Und welcher Teint! Das ist südliches Blut.

— Ein schöner junger Mann, wirklich! sagte d'Epinay. Wer ist das? Er spricht geläufig, aber mit einem fremden Accent.

— Ich sagte Ihnen ja, es ist ein Mexikaner, aus Kalifornien. Er heißt Don Lotario de Toledo und reist jetzt, entweder um sein Geld loszuwerden, oder um sich auszubilden. Im Grunde ist es dasselbe. Er kam vor ungefähr einem Vierteljahr hierher und fand sogleich Eingang in die besten Familien. Er ist ein liebenswürdiger, naiver Mensch, dem man es bei den ersten Worten anhört, daß er zum ersten Male in Paris ist. Aber das gefällt hier. Er hat enormes Glück bei den Frauenzimmern. Auch muß er Geld haben, denn dieser Loupert hat sich an ihn herangemacht.

— Um so schlimmer! Aber was hilft es, Jeder muß lernen! sagte d'Epinay. Aber kommen Sie, Beauchamp, es ist langweilig hier.

— Ich habe Chateau-Renaud versprochen, ihn zu begleiten, erwiederte der Journalist. Ich muß Wort halten.

— Dann gehe ich allein, sagte d'Epinay. Ich langweile mich überhaupt in Paris.

— Weil Sie mit nichts zufrieden sind, weil Sie Ideale in Ihrer Brust tragen, die nicht verwirklicht werden können! warf Beauchamp ein. Gehen Sie, Sie sind ein Schwärmer. Jung, reich und schon so blasirt. Man würde Sie für einen Engländer halten. Gehen Sie zum Grafen Monte-Christo, das ist ein Mann für Sie.

— Wenn ich wüßte, wo er wäre — ich thäte es vielleicht! antwortete der Vicomte mit einem Lächeln. Es ist wahr, es gefällt mir nirgends so recht. Ich werde nach Deutschland gehen. Vielleicht ist das ein Land für mich.

— Schon wieder reisen? rief der Journalist. Nun, Gott befohlen! Warum treten Sie nicht als Courier in das auswärtige Ministerium? Da schickt man Sie in alle Welt. Tauschen Sie mit Chateau-Renaud.

Die beiden Freunde drückten sich die Hand. d'Epinay ging und Beauchamp trat an den Spieltisch.

Das Spiel war lebhaft geworden. Es standen hohe Summen. Don Lotario hatte Glück, das Geld floß ihm zu. Loupert verlor und blickte mit geheimem Neide auf den jungen Spanier. Er lieh Geld von ihm, das ihm Don Lotario mit der größten Bereitwilligkeit gab. Auch das verlor er. Jetzt wich auch Lotario's Stern und nach einer Viertelstunde saßen die Beiden mit leeren Händen und leeren Taschen vor der Bank. Chateau-Renaud und Debray waren die Gewinner gewesen.

Die Gesellschaft stand im Begriff, das Palais Royal zu verlassen. Loupert sah mißmüthig und verstimmt vor sich

hin, während Don Lotario sich nicht sehr um seinen Verlust zu kümmern schien, der übrigens nicht groß gewesen war.

— Parbleu, meine Herren, wissen Sie, daß ich keinen Heller im Vermögen habe? rief Loupert jetzt mit einem gezwungenen Lachen.

— Ah bah, Sie scherzen! Ein Mann wie Sie, der täglich mit Tausenden an der Börse spielt! warf Chateau-Renaud lachend ein.

— Nein, nein, im Ernst, erwiederte der Baron. Leihen Sie mir zehntausend Francs bis morgen Abend, Graf!

Ueber das feine, ächt aristokratische Gesicht des Grafen flog ein leichtes, verächtliches Lächeln, und er zuckte die Achseln.

— Verzeihen Sie mir, sagte er verbindlich, aber mit unverkennbarem Spott, ich verleihe nie Geld von dem, was ich gewonnen. Schon mein Vater, mein Großvater und meine Ahnen thaten das nie. Es ist eine Tradition. Man soll es am nächsten Abend verlieren.

— Eine sehr achtbare Tradition! rief Beauchamp lachend. Ich werde darin der Ahne meiner Kinder und Kindeskinder sein.

— Dann helfen Sie mir aus der Verlegenheit, Herr Sekretär! wandte sich Loupert an Debray.

— Pardon! erwiederte dieser eben so verbindlich, wie Chateau-Renaud, ich stehe Ihnen ein ander Mal gern zu Diensten. Heut aber bin ich sehr zufrieden, meinen kleinen Schatz nach Hause zu tragen. Ich muß morgen eine Differenz an der Börse bezahlen. Hoffentlich giebt es deshalb keine Differenz zwischen uns Beiden. Dafür ist die Summe doch zu gering.

Es lag ein offenbarer Spott auch in dieser Ablehnung. Loupert schien ihn zu ahnen und biß sich auf die Lippen. Dann warf er einen Blick auf Lotario, aber er glaubte wahrscheinlich, daß ihm dieser sicher sei und schwieg.

Die jungen Leute verließen nun gruppenweis das Zimmer. Debray, Chateau-Renaud und Beauchamp gingen zusammen.

— Es ist das letzte Mal, daß dieser Loupert hier gewesen, sagte der Graf. Ich halte nichts von ihm.

— Das ist auch meine Meinung! bestätigte Debray. Und dieser Don Lotario?

— Das ist ein ehrlicher und prächtiger Junge! sagte Beauchamp. Wir müssen ihn vor Loupert warnen. Was kann er dafür, daß sich der Mensch an ihn herangemacht. Er ist fremd, ein Neuling in Paris, Loupert wird ihn ruiniren!

— Hatte nicht Don Lotario auch eine Empfehlung an den Abbé Laguidais? fragte Chateau-Renaud.

— Wohl, das ist sogar seine Hauptempfehlung, erwiederte Beauchamp. Deshalb kann man eben für ihn bürgen. Ich habe noch nie gehört, daß der Abbé Laguidais einen verdächtigen Menschen protegirt hätte.

— Das ist wahr, sagte Debray. Und wie ich höre, besucht der Spanier den Abbé häufig. Wir wollen es dem Abbé sagen, daß er ihn vor Loupert und ähnlichen Leuten warnt. Er kann darüber zu Grunde-gehen.

Während dessen gingen die beiden jungen Männer, um die sich diese Unterhaltung drehte, schweigend neben einander nach dem linken Seine-Ufer, auf dem sich Don Lotario's Wohnung befand. Mitternacht war vorüber. Die Straßen waren schon ziemlich leer und wurden mit jeder Minute einsamer. Don Lotario pfiff eine Melodie und rauchte seine Cigarre. Loupert ging düster und mit gesenktem Kopfe neben ihm. Seine Hände waren geballt.

— Lotario, unterbrach er das Schweigen, Sie müssen mir bis morgen Abend zehntausend Francs leihen.

— Ich glaube, ich werde es wirklich nicht können, antwortete der Spanier offenherzig und gutmüthig.

— Zum Teufel, auch Sie machen Ausflüchte! rief der Baron aufbrausend. Sie müssen es, ich kann Ihnen nicht helfen.

— Aber, liebster Freund, lassen Sie mich erst überlegen, ob ich es kann! erwiederte der Spanier etwas gereizt. Ich habe heute das Geld verloren, das bis zu Ende dieses Monats reichen sollte. Zu Hause habe ich noch ungefähr viertausend Francs. Die sollen für meinen Aufenthalt in Paris hinreichen. Ich mag nicht noch einmal zu meinem Banquier gehen. Ohnehin habe ich in Paris schon weit mehr Geld ausgegeben, als ich wollte. Ich müßte meinen Entschlüssen Ihretwegen untreu werden und abermals Geld fordern. Und offen gestanden, das wird mir schwer.

— Gut! Ich will Sie nicht weiter darum bitten. Wir sind geschiedene Leute. Gute Nacht, Don Lotario!

Aber der wegwerfende Ton, in dem Loupert dies sprach, verfehlte dieses Mal seine Wirkung, so gut, wie die paar Schritte, die er machte, um sich von ihm zu entfernen. Don Lotario's Stolz erwachte.

— Herr Baron, rief er, wenn Sie deshalb meine Bekanntschaft aufgeben wollen, so wird es mir nur lieb sein und ich freue mich, Sie von dieser Seite kennen gelernt zu haben. Bon soir! —

Loupert schien etwas entgegnen zu wollen. Da der Spanier aber bereits seinen Weg fortsetzte, so machte auch er einige Schritte in der entgegengesetzten Richtung. Dann stand er still.

— Verflucht! murmelte er vor sich hin. Ich bin ohne einen Heller Geld. Ich könnte diesen hochnasigen Spanier schröpfen, aber dazu ist es noch immer Zeit. Ei was! Ich muß es wagen. Einmal muß ich es doch thun. Und ich brauche jetzt Geld, viel Geld. Nur sie kann mir das geben. Muth!

Er ging entschlossen weiter durch die Straßen auf dem

rechten Seine-Ufer und stand endlich auf dem Boulevard des Italiens still. Er blickte nach den Fenstern eines schönen Hauses empor. Sie waren noch erleuchtet. Es mußte dort Gesellschaft sein.

Loupert ging langsam auf dem Boulevard auf und ab, von Zeit zu Zeit nach jenen Fenstern hinüberblickend. Er sah einige Wagen vorfahren und dann den Boulevard hinabrollen. In einem Zimmer — es schien der größte Salon zu sein — wurde es dunkel!

Jetzt näherte sich der Baron dem Hause und trat in die große Vorhalle. Der letzte Wagen rollte fort. Loupert verschwand im Dunkel des Hauses.

Therese.

Unterdessen ging der junge Spanier ruhig weiter. Viel war ihm an Loupert nicht gelegen, und die Behandlung, die derselbe heut Abend von Debray und Chateau-Renaud erfahren, war Don Lotario aufgefallen und hatte ihn stutzig gemacht. Er fühlte mit feinem Takte, daß man dem Baron Loupert mißtraue, und das war auch ein Grund für ihn, vorsichtig zu sein.

Die Nacht war schön, trotzdem der Herbst bereits angefangen. Don Lotario näherte sich der Seine und betrat den Pont neuf, jene berühmte Brücke, die als Hauptpassage zwischen den beiden Ufern dient, und die fast Jeder täglich überschreitet — so daß man sagt, wenn man einen Bekannten treffen wolle, brauche man nur zu verschiedenen Tageszeiten über den Pont neuf zu gehen. Dort ist auch die Hauptstation der geheimen Polizeidiener, und wenn sie vier Tage lang vergeblich dort auf Jemand gewartet, so versichern sie, er sei nicht in Paris.

Die Brücke war auch jetzt nicht ganz leer. Einzelne Fußgänger eilten über dieselbe hinweg. Aber Keiner achtete auf den Anderen, denn Jeder war bemüht, seine Wohnung zu erreichen. Auch war es ziemlich dunkel auf der Brücke.

Als Don Lotario in die Nähe des Denkmals gekommen war, das sich mitten auf der Brücke befindet, glitt ihm sein Stock aus der Hand und er bückte sich, ihn aufzuheben. Dabei bemerkte er eine Gestalt, die an dem Geländer stand, das die Brücke auf der Seite des Denkmals begrenzt. Es war eine Frau.

Bis jetzt hatte Don Lotario noch kein Abenteuer in Paris bestanden, das von großem Interesse gewesen wäre. Er hatte zwar Abenteuer gesucht, sie aber nie gefunden. Und dennoch dürstete er nach etwas Außerordentlichem, wie jeder junge Mann, der die Riesenstadt zum ersten Male betritt. Diese einzelne weibliche Gestalt, die regungslos an dem Geländer der Brücke lehnte, fiel ihm auf. Vielleicht war das eine Gelegenheit, etwas zu erfahren, was nicht in das Reich des Alltäglichen gehörte.

Er überlegte nicht lange, sondern näherte sich leise dem Geländer und legte sich, einige Schritte von der Unbekannten entfernt, über dasselbe, um das Wasser zu betrachten. Nebenbei aber warf er scharfe und forschende Blicke auf seine Nachbarin, die seine Gegenwart bis jetzt nicht im Geringsten zu bemerken schien.

Alles war ruhig und einsam. Kaum plätscherte die Seine an den massiven Pfeilern der Brücke. Am Himmel stand die schmale Mondsichel, und von den beiden Ufern der Seine glänzten die Gaslaternen herüber und spiegelten sich in dem Wasser. Ein leichter Luftzug wehte über die Brücke und zuweilen erdröhnte sie unter dem Rollen eines Wagens.

Don Lotario schien immer noch nicht bemerkt worden zu sein, und bis jetzt war ihm auch nichts daran gelegen. Er wollte zuerst beobachten. Wenn er ein Abenteuer mit

einer Dame suchte, so war es gewiß nur mit einer schönen Dame. Die Häßlichkeit würde den jungen Mann wahrscheinlich kalt gelassen haben, sie hätte ihm denn in einer rührenden und ergreifenden Gestalt entgegentreten müssen.

Was der junge Mann bis jetzt sah, ließ ihn übrigens noch im Zweifel. Ihr Gesicht war ihm fast ganz durch den Rand des Hutes verborgen, den die Damen damals größer trugen, als jetzt. Er musterte also ihre Toilette.

Sie war einfach, aber — so viel Kenntniß hatte Don Lotario schon erlangt — nach dem neuesten Geschmack, und wenn er sich nicht täuschte, so verhüllte der leichte seidene Mantel eine anmuthige Figur. Die Dame war nicht groß. Um so besser für Don Lotario, der in ihr eine jener zarten und graziösen Erscheinungen vermuthete, die er so sehr liebte, deren Heimath Spanien ist und die man also auch in Mexiko findet.

Die Dame hatte einen ihrer Arme auf das Geländer gelegt und sich so weit vornüber gebeugt, daß sie das Wasser deutlich sehen konnte. Jetzt machte sie eine kaum bemerkbare Wendung nach Don Lotario zu, ohne ihn jedoch zu bemerken, und der Spanier konnte jetzt einen Theil ihres Gesichts unterscheiden.

Es bestätigte die Erwartungen, die er heimlich gehegt, hatte. So weit es der ungewisse und schwankende Schein der fernen Lichter zuließ, bemerkte er ein feines, blasses Gesicht, schönes, glatt gescheiteltes Haar, eine niedrige aber angenehme Stirn, eine kleine, wohlgeformte Nase und einen feinen, fest geschlossenen Mund. Das ganze Gesicht machte mehr den Eindruck von etwas Fesselndem und Interessantem, als auffallend Schönem. Es war aber gerade ein Gesicht, wie es Don Lotario liebte. Wie schelmisch und einladend mußte dieser Mund lächeln können, der jetzt so energisch und beinahe zornig geschlossen war! Wie lebhaft mußten diese Augen blitzen, wenn sie sich öffneten!

Je länger Don Lotario sie beobachtete, um so deutlicher erkannte er den düsteren, verschlossenen und finsteren Ausdruck, der jetzt auf diesem Gesichte lagerte. Das Interesse des Spaniers wuchs. Ihrer Toilette, ihrer äußeren Erscheinung nach war das eine Dame aus den feineren Ständen. Weshalb stand sie hier um diese außergewöhnliche Zeit und starrte regungslos in das schwarze, unheimliche Wasser? Welche Gedanken durchzogen diese Seele, deren finstere Entschlossenheit sich auf diesem Gesichte wiederzuspiegeln schien? Was war das für ein Wesen, das es wagen durfte, um diese Zeit allein in Paris auf der Straße zu sein, und das diese Freiheit dazu benutzte, ein stummes, aber wahrscheinlich sehr bedeutsames und düsteres Zwiegespräch mit den Wellen der Seine zu halten?

Don Lotario wollte das Schweigen brechen. Aber auf welche Weise? Er fühlte, daß er sich neben einem Wesen befand, das von ungewöhnlicher Natur war. Es gab tausend Mittel und Wege, sie anzureden. Wenn er aber den rechten nicht fand, so war sein Plan gescheitert. Denn Don Lotario — das wußte er selbst — gehörte zu jenen Männern, die nicht den Muth oder vielmehr die Unverschämtheit haben, nach einer Zurückweisung einen neuen Versuch zu wagen.

Eine Zeit lang hoffte der junge Spanier, daß der Zufall ihm günstig sein werde. Aber er hoffte vergebens. Seine Nachbarin verharrte stumm und unbeweglich in ihrer Stellung. Ihr Auge blieb auf die Wellen geheftet und ihr Mund blieb eben so fest geschlossen, wie früher. Sie schien keine Ahnung zu haben, daß Jemand sie beobachtete.

Don Lotario mußte ein Zeichen geben, daß er da sei. Er mußte abwarten, was dann geschah. Er ließ seinen Stock auf die Erde fallen, dieses Mal absichtlich, und hob ihn schnell wieder auf. Dabei behielt er die Dame im Auge.

Sie sah sich flüchtig um, ohne zu erschrecken. Sie hatte also gewußt, daß er sich neben ihr befand.

— Verzeihung, Madame, sagte Don Lotario, ich habe Sie gestört.

Keine Antwort. Die Dame nahm ihre frühere Stellung wieder ein, als ob sie die Anrede gar nicht gehört, oder nicht bemerkt habe, daß dieselbe an sie gerichtet sei.

Don Lotario biß sich auf die Lippen und war einen Augenblick Willens, fortzugehen. Dann aber überlegte er, daß es eine Thorheit sei, ein Abenteuer aufzugeben, dem er bereits so lange Zeit gewidmet. Keine Antwort war am Ende auch eine Antwort, vielleicht die Aufforderung zum Weitersprechen. Freilich hatte das nicht in der Bewegung der Dame gelegen.

— Wir sind vielleicht Kunstgenossen, fuhr er fort. Vielleicht studiren Sie ebenso wie ich die Lichtreflexe im Wasser. Man hat hier eine sehr schöne Gelegenheit dazu und ist vor allen Dingen ungestört.

— Sie studiren die Lichtreflexe? fragte die Dame in einem Tone, dem man den Spott anhörte.

— Ja wohl, antwortete Don Lotario, sehr erfreut über dieses Entgegenkommen. Sehen Sie, wie schön diese Laternenreihe sich im Wasser spiegelt, und wie der Schein dort unten sich so matt leuchtend vereinigt.

— In der That, es ist ganz hübsch, sagte die Dame mit ihrer wohllautenden Stimme. Haben Sie die Absicht, Paris von diesem Standpunkte aus zu malen? Das müßte ein ganz eigenes Bild werden.

Don Lotario konnte sich nicht enthalten, zu lachen, um so mehr, da der Spott zu deutlich aus den Worten der Dame hervorleuchtete. Die Unterredung war im Gange, sein Zweck war erreicht.

— Es thut mir leid, daß Sie keine Kunstgenossin sind, sagte er. Ich glaubte es, weil ich so auf die einfachste

Weise eine Erklärung dafür fand, eine junge Dame um diese Zeit und an diesem Ort zu treffen.

— Ihre Vermuthungen sind kühn, sagte die Dame, immer noch ironisch. Es möchte allerdings wohl schwerlich einen anderen Grund geben, der eine junge Dame hierherführen könnte. Nein, ich bin keine Malerin. Ich studirte nicht den Wiederschein der Gasflammen im Wasser. Es machte mir nur Vergnügen, den Widerschien zu beobachten, den meine eigene Seele auf diese dunklen Wellen wirft.

— Verzeihen Sie, Madame, sagte Lotario, der durch Scherz am weitesten zu kommen hoffte, ich bemerke nichts von diesem Wiederschein, obgleich ich nicht daran zweifele, daß Ihre Seele eine leuchtende Flamme ist.

— Sie irren, sagte die Dame ruhig. Meine Seele ist noch dunkler, als die Wellen unter uns, so dunkel, daß sie selbst diese schwarzen Wellen noch verdüstert, sehen Sie nur hinab!

Unwillkürlich beugte sich Don Lotario über das Geländer. Die Dame that dasselbe. In der That sah der Spanier deutlich die beiden Schatten sich unten auf dem dunklen, beweglichen Grunde malen.

— Madame, sagte er, das sind wahrhafte Nachtgedanken. Demnach müßte ich Sie für eine Dichterin halten.

— Sie thun mir zu viel Ehre an, erwiederte die Unbekannte. Obgleich es vielleicht in mancher Brust, die sich nie durch ein Wort oder einen Buchstaben erschließt, mehr Poesie giebt, als in der Seele mancher Dichterin.

— Aber Frauen pflegen sonst heitere Gedanken zu haben, erwiederte Don Lotario.

— Weshalb? fragte die Dame lebhaft und scharf. Wahrscheinlich, weil sie so glückliche Geschöpfe sind? Gehören Sie auch zu denen, die den Männern allen Kummer, alle Sorge, alles Schwere aufbürden, und in den Frauen nur jene glücklichen, harmlosen Geschöpfe sehen, die wie Schmetterlinge durch die Welt flattern?

Das war so bitter gesagt, daß Don Lotario beinahe erschrak. Die Dame hatte sich ihm dabei ganz zugewendet und er erkannte jetzt ihr leuchtendes Auge, ihre entschlossenen und düsteren Züge. Der junge Mann wußte jetzt, daß er es mit einem Wesen zu thun hatte, dessen Herz durch irgend ein Unglück getroffen, von irgend einem Schlage erschüttert war. Oder wollte man ihn täuschen? In Paris nimmt die Verführung die verschiedenartigsten Formen an.

— Sie haben Recht, sagte er. Ich bestreite den Frauen nicht, daß auch sie ihren Antheil an den Sorgen der Erde haben. Meine Aeußerung bezog sich nur auf junge Gemüther. Sie kennen selten den Kummer.

— Mancher Mensch wird alt und stirbt, ohne zu wissen, was Sorge und Kummer ist, sagte die Dame. Und manchen Anderen treffen die herbsten, schwersten und bittersten Schläge, oft bevor er noch angefangen zu denken, zu leben. Nach dem Warum und Weshalb dürfen wir nicht fragen. Unser Geschick will es so.

— Ja wohl, sagte Don Lotario und dachte an Donna Rosalba. Aber das ist nun einmal nicht anders in der Welt.

— So sagt man gewöhnlich und damit soll man sich trösten, erwiederte die Dame bitter. Mag es sein! Wenn man nur wenigstens ein Mann wäre! Die Männer können arbeiten, kämpfen und sich rächen. Aber wir Frauen können nichts. Wir müssen hinnehmen, was die Welt und was die Männer uns bieten. Glücklich sind nur die Frauen, die nicht wissen, wie vernachlässigt sie von der Vorsehung sind, die das Leben hinnehmen, wie es ist, und aus den wenigen Blüthen, die sich ihnen öffnen, ein klein wenig Honig für sich zu saugen wissen. Aber wehe dem Weibe, das über seinen Zustand nachdenkt. Ich sage Ihnen, mein Herr, es giebt kein elenderes Geschöpf, als ein denkendes Weib!

Don Lotario hatte sich bis dahin wenig Skrupel über

die gesellschaftliche Stellung der Frauen gemacht. Wie hätte er auch in der Einsamkeit seiner kalifornischen Hacienda und bei seinem Eintritt in die Herrlichkeiten des Lebens Gelegenheit dazu gehabt! Jetzt erschütterte ihn nur der herbe, scharfe Ton, in welchem die Dame jene Worte sprach. Er hatte noch nie eine Frau so sprechen hören.

— Und Sie sind hierhergekommen, um sich ungestört diesen Nachtgedanken zu überlassen? fragte er.

— Vielleicht ja, antwortete sie. Aber es ist ein großer Mangel auf dieser Erde, daß man nicht einmal ungestört denken kann.

— Wenn das ein Vorwurf für mich sein soll, so nehme ich ihn ruhig hin, sagte Don Lotario. Ich rechne es mir sogar als einen Verdienst an, eine junge und schöne Dame diesen traurigen Gedanken entrissen zu haben.

— Auf diese Weise müßte ich Ihnen danken? Nun es sei! erwiederte die Unbekannte. Uebrigens waren meine Gedanken nicht so traurig. Es waren mehr philosophische Betrachtungen. Ich blickte auf das schwarze, kalte, murmelnde Wasser. Ich sah, wie der Wiederschein des Lichtes auf den kleinen Wellen spielte. Ich dachte mir, wie in diesem Augenblicke vielleicht ein menschlicher Körper, stumm und kalt, da unten läge und langsam fortrollte, wie die hier oben nichts davon wüßten, wie man ihn nie, oder spät erst finden würde. Ich malte mir aus, wie wenig man sich um diese Leiche kümmern, wie man einige Nachforschungen anstellen und sie zuletzt in die Erde scharren würde, ohne daß Jemand sie betrauerte. Vier Wochen später würde Niemand mehr gewußt haben, daß so ein Wesen auf der Welt existirte. Nicht wahr, das ist ziemlich trübe, aber doch nur für uns, die wir noch leben, fühlen und denken! Wenn man erst einmal da unten liegt — dann muß Einem ganz wohl sein. Die ganze Seine drückt nicht so schwer, als ein krankes, unruhiges Herz.

— Und daran dachten Sie? rief Don Lotario erschreckt und verwirrt.

— Ja, warum nicht? erwiederte die Dame beinahe scherzend. Ihnen sind solche Gedanken wohl niemals gekommen?

— Nur einmal, aber nicht in so gräßlicher Gestalt, sagte Don Lotario. Damals, als mich meine Geliebte verließ.

— Also Sie sind einmal von einer Geliebten verlassen worden? fragte die Dame und ihre Stimme klang eigenthümlich, beinahe triumphirend. Das geschieht eigentlich selten, nicht gerade hier in Paris, aber doch überhaupt. Gewöhnlich sind es die Männer, die ihre Geliebten verlassen. Wir armen Frauen sind gewöhnlich froh, wenn ein Mann bei uns bleibt.

Wäre Don Lotario in diesem Augenblicke weniger mit seinen Gedanken an die Vergangenheit beschäftigt gewesen, so würden ihm diese Worte vielleicht das Geheimniß der Unbekannten enthüllt haben. Aber er dachte nur an Donna Rosalba und an die bittere Kränkung, die sie ihm angethan.

— Ich hätte Grund genug, die Frauen zu hassen, sagte er, und es schmeichelte seiner jugendlichen Eitelkeit, ein solches Geheimniß enthüllen zu können. Ich bin neugierig, ob Sie meine frühere Geliebte wegen ihres Schrittes rechtfertigen würden, wenn ich Ihnen meine Geschichte erzählte.

— Ich würde allerdings vorher die Thatsachen kennen müssen, antwortete die Dame mit sichtlicher Neugierde.

Weiter wollte Don Lotario nichts. Wie alle jungen Männer glaubte er, daß die so einfache und natürliche Geschichte seiner ersten Liebe ihn in den Augen einer anderen Frau interessant machen müsse. Er erzählte also das Unglück, das ihn getroffen, und die Art und Weise, wie Donna Rosalba dasselbe aufgenommen. Des Lord Hope that er nur beiläufig Erwähnung, da er seine Erzählung nicht zu lang ausdehnen wollte. Die Dame hörte ihm ruhig zu.

— Mein Herr, sagte sie dann, Ihre Donna Rosalba war ein Frauenzimmer vom gewöhnlichsten Schlage, und erst jetzt, da ich weiß, wie jung Sie sind und wie wenig Sie die Welt kannten, begreife ich, daß Sie sich von einem solchen Mädchen täuschen lassen konnten. Donna Rosalba hat Sie nie geliebt, sie hat Sie belogen. Noch können Sie also kein Urtheil über die Frauen fällen, und Sie sollten Ihrem Geschicke dankbar sein, das Sie vor einer langweiligen Ehe und vor der Rolle eines Sklaven bewahrte. Nur dann könnten Sie klagen, wenn sie wüßten, wahrhaft geliebt worden zu sein, und wenn Ihre Geliebte Sie den Rücksichten der Welt aufgeopfert hätte.

— Es giebt keine solcher Rücksichten bei einer wahren Liebe, sagte Don Lotario.

— Das glauben Sie jetzt vielleicht, und vielleicht haben Sie auch Recht, erwiederte die Dame. Ich meinerseits erkenne solche Rücksichten an, obgleich ich das Opfer derselben geworden bin. Doch, mein Herr, meine Zeit ist um. Meine philosophischen Betrachtungen sind zu Ende. Ich bin Ihnen dankbar dafür, daß Sie mich an das gewöhnliche Leben erinnert haben, und finde, daß es Zeit ist, nach Hause zurückzukehren. Adieu, mein Herr!

— Ich hoffe, Sie werden mir erlauben, Sie zu begleiten, sagte Don Lotario. Wo wohnen Sie?

— In Marais, Rue du Grand-Chantier, antwortete die Dame. Ich nehme Ihre Begleitung an, obgleich ich mich nicht im mindesten fürchte, allein zu gehen — wie Sie sich denken können, da Sie mich hier gefunden.

— Sie wohnen Rue du Grand-Chantier? fragte Don Lotario. Dort wohnt ein sehr berühmter Herr, mit dem ich hier bekannt gemacht worden bin und den ich sehr häufig, fast täglich besuche.

— Jetzt, da ich Sie genauer sehe, ist es mir auch, als hätte ich Sie vor meinem Fenster vorübergehen sehen, sagte

die Dame. Wer ist jener Herr? Der berühmteste Mann, der in der Straße wohnt, ist der Abbé Laguidais.

— Es ist der, den ich meine, sagte Don Lotario. Kennen Sie ihn vielleicht?

— Ein wenig, antwortete die Dame. Doch kommen Sie jetzt. Und wo wohnen Sie? Ich hoffe, daß ich Sie nicht zu weit von Ihrer Wohnung entferne? Ich kann sonst wirklich sehr gut allein gehen.

— Ich wohne in der Nähe des Palais de Luxembourg, antwortete Don Lotario. Doch das ist Nebensache. Es ist für mich noch früh und der Weg ist nicht weit. Darf ich Ihnen meinen Arm anbieten?

— Ich nehme ihn an, sagte die Dame und legte ruhig und mit dem feinsten Anstande ihren Arm in den seinigen.

Sie gingen über die Brücke, nach dem rechten Seine-Ufer. Es war jetzt ganz einsam auf der Straße.

— Sie sind also kein Maler, wie Sie mir Anfangs sagten? fragte die Dame.

— Nein, antwortete Don Lotario, und ich hoffe, Sie sind mir nicht böse wegen dieser kleinen und unschuldigen Erfindung.

— Sie nennen es eine Erfindung, sagte die Dame. Ich könnte es mit demselben Recht eine Lüge nennen. Aber die Männer machen sich kein Gewissen daraus, die Frauen zu belügen.

— Mein Gott, Sie dürfen das nicht so streng nehmen! rief der junge Mann. Es würde uns oft an jeder Gelegenheit fehlen, die Bekanntschaft einer Dame zu machen, wenn wir nicht eine solche kleine Erfindung bei der Hand hätten.

— Ich nehme es auch nicht so genau, sagte die Dame ruhig und gleichgültig. Obgleich man vielleicht sagen könnte, daß Bekanntschaften, die mit einer Lüge anfangen, auch mit einer Lüge endigen müssen.

— Wie hart Sie sind! sagte der Spanier. Ich hoffe, mit unserer Bekanntschaft wird dies nicht der Fall sein.

— Sie glauben also, wir werden überhaupt bekannt werden? fragte die Dame.

— Wenn es von mir und meinen Wünschen abhängt, dann gewiß, antwortete Don Lotario. Das scheint mir auch sehr leicht, da Sie mir gesagt haben, daß Sie mit dem Abbé Laguidais bekannt sind. Ich werde den Abbé bitten, mich Ihnen vorzustellen. Freilich ist es vorher nöthig, daß ich ihm den Namen der Dame sage.

— Mein Name ist Therese, ein anderer ist für Sie nicht nöthig, sagte die Dame. Außerdem ist es überflüssig, den Abbé Laguidais deshalb zu bemühen. Ich bin freie Herrin über mich selbst, ich wohne allein, ich kann Bekanntschaften machen, wo und mit wem ich will. Es hängt von Ihnen ab, ob Sie mich besuchen wollen oder nicht.

Don Lotario war aufs Höchste überrascht. Sollte er sich dennoch getäuscht haben? War es eine jener „unabhängigen" Damen, die man, wenn auch nicht in der Nacht, doch bei Tage und des Abends zahlreich genug in Paris findet? Oder war es eine Frau, eine Wittwe, die sich wirklich unabhängig nennen konnte? Aber nein. Die Worte der Dame hatten nicht einladend geklungen. Sie waren im Gegentheil eher abstoßend gewesen. Sie hatten so kalt, so gleichgültig geklungen. Oder war auch das nur ein Schein? Sollte das den jungen Mann um so mehr reizen? Wollte sie sich interessant machen?

Aber sie war mit dem Abbé bekannt! Der Abbé mußte dieses Räthsel lösen.

— Dann werde ich mir in den nächsten Tagen die Freiheit nehmen, sagte Don Lotario. Um welche Zeit —

— Das kann ich Ihnen nicht genau bestimmen, sagte die Dame ruhig. Ich binde mich nicht an bestimmte Stunden, wie die großen Damen. Ich gehe aus, wenn ich Lust

habe. Es hängt also von Ihnen ab, eine glückliche Stunde zu treffen. Unter welchem Namen wird man Sie mir melden?

— Ich heiße Lotario de Toledo, antwortete der junge Mann. Und Sie werden mich empfangen? Sie geben mir Ihr Versprechen nicht als ein bloßes Versprechen, um augenblicklich mein Verlangen zu befriedigen?

— Pfui, wie schlecht müssen die Männer sein, daß sie hinter jedem Wort eine Lüge wittern! rief die Dame.

— Und wenn es wäre? Wir werden oft von den Frauen getäuscht! sagte Don Lotario.

— Das ist wahr! ich hatte es vergessen! sagte die Dame. Doch hier ist meine Wohnuug. Adieu, mein Herr!

Sie zog ihren Arm aus dem seinigen und klingelte. Die Thür öffnete sich und sie verschwand.

Don Lotario stand vor dem Hause still und überlegte. Dieses Abenteuer war doch ein ganz anderes gewesen, als er vermuthet hatte. Seltsam war es auf jeden Fall, seltsam wie diese Dame. Wie kalt, wie unwillig beinahe hatte jedes ihrer Worte geklungen. Wie gleichgültig war ihr ganzes Benehmen gewesen! Nur als sie ihre düsteren Gedanken über den Tod aussprach, hatte ihre Stimme etwas bewegter geklungen, und ihre düsteren Anschauungen schienen das einzige Wahre zu sein, das er aus ihrem Munde vernommen.

Er betrachtete das Haus. Es war groß und stattlich, eines der schönsten in der Straße. Es schien von wohlhabenden Leuten bewohnt zu sein. Nur langsam ging er weiter. Er war begierig, diese Bekanntschaft fortzusetzen, etwas über diese Dame zu erfahren. Er mußte morgen den Abbé Laguidais fragen. Aber sollte er diesen wirklich ins Geheimniß ziehen? Die Dame hatte es abgelehnt, durch den Abbé die Bekanntschaft des jungen Mannes fortzusetzen. Lag darin nicht ein Fingerzeig? Doch nein. Lotario war entschlossen, den Abbé zu Rathe zu ziehen, der ihm ja über-

haupt als Rathgeber und väterlicher Freund anempfohlen worden.

— Das wäre also wirklich ein Abenteuer! sagte er endlich selbstzufrieden und lächelnd.

Dann zog er seinen Ueberrock fester zusammen und ging nach seiner Wohnung.

Mutter und Sohn.

In jenem Hause auf dem Boulevard des Italiens, das Herr von Loupert so aufmerksam beobachtet hatte, befand sich an jenem Abend allerdings eine kleine Gesellschaft. Sie bestand aus denjenigen Freundinnen, die der Baronin Danglars geblieben waren, nachdem ihr Mann, einer der ersten Bankiers, Bankerott gemacht und dem Beispiel seiner Tochter gefolgt und geflohen war. Die Baronin hatte damals Paris auf einige Monate verlassen. Als ächte Französin aber war ihr das Leben anderswo unerträglich. Sie war zurückgekehrt, und da sie sich im Besitze eines bedeutenden Vermögens befand, das von dem Bankerott ihres Mannes unberührt geblieben war, so war es ihr leicht geworden, wieder ein Haus zu machen. Einige alte Freunde hatten sich zu ihr gefunden, und die Salons der Baronin fingen an, sich an jedem Empfangsabende mehr zu füllen. In Paris vergißt man so leicht! Die Baronin war ja auch unschuldig gewesen. Was konnte sie dafür, daß ihr Mann Bankerott gemacht und geflohen? Trug sie die Schuld, daß ihre Tochter Eugenie die Kunst mehr liebte, als eine Stellung, die ihr nur der Reichthum gab, daß sie den Beifall des Publikums den Lobpreisungen, die man ihrem Reichthum machte, vorzog, und an demselben Abend, an dem sie mit dem falschen Prinzen Cavalcanti verlobt werden sollte, mit ihrer Freundin Louise entfloh? Die Baronin war an alle

dem unschuldig, sie hatte weder den Bankerott ihres Mannes hindern, noch den eigensinnigen, unabhängigen Charakter ihres Kindes zähmen können. So urtheilte wenigstens die Welt — denn die Baronin war immer noch eine reiche Frau, die über Millionen kommandirte. Wäre sie arm gewesen, so wäre sie vergessen und ihrer vielleicht nur mit Vorwürfen und Schmähungen gedacht worden. Sie wäre schuldig gewesen.

Nur einer ihrer alten Freunde, der intimste, hatte die Baronin nicht wieder aufgesucht. Es war Lucien Debray, der Sekretär im Ministerium, derselbe, der am Abend mit Chateaud-Renaud und Beauchamp im Palais Royal gewesen. Früher hatte er das Haus Danglars täglich besucht. Er galt vor aller Welt als der begünstigte Freund, vielleicht als der Liebhaber der Baronin. Er hatte mit ihr zusammen und mit ihrem Vermögen manche runde Summe leicht gewonnen. Als Sekretär im Ministerium des Auswärtigen hatte er stets die neuesten Nachrichten gekannt und mit dem Gelde der Baronin an der Börse spekulirt. Der Gewinn war zu gleichen Theilen getheilt worden. Jetzt mochte es ruchbar geworden sein, daß so etwas vorgefallen, und Lucien Debray besaß Vermögen genug, um allein zu spekuliren. Er hatte mit Madame Danglars abgerechnet, kurz bevor sie damals Paris verlassen. Es war ein Abschied in Zahlen gewesen, und die Baronin hatte zu dem großen Kummer, der sie damals traf, Mann und Tochter zu verlieren, noch einen größeren hinzufügen können, denjenigen: von der Hartherzigkeit und Kälte eines Mannes überzeugt zu sein, den sie für ihren aufrichtigen Freund und Geliebten gehalten.

Jahr und Tag war seitdem verstrichen und die Baronin hatte sich getröstet, wie eine Frau sich trösten kann, die noch Millionen besitzt, Geist hat und auch ihrer äußeren Erscheinung nach immer noch imponirte. Wäre sie eine Wittwe gewesen, so würde es ihr an Anbetern nicht gefehlt haben.

Aber sie war von ihrem Mann nicht erlöst, obgleich ihr diese Erlösung wünschenswerth gewesen sein mochte. Sie hatte von ihm nichts weiter erfahren, als daß er bald nach seinem Verschwinden aus Paris in Rom bemerkt worden sei. Auch von ihrer Tochter hatte sie nichts erfahren. Eugenie Danglars sollte unter anderem Namen als Sängerin aufgetreten sein und in Italien große Triumphe gefeiert haben.

Von einer anderen Erinnerung — vielleicht trauriger noch als die an Debray — wußte die Gesellschaft, die heut bei ihr versammelt war, nichts. Es waren Freundinnen, die mit ihr zum Theil in demselben Alter standen, Herren, mit denen sie früher bekannt gewesen, und einzelne Berühmtheiten der Kunst und Literatur zweiten Ranges. Es war nicht jene glänzende Gesellschaft, die einst die Salons Danglars gefüllt hatte. Aber es war doch immer ein Ersatz.

Die Baronin machte die liebenswürdigste Wirthin. Da sie aber längere Zeit unwohl gewesen, so kam man überein, sich früh zurückzuziehen. Es war ungefähr zwei Uhr, als die ersten Personen den Salon verließen.

Die intimsten Bekannten blieben noch eine Viertelstunde länger. Man sprach vom Prozeß Ludwig Napoleons.

— Ich liebe diese Aufregungen nicht, sagte eine Dame mit gutmüthigem Gesicht. Es ist immer unangenehm, zu sehen und zu hören, wie man sich bemüht, einen Angeklagten zu verdächtigen und anzuschuldigen.

— Das ist wohl wahr, meinte eine andere sehr blasse Dame. Aber die Aufregung hat für mich etwas Wohlthuendes. Ich betrachte diese öffentlichen Gerichtssitzungen als eine Art von Theater. Wie bekannte Scenen sieht man dort zuweilen. Ich meine nicht gerade die politischen Prozesse. Sie sind gewöhnlich sehr trocken. Aber denken Sie nur an die Sitzung, in welcher der falsche Prinz Cavalcantini erklärte, daß Herr von Villefort sein Vater sei!

— St! flüsterte ein Herr. Madame Danglars steht

dicht neben uns und jener Cavalcanti sollte ja ihr Schwiegersohn werden.

Die Baronin mochte das Gespräch gehört haben. Sie entfernte sich einige Schritte.

— Es ist wahr, ich dachte im Augenblick nicht daran, fuhr jene Dame fort. Aber Madame Danglars hört uns jetzt nicht. War das nicht aufregender, erschütternder, als irgend eine Scene auf dem Theater? Wenn ich nicht irre, war Madame Danglars sogar selbst zugegen, und sie wurde ohnmächtig. Nun freilich — sie hatte ein spezielles Interesse an diesem Menschen, der sich für einen Prinzen ausgegeben und beinahe die Hand Eugeniens gewonnen hätte. Doch das sind alte Geschichten.

Dabei verzog sie die Miene ein wenig und auch die anderen Frauen machten bedeutsame Gesichter. So wenig Rücksicht nahm man auf die Dame, in deren Salon man sich befand.

— Ich bin doch ein wenig angegriffen! hörte man jetzt die Baronin sagen. Das war das Zeichen zum Abschiede. Man drängte sich zu ihr. Madame Danglars war in der That sehr blaß. Jeder beeilte sich mit seinem Abschiede.

Der Salon war leer. Die Baronin kehrte nach ihrem Zimmer zurück. Die Blässe ihres Gesichts hatte sich noch nicht verloren. Sie ließ sich halb entkleiden. Dann wollte sie allein sein. Ihre Kammerfrau verließ sie.

Sie saß, den Kopf auf die Hand gestützt, und schien tief nachzusinnen. Zuweilen hob sich ihre Brust höher und schien einem leisen Seufzer Raum zu geben. Dann versuchte sie, in einem Buche zu lesen, legte es aber bald bei Seite.

Es klopfte leise. Das war ein Zeichen, daß die Kammerfrau sie sprechen wollte. Sie rief herein.

— Mein Gott, ich habe gesagt, daß man mich allein lassen soll! rief Madame Danglars. Was giebt es?

— Soeben ist noch diese Karte abgegeben worden, mit dem dringenden Ersuchen, sie Madame zu überreichen.

Die Baronin nahm die Karte etwas befremdet und näherte sie der Kerze; dann zuckte sie plötzlich zusammen. Beinahe wäre die Karte ihrer Hand entfallen. Aber noch hielten ihre Finger krampfhaft die eine Spitze derselben.

— Führen Sie den Herrn in das Boudoir, sagte sie dann tonlos. Ich will allein mit ihm sprechen.

Die Kammerfrau entfernte sich. Madame Danglars sprang auf. Sie schien nach Athem zu suchen. Sie griff sich mit der Hand an die Brust, sie machte einige Schritte vorwärts.

— Mein Gott, was ist das? stöhnte sie schmerzlich. Und noch einmal blickte sie auf die Karte. Sie enthielt die Worte:

„Der Baron von Loupert wünscht Madame Danglars in einer Angelegenheit zu sprechen, die den falschen Prinzen Cavalcanti betrifft. Er glaubt der Frau Baronin wichtige Aufschlüsse geben zu können."

— Loupert? Wer ist dieser Baron Loupert? Ich habe nie etwas von ihm gehört, flüsterte die Baronin vor sich hin. Muth, mein armes Herz, die Zeit der Leiden ist noch nicht vorüber!

Sie nahm ein kleines Fläschchen, öffnete es und sog den Duft desselben in raschen Zügen ein. Es mußte ein belebendes Mittel enthalten, denn die Wangen der Baronin färbten sich wieder ein wenig. Mit entschlossenem Schritte ging sie durch das anstoßende Zimmer und öffnete die Thür zu ihrem Boudoir.

Die Kammerfrau hatte nur eine Kerze hineingestellt, und das kleine Gemach, mit jenem geschmackvollen Luxus ausgestattet, den die Pariserinnen jenen Räumen zu verleihen wissen, in denen sie ihre intimsten Bekannten empfangen, war

nur matt erleuchtet. Madame Danglars trat ein und schloß die Thür hinter sich.

Auf dem schwellenden Fauteuil saß ein junger Mann in nachlässiger Haltung, den Hut in der Hand, die Füße gekreuzt und mit dem Stock Figuren auf dem Teppich zeichnend. Er erhob sich und grüßte flüchtig. Die Baronin musterte ihn mit einem scharfen, ängstlich forschenden Blicke. Aber sie erkannte ihn nicht wieder. Der Baron hatte in den letzten Jahren sehr gealtert und seine schwarze Perrücke, sowie der dunkle Schnurrbart gaben ihm ein ganz verändertes Aussehen. Seine Haltung war ziemlich leicht und ungezwungen, durchaus nicht befangen.

— Bitte, setzen Sie sich, mein Herr, sagte die Baronin. Sie kommen in einer Angelegenheit, die mein Interesse erweckt, und obgleich ich nicht weiß, welche wichtigen Aufschlüsse Sie mir in dieser Beziehung zu machen haben —

— Wozu diese Förmlichkeiten, Frau Mutter? unterbrach sie der junge Mann. Ich komme selbst, weil ich Ihnen natürlich die wichtigsten Aufschlüsse geben kann. Ich bin Andrea Cavalcanti, der einst beinahe das Glück gehabt hätte, Ihr Schwiegersohn zu werden, der Ihnen als Sohn aber nun um so näher steht.

Schon bei den ersten Worten, die er sprach, als sie den Klang seiner rauhen und unangenehmen Stimme vernahm, war Madame Danglars zusammengebrochen und auf einen Stuhl gesunken. Jetzt drückte sie ihr Tuch vor die Augen. Sie war halb ohnmächtig. Dieses Zusammentreffen hatte sie nicht erwartet!

— Sie scheinen überrascht zu sein, Frau Mutter? fuhr Loupert fort. Ich hoffe, es ist keine unangenehme Ueberraschung. Wenn Sie mir aber einen Gefallen thun wollen — und als Ihr Kind habe ich wohl Anspruch darauf — so lassen Sie jetzt alle überflüssige Sentimentalität. Sie sind schon einmal, damals in der Sitzung, in Ohnmacht gefallen,

und offen gesagt — das war eine Thorheit, die Sie kompromittiren konnte. Hier in Ihrem Boudoir hat das weniger zu bedeuten. Aber es ist mir persönlich unangenehm.

— O, mein Gott! stöhnte die unglückliche Frau, immer noch mit einer Ohnmacht ringend.

— Ich bitte Sie, Madame, sagte Loupert dringend und beinahe gebieterisch, seien Sie ein wenig ruhiger und lassen Sie uns vernünftig und leise sprechen. Die Wände haben wahrscheinlich auch bei Ihnen Ohren, und ich meinestheils bin durchaus nicht Willens, meine Geheimnisse fremden Ohren anzuvertrauen. Haben Sie denn keinen Blick der Liebe für Ihr Kind, das Sie allein nicht verlassen hat, während alle Anderen Sie verlassen haben?

Diese letzten Worte waren in einem so erkünstelten, weinerlich sentimentalen Tone gesprochen worden, daß sie jedem Dritten ein Lächeln abgelockt haben würden. Aber Madame Danglars war nicht in der Stimmung, zu lächeln. Dieser rohe Mensch, den sie schon damals mit Widerwillen in ihrem Hause gesehen, der später als Galeerensträfling, als Dieb, als Mörder entlarvt worden — dieser Mensch war ihr Sohn, das Kind ihrer verbrecherischen Verbindung mit Herrn von Villefort, dieses Kind, das sie seit seiner Geburt todt geglaubt, und von dessen Dasein sie erst in jener gräßlichen Sitzung die erste Nachricht erhalten hatte!

— Aber woher wissen Sie, daß ich Ihre Mutter bin? flüsterte sie dann und warf einen Blick auf den Menschen, der sich ihr gegenüber befand, einen jener scheuen, entsetzten Blicke, mit denen eine Mutter ein Wechselbalg betrachten mag, das man ihr in die Wiege gelegt und das man für ihr Kind ausgiebt — einen jener Blicke, mit denen ein Mensch die gräßlich verstümmelte Masse eines Leichnams betrachten mag, den man als die letzten Reste eines Wesens bezeichnet, daß ihm einst vielleicht nahe gestanden — einen Blick, mit dem man ein Gespenst betrachtet.

— Sie haben Recht, Madame! sagte Loupert ruhig. Es handelt sich vor allen Dingen darum, die Thatsachen festzustellen. Ihre Frage ist ganz in der Ordnung und ich will sie genügend beantworten.

Dabei strich er seinen Hut glatt und setzte sich in der Sophaecke zurecht.

— Sie werden mir verzeihen, wenn ich ein wenig weit aushole und Sie einige Minuten beschäftige, fuhr er dann fort. Aber da Sie meine Mutter sind, so muß Sie das doch auch ein wenig interessiren. Wo ich geboren bin, das wissen Sie so gut als ich, oder besser. Sie wissen aber nicht, was nachher mit mir geschehen. Auch ich habe es erst im Gefängniß durch meinen einstigen Pflegevater erfahren, nämlich durch Bertuccio, der inzwischen Intendant des Grafen Monte-Christo geworden war. Dieser Bertuccio, den Sie vielleicht niemals gesehen und von dem Sie vielleicht nie etwas gehört haben, war ein Korse und ein Feind des Herrn von Villefort, meines Vaters. Die Korsen sind heißblütige Leute, wie Sie wahrscheinlich wissen, Herr von Villefort hatte Bertuccio's Bruder wegen seiner bonapartistischen Gesinnungen erschießen lassen und Bertuccio hatte geschworen, meinen Vater zu tödten — der damals noch nicht mein Vater war. Er reiste deshalb nach Paris und erfuhr, daß sich Herr von Villefort in Auteuil, eine Stunde von Paris, aufhalte und häufig ein kleines Haus besuche, in welchem eine junge Dame wohnte. Das waren Sie, Frau Mutter! Herr von Villefort pflegte dann auch manchmal in den Garten zu gehen und dort eine halbe Stunde zu promeniren. Auf diesen Umstand baute Bertuccio seinen Racheplan. Eines Nachts kam Herr von Villefort in den Garten und trug ein Kästchen unter dem Arm. Bertuccio erwartete ihn bereits. Er sah, wie Herr von Villefort das Kästchen vergrub und gab ihm dann ein Stoß mit dem Messer. Der Herr Staatsanwalt sank für todt zu Boden und Bertuccio, der natür-

lich glaubte, daß in diesem Kästchen Schätze verborgen seien, grub es wieder aus und entfernte sich mit demselben. Diesem Umstande verdanke ich mein Leben, Frau Mutter!

Der Sohn machte hier eine kleine Gefühlspause und brachte sein Taschentuch an die Augen. Madame Danglars saß stumm, regungslos, bleich, wie eine Statue. Sie kannte diese Geheimnisse noch nicht.

— Als Bertuccio das Kästchen öffnete, fuhr Loupert dann fort, sah er, daß es keinen Schatz, sondern ein Kind enthielt. Er war etwas verwirrt darüber, untersuchte es aber und da es ihm noch Leben zu haben schien, so blies er ihm Athem ein und rieb es so lange, bis es zu schreien anfing. Dann trug er es in ein Findelhaus. Dieses Kind war natürlich ich selbst. Darauf kehrte Bertuccio nach Korsika zurück, erzählte die Geschichte seiner Schwester und diese machte sich nach einigen Monaten auf, reiste nach Paris, reklamirte mich mit den Zeichen, die Bertuccio behalten hatte, und brachte mich nach Korsika, wo man mir den Namen Benedetto gab.

Ich hätte nun ein ordentlicher und vernünftiger Mensch werden können, der seinen Eltern einst, wenn sie ihn wiedergefunden, Freude gemacht hätte. Bertuccio und seine Schwester ließen es wenigstens nicht daran fehlen, mich zu einem vernünftigen Menschen zu erziehen. Die Schuld lag auch nur an mir allein, oder vielleicht an der außerordentlichen Art und Weise, in der ich das Licht der Welt erblickt hatte. Genug, ich wurde ein außerordentlicher Mensch, das heißt, ich sah mich genöthigt, zu entwischen, um nicht mit den korsikanischen Polizeibeamten in allzunahe Berührung zu kommen, und ich fand bald Gesellschaft, die mir zusagte und die mich in eine noch bessere Gesellschaft führte, nämlich auf die Galeere. Dort lernte in einen anderen Galeerensträfling kennen, einen gewissen Caderousse. Mit ihm zusammen entfloh ich — und nun, Frau Mutter, beginnt jene eben-

falls höchst ungewöhnliche Periode meines Lebens, die Sie zum Theil, aber auch nur zum Theil kennen, und über die ich mir bis heut noch nicht ganz klar geworden bin — nämlich die Periode meiner Bekanntschaft mit dem Grafen von Monte-Christo.

Loupert machte abermals eine Pause, er erwartete wahrscheinlich, daß die Baronin einige Worte sprechen würde. Aber das geschah nicht. Madame Danglars saß noch immer in ihrer vorigen Stellung — eine Statue!

— Der Teufel mag wissen, was dieser Monte-Christo mit mir für Absichten gehabt, fuhr Loupert fort. Genug, ich wurde zu ihm gerufen, und er sagte mir, daß ich meinen Vater, den Marchese Cavalcanti, treffen würde. Da er mir diesen Vater als sehr reich schilderte, so war ich ganz zufrieden damit, merkte aber bald, daß dieser Vater nicht mein Vater sei und recht gut wisse, ich sei nicht sein Sohn. Monte-Christo hatte ihm aufgetragen, die Rolle meines Vaters zu spielen, so gut, wie er mir befohlen, die Rolle seines Sohnes zu übernehmen. Ich ließ mir das Ding gefallen, denn Monte-Christo gab mir so viel Geld, als ich brauchte, und hatte außerdem mein Geheimniß in Händen. Monte-Christo war es auch, der mich in seinem Hause in Auteuil zum ersten Male mit Ihrer Familie in nähere Berührung brachte — Sie wissen ja, damals, als er von der Geschichte sprach, die in seinem Zimmer vorgefallen. Ich wußte damals nicht, was er damit meinte. Aber der Graf mußte den ganzen Hergang kennen. Wahrscheinlich hatte Bertuccio, der inzwischen sein Intendant geworden, ihm Alles verrathen.

Nun, ich galt für einen Prinzen und Herr Danglars faßte für mich oder auch für meine angeblichen Reichthümer eine ungemeine Vorliebe, und ehe ich mir's versah, war ich der Bräutigam Ihrer Tochter. Es fehlte wenig, so hätte ich meine Schwester geheirathet. Da spielte mir jene infame

Geschichte einen Streich. Caderousse nämlich, der mit mir von den Galeeren entflohen, hatte mich in Paris wiedererkannt. Ich mußte mir den Menschen, der Alles verderben konnte, auf jeden Fall vom Halse schaffen. Er wollte bei dem Grafen Monte-Christo einbrechen und stehlen. Ich hatte nichts dagegen einzuwenden, denn ich hoffte, der Graf würde ihn fassen und vielleicht tödten. Das geschah aber nicht. Caderousse kam unversehrt aus dem Hause des Grafen zurück und ich stieß ihn nieder. Vor Ihnen, Frau Mutter, mach' ich kein Geheimniß daraus.

Loupert hatte seine Stimme bei diesen Worten so gedämpft, daß seine Worte kaum zu hören waren. Die Baronin schauderte. Vielleicht wäre sie abermals zusammengebrochen, aber das Entsetzliche dieser Scene hielt sie aufrecht.

— Ich habe mir oft den Kopf darüber zerbrochen, wer das später verrathen haben mag! fuhr der Sohn dann fort. Außer dem Grafen und Bertuccio kannte Niemand mein Geheimniß. Den Mord Caderousse's hatte selbst der Graf, wie ich glaube, nicht gesehen. Und wenn auch — welches Interesse hatte er daran, mich zu verderben? Er hatte mich ja zum Prinzen gemacht, mir Geld gegeben, mir vorwärts geholfen. Dennoch habe ich ihn manchmal im Verdacht, daß er der Verräther sei. Genug, Sie wissen, daß die Polizeiagenten kamen, als ich im Begriff stand, den Kontrakt zu unterzeichnen, der mich zum Gemahl Fräulein Eugeniens machen sollte. Ich war glücklich genug, zu entfliehen. Aber ich kam nicht weit, und nachdem ich noch seltsamer Weise mit Fräulein Eugenie in dem Gasthofe einer benachbarten Stadt zusammengetroffen, griffen mich die Gerichtsdiener auf und brachten mich nach Paris.

Dennoch hielt ich mich nicht für verloren. Der Graf Monte-Christo schickte nämlich jenen Bertuccio zu mir und ließ mir einige Erleichterungen verschaffen. Ich war deshalb fest überzeugt, der Graf sei selbst mein Vater. Später

aber klärte mir Bertuccio die ganze Wahrheit auf. Ich erfuhr, daß derselbe Staatsanwalt, der mich anklagen sollte, mein Vater sei, und — offen gestanden, Frau Mutter — da er damals die Absicht gehabt, mich sogleich nach meiner Geburt zu tödten, so glaubte ich ihm selbst keine Rücksicht schuldig zu sein. Sie wissen, wie freimüthig ich ihm ins Gesicht sagte, daß er mein Vater und daß ich das Kind einer ungesetzmäßigen Verbindung sei.

Damit hatte ich unendlich viel gewonnen. Der Prozeß mußte aufgeschoben werden. Ich hatte Hoffnung, zu entfliehen, und auch Hoffnung, mich rein zu waschen. Der Graf Monte-Christo, der einzige Zeuge, der gegen mich auftreten konnte, war unterdessen von Paris abgereist. Ich leugnete jetzt entschieden, was ich früher zugestanden, so lange ich glaubte, daß Monte-Christo mein Vater sei und mich auf jeden Fall retten würde. Ich leugnete, Caderousse getödtet zu haben, und Beweise konnte man nicht gegen mich vorbringen. Meine Haft wurde erleichtert. Ich erhielt vierzigtausend Francs, wie ich vermuthe, von Ihnen, Frau Mutter, und mit diesen gelang es mir leicht, meine Wächter zu bestechen und zu entfliehen. Ich war wieder ein freier Mensch.

Ich schwöre Ihnen, Madame, daß ich nun den Vorsatz faßte, ein ordentliches Leben zu führen. Ich veränderte meinen äußerlichen Menschen, wie Sie sehen, und beschloß auch meinen inneren umzuwandeln. Ich hielt mein Geld zu Rathe, nahm den Namen Baron von Loupert an und begnügte mich mit Börsenspekulationen und Spiel — zwei Beschäftigungen, von denen sehr viel ehrliche Leute leben. Das bin ich noch heute!

Und nun zur Hauptsache! Nachdem ich einmal wußte, daß Herr von Villefort mein Vater gewesen, fiel mir auch jene Scene ein, die der Graf von Monte-Christo damals mit Ihnen in dem Schlafzimmer und dem Garten jenes Hauses in Auteuil gespielt, das er angekauft hatte. Ich

erinnerte mich Ihrer Aufregung, ich hörte später, als ich bereits Baron Loupert war, daß Sie damals in der Sitzung in Ohnmacht gefallen — ich zog in Auteuil Erkundigungen ein und erfuhr, daß eine Dame, die jetzt Baronin Danglars sei, damals in jenem Hause gewohnt — und es stand natürlich bei mir fest, daß Niemand anders als Sie meine Mutter sein könnten. Wie tief erfreute und rührte mich das! Eine so vornehme, so liebenswürdige und so unglückliche Dame! Eine Dame, die von ihrem Manne und von ihrer Tochter verlassen worden! Ach, Frau Mutter, war das nicht ein Wink der Vorsehung, daß Sie mich gerade in dem Augenblick fanden, in welchem Sie Ihren Gatten und Ihre Tochter verloren?

Wieder eine Gefühlspause, wieder näherte Loupert das Taschentuch seinen Augen — und noch immer saß Madame Danglars in ihrer entsetzlichen Starrheit da und sah ihn an, wie ein Gespenst.

— Sie werden mich nun fragen, weshalb ich nicht früher der Stimme meines Herzens Gehör gab und Sie aufsuchte? fuhr der Baron weinerlich fort. Ich hätte es gern gethan. Aber zu Anfang war ich meiner Sache noch nicht gewiß, dann waren Sie verreist, dann waren meine Erkundigungen in Auteuil noch nicht zu Ende und schließlich wollte ich auch vor Ihren Augen als ein ordentlicher und rechtschaffener Mensch erscheinen. Das ist gewiß ein Gefühl, das Sie anerkennen müssen. Länger aber konnte ich dem Drange meines Herzens nicht widerstehen. Ich mußte Sie endlich aufsuchen, ich mußte Sie sehen. Und Sie, Sie sagen mir kein Wort?

Kein Wort! Madame Danglars saß auf ihrem Sessel, neben ihr befand sich ein kleiner Tisch. Sie schien fallen zu wollen. Sie griff mit der Hand nach dem Tisch, hielt sich fest und stützte endlich ihr schweres Haupt auf die rechte Hand. Die linke griff nach dem Herzen. Loupert schien sie

unterstützen zu wollen. Aber sie streckte die linke Hand so gebieterisch gegen ihn aus, daß er fast bestürzt wieder in das Fauteuil zurückfiel.

Eine lange Pause trat ein. Welchen Kampf Madame Danglars in jener Minute kämpfte — wer mag es wissen, wer beschreiben? Der Tisch, auf den sie sich stützte, die Kerze, die darauf stand, zitterten.

— Mein Herr, sagte sie endlich mit tonloser Stimme und ohne ihn anzusehen, Sie verdanken Ihr Leben einem doppelten, einem dreifachen Verbrechen. Die Vorsehung wollte, daß Sie lebten, sie hat Ihnen andere Eltern, andere Erziehung gegeben, und Sie sind ein Räuber, ein Mörder geworden, wie Sie selbst eingestehen. Verlangen Sie nicht, daß ich Sie als meinen Sohn anerkenne, weder vor der Welt noch in meinem Herzen. Es wäre mir der süßeste Trost, eine himmlische Genugthuung gewesen, einen armen aber ehrlichen und guten Menschen als meinen Sohn wiederzufinden, um so mehr, da ich an einen Gatten gefesselt war, den ich nicht liebte, und meine rechtmäßige Tochter wenig Zuneigung zu mir empfand. Daß ich Sie aber als meinen Sohn wiederfinde, das ist die größte und schwerste Strafe, die mir der Himmel auferlegte, und ich weiß nicht, womit ich sie verdient habe, denn ich bin unschuldig an dem, was Danglars früher gethan. Mein ganzes Verbrechen besteht darin, mein Leben an das Schicksal dieses Elenden gefesselt zu haben, den ich verachte. Verlangen Sie also nicht von mir, was ich nicht leisten kann. Mein Herz fühlt keine Liebe, nur Abscheu für Sie. Aber Eines will ich Ihnen sagen, Eines bin ich Ihnen schuldig.

Sie haben den Grafen Monte-Christo eine Zeit lang als Ihren Wohlthäter, sogar als Ihren Vater betrachtet. Sie glauben ihm ihre Rettung zu verdanken. Das mag sein! Aber Sie sind nichts gewesen, als sein Spielball, sein Werkzeug. Auf welche Weise dieser räthselhafte, entsetz-

liche Mensch in den Besitz aller unserer Geheimnisse gekommen, das weiß ich nicht. Aber er kannte, er benutzte sie, um sich an meinem Mann, an Danglars, zu rächen, dem er ewige Feindschaft und Rache geschworen, und zugleich einen Schlag gegen Villefort zu führen, gegen den er denselben Haß empfand. Deshalb wählte er einen Galeerensträfling und machte ihn zu einem Prinzen, deshalb führte er Sie in unsere Familie und verblendete meinen Mann, dessen Lage er kannte, dessen Habsucht er durchschaute — um uns vor aller Welt bloszustellen, um den Namen Danglars für immer zu beschimpfen. Er war es auch — daran zweifle ich nicht mehr, das ist bei mir zur Gewißheit geworden — er war es auch, der Sie verrieth, der Sie der Polizei denunzirte, und er wählte seine Zeit so gut, daß die Beamten bis in unsere Salons eindringen, die versammelte Gesellschaft durchbrechen mußten, um Sie zu suchen. Dem Grafen sind Sie keinen Dank schuldig, wahrhaftig nicht! Was er für Sie that, das that er, um seine Rache zu befriedigen und Sie zu deren Werkzeug zu machen. Er wußte auch, daß Sie jenen Caderousse getödtet, ich zweifle nicht daran!

— Hölle und Teufel! rief Loupert, den diese Mittheilung sichtlich überraschte. Wenn das wahr wäre? Daran habe ich noch nicht gedacht! Aber was zum Teufel hatte denn der Graf gegen Herrn Danglars und gegen meinen Vater?

— Ich habe es später nur gerüchtweise vernommen und mir die Hauptsachen selbst zusammenstellen müssen, antwortete Madame Danglars mit derselben tonlosen Stimme. Villefort hatte den Grafen einst auf eine Denunziation meines Mannes ins Gefängniß geschickt, damals, in Marseille, als der Graf noch ein einfacher Seemann und Danglars ungefähr dasselbe war — was er am besten ewig geblieben wäre!

— Also es war Haß gegen Danglars, Haß gegen

Herrn von Villefort, meinen Vater, der den Grafen bewog —

— Sie zuerst aus einem Galeerensträfling zu einem Prinzen und dann aus einem Prinzen wieder zum Verbrecher zu machen, ergänzte die Baronin kaum hörbar. Die Blindheit meines Mannes und die Geldverlegenheiten, in denen er sich damals bereits befand und aus denen er sich durch Ihr Vermögen retten wollte, begünstigten den Plan des Grafen. Sonst wäre es vielleicht nie dahin gekommen!

— Aber ich glaube doch, daß ich den Prinzen ziemlich gut spielte, Frau Mutter! sagte Loupert mit großer Selbstzufriedenheit.

Etwas wie ein schmerzliches und zugleich unendlich verächtliches Lächeln zuckte um die Lippen der Baronin.

— Dieser Monte-Christo — Tod und Teufel! — ich hielt ihn für meinen guten Freund! rief der Baron jetzt, seinen früheren Gedankengang wieder aufnehmend. Aber wenn die Sache so ist, dann habe ich ein Wörtchen mit ihm zu sprechen. Es ist wahr, er hat mich zum Prinzen gemacht — aber der Henker mag ihm dafür lohnen, daß er es nur gethan, um mich nachher an den Pranger zu stellen. Am Ende wäre es weit gescheuter gewesen, ich hätte mich nie mit diesem Menschen eingelassen. Ich hätte meinen Vater und Sie dann auf eine andere Weise wiederfinden können.

— Das ist möglich! flüsterte Madame Danglars und von Zeit zu Zeit überrieselte sie der frühere Schauder.

Unterdessen saß Loupert schweigend da und auf seinem nüchternen Gesichte malte sich die ganze Veränderung, die diese Entdeckung in ihm hervorgebracht hatte. Er schien nicht leicht zu begreifen. Er brauchte Zeit dazu, die Intrigue zu durchschauen, in die ihn der Graf Monte-Christo hineingezogen hatte.

— Donnerwetter! rief er dann aufspringend. Wenn ich den Grafen treffe, dann Gnade ihm Gott!

Madame Danglars warf fast erschreckt einen Blick auf ihn, dann wandte sie ihr Auge zitternd wieder von ihm ab.

— Lassen Sie den Grafen! sagte sie dann leise. Wer weiß, wo er ist, und seine Rache war vielleicht eine gerechte. Jetzt sagen Sie mir, weshalb Sie gekommen sind. Ich weiß, daß Sie nicht die Kindesliebe zu mir führte.

— Wirklich? fragte Loupert etwas überrascht. Aber Sie können Recht haben, Frau Mutter! Indessen, wenn es auch nicht die Liebe war, so war es doch das Vertrauen, das ein Sohn zu seiner Mutter haben muß. Ich kam zu Ihnen, um Ihnen mein Herz auszuschütten. Sehen Sie, Frau Mutter, es ist eine verdammt schwere Aufgabe, ehrlich durch das Leben zu kommen, selbst wenn man an der Börse spekulirt und hoch spielt — das merke ich jetzt. Ich bin gewiß nicht auf den Kopf gefallen, und ich schwöre Ihnen, ich war vom besten Willen beseelt — aber es ist nicht möglich, sich zu halten. Sehen Sie, heut Abend führte mich der Zufall mit einigen Herren zusammen — feine und noble Herren — und ich verlor mein ganzes Vermögen im Spiel. Chateau-Renaud und Debray waren unverschämt genug, mir ein Darlehn abzuschlagen — sie sollen daran denken!

Bei der Erwähnung des Namens Debray zuckte Madame Danglars zusammen.

— Ich weiß nun wahrhaftig nicht, wovon ich morgen leben soll, fuhr Loupert fort. Außerdem habe ich morgen meinen Antheil an einer Partie Aktien zu bezahlen, und mein Kredit an der Börse ist ruinirt, wenn ich das nicht kann. Nichts war natürlicher, als daß ich in dieser äußersten Verzweiflung an Sie dachte. Aber es war auch nur die äußerste Verzweiflung — ich gebe Ihnen mein Wort darauf — und außerdem die Kindesliebe, die Sehnsucht — der Wunsch —

— Also Sie sind gekommen, um Geld von mir zu holen? sagte Madame Danglars tonlos wie immer.

— So etwas Aehnliches, ja! antwortete der Sohn. Eine kleine Summe wird mir genügen — für's Erste —

Madame Danglars versuchte aufzustehen. Es gelang ihr nicht, obgleich sie sich auf den Tisch stützte. Dann aber machte sie eine gewaltsame Anstrengung, ihre Züge nahmen eine eiserne und fast übermenschliche Entschlossenheit an, sie erhob sich und verließ das Zimmer. Nach zwei Minuten kehrte sie zurück, übergab dem Baron ein Paket Banknoten und sank dann sogleich wieder auf ihren Sessel. Ihre Kräfte waren erschöpft.

Loupert nahm das Paket mit sichtlicher Freude und zählte es sogleich hastig durch.

— Fünfzigtausend Francs! sagte er dann ziemlich mißmüthig. Ich danke Ihnen, Frau Mutter. Man sagt, Sie sind eine reiche Frau. Bei meiner augenblicklichen Verlegenheit wäre mir das Doppelte der Summe lieber gewesen.

— Ein ander Mal! erwiederte Madame Danglars und die Töne drangen ihr nur mühsam über die Lippen. Ich habe zufällig nicht mehr baares Geld im Hause. Geben Sie mir eine Adresse, ich werde Ihnen dann das Fehlende schicken. Aber — mein Herr, mißbrauchen Sie das nicht! Niemals, niemals kann zwischen mir und Ihnen von einem verwandtschaftlichen Verhältnisse die Rede sein. Was ich jetzt thue — verstehen Sie mich wohl — das thue ich nur, um Ihr Schweigen zu erkaufen. Ich habe leider noch so viel Scheu vor der Meinung der Welt, daß ich nicht als die Mutter eines solchen Sohnes gelten möchte. Mißbrauchen Sie meine Güte nicht! Denn da Herr von Villefort wahnsinnig und verschollen, und der Graf Monte-Christo verschwunden ist, so werden Sie wohl schwerlich mit Ihrem eigenen Zeugniß gegen mich auftreten können, und in meinem Herzen, das sage ich Ihnen, regt sich kein anderes Gefühl, als das des Abscheus gegen einen Galeerensträfling, einen Mörder. Also geben Sie mir eine Adresse, unter der

ich Ihnen zuweilen Geld sende und vergessen Sie nicht, daß Sie es mit einer Frau zu thun haben, die des Lebens überdrüssig ist und sich den Tod wünscht. Beschleunigen Sie diesen Tod nicht durch Ihre Unverschämtheit!

— Bewahre, wie sollte ich das thun! rief Loupert. Aber wenn Sie sterben sollten, was Gott verhüten möge — so werden Sie doch Ihren Sohn im Testamente nicht vergessen?

— Ich werde mein Vermögen der Kirche vermachen, damit man Messen für das Heil meiner Seele lese! antwortete die Baronin. Es wäre ein Verbrechen, Ihnen viel Geld in die Hände zu geben.

Loupert biß sich auf die Lippen und steckte ärgerlich die Banknoten in die Tasche.

— Nun, Frau Mutter, sagte er dann, sich erhebend, Sie sollen nicht über mich zu klagen haben. Sie werden sehen, daß ich ein guter Sohn bin. Meine Adresse befindet sich auf der Karte. Lassen Sie mich nicht zu lange warten. Mein Gott, wie blaß Sie sind, liebe Mutter! Es ist zum Erschrecken!

Und er streckte seine Hand aus, vielleicht um die marmorblasse Wange der Baronin zu streicheln.

Die Bläße der Baronin wurde zu einem fahlen Gelb. Sie wich mit einem leisen Schrei der Angst und des Abscheus zurück, wie man vor einer Schlange, vor einem ekelhaften Gewürm zurückweicht. Der Tisch stürzte um. Die Kerze erlosch.

— Teufel! murmelte Loupert zähneknirschend. Das sind eben keine mütterlichen Gefühle! Warte nur, Weib!

— Gehen Sie geradeaus, im Nebenzimmer ist Licht! rief die Baronin jetzt, so laut sie konnte. Meine Kammerfrau wird Sie zurückführen. Kommen Sie nie wieder zu mir, wenn ich Sie nicht rufen lasse!

— Ja, vielleicht werden Sie mich noch rufen lassen!

sagte Loupert finster und ingrimmig. Dann ging er durch das dunkle Boudoir, tappte suchend nach der Thür, öffnete sie und ging hinaus.

Im Nebenzimmer saß die Kammerfrau und schlief. Loupert war erstaunt darüber, daß sie wirklich und nicht scheinbar schlief, daß sie nicht zu horchen versucht hatte. Aber er wußte nicht, daß die Thüren und Wände in den Boudoirs der Pariser Damen so eingerichtet sind, daß sie das Lauschen unmöglich machen. Vielleicht hatte die Kammerfrau auch versucht, zu horchen, und war darüber eingeschlafen.

Jetzt schreckte sie auf und nahm ein Licht, um den fremden Herrn hinabzugeleiten.

— Sie sind wohl erstaunt darüber, daß Madame Danglars so spät noch Besuche empfängt? fragte sie Loupert.

Die Kammerfrau war erstaunt über eine so außergewöhnliche Anrede und antwortete verlegen: Ja.

— Nun, Sie werden Ihrer Herrin doch nicht verwehren wollen, Bekanntschaften zu haben? sagte Loupert halb frech, halb höhnisch. Gehen Sie nur nachher zu ihr, das Licht ist ausgegangen.

Die Kammerfrau schüttelte den Kopf. So etwas war ihr noch nicht vorgekommen. Unterdessen musterte Loupert mit raschem und geübtem Blick die einzelnen Zimmer und Thüren. Endlich trat er auf die Straße.

Er ging lange und mit schnellen Schritten auf und ab. Er war in einer gewissen Aufregung, so weit es sein träges Blut zuließ. Zum Theil ärgerte er sich über die Kälte der Baronin, zum Theil dachte er an das, was sie ihm gesagt hatte. Sie hatte Recht. Er konnte nicht offen gegen sie auftreten, und um sie auf eine andere Weise für seine Mutter auszugeben, dazu fehlten ihm die Beweise, die Villefort, Monte-Christo und Bertuccio allein liefern konnten. Selbst Villeforts Selbstanklage — denn er hatte in jener Sitzung

zugestanden, er sei der Vater dieses Menschen — hatte keine entscheidende Bedeutung, da er gleich darauf wahnsinnig geworden war, und also auch vielleicht vorher im Wahnsinn gesprochen und sich für schuldig erklärt hatte. Loupert fühlte also, daß die Baronin nicht ganz in seiner Macht war und das ärgerte ihn.

Zuletzt aber richtete er alle seine Gedanken auf den Grafen Monte-Christo. Er überlegte noch einmal Alles und kam zu der klaren Anschauung, daß die Baronin die Wahrheit gesprochen, daß er nur ein Werkzeug des Grafen gewesen. Seltsam genug erfüllte ihn das mit einer unendlichen inneren Wuth. Er dachte nicht daran, daß er früher bereits ein Räuber und Mörder, ein Galeerensträfling gewesen — er dachte nur daran, was er hätte sein können, wenn der Graf ihn nicht verrathen hätte. Wie jeder Verbrecher wälzte er alle Schuld von sich ab und auf den Grafen. Dieser erschien ihm als sein böser Engel, als der Mensch, der ihn absichtlich hatte verderben wollen, und mit diesem neuen Gedanken schwand auch die innere Scheu und Ehrfurcht, die er früher stets vor der räthselhaften Erscheinung des Grafen gehegt hatte. Loupert glaubte jetzt mit Bestimmtheit zu wissen, daß der Graf auch nur ein Abenteurer, ein Gauner gewesen, der vom Schauplatze seiner Thaten habe abtreten müssen, nachdem er seine Schätze in Paris verschwendet. Er ballte die Faust, als er an den Grafen dachte. Er schwur ihm Rache. Ja, es war ihm eine Art von Trost, ein angenehmes Gefühl, zu wissen, daß er jetzt wieder Jemand hassen könne, daß er mit einem Rache- und Mordgedanken umgehen könne, nachdem er so lange ein nüchternes und auf seine Weise ehrliches Leben geführt hatte. Er wollte den Grafen auskundschaften, ihn entlarven, ihn tödten.

Mit diesem Vorsatz kam auch wieder die Ruhe über ihn. Außerdem hatte er fünfzigtausend Francs in der Tasche.

Andere fünfzigtausend sollte er nächstens erhalten. Das genügte für's erste. Er ging nach Hause. —

Die Kammerfrau, die verwundert und nachdenklich wieder in ihr Zimmer zurückgekehrt war, erwartete, daß Madame Danglars nach ihr rufen oder klingeln sollte. Aber sie wartete vergebens. Nach einer Viertelstunde klopfte sie leise an die Thür des Boudoirs. Niemand antwortete. Endlich wagte sie leise einzutreten.

Das Boudoir war dunkel. Die Kammerfrau mußte eine Kerze holen. Madame Danglars lag auf der Erde, todtenbleich, regungslos, ohne ein Zeichen des Lebens. Erschreckt wandte die Frau alle Mittel an, die ihr augenblicklich zu Gebote standen, um sie aus ihrer tiefen Ohnmacht zu erwecken.

— Ist er fort? rief die Baronin, als sie die Augen aufschlug, und ihre irren Blicke durchschweiften das Zimmer.

— Meinen Sie jenen Herrn? Ja, er ist fort! antwortete die Frau.

Die Baronin erhob sich, und auf den Arm ihrer Dienerin gestützt, wankte sie nach ihrem Schlafzimmer.

— Lassen Sie mich allein! sagte sie dann mit leiser Stimme. Ich muß allein sein. Und sagen Sie Niemand, daß jener Mensch bei mir gewesen. Er — er — brachte mir Nachrichten von meinem Manne!

Die Kammerfrau ging. Hinter ihr verriegelte die Baronin die Thür. Dann eilte sie nach einem Schrank, öffnete ihn, ergriff mit ängstlicher Hast ein Fläschchen und führte es an die Lippen.

Doch ehe sie von dem Inhalt getrunken, ließ sie den Arm sinken.

— Noch nicht! Noch nicht! stöhnte sie in entsetzlicher Qual. Vielleicht — vielleicht — stirbt er!

Ihre Kniee wankten, sie stürzte zusammen. Das Fläschchen entfiel ihr und der todbringende Inhalt floß auf den

Teppich. Eine Zeit lang stöhnte die Baronin schmerzlich. Dann wurde sie still. Erst als das Licht des folgenden Morgens durch die Vorhänge schimmerte, erhob sie sich, bleich wie ein Gespenst, und warf sich auf ihr Lager — eine Mutter, die ihren Sohn wiedergefunden! —

Der Brand.

In dieser Nacht — derselben Nacht, die so verhängnißvoll für Madame Danglars geworden war und es auch für Don Lotario werden sollte — in dieser Nacht durchschritt Morrel mit gekreuzten Armen, finsterer Stirn und langsamen Schritten den schmalen Raum, den die vier Wände seines Gefängnisses bildeten.

Er dachte lebhaft an den Grafen Monte-Christo, er dachte an das, was ihm der Graf damals, als sie zusammen Paris verließen, von seinen eigenen Qualen in dem Kerker des Chateau d'If erzählte. Jetzt begriff Morrel das, was Niemand begreifen kann, der es nicht selbst erlebt — er begriff die ganze Verzweiflung eines Menschen, der von den Seinen getrennt ist und nicht weiß, wann oder ob er sie überhaupt noch jemals wiedersehen wird!

Und doch war sein Kerker noch ein Palast gegen die Höhle, in der damals Edmond Dantes geschmachtet. Es war kein finsterer, feuchter Raum — es war eine Art von wohnlicher Kammer, mit einem Bette, einem Tische, einem Sessel — eine Kammer, in die das Licht des Tages durch ein vergittertes Fenster fiel, und die jetzt durch eine in der Wand angebrachte Laterne spärlich erleuchtet wurde. Bei Tage wurde das Fenster geöffnet und es strömte frische Luft herein. Morrel erhielt Bücher, er erhielt Papier und Feder — genug, er genoß Vorzüge, welche die einstige Gefangen-

schaft des Grafen in eine Zeit der Wonne umgewandelt haben würden, hätte er sie besessen.

Aber daran dachte Morrel nicht und das mußte man ihm verzeihen. Er dachte nur an die Nachtheile seiner Lage. Seit Wochen hatte er weder Valentine noch sein Kind gesehen. Seit Wochen hatte keine andere Stimme in sein Ohr geklungen, als die des Gefängnißwärters — der übrigens ein freundlicher Mann war. Ein Anderer hätte das vielleicht ruhig ertragen. Es giebt so viele Ehen, in denen die Gatten oft Monate, zuweilen Jahre lang getrennt sind — manche Ehen, in denen beide Theile die Schmerzen der Trennung kaum empfinden.

Aber Morrel hatte seine Gattin seit jenem glücklichen Augenblick, in dem der Graf ihm die Gerettete, vom Tode Erstandene wieder zuführte, kaum jemals auf eine Stunde verlassen. Schon die ersten Tage seiner Gefangenschaft, in denen er Valentine jeden zweiten Tag sah, hatten ihm eine Ewigkeit gedünkt. Und nun waren Wochen vergangen — Wochen, in denen er weder die sanfte Stimme seiner Gattin, noch das unschuldige Lallen seines Kindes gehört hatte, Wochen, in denen kein freundlicher, theilnehmender Blick ihn getröstet, keine Umarmung ihn daran erinnert, daß er noch immer der Glücklichste der Sterblichen sei! Der starke Mann wurde schwach — nicht in seinem Charakter, der war unbeugsam und felsenfest — wohl aber in seinem Glauben, in seiner Hoffnung. Seine starken Nerven wurden reizbar, sein ruhiges, gesundes Blut wallte fieberhaft, seine Phantasie bevölkerte sich mit düsteren Phantomen. Valentine konnte krank, Edmond, das zarte Kind, konnte gestorben sein, ohne daß man ihn benachrichtigt — entsetzlich! Was Alles hatte geschehen können, ohne daß er bei seiner Gattin, bei seinem Kinde gewesen! Wenn ihn dieser Gedanke übermannte, dann drang ihm das Blut in das Gehirn, dann ballten sich seine Fäuste, dann ergriff er das Erste, Beste, was sich ihm bot,

und schleuderte es in halber Raserei von sich. In einem solchen Anfall hatte er einst mit einem einzigen Fußtritt die eisenbeschlagene Eichenthür seines Gefängnisses zertrümmert, und war dann erschöpft und halb ohnmächtig niedergesunken.

Es fehlte wenig, daß in dieser Nacht ein ähnlicher Auftritt stattfand. Morrel war unruhiger, aufgeregter als je. Er hatte versucht zu schlafen, aber es war ihm unmöglich gewesen. Er suchte sich zu betäuben, indem er mit gleichmäßigen, abgemessenen Schritten durch das Zimmer ging. Er suchte sich mit aller Gewalt einzureden, er sei in seinem Hause, in seinem Zimmer, und er brauche nur die Thür zu öffnen, um bei Valentine zu sein. Er schloß die Augen, um die Täuschung zu erhöhen. Aber um so gräßlicher war das Erwachen aus diesen Träumereien. Dort oben schimmerte matt die Laterne. Hier standen der rohe Tisch, das einfache Bett, und jene Thür war eisern fest — es war eine neue, noch besser verwahrte — und selbst, wenn er sie öffnete, fand er nicht Valentine und sein Kind, sondern die Wache, den Gefängnißwärter. Ach, wachend träumen kann nur der Glückliche!

Weshalb that Monte-Christo nichts, um ihn zu befreien, oder um ihm wenigstens die Gunst zu verschaffen, Valentine zu sehen? Diese Frage hatte den Kapitän oft lebhaft beschäftigt. Aber nicht einen einzigen Augenblick hatte er es gewagt, dem Grafen Vorwürfe zu machen. In seinem Herzen war keine einzige, auch nicht die geheimste Falte, die den Grafen anklagte. Seine Verehrung für diesen Mann, der Dank, den er ihm schuldete, war zu groß. Er würde noch einmal so gehandelt haben, hätte er auch Alles vorausgewußt, was folgen würde — wenn der Graf es ihm befohlen. Er betrachtete sich als das Geschöpf des Grafen, und es gab Augenblicke, in denen der ruhig denkende, klar überlegende Mann sich die göttliche Vorsehung nur unter dem Bilde des Grafen denken konnte.

Aber der Graf war ein Mensch, wenn auch ein außerordentlicher. Er konnte gestorben, oder durch die Gewalt der Umstände verhindert sein, an die Rettung Morrels zu denken. Mehr noch — es konnte in der Absicht des Grafen liegen, daß Morrel diese Prüfungen, diese Leiden kennen lerne. Schon einmal hatte er das gethan. Damals, als der Kapitän glaubte, Valentine sei gestorben, damals hatte der Graf gewartet, bis Max sich wirklich den Tod gab — wenigstens wie er glaubte — ehe er ihm die gerettete Geliebte wieder zuführte. Der Graf hatte wissen wollen, ob der Schmerz Morrels über die verlorene Valentine wirklich untröstlich sei. Jetzt konnte ein ähnlicher Gedanke den Grafen leiten. Vielleicht wollte er wissen, wie Morrel diese Prüfung überstehen würde.

Diese Ansicht hatte zuweilen etwas Tröstliches für den Kapitän. Sie stärkte seine ermattende Kraft, sie erfüllte ihn mit dem festen Vorsatze, männlich auszuharren und die Erwartungen des Grafen nicht zu täuschen. Aber ein Mann, der seine Gattin und sein Kind so zärtlich liebt, wie es bei dem Kapitän der Fall war, wird auf die Dauer durch nichts über die Trennung von ihnen getröstet. Immer wieder fühlte Morrel seinen Schmerz zurückkehren, immer heftiger wurde dieser Schmerz. Und dann die Ruhe, zu der er jetzt gezwungen war, er, der rastlos thätige Mann, der gewohnt war, sich in freier Luft zu bewegen. Wie sollte das enden? Vielleicht wurde er krank, vielleicht starb er. Ach — und es war ihm eine Art von Trost, zu denken, daß man Valentine wenigstens zu seinem Sterbelager lassen, daß er sie wenigstens dann noch einmal wiedersehen würde! Es war der letzte Trost eines Verzweifelnden.

Für jetzt weckte ein Geräusch an seiner Thür den Kapitän aus seinen Phantasieen. Es konnte die Ronde sein, die das Gefängniß inspiziren wollte. Es war eine Art von Abwechselung; Morrel war damit zufrieden.

Der Schlüssel drehte sich in der Thür, eine Gestalt trat ein. Hinter ihr schloß sich die Thür.

Morrel sah den Eintretenden erstaunt an. Es war kein Mann in Uniform, kein Gefängnißwärter, kein Soldat. Es war ein Mann im langen Mantel, mit einem bürgerlichen Hut, den er jetzt abnahm.

— Guten Abend, Herr Kapitän! sagte er. Wie geht es Ihnen? Hoffentlich nicht zu schlecht.

Morrel sah den Fragenden schärfer an. Das war nöthig, denn die trübe brennende Laterne verbreitete nur ein schwaches Licht.

— O, mein Herr, Sie sind es! Gott sei Dank! rief er. Ich habe oft an Sie gedacht!

Es war derselbe Mann, der einst zu ihm gekommen war, um ihm von Seiten des Grafen den Auftrag zu bringen, jene Summe nach London zu befördern. Morrel hatte wirklich oft an diesen Mann gedacht, den er nicht kannte, und der dennoch zu dem Grafen Monte-Christo in näheren Beziehungen zu stehen schien.

— Ich glaube es, sagte der Fremde, indem er seinen Mantel auseinanderschlug. Ihre Lage ist eine traurige geworden.

Morrel reichte ihm den einzigen Stuhl, der sich im Zimmer befand, und der Herr setzte sich. Es war ein Mann in reiferen Jahren. Sein Alter ließ sich nicht auf den ersten Blick bestimmen. Sein Aeußeres hatte nichts Auffälliges. Er war von großer, schlanker Gestalt. Sein Gesicht aber war bedeutend. Das dunkle Haar, leicht mit grau gemischt, fiel ihm lang über die Schläfe und ließ seine hohe, blasse Stirn frei. Die dunklen Augen waren groß, schön und ausdrucksvoll. Eine leicht gebogene Nase erhob sich über dem energisch gezeichneten Mund. Sein Anzug war einfach.

— Traurig? Ja, weil man mich auf eine peinliche und ungerechte Weise quält! rief Morrel. Ginge es nach

Recht und Gesetz, so hätte man mich jetzt zu einer bestimmten Strafe verurtheilt, und ich hätte die Vortheile einer solchen, denn man würde mir wenigstens gestatten, zuweilen meine Frau und mein Kind zu sehen.

— Wie können Sie hier Gerechtigkeit verlangen! sagte der fremde Herr. Doch darüber sprechen wir ein ander Mal. Jetzt handelt es sich um Ihre eigenen Angelegenheiten. Gewiß zürnen Sie mir und dem Grafen, daß wir bis jetzt nichts für ihre Befreiung gethan. Aber wir Beide sind unschuldig. Sie werden mit einer solchen Strenge bewacht, daß es mir die größte Mühe gekostet hat, nur diese Unterredung mit Ihnen zu erlangen. Natürlich danke ich sie nur der Bestechung.

— Jedes Ihrer Worte ist ein Trost für mich! sagte Morrel, in dessen Herz die Hoffnung zurückkehrte.

— Ich glaube es wohl, erwiederte der Fremde. Nun, ich komme zu Ihnen, Herr Kapitän, um Ihnen drei Vorschläge zu machen. Wählen Sie ganz nach Ihrem Belieben denjenigen, der Ihnen am besten gefällt. Ich weiß, warum es sich handelt. Sie sollen den Namen des Londoner Herren nennen. Ich gebe Ihnen die Erlaubniß dazu. Sie werden wahrscheinlich nach kurzer Frist frei sein, wenn Sie das gethan haben. Wollen Sie das annehmen?

Das Gesicht des Kapitäns hatte sich ein wenig verfinstert. Er schritt durch das Zimmer.

— Machen Sie mir erst Ihre beiden anderen Vorschläge, sagte er darauf. Ich will sie hören und dann überlegen.

— Gut. Der zweite betrifft eine heimliche Flucht. Sie wird sich mit einiger Mühe bald bewerkstelligen lassen. Aber Sie werden dann natürlich mit Frau und Kind Frankreich verlassen und so lange im Auslande leben müssen, bis man eine allgemeine Amnestie giebt, oder bis die jetzige Regierung nicht mehr am Ruder ist.

Morrels Gesicht wurde nicht viel heiterer. Er ging noch immer durch das kleine Gemach.

— Und der dritte Vorschlag? fragte er dann. Vielleicht ist er der beste?

— Ich glaube kaum, antwortete der Fremde. Sie haben Ihren Abschied nicht förmlich genommen. Sie gehören noch immer zur Armee. Die Entlassungsordre ist Ihnen damals nicht ausgestellt worden und Sie haben es versäumt, sich dieselbe zu verschaffen. Wenn es mir also gelänge, Sie vor ein Gericht stellen zu lassen, so würde dies ein Militärgericht sein. Sie sind, wenn ich nicht irre, mit den Waffen in der Hand gefangen worden. Die Gesetze kennen Sie selbst. Man würde Sie entweder zum Tode oder zu zwanzigjähriger Festungshaft verurtheilen.

— Das ist wahr! rief Morrel, der jetzt still stand und den Fremden fragend und düster anschaute.

Dann setzte er seine Wanderung fort. Aber er war sehr unruhig und aufgeregt geworden.

— Wie ich Ihnen also sagte, bleibt Ihnen die Wahl, begann der Fremde wieder. Entweder Sie nennen jenen Namen — und das ist der einfachste und leichteste Weg — oder Sie verlassen Frankreich, oder Sie erwarten das Urtheil des Gerichts.

Morrel hatte sich jetzt zur Ruhe gezwungen. Er setzte sich auf das Bett, dem Fremden gegenüber.

— Mein Herr, sagte er, ich sehe ein, daß ich mir nicht Alles genau überlegt hatte. Ich glaubte, daß man mich zu einigen Jahren Festung verurtheilen würde, wenn man mich vor das Gericht stellte. Aber Sie haben Recht. Ein Militärgericht könnte mich leicht zum Tode verdammen. Mag es aber auch sein, wie es will — den Namen jenes Mannes nenne ich nicht. Ich habe mir selbst das Wort gegeben, es auf keinen Fall zu thun.

— Sie würden aber damit zufrieden sein, wenn ich

der Behörde jenen Namen mittheilte? fragte der Fremde. Es läge dann kein weiterer Grund vor, Sie in der Haft zu behalten.

— Es wäre das leichteste Auskunftsmittel, sagte Morrel. Aber es enthält immer ein Zugeständniß, und auf keinen Fall wünschte ich, daß ein solches von mir ausginge. Ich will nur Recht, nicht Gnade und Milde.

— Sie handeln ebenso, wie ich handeln würde, sagte der Fremde. Aber dann bleibt Ihnen nur eine Wahl: mit Ihrer Familie Frankreich zu verlassen. Denn auf die Entscheidung des Militärgerichts dürfen wir es nicht ankommen lassen.

— Auch das ist hart! sagte Morrel, nachdem er eine Minute lang düster vor sich hingesehen. Paris und Frankreich für immer verlassen — mich von Julie und Emanuel trennen! Freilich, es bleibt uns die Insel Monte-Christo und der Aufenthalt in der ganzen übrigen Welt. Aber für den Franzosen giebt es nur ein Vaterland und eine schöne Stadt: Frankreich und Paris. Ich habe das während meines kurzen Aufenthalts in London eingesehen.

— Nun, würden Sie vielleicht damit unzufrieden sein, bei dem Grafen Monte-Christo zu wohnen? fragte der Fremde.

— Ah, das wäre eine andere Sache! rief Morrel überrascht. Wo lebt der Graf jetzt, wo wohnt er? Würde er mich aufnehmen?

— Ich kann Ihnen weiter nichts sagen, als daß er fern, sehr fern lebt, und daß ein großes Meer Sie von ihm trennt, erwiederte der Herr. Doch war das nur ein Vorschlag von mir. Man müßte Sie so lange zu verbergen suchen, bis die Antwort des Grafen eingetroffen wäre. Ich habe ihm diesen Fall angedeutet.

— Wie glücklich sind Sie, mit dem Grafen in Verbindung zu stehen! sagte Morrel seufzend. Ja, bei dem Gra-

fen möchte ich schon wohnen, und ich bin überzeugt, auch Valentine würde sich freuen, Haydee wiederzusehen!

Der fremde Herr schien etwas antworten zu wollen. Aber der Schlüssel knarrte in der Thür.

— Was ist das? rief der Fremde überrascht. Der Schließer hatte doch versprochen, mich zwei Stunden mit Ihnen allein zu lassen!

Die Thür öffnete sich. Ein Herr, in einen langen Mantel gehüllt, trat ein. Die Thür schloß sich zwar hinter ihm, aber der Riegel wurde nicht vorgeschoben. Der Fremde hatte sich erstaunt erhoben.

— Bon soir, Messieurs! sagte der Eintretende mit einem sarkastischen Lächeln. Entschuldigen Sie, wenn ich Sie störe, und erlauben Sie mir, in Ihrem Bunde der Dritte zu sein.

— Wer sind Sie, mein Herr, daß Sie es wagen, hier einzudringen? fragte der Fremde, noch immer überrascht.

— Ich heiße Franck-Carré und bin der Anwalt Seiner Majestät des Königs, antwortete der Herr. Und was den Eintritt in dieses Gefängniß anbetrifft, so steht er mir wahrscheinlich so gut zu, wie jedem Anderen.

— Hierbei ist eine Verrätherei im Spiel! rief der Fremde. Der Schließer hat mich verrathen.

— Verrathen? Das ist wohl das unrechte Wort! sagte Franck-Carré. Der Mann hat nur seine Schuldigkeit gethan. Er unterrichtete mich davon, daß Jemand den Kapitän Morrel heimlich zu sprechen wünsche, und ich gab ihm den Auftrag, diese Unterredung herbeizuführen, mir aber die Stunde derselben mitzutheilen, da es mir erwünscht war, Ihre Bekanntschaft zu machen.

— Sehr verbunden! sagte der Fremde, der jetzt seine Ruhe vollständig wieder erlangt hatte. Da es mir jedoch darum zu thun war — wie Sie sich denken können — mit Herrn Morrel allein zu sprechen, und da ich füglich nicht

verlangen kann, daß Sie sich entfernen, Herr Anwalt, so ist mein Geschäft hier zu Ende. Ich habe die Ehre, mich Ihnen zu empfehlen.

— Ich bitte um Entschuldigung! sagte der Staats-Anwalt, als der Fremde seinen Hut nahm und stellte sich vor die Thür. Ich sagte Ihnen schon, daß ich gekommen sei, um Ihre Bekanntschaft zu machen, und diesen Zweck habe ich noch nicht erreicht. Sie würden außerdem nicht weit kommen, denn ich habe natürlich den Befehl gegeben, Sie draußen zu arretiren. Sie werden also besser thun, hier zu bleiben. Es ist bequemer für uns Beide, uns hier auszusprechen. Sie sehen das ein, nicht wahr?

— Nicht ganz, antwortete der Fremde. Da Sie mir aber sagen, daß man mich draußen arretiren würde, so muß ich wohl hier bleiben. Welche Absicht hat Sie hierher geführt, Herr Staatsanwalt?

Der Ton dieser Frage war so gebieterisch und die Miene des Fremden dabei so ruhig und fest, daß es beinahe schien, als wäre der Fremde hier eine Amtsperson und Franck-Carré der Schuldige. Der Anwalt stutzte auch wirklich, faßte sich aber sogleich.

— Welche Absicht, mein verehrter Herr? Eine sonderbare Frage! sagte er lächelnd. Sie wissen es ja bereits. Ich wünschte den Herrn kennen zu lernen, der ein so großes Interesse an Kapitän Morrel nimmt.

— Und wenn Sie meinen Namen oder überhaupt mich kennen gelernt haben, was dann? fragte der Fremde.

— Dann werde ich Sie im Interesse des Staates und im Interesse des Herrn Morrel bitten, mir diejenigen Aufklärungen zu geben, die der Kapitän mir bis jetzt verweigert hat, erwiederte Franck-Carré. Sie sehen, ich bin offen.

— Offen, wie gewöhnlich ein Staatsanwalt! sagte der Fremde, in einen höflichen und leichten Konversationston übergehend. Gut also! Ich weiß, welche Erklärungen Sie

wünschen. Ich habe meinen Freund Morrel selbst gebeten, sie Ihnen zu geben.

— In der That? rief Franck-Carré erfreut. Nun, weshalb zögern Sie länger, Herr Kapitän?

— Ich zögere jetzt ebenso sehr, wie früher, antwortete Morrel, der bis jetzt ein stummer aber aufmerksamer Zuhörer gewesen war. Von mir werden Sie jenen Namen nicht erfahren, auf keinen Fall!

— Welch ein Eigensinn! rief der Anwalt und wandte sich zu dem Fremden. So machen Sie der Sache ein Ende, mein Herr, und sagen Sie mir — denn Sie müssen das wissen — wer jener Londoner Herr gewesen ist?

— Eine offene Frage pflegt auch eine offene Antwort zu finden, erwiederte der Fremde lächelnd. Aber in diesem Falle thut es mir leid, sie Ihnen nicht geben zu können. Ich darf Herrn Morrel weder bevormunden, noch ohne seine Einwilligung für ihn handeln. Und da ich nicht die Ehre habe, ein Angeklagter zu sein, so habe ich wahrscheinlich auch nicht die Verpflichtung, Ihnen Auskunft über Ihre Fragen zu geben.

— Wir verirren uns in ein Spiel mit leeren Ausdrücken! sagte Franck-Carré ernster und verdrießlich. Sie sind bis jetzt allerdings noch kein Angeklagter, mein Herr, aber Sie werden es binnen Kurzem sein.

— Ich! Weshalb das? rief der Fremde. Sie sprechen ja mit einer grausenerregenden Bestimmtheit.

— Lassen wir den Scherz, sagte der Anwalt noch ernster. Für's Erste sind Sie schuldig, einen Wächter verführt und bestochen zu haben, und zweitens lastet der Verdacht auf Ihnen, ein Theilnehmer des Attentats von Boulogne zu sein.

— Wirklich? Ein so schrecklicher Verdacht! rief der Fremde. Und Sie wissen noch nicht einmal, wer ich bin!

— Ich weiß es nicht, aber ich werde es jedenfalls er-

fahren, ehe Sie dieses Haus verlassen, sagte Franck-Carré ruhig, denn er fühlte sich jetzt in seiner amtlichen Würde. Darf ich Sie also um Ihren Namen bitten?

— So eilig? erwiederte der Fremde. Das würde ja eine Vertraulichkeit voraussetzen, deren ich selbst meinen Freund Morrel noch nicht gewürdigt habe. Ich dächte, wir schieben das noch ein wenig auf.

— Mein Herr, Sie vergessen, mit wem Sie sprechen! rief der Anwalt beleidigt. Entweder Sie nennen mir hier Ihren Namen, oder Sie begleiten mich in ein anderes Zimmer. Aber das sage ich Ihnen im Voraus, daß Sie das Gebäude nicht eher verlassen werden, als bis die Behörde über Ihre Persönlichkeit im Klaren ist.

— Nun, wenn es denn sein muß! sagte der Fremde lächelnd. Als ein guter Franzose habe ich Achtung vor dem Gesetz!

Und er näherte sein Gesicht dem Ohr des Anwalt und flüsterte ihm einen Namen zu.

Der Anwalt fuhr zusammen, als durchzucke ihn ein elektrischer Schlag. Der Fremde trat ruhig zurück. Franck-Carré maß ihn mit einem Blicke, in welchem Mißtrauen und Scheu sich paarten. Der letztere Ausdruck behielt jedoch die Oberhand, als er die ruhige Haltung und das stolze, fein lächelnde Gesicht des Fremden bemerkte. Der Anwalt war ein viel zu erfahrener Mann und hatte hinreichend genug Gelegenheit gehabt, Personen des verschiedensten Ranges kennen zu lernen, um nicht zu wissen, daß der Fremde ihm die Wahrheit gesagt hatte. Er machte eine stumme Verbeugung, die der Herr ebenso stumm erwiederte. Dann senkte er seinen Blick und versank in ein tiefes Nachsinnen.

Für Morrel, der den Namen nicht gehört hatte, war diese Scene räthselhaft und zugleich belustigend. Er hatte nie daran gezweifelt, daß der Mann, der mit dem Grafen Monte-Christo bekannt war, auch eine ausgezeichnete und

vielleicht vornehme Persönlichkeit sein müsse. Er setzte voraus, daß der Graf nur solche Freunde haben könne.

Franck-Carré aber, der trotz der Entdeckungen Valentinens mit dem Namen Monte-Christo mehr oder weniger den Begriff eines Abenteurers verband — Franck-Carré war wirklich bestürzt und peinlich überrascht. Er hatte einen Namen gehört, der in ganz Paris bekannt war, den Namen eines Mannes, der durch seine hohe Geburt, seinen Reichthum und seine Gelehrtheit gleich ausgezeichnet war, eines Mannes, der allerdings keine politische Stellung, kein Amt bekleidete, aber vielleicht gerade deshalb um so mehr Einfluß ausübte. Und dieser Mann war ein Freund Morrels, wahrscheinlich auch ein Freund des Grafen Monte-Christo, ein Anhänger der Napoleoniden — so wenigstens schien es. Wurde dieser Mann in den Prozeß hineingezogen, so erhielt derselbe eine noch größere Wichtigkeit. Mit vieler Mühe war es in der letzten Zeit gelungen, die Theilnahme des Publikums ein wenig von dem Prozeß abzulenken. Wurde dieser Mann aber als ein geheimer Anhänger Ludwig Napoleons hingestellt, so mußte diese Theilnahme von neuem und stärker erwachen. Und geheim konnte diese Theilnahme nicht bleiben. Es gab zu viel Zungen, die schwatzten — genug, Franck-Carré war in einer peinlichen Verlegenheit. Auf der einen Seite konnte ihm die Regierung Dank wissen, diesen Mann entdeckt zu haben, auf der anderen konnte man ihn wegen dieser Entdeckung tadeln. Jedenfalls mußte sie geheim, ganz geheim bleiben.

Der Staats-Anwalt war so sehr von diesen Gedanken bewegt, daß er die Anwesenheit der beiden Personen ganz vergaß und langsam und nachdenklich durch das kleine Zimmer schritt. Endlich schien er einen Entschluß gefaßt zu haben.

— Mein Herr, sagte er, Sie sagten mir, Kapitän Morrel kenne Ihren Namen nicht?

— Ja wohl, das ist die Wahrheit, erwiederte der Fremde mit Bestimmtheit.

— Und Sie wünschen auch nicht, daß Herr Morrel diesen Namen jetzt erfahre? fragte Franck-Carré.

— Genauer genommen ist das unwichtig, erwiederte der Fremde. Aber ich hätte allerdings gewünscht, daß Herr Morrel die Mittheilungen, die ich ihm zu machen habe, aus meinem eigenen Munde vernähme.

— Gut denn, so erlaube ich mir, Sie um eine Unterredung mit mir in einem anderen Zimmer zu ersuchen, sagte der Anwalt. Sie wird sehr kurz sein. Fürchten Sie nicht, daß ich Ihnen zur Last fallen will.

— Ich bin davon überzeugt, erwiederte der Fremde mit der Höflichkeit eines Mannes von Welt. Aber würden Sie mir nicht vorher gestatten, meine unterbrochene Unterredung mit Herrn Morrel ohne Zeugen fortzusetzen?

— Das ist mir unmöglich, ganz unmöglich! rief Franck-Carré bedauernd. Hätte ich gewußt, daß ich Sie hier finden würde, so hätte ich diese Unterredung vielleicht nicht gestört — ich gestehe es. Jetzt aber darf ich einen so großen Verstoß gegen meine amtliche Pflicht nicht mehr wagen. Wenn es Ihnen also gefällig ist, so kehren wir zusammen zurück.

— Ich bin bereit dazu, sagte der Fremde und wandte sich zu dem Kapitän.

— Halt! Was ist das! rief der Anwalt jetzt überrascht. Hören Sie nicht Stimmen? Nicht Geschrei? Was bedeutet das?

Fast mit ihm zugleich waren auch die anderen beiden Männer bestürzt aufgefahren. Man hörte in der That einen dumpfen Lärm, aus dem zuweilen einzelne schrille und gellende Laute hervorklangen. Zugleich füllte ein röthliches, starkes Licht das Zimmer, das von der Laterne nur spärlich erleuchtet war. Der Anwalt eilte nach der Thür.

In demselben Augenblick ward diese hastig geöffnet und dasselbe dunkelrothe Licht drang stärker herein.

— Retten Sie sich, Herr Anwalt! rief der Schließer mit entsetzter Stimme. Es brennt im vorderen Flügel.

Franck-Carré schrak zusammen. Aber er war ein Mann, dessen persönlicher Muth durch die schleichenden Intriguen, die sein Amt fast zur Nothwendigkeit machte, nicht gebrochen war. Er ergriff den Schließer, und hielt ihn am Arme fest.

— Ruhig, ruhig, mein Freund! sagte er. Das Feuer wird gelöscht werden. Ich kenne die Lokalitäten dieses Gebäudes nicht genau. Welche Ausgänge führen nach der Straße? Zeigen Sie uns dieselben und vergessen Sie Ihr Amt nicht. Oeffnen Sie die Gefängnisse nicht eher, als bis die bewaffnete Macht in hinreichender Stärke angelangt ist.

— Es giebt nur einen Ausweg aus diesem Flügel, antwortete der Schließer an allen Gliedern zitternd. Er führt über die Treppe nach vorn, in den Flügel, der brennt. Und auch die Treppe brennt schon, oder wird bald brennen.

— Es wird nicht so schlimm sein, sagte der Anwalt. Kommen Sie, begleiten Sie mich. Wir werden schon einen Ausweg finden.

Diese Worte waren an den Fremden gerichtet. Unterdessen nahm der Feuerschein mit einer rasenden Schnelligkeit zu. Man hörte die Flammen knistern. Man hörte das entsetzliche Geschrei der Gefangenen. Morrel erbleichte.

— Und soll ich hier zurückbleiben und bei lebendigem Leibe verbrennen, Herr Anwalt? fragte er hastig und bitter.

— Mein Gott, die Gefahr ist nicht so groß, und ich kann nichts weiter thun, als den Leuten Vernunft einreden. Sie verlieren bei solchen Gelegenheiten nur zu leicht den Kopf. Man wird des Feuers Herr werden. Kommen Sie!

Dabei wandte sich der Anwalt, ohne sich weiter um Morrel zu kümmern, abermals zu dem Fremden.

— O nein, so ist es nicht gemeint! antwortete dieser hastig. Denken Sie, ich werde meinen jungen Freund verlassen?

— Dann thun Sie, was Ihnen gut dünkt! rief der Anwalt. Gefahr ist für uns Alle vorhanden. Jeder muß an seine eigene Rettung denken. Schließer, öffnen Sie die Thüren nicht eher, als bis die Wache gekommen ist.

Dabei ging er den schmalen Gang hinunter, der nach der Treppe zuführte. Gefahr war in der That vorhanden. Das Knistern und Prasseln der Flammen war stärker geworden. Die Luft wurde schwül und heiß. Viele der Gefangenen, die sich in dem hinteren Flügel des Gebäudes befanden, schienen aus dem Schlafe erwacht zu sein und pochten mit wahnsinniger Gewalt an die Thüren. Aus dem vorderen Flügel hörte man wildes Gebrüll, dazwischen die verzweifelten Rufe: Oeffnet die Thüren! Wir ersticken! Hülfe, Hülfe!

— Kommen Sie, sagte der Fremde zu Morrel, wir müssen uns einen Ausweg suchen, sonst könnte mir dieser nächtliche Besuch das Leben kosten. Kommen Sie, vielleicht gelingt es Ihnen bei dieser Gelegenheit, zu entfliehen.

Morrel eilte zurück in sein Zimmer, um seinen Hut zu holen. Man hatte ihm seine bürgerliche Kleidung gelassen.

— Sie haben gehört, was mir der Herr Staats-Anwalt befohlen! sagte der Schließer, ihm entgegentretend. Sie müssen hier bleiben.

— Thorheit! rief der Fremde anstatt Morrels. Halten Sie uns nicht auf. Man wird Sie entschädigen.

Dabei drängte er den Schließer bei Seite und eilte, von Morrel gefolgt, den Gang hinunter. Am Ende desselben leuchtete eine flammende Helle, von der sich eine einzelne, schwarze Gestalt klar und deutlich abzeichnete.

— Es ist der Anwalt, sagte der Fremde. Das ist kein gutes Zeichen. Wenn er nicht hinaus kann, wie sollen wir

es dann anfangen, dieses Labyrinth zu verlassen. Wir müssen in seiner Nähe bleiben, das wird das Beste sein!

Sie traten dicht an ihn heran. Die ganze Gefahr lag jetzt vor ihnen. Die Treppe, die einzige, die, wie vorher der Schließer gesagt hatte, aus diesem Flügel nach den vorderen Gebäuden führt, stand in Flammen, und hätte nicht der Zugwind den Rauch nach einer anderen Richtung getrieben, so wäre schon jetzt der Aufenthalt in dem schmalen Gange unmöglich gewesen. Der vordere Flügel, oder wenigstens ein Theil desselben brannte, und noch hörte und sah man nichts von Arbeitern, die bemüht gewesen wären, den Flammen Einhalt zu thun. Man hörte nur das gräßliche Geschrei der Gefangenen, die in ihren Zellen vielleicht vom Rauch oder auch von der Gluth des Feuers bedrängt wurden.

— Entsetzlich! sagte Franck-Carré schaudernd. In zehn Minuten wird diese Treppe niedergebrannt sein und die Flammen werden in die Zellen dringen. Die einzige Rettung kann uns nur von der Seite des Kanals kommen.

— Vom Kanal? Sie meinen den Kanal, der diesen Flügel des Gebäudes umgiebt? fragte der Fremde.

— Ja, antwortete der Anwalt. Aber ehe es uns gelingt, die Gitter an den Fenstern zu zerbrechen, ehe man Leitern angesetzt oder uns Stricke zugeworfen hat, können wir längst erstickt sein. Nun, wie Gott will!

— Werden Sie nicht die Zellen der Gefangenen öffnen lassen? fragte der Fremde.

— Es ist strenger Befehl, dies nicht eher zu thun, als bis eine genügende Wachmannschaft eingetroffen ist.

— Aber über die brennende Treppe kann sie doch unmöglich heraufgelangen, erwiederte der Herr.

— Freilich! antwortete Franck-Carré, die Achsel zuckend. Aber kann ich helfen? Selbst auf dem Hofe können sich die Soldaten nicht aufstellen, denn der Wind treibt die Flammen dorthin. Die einzige Rettung kann uns von der Seite des

Kanals kommen, wie ich Ihnen sagte, und ich hoffe, daß man dort bereits Anstalten trifft, uns Hülfe zu bringen. Schließer! Kommen Sie her! Ist eine Zelle nach dem Kanal zu leer?

— Nein, Herr Anwalt, antwortete der Mann, der an allen Gliedern zitterte.

— So öffnen Sie eine, gleichviel, wer darin ist, sagte Franck-Carré. Wir müssen dort um Hülfe rufen.

— Und die Zellen?

— Bleiben verschlossen, bis der Befehl zum Oeffnen gegeben wird.

Der Schließer eilte voran. Die drei Männer folgten ihm mit einer Hast, die in diesem Augenblick sehr erklärlich war. Der Schließer öffnete eine Zelle und ließ die Herren eintreten.

Franck-Carré eilte sogleich an das Fenster. Während dessen warf Morrel einen Blick auf den Gefangenen, der diese Zelle bewohnte. Er war überrascht von seinem Lager aufgesprungen, als er die Thür sich öffnen hörte, und starrte die Eintretenden mit gläsernen, verschlafenen Augen an.

Er war von kräftiger Gestalt. Haar und Bart hingen ihm struppig um den Kopf. Sein Anzug war die gewöhnliche Sträflingskleidung, die Morrel nicht erhalten hatte, weil er noch nicht durch das Gesetz verurtheilt worden. Er warf scheue und lüsterne Blicke nach der geöffneten Thür. Wahrscheinlich dachte er sogleich an Flucht. Aber im nächsten Augenblick mochte er sich diese Störung erklären, denn durch die Thür drang der helle Schein des Feuers ein und er hörte die Stimmen seiner Genossen in den anderen Zellen, die verzweifelt nach Hülfe schrieen. Ein Strahl wilder Freude zuckte über sein Gesicht, und er blieb ruhig in seiner Ecke stehen, die Augen von Zeit zu Zeit lauernd auf jeden Einzelnen richtend und die günstige Gelegenheit abwartend, die sich ihm bieten würde.

— Diese Scheiben! Ich hatte vergessen, daß sie geblendet sind! rief der Anwalt. Man kann nichts sehen!

— Haha! lachte der Gefangene tückisch. Ja, ja, ich habe mich oft darüber geärgert.

— Ich muß sie einschlagen! Es hilft nichts! rief Franck-Carré heftig, und er stieß gegen die Scheiben.

— Haha! lachte der Gefangene wieder. Die Wache wird das wohl hören! Wart' nur, mein Bürschchen!

Dann aber schien ihm ein Gedanke zu kommen und er trat rasch auf den Anwalt zu.

— Hört mal, Ihr seid wohl Kameraden und wollt fliehen? rief er und legte dem Beamten die Hand auf die Schulter.

— Laß mich zufrieden und geh zum Teufel! rief Franck-Carré heftig. Siehst Du nicht, daß es brennt?

— Zum Teufel ginge ich sehr gern! murmelte der Gefangene zurücktretend, und Franck-Carré steckte den Kopf durch das Gitter.

— He, Schildwacht, rief er hinunter, ich bin der Staats-Anwalt! Ruft nach Hülfe, ruft die Pompiers!

— Zurück! hörte man die Stimme der Wache heraufschallen. Zurück, oder ich schieße!

— Aber ich bin ja der Staats-Anwalt, mein Name ist Franck-Carré! antwortete der Beamte noch heftiger,

Ein Schuß und eine Kugel, die dicht über dem Kopf des Anwalts in das Fenster schlug, war die einzige Antwort. Die Scherben fielen klirrend nieder, der Gefangene lachte mit höhnischer Freude auf und Franck-Carré sprang, todtenbleich, mitten in das Zimmer zurück. Der Kapitän dagegen trat rasch an das Fenster.

— Ehe er wieder geladen hat, will ich einen Blick hinauswerfen! rief er hastig. Da ist der Kanal, ungefähr sechs Schritte von der Mauer. Da drüben stehen eine Menge Menschen, ich glaube die Pompiers zu sehen.

— Sie werden zu spät kommen, zu spät! flüsterte Franck-Carré, der sich ein wenig erholt hatte. Rufen Sie nach Hülfe, Kapitän Morrel, rufen Sie, daß ich hier bin, daß man Leitern bringt oder uns Seile zuwirft. Dieses Gitter!

— Dieses Gitter, ja! lachte der Gefangene abermals. Nun wissen Sie doch auch, wie einem Gefangenen zu Muthe ist. Hier oben Eisenstäbe, da unten eine Kugel, und da hinten das Feuer — nicht wahr, Herr Anwalt, das ist nicht so sicher und nicht so bequem, wie im Sitzungszimmer hinter dem grünen Tisch?

— Schweig! rief Franck-Carré heftig. In einer Viertelstunde kannst Du todt oder verbrannt sein!

— Wer weiß! antwortete der Gefangene und sah lüstern nach dem Fenster. Die Gelegenheit scheint gut zu sein!

— Sei nicht thöricht, Kamerad! rief Morrel jetzt hinab. Ich bin Kapitän Morrel von den Spahis, und der Staats-Anwalt ist wirklich bei uns. Es brennt im Gebäude! Rufe lieber nach Hülfe, anstatt zu schießen.

Aber die Wache schien den Worten nicht zu glauben. Die Instruktionen waren streng und gemessen. Kaum daß Morrel Zeit hatte, seinen Kopf zurückzuziehen und abermals schlug eine Kugel in das Fenster.

— Das ist ein Dummkopf! rief der Kapitän lachend. Gewiß ist er aus der Provinz. Nun, Herr Anwalt, unsere Sache scheint schlecht zu stehen, und ich glaube, Sie hätten besser daran gethan, meine Unterredung mit jenem Herrn nicht zu stören.

Der Staats-Anwalt murmelte einige Worte vor sich hin. Der Gefangene hatte sehr aufmerksam gelauscht. Wenn er so listig war, wie seine Züge vermuthen ließen, so mußte er aus Morrels Worten entnommen haben, daß auch dieser ein Gefangener gewesen. Er beobachtete den Kapitän mit gesteigerter Neugierde.

Es könnte scheinen, als wäre diese ganze Scene eine ruhige gewesen, und was die vier Personen anbetraf, die sich in der Zelle befanden, so war dies allerdings der Fall. Aber draußen — draußen! Da tobte und heulte und wimmerte es! Man hörte die Flammen prasseln, die Balken stürzen, ein wüstes Getümmel erfüllte das ganze Gebäude, die Hitze wuchs, zuweilen wälzten sich Dampfwolken in die Zelle, der hintere Flügel schien bereits vom Feuer erfaßt zu sein. Morrel fühlte große Schweißtropfen von seiner Stirn rinnen.

Jetzt hörte man unten das Klirren von Waffen oder eisernen Geräthschaften, dann Kommandorufe.

— Es sind die Pompiers! rief Franck-Carré aufathmend. Noch zehn Minuten und wir sind gerettet!

— Gerettet! Ich hoffentlich auch, murmelte der Gefangene leise. Maximilian Morrel eilte an das Fenster.

— Hierher, meine Freunde! rief er. Der Herr Staatsanwalt befindet sich hier! Zu Hülfe! Ah, ein braves Korps! Jetzt setzen sie über den Kanal! Da haben sie ihre Leitern und Stricke! Hierher, Kameraden!

Aber mit Morrels Stimme zugleich ertönte derselbe Hülferuf aus den Fenstern aller anderen Zellen, die nach der Seite des Kanals hinaus lagen. Man hörte das Geschrei schauerlich durch die Nacht klingen.

— Heiliger Gott! rief Morrel, der immer noch am Fenster stand. Es scheint im unteren Stock zu brennen. Der Dampf quillt aus den Fenstern. Wenn die Leute nicht eilen, so sind wir verloren. Und es wird Zeit kosten, die Eisenstäbe durchzufeilen. Und drei Stock hoch, da reicht keine Leiter aus. Gott sei uns gnädig!

Als er sich umwandte, stand der Gefangene neben ihm. Seine Augen funkelten. Sein blasses Gesicht, das Jahre lang keine andere Luft, als die des Kerkers geathmet zu haben schien, war von der fliegenden Hitze der Aufregung ge-

röthet und trug einen wilden, entschlossenen Ausdruck. Er ergriff mit der Hand einen von den Eisenstäben.

— Was diese hier anbetrifft, sagte er, so ist das eine Kleinigkeit. Ich habe das meinige gethan.

Und mit einem wilden Lachen rüttelte er an dem Stabe, der sogleich zusammenbrach.

— Jetzt ist Platz, durch eine solche Oeffnung kommt man schon durch! sagte er und behielt den Eisenstab in der Hand. Wir sind ja alle schlank. Natürlich werden mir die Herren den Vortritt lassen.

Franck-Carré sah den Gefangenen finster an, wagte aber nicht zu widersprechen. Er fühlte sehr gut, daß jetzt die Bande des Gesetzes und der Disziplin gelockert seien, und daß jede menschliche Natur in einer solchen Lage das Aeußerste daran setzen mußte, das Leben zu retten. Auch Morrel und der Fremde schwiegen.

Der Kapitän hatte übrigens Recht gehabt. Man sah außen Dampfwolken aufwirbeln, die aus dem anderen Stockwerk zu kommen schienen. Diese Rauchwolken versperrten die Aussicht. Man sah nichts mehr von den Pompiers, man hörte nur ihre Kommandorufe. Jetzt legte sich der Gefangene zum Fenster hinaus.

— Hierher, zur Hülfe! rief er mit einer Donnerstimme. Hier befindet sich der Herr Staatsanwalt!

— Wir werden ein Tau hinaufwerfen! Paßt auf! rief es von unten. Jetzt! Achtung!

— Du sollst die Freiheit haben, wenn Du das Tau fängst! rief Franck-Carré.

— Ich danke! erwiederte der Gefangene kurz und höhnisch. Man hörte einen Gegenstand an die Mauer schlagen. Der Gefangene griff hinaus. Aber er hatte das Tau nicht gefaßt. Wahrscheinlich hatten es die Pompiers schlecht geworfen.

Die Gefahr wuchs jetzt mit jeder Minute. In der

Zelle eine höllische Gluth, draußen Dampf und finstere Nacht. Wieder griff der Gefangene hinaus. Er schien etwas erfaßt zu haben.

— Ich habe es, meine Herren! rief er triumphirend. Nun Adieu!

Rasch befestigte er den eisernen Haken, der sich an dem oberen Ende des Taus befand, an der Fensterbrüstung, nahm den Eisenstab zwischen die Zähne, schwang sich in das Fenster und verschwand.

— Er wird nicht weit kommen! sagte Franck-Carré. Sie werden ihn unten fest halten.

Die drei Männer drängten sich an das Fenster, um zu sehen, ob der Gefangene glücklich den Boden erreiche. Aber Alles war Dampf und Finsterniß. Das Tau war straff, dann wurde es wieder lose.

— Rasch, rasch! rief es von unten. Das Feuer schlägt aus den Fenstern. Das Tau versengt.

— Eilen Sie, Herr Anwalt! rief der Fremde. Ihnen gebührt das Vorrecht. Vorwärts!

Die Gefahr gab dem Anwalt, der sich nicht mehr in der Blüthe der Jugend befand, Kraft und Gelenkigkeit. Er kletterte auf die Fensterbrüstung und ergriff das Tau. Dann verschwand er. Eine Minute darauf hörten die beiden Zurückgebliebenen einen Schrei und das Tau zitterte und schwankte.

— Er wird losgelassen haben und gestürzt sein! sagte Morrel. Nun, mein Herr, schnell! Ich will der Letzte sein!

— Adieu! sagte der Fremde. Ich werde mich unter dem Namen Dupont in Ihrer Wohnung nach Ihnen erkundigen.

Bei diesen Worten ergriff er das Seil. Morrel folgte ihm mit ängstlichen Blicken. Aber er schien sicher hinabgelangt zu sein. Wenigstens bemerkte der Kapitän nichts Auffälliges.

Nun schwang er sich selbst in die Fensteröffnung und ergriff das Tau. Von früher her gewöhnt an körperliche Uebungen, war es ihm ein Leichtes, schnell hinabzuklettern. Die Gefahr begann erst weiter unten. Dort brachen die Flammen bereits aus den Fenstern des untersten Stockwerks. Morrel mußte hindurch. Wahrscheinlich war es dort gewesen, wo Franck-Carré das Seil losgelassen hatte und gestürzt war.

Auch der Kapitän wurde hier von der Hitze betäubt, das Tau wäre ihm beinahe aus den Händen geglitten. Er ruschte pfeilschnell die letzten zwanzig Fuß hinab. Unten angelangt, stürzte er.

Als er sich wieder aufrichtete, sah er den Staatsanwalt auf der Erde liegen. Einige Pompiers waren um ihn beschäftigt. Aber Morrel konnte nur wenige Schritte weit sehen. Der schmale Raum zwischen der Mauer des Gefängnisses und dem Kanal war in heiße Dampfwolken gehüllt. Er suchte den Fremden und glaubte ihn in einiger Entfernung zu sehen. Er eilte ihm nach. Aber plötzlich fühlte er einen heftigen, betäubenden Schlag, wie von einer Eisenstange auf dem Hinterkopf, taumelte zu Boden und verlor die Besinnung.

Als er wieder zu sich kam, befand er sich inmitten eines Carrés von Soldaten, die eine Schaar von Gefangenen bewachten. Er fühlte einen dumpfen und heftigen Schmerz an seinem Hinterkopf, und als er mit der Hand dort hinfaßte, zog er sie blutig zurück. Zugleich fiel es ihm auf, daß er seine Kleidung nicht mehr trug. Er war mit einer Gefängnißjacke bekleidet. Verwundert richtete er sich auf und sah sich um. In einiger Entfernung sah er einen hellen Schein und eine Menge Menschen. Das war das brennende Gefängniß. Er wollte nach seiner Uhr sehen, sie fehlte ihm. Er griff nach der Tasche seines Rockes — aber er hatte den Rock nicht mehr. Erstaunt schüttelte er den Kopf.

Er fühlte jedoch, daß es unnütz sein würde, Fragen an die Soldaten zu richten. Nur für seine Wunde wollte er einen Verband haben.

— Kamerad, sagte er zu einem Soldaten, ist kein Wundarzt hier? Ich habe eine Blessur am Hinterkopf.

— Wer ist sein Kamerad? antwortete der Soldat mürrisch. Hier ist kein Wundarzt. Das wird sich später finden.

Der Kapitän setzte sich wieder auf die Erde, denn der Schmerz raubte ihm beinahe die Besinnung und er fürchtete zu fallen. Eine halbe Stunde ungefähr verging. Dann kam eine Ordonnanz.

— Das Feuer ist gedämpft oder kann wenigstens nicht weiter um sich greifen. Führen Sie die Gefangenen durch das hintere Thor auf den Gefängnißhof, Herr Lieutenant! Und lassen Sie Niemand entwischen!

Morrel erhielt einen Kolbenstoß und raffte sich auf. Er schwankte vorwärts. Einer von den Gefangenen schien Mitleid mit ihm zu haben und reichte ihm den Arm. Sie schritten durch ein Thor. Dann befand sich der Kapitän auf dem Hof des Gefängnisses. Eine noch größere Schaar von Soldaten umgab hier die Gefangenen.

Morrel vermochte nicht zu denken. Er fühlte nur seine Wunde. Zuweilen durchzuckte ihn der Gedanke, daß es ihm doch nicht gelungen, zu fliehen, und er seufzte. Jetzt traten die Gefangenwärter vor. Die Nummern, die sich auf den Jacken der Gefangenen befanden, wurden besichtigt und Jeder einzeln abgeführt.

— Nr. 36! sagte der eine Wärter, einen Blick auf Morrels Jacke werfend. Aha, ich weiß schon! Das ist der Schlingel, der dem armen Vallard so viel zu schaffen machte. Am Ende hat der ihn todtgeschlagen.

— Lieber Freund, sagte Morrel, seine ganze Kraft zusammennehmend, ich bin nicht Nr. 36. Ich weiß nicht, wie

ich zu diesem Glücke komme. Ich bin der Kapitän Morrel. Der Herr Staatsanwalt kann es bezeugen.

— So? Wir haben keinen Kapitän Morrel in unseren Listen, erwiederte der Wärter höhnisch. Das wird sich zeigen. Der Herr Staatsanwalt ist übrigens gefährlich gestürzt und jetzt vielleicht todt.

— So kann der Schließer bezeugen, daß ich Kapitän Morrel bin, sagte Max. Ich wohnte in Nr. 29.

— Er wohnte dort? Sehr gut! rief der Wärter lachend. Der Schließer! Ja wohl, der arme Vallard ist todt oben gefunden worden. Einer von den Hunden hat ihn erschlagen, vielleicht Du selbst! Vorwärts, marsch!

— So schickt mir wenigstens einen Wundarzt! seufzte der Kapitän.

— Ja wohl, und zwar einen mit der Guillotine! erwiederte der Wärter. Marsch!

Morrel fühlte sich gepackt und fortgeschleppt. Abermals verlor er die Besinnung.

Der Flüchtling.

War Don Lotario verliebt oder war er es nicht? Hatte ihm Therese ein tieferes Interesse eingeflößt? Noch wußte er es nicht, noch war ihm das ganze Abenteuer zu neu, und während er nach Hause ging, fragte er sich nur, wer sie wohl sein könne, und wie sie ihn empfangen würde, wenn er sie besuchte.

Don Lotario's Herz war nicht mehr so leicht zu erobern, wie es wohl scheinen mochte. Vor vielen jungen Männern, die in die Welt eintreten, hatte er einen großen Vortheil voraus: er hatte bereits geliebt. Donna Rosalba hatte, wenn auch nicht sein ganzes Herz, doch den besten Theil

desselben besessen, und Lotario konnte nicht an sie zurückdenken, ohne den bitteren Schmerz der verrathenen Liebe zu empfinden. Er hing nicht mehr leidenschaftlich an ihr, er hatte auf seiner Reise und in Paris eine Unzahl von weit schöneren und liebenswürdigeren Frauen gesehen — aber ihr Bild war noch nicht aus seiner Erinnerung verschwunden. Und außerdem war er mißtrauisch geworden. Junge Männer pflegen die ganze Welt nach ihren ersten Erfahrungen zu beurtheilen. Sie hassen das ganze weibliche Geschlecht, wenn sie von einer falschen und eigennützigen Kokette betrogen worden sind. Sie bedenken nicht, daß jedes weibliche Herz seine Eigenthümlichkeit hat, und daß nur die schlechten Frauen einander ähnlich sind.

Don Lotario waffnete sich also auch jetzt mit einem Mißtrauen, das durch nichts gerechtfertigt war. Er wollte sein Abenteuer verfolgen — ja, aber er gab sich selbst das Versprechen, kalt und ruhig zu bleiben. Er vergaß, daß er ein Kind des Südens und noch ein Jüngling war. Im Allgemeinen freute er sich über sein Abenteuer. Es bot ihm eine Abwechselung in dem langweiligen Geräusch der großen Weltstadt, und er summte eine lustige Melodie aus der Oper, die er am Abend gehört hatte. Er unterbrach sie erst, als er in der Ferne den Feuerschein bemerkte, den das brennende Gefängniß auf den nächtlichen Himmel warf. Das Gefängniß lag auf der Südseite der Seine, ungefähr in der Richtung, die Lotario einschlagen mußte, um seine Wohnung zu erreichen. Links vor sich konnte er den Schein ganz deutlich sehen, und er war anfangs Willens, die nicht sehr entfernt scheinende Brandstätte aufzusuchen, überlegte dann aber, daß es schon sehr spät und jedenfalls für ihn vernünftiger sei, seine Wohnung aufzusuchen. Er wandte sich also nach dem Palais Luxembourg.

Aber in dem Augenblick, als er um die Ecke einer ziemlich schmalen Straße bog, rannte ein Mann gegen ihn an,

und Don Lotario wäre beinahe zu Boden gestürzt. Er hielt sich zum Glück noch an der Mauer eines Hauses.

— Morbleu, gehen Sie künftig langsamer, wenn Sie um eine Ecke biegen! rief der Spanier und setzte seinen Hut zurecht, der bei diesem Zusammenstoß sein gewöhnliches, ruhiges und schönes Gleichgewicht verloren hatte.

— Mit Vergnügen, mein Herr, sobald ich die Fähigkeit erlangt haben werde, um die Ecke zu sehen, antwortete der Unbekannte mit einer rauhen und beinahe heiseren Stimme. Indessen bitte ich Sie um Entschuldigung. Ich habe große Eile. Sagen Sie mir, in welcher Straße ich mich befinde.

— Das weiß ich nicht, antwortete Lotario. Ich bin hier fremd. Aber wir befinden uns in der Nähe des Palais Luxembourg.

— Sie sind hier fremd? fragte der Mann. Dann, Herr, haben Sie vielleicht ein mitleidigeres Herz, als der Pariser.

— Das mag sein, vielleicht auch nicht, erwiederte der Spanier lachend — denn diese Zumuthung amüsirte ihn.

— Und Sie würden nichts so Außerordentliches darin finden, einem Fremden für einige Stunden ein Obdach zu gewähren?

— Hm! antwortete Don Lotario zögernd und seinen Unbekannten musternd. Das ist eine andere Sache. Außerordentlich finde ich so etwas nicht. Es käme auf die näheren Umstände an. Weshalb richten Sie diese Frage an mich?

— Weil ich mich unglücklicher Weise in der Lage befinde, von einem solchem Großmuth Gebrauch machen zu müssen, erwiederte der Fremde. Hören Sie mich an, mein Herr. Ich hatte gestern Abend Geschäfte in dieser Gegend der Stadt, und verspätete mich bis jetzt. Meine Wohnung aber ist in der Nähe des Mont-Martre. Morgen früh um acht Uhr muß ich jedoch wieder in dieser Gegend sein. Ich

würde vielleicht also gerade nach Hause kommen, um sogleich wieder zurückkehren zu müssen, und hätte nur einige Stunden schlafen können. Sie würden also ein gutes Werk thun, wenn Sie mich mit sich nähmen. Ein Vorzimmer, eine Bedientenstube würde mir genügen.

Der Spanier faßte seinen Mann noch schärfer ins Auge. Aber es war schwer, ihn zu erkennen. In der Nähe brannte keine Laterne. Don Lotario sah nur, daß er einen guten Rock und Hut trug; seine übrige Kleidung schien sehr mangelhaft zu sein, und auch der struppige Bart hatte nicht viel Einnehmendes.

— Sie hätten aber bis dahin ein Unterkommen in einer Schenke oder in einem Wirthshaus finden können, sagte er dann.

— Gewiß, Sie haben Recht, und ich hätte das gethan, wenn ich einen Sou in der Tasche hätte, erwiederte der Fremde.

— Ja, dann ist die Wahl schwer! rief Don Lotario lachend. Nun, Sie sollen sich nicht in mir getäuscht haben. Ich habe wirklich ein mitleidiges Herz, wenigstens glaube ich das. Gehen Sie voran, nach dem Palais Luxembourg.

Der Fremde sah sich um, schien sich dann zu orientiren und schritt voran. Der Spanier beobachtete ihn aufmerksam. Er war von großer, kräftiger Gestalt. Der Rock saß ihm um die Schultern etwas knapp, um so mehr, da er ihn ganz zugeknöpft hatte. Sein Gang war schlecht, träg und schwer, wie der eines vielbeschäftigten Handarbeiters. Indessen wußte ja Don Lotario, daß er es mit keinem Stutzer zu thun hatte, und er war nicht der Mann, der sein einmal gegebenes Wort zurücknahm. Ueberdies kannte er die Schurkereien von Paris bis jetzt nur vom Hörensagen und dachte nichts Schlimmes.

— Sie kamen aus der Gegend, wo ein Haus zu brennen schien, sagte er jetzt. War es ein großer Brand.

— Es brennt ein Gefängniß! antwortete der Fremde kalt. Ich habe mich auch dort thörichter Weise aufgehalten

— Ein Gefängniß! sagte Don Lotario voll Theilnahme. Mein Gott, das muß furchtbar sein. Wenn man nun nicht Zeit hat, die Zellen zu öffnen, so müssen ja die Gefangenen ersticken oder verbrennen? Hörten Sie etwas davon?

— Ich glaube, man sprach davon, daß ein Halbdutzend Gefangener verbrannt seien, erwiederte der Mann ruhig. Das ist nun einmal nicht anders. Die Meisten von denen, die dort sitzen, sind doch für den Galgen oder die Guillotine reif. Ob sie ein Paar Tage eher sterben und auf welche Weise, das ist am Ende gleichgültig. Sie wimmerten übrigens kläglich genug.

— Sie scheinen nicht so mitleidig zu sein, wie ich, sagte der Spanier tadelnd. Doch Sie stehen vor meiner Wohnung!

Der Fremde sah auf und warf einen flüchtigen Blick auf das Haus. Es war groß und schön, und hatte das elegante Aussehen jener Häuser, die ganz oder theilweise an reiche Fremde vermiethet werden.

Don Lotario klingelte und trat ein, gefolgt von seinem nächtlichen Begleiter, und stieg eine Treppe hinauf.

— Mein Diener schläft, ich mag ihn nicht stören, sagte er. Folgen Sie mir in mein Zimmer!

Er schloß die Thür auf. Das Vorzimmer war spärlich durch eine Lampe erleuchtet, die dem Erlöschen nahe war. Im nächsten Zimmer zündete er ein Licht an, und nun sah er seinen Begleiter in voller Beleuchtung vor sich.

Don Lotario hatte Mühe, die Ueberraschung zu verbergen, die ihm jetzt der Anblick dieses Mannes verursachte. Dieses wilde Haar, dieser struppige Bart, dieses kränklich aufgedunsene Gesicht, die gläsernen, glotzenden Augen, diese finstere, tückische Miene, dieses graue Beinkleid mit dem schwarzen Streif, diese groben Schuhe — Alles das ver-

kündete ihm, daß er einem Räuber, einem Diebe, vielleicht einem Mörder gegenüber stand. Auch schien es dem Spanier, als seien das Haar und der Bart des Mannes ein wenig versengt und sein Gesicht vom Rauch geschwärzt.

— Mann, sagte er, einen Schritt zurücktretend und von einem plötzlichen Gedanken ergriffen, Sie kommen aus dem brennenden Gefängniß und Ihren Rock und den Hut haben Sie unterwegs gestohlen!

— Wenn Sie ein Untersuchungsrichter wären, so könnten Sie keine besseren Vermuthungen aufstellen, sagte der Fremde mit einem höhnischen Lächeln, und seine Stimme klang dem Ohre Lotario's noch rauher, als vorher. Aber es ist doch möglich, daß Sie sich irren. Muß man denn ein Räuber und Mörder sein, wenn man schlecht gekleidet ist?

— Ich mache mich vielleicht eines Verbrechens schuldig, wenn ich diesen Menschen bei mir behalte! sagte Don Lotario mehr zu sich selbst, als zu dem Fremden. Verlassen Sie dieses Zimmer und dieses Haus. Ich will thun, als hätte ich Sie nicht gesehen.

— Ist das Ihre Mildthätigkeit? fragte der Mann spöttisch. Und weshalb sprechen Sie so? Weil Sie eine Vermuthung haben, die mindestens voreilig ist. Dies sind das Beinkleid und die Schuhe, die ich bei der Arbeit trage — denn ich bin ein Maurer. Diesen Rock und diesen Hut gebrauche ich, wenn ich über die Straße gehe. Was meinen Bart anbetrifft, so kann ich ihn hoffentlich tragen, wie ich Lust habe. Also mein Herr, gestatten Sie mir, mich bis um sieben Uhr früh hier auszuruhen.

— Und Sie würden nicht unruhig werden, wenn ich nach der Polizei schickte? fragte der Spanier.

— Durchaus nicht, antwortete der Fremde lachend. Denn erstens werden Sie es nicht thun, und zweitens werde ich Sie daran hindern. Es ist immer unangenehm, mit der Polizei zu thun zu haben.

Dabei wandte er sich rasch um, schloß die Thür, die nach dem Vorzimmer führte, ab und steckte den Schlüssel in die Tasche.

— Herr! rief Don Lotario, mehr erstaunt, als erschreckt. Sie nehmen meine Mildthätigkeit in Anspruch und wagen es, so gegen mich aufzutreten. Wissen Sie auch, daß ich gegen dergleichen Angriffe gesichert bin.

Und schnell sprang er an den nahen Schreibtisch, nahm ein Kästchen heraus und hielt dem Fremden ein glänzendes Pistol entgegen, das im Schein der Kerze unheimlich funkelte.

— Unsinn, sagte der Gefangene — denn daß er es war, daran wird wohl Niemand mehr zweifeln — Unsinn! Erstens ist es sehr die Frage, ob das Ding geladen ist, und zweitens fällt es mir gar nicht ein, Sie im geringsten zu belästigen. Weisen Sie mir ein Sopha oder ein Bett an, und ich bin zufrieden und werde Sie Punkt sieben Uhr so ruhig verlassen, wie ich gekommen bin. Denken Sie nicht, daß ich Ihre Freundlichkeit gegen mich gering schätze. Sie haben mir einen großen Dienst erwiesen. Ich will Sie jetzt nur daran hindern, Ihr eigenes Versprechen zurückzunehmen.

Don Lotario fühlte, daß der Fremde nicht so Unrecht hatte. Im schlimmsten Fall — was ging es ihn an, wer der Unbekannte war. Er hatte keine Verpflichtung, der französischen Polizei Dienste zu erweisen. Für ihn handelte es sich jetzt nur darum, sich selbst gegen ein mögliches Attentat dieses Menschen sicher zu stellen, dessen Lebensaufgabe es zu sein schien, den Menschen die Gurgel abzuschneiden und ihre Taschen zu plündern. Auch war er jetzt ruhiger geworden und überlegte die Sache kaltblütig.

— So gehen Sie in das Nebenzimmer, sagte er, Sie finden dort ein bequemes Sopha. Ich gebe Ihnen mein Wort, daß ich die Polizei nicht rufen lassen werde. Sobald Sie wach sind, können Sie die Wohnung verlassen.

— Gut, ich verlasse mich auf Ihr Wort, sagte der

Gefangene. Erlauben Sie mir, ein Licht anzuzünden. Gute Nacht!

Er ging mit einer brennenden Kerze in das Nebenzimmer und verschloß die Thür hinter sich.

Eine andere Thür führte aus dem großen Zimmer, in dem sich die Beiden bis jetzt befunden hatten, in das Schlafzimmer Don Lotario's. Der junge Spanier überlegte, ob er unter diesen Umständen von dem süßen Geschenk der Natur, nach dem sich sein ermüdeter Körper sehnte, Gebrauch machen solle. Er fühlte sich ziemlich sicher, denn er hatte einen leisen Schlaf und seine gutgearbeiteten, geladenen Pistolen. Außerdem konnte er die Thür verriegeln. Ermüdet war er hinreichend, und was war es denn auch so Großes, einen Dieb eine Nacht zu beherbergen! Er nahm also sein Pistolenkästchen und warf sich auf sein Bett, indessen ohne sich auszukleiden. Nach fünf Minuten war er eingeschlafen.

Ein Klopfen an der Thür störte ihn inmitten des süßesten Schlafes. Er dachte an seinen Diener. Dann aber fiel ihm sein nächtlicher Gast ein und er stand auf. Als er die Thür öffnete, sah er im Dämmerlicht des anbrechenden Morgens einen Mann mitten in dem großen Zimmer stehen. Ueberrascht blickte er ihn an. Es war derselbe Fremde, aber wie verändert! Lotario konnte einen Ruf der Ueberraschung nicht unterdrücken.

— Mein Herr, sagte der Fremde, ich komme, um Abschied von Ihnen zu nehmen, und zugleich, Sie um Entschuldigung zu bitten wegen der Freiheit, die ich mir genommen. Sie sehen, ich habe Ihrer Garderobe einige Toiletten-Gegenstände entliehen, die mir zur Vervollständigung einer anständigen Kleidung nothwendig erschienen!

— Ich sehe es! sagte Don Lotario, der bei dieser ziemlich ernsten Anrede ein Lächeln mühsam zurückhielt. Sie sehen jedenfalls besser aus, als in der Nacht.

— Nicht wahr? rief der Fremde und betrachtete mit

Zufriedenheit seinen Anzug. Er war jetzt gewählt, fast stutzerhaft, denn das feine Auge des Gefangenen hatte sehr gut die besten Gegenstände aus der Garderobe Don Lotario's herauszufinden gewußt, die ihm während der Nacht zur Disposition gestanden. Ein feines Hemd, ein gesticktes Gilet, silberfarbene Pantalons, eine farbige Kravatte — Alles nach der neuesten Mode — nichts fehlte. Seinen Bart hatte er wegrasirt, bis auf einen kleinen Schnurrbart und einen englischen Backenbart. Genug, der Räuber war in den wenigen Stunden zu einem Stutzer umgewandelt. Freilich hatte sein Gesicht noch immer denselben Ausdruck, und für Don Lotario lag etwas Unheimliches in dem Anblick dieses Menschen, den er in der Nacht ganz anders gesehen.

— Nur die Stiefeln sind mir zu eng und die Handschuhe zu klein, sagte der Fremde mit einem Lächeln, das scherzend sein sollte. Aber das ist ein Uebel, dem sich bald abhelfen läßt. Sie erlauben mir doch, diese Gegenstände mein zu nennen?

— Ob ich es erlaube? Nun, ich muß wohl! erwiederte der junge Mann. Hoffentlich haben Sie sich bei dieser Auswahl beschränkt und keine gar zu intime Bekanntschaft mit meiner Kasse angeknüpft, die sich in demselben Zimmer befand.

— Wirklich? rief der Fremde. Doch nein, dazu hatte ich keine Zeit. Ich gebe Ihnen mein Wort, daß Sie Alles unverändert finden werden. Ich bin mit Geld hinreichend versehen. Sonst würde ich Sie um eine freiwillige Anleihe ersucht haben.

— Es freut mich, der Nothwendigkeit entgangen zu sein, sie Ihnen abzuschlagen, sagte Don Lotario kühl. Jedenfalls werden Sie mir erlauben, einen Blick auf meinen Sekretär zu werfen und mich zu überzeugen.

— Thun Sie das, sagte der Fremde unwillig und barsch. Aber mein Wort könnte Ihnen genügen.

Don Lotario wußte nicht, ob er sich über diese ruhige Unverschämtheit ärgern oder ob er lachen solle. Er ging in sein Wohnzimmer — denn in diesem hatte der Gefangene die Nacht zugebracht — immer noch das Pistol in der Hand haltend. Ein Blick jedoch, den er in das Innere seines Sekretärs warf, überzeugte ihn, daß Alles in Ordnung sei.

— Nun, mein Herr, sagte Don Lotario kalt und höflich, ich stelle Ihren Wanderungen durch Paris kein Hinderniß mehr entgegen.

— Sehr dankbar, antwortete der Flüchtling mit einer kurzen Verbeugung, und nun, mein Herr, ehe ich Abschied von Ihnen nehme, bitte ich Sie noch um Eines. Nennen Sie mir Ihren Namen.

— Weshalb? fragte der Spanier. Ich dächte, der könnte Ihnen gleichgültig sein.

— Doch nicht ganz, erwiederte der seltsame Gast. Sie haben mir einen großen Dienst erwiesen. Ich möchte deshalb Ihren Namen kennen.

— Nun, wenn Ihnen so viel daran liegt — Don Lotario de Toledo.

— Schön, erwiederte der Flüchtling und zog mit ernster Miene ein feines Notizbuch aus der Tasche seines Rockes, in das er nun den Namen schrieb. Ich werde mich Ihrer erinnern. Man kann nicht wissen, bei welcher Gelegenheit ich Ihnen dienstbar sein kann. Und damit Sie auch wissen, wer ich selbst bin und wem Sie eine Gefälligkeit erwiesen — ich heiße Rablasy, Etienne Rablasy. In gewissen Gegenden Frankreichs ist er nicht ganz unbekannt.

— Das glaube ich, sagte Don Lotario, dem die groteske Unverschämtheit dieses Menschen allmählich unerträglich wurde. Und nun, mein Herr, erlauben Sie, meinen unterbrochenen Schlaf für einige Stunden fortzusetzen. Uebrigens war es eine Thorheit, mir Ihren Namen zu nennen. Ich kann jetzt Ihren Steckbrief angeben.

— Das werden Sie nicht thun, dazu sind Sie ein viel zu honnetter Mensch, sagte der Flüchtling mit einer lachenden Grimasse. Adieu, Don Lotario, Sie werden in mir stets einen Freund und dankbaren Diener finden!

— Zum Teufel mit diesem Burschen! murmelte der junge Mann ärgerlich. Adieu! Auf Nimmerwiedersehen!

Der Flüchtling lachte, machte eine Verbeugung, öffnete die Thür mit dem Schlüssel, den er noch immer bei sich hatte, und verließ das Zimmer und die Wohnung. Don Lotario trat an's Fenster und sah Herrn Etienne Rablasy in sorgloser und lässiger Haltung über den Platz vor dem Palais Luxembourg schlendern. Die Stiefeln mochten ihm in der That zu eng sein, denn er trat sehr leise und vorsichtig auf, was seinem Gange etwas Gezwungenes und Lächerliches verlieh. Er sah sich noch einmal um und warf dem Spanier einen freundlichen Gruß zu. Lotario trat zurück.

— Weiß Gott, welch Scheusal ich da dem gerechten Arm der Polizei entzogen habe! sagte er vor sich hin. Indessen, was konnte ich Anderes thun. Ich war zuletzt in der Gewalt dieses Menschen. Das Schlimmste ist, daß er mich um meine Ruhe gebracht hat. Ich werde verstört aussehen, wenn ich vor Fräulein Thereſe erscheine.

Damit ging er wieder in sein Schlafzimmer und warf sich auf das Bett. Das Ereigniß, so seltsam es auch gewesen, war doch nicht im Stande, ihm seine Ruhe zu rauben. Nach wenigen Minuten schlief er ein.

Der Besuch.

Punkt zehn Uhr weckte ihn sein Diener. Der Kaffee stand auf dem Tisch. Daneben lagen einige Morgenzeitungen, unter ihnen ein kleines Blatt, das erst um neun Uhr

Morgens ausgegeben wurde, und auch die Vorfälle berichtet, die sich in der Nacht ereignet. Don Lotario durchlief es mit ziemlich gleichgültigem Auge, und seine Aufmerksamkeit wurde erst gefesselt, als er am Ende des Blattes folgende Worte las:

„Ein ziemlich heftiger Brand hat in der Nacht den mittleren Flügel des Gefängnisses am Kanal de Bièvre zerstört. Wir kennen die Einzelnheiten noch nicht genau. Doch versichert man, daß Keiner von den Gefangenen entflohen und Keiner verbrannt oder beschädigt sei. Dagegen ist ein anderes Unglück zu beklagen. Der Staats-Anwalt, Herr Franck-Carré, der sich zufällig und um einen der Gefangenen zu inquiriren in dem Gebäude befand, und nicht anders, als durch ein hinaufgeworfenes Seil gerettet werden konnte, ist, als er beinahe die Erde erreicht hatte, gestürzt und hat sich schwer verwundet. Außerdem ist der Schließer Vallard, wahrscheinlich als er die Zellen der Gefangenen öffnete, erschlagen worden. Der Verdacht trifft den berüchtigten Etienne Rablasy, der sich jedoch glücklicher Weise noch in den Händen der Gerechtigkeit befindet, da es ihm nicht gelang, zu entfliehen."

— Wie? Was ist das? sagte Don Lotario vor sich hin. Rablasy, so nannte sich ja dieser Kerl, und wenn er derselbe ist, so ist er gewiß entflohen. Weshalb sollte ein anderer Mensch den Namen dieses Mörders annehmen?

Der junge Mann dachte einige Minuten lang über diesen Umstand nach. Dann aber kam sein Diener, um ihm bei der Toilette zur Hand zu sein, und Don Lotario vergaß über dem, was ihm der Tag bringen sollte, die Ereignisse der Nacht.

Unser Held war ein Stutzer geworden, wenn auch gerade keiner von der verächtlichsten Sorte. Schon von seiner Hacienda her war er gewohnt, sich sorgfältig zu kleiden, und Paris war nicht der Ort, eine solche Gewohnheit abzulegen.

Aber Don Lotario besaß zu viel natürlichen Geschmack, um in's Lächerliche zu verfallen. Er folgte nur der Mode, ohne sie zu seiner Herrin werden zu lassen. Er wußte auch recht gut, welche Moden ihn gut kleideten, und welche er zu vermeiden hatte. Er konnte sich also, als er einen letzten Blick auf seine Toilette warf, ohne Eitelkeit gestehen, daß er so gut aussah, wie nur irgend ein junger Mann in Paris. Die wenigen Monate seines Aufenthalts in Paris hatten seinen gebräunten Teint nicht zu bleichen vermocht, und seine Augen leuchteten noch immer so feurig, wie sonst. Seine Stirn war nicht mehr ganz so heiter — er hatte bereits das Unglück kennen gelernt — aber auf seinem Gesicht lag auch nicht jene nichtssagende Sentimentalität, die damals an der Tagesordnung war und die allen Stutzern dasselbe langweilige und nüchterne Aussehen gab. Er war frisch, jung, kräftig, heiter. Auch die verwöhnteste Pariser Dame hätte sich gestehen müssen, wenn sie ihn ansah, daß in ihm noch etwas von jener männlichen Kraft sei, die Liebe erweckt und Liebe erwiedert. Sein Herz war noch kein zusammengestürzter Krater. Es konnte noch lodern in den Flammen der Leidenschaft.

Was sollte er thun? Das Versprechen benutzen, das ihm Therese gegeben, und sie besuchen? Er hätte es gern gethan, aber er überlegte. Das Leben in Paris war nicht ohne allen Einfluß auf ihn geblieben. Er hatte bereits gelernt, seinem Herzen zu mißtrauen und mehr zu überlegen, als vielleicht nöthig war. Auch dachte er nüchterner über sein nächtliches Abenteuer. Interessant war seine Bekanntschaft gewiß, aber manches Interessante hat auch seine gefährliche Seiten. Diese fürchtete Don Lotario jedoch weniger. Es giebt einen Fluch, der die ganze moderne Welt regiert, einen Fluch, der nirgends verderblicher ist, als in Paris — der Fluch des Lächerlichen! Wenn Don Lotario sich irrte, wenn er eine jener Damen fand, die absichtlich in

der Nacht ihre Promenaden machen, oder wenn sich wenigstens später herausstellte, daß er sich geirrt — so war er ein Thor gewesen, ein lächerlicher Thor, selbst in seinen Augen, und mehr noch, wenn seine Freunde es erfuhren, was früher oder später der Fall sein mußte. Don Lotario hatte also Grund, zu überlegen.

Zur rechten Zeit erinnerte er sich jedoch daran, daß ihm Thereſe gesagt, sie kenne den Abbé Laguidais. Der Abbé war ein bejahrter, in Paris sehr bekannter und geachteter Mann. Auch er mochte in seiner Jugend weltliche Thorheiten gekannt haben, um so mehr, da seine Ansichten in jeder Beziehung sehr weltlich waren — jetzt aber ließ sich kaum annehmen, daß er in einem anderen als freundschaftlichen Verhältnisse zu dieser jungen Dame stehe. Don Lotario wollte sich vorher bei dem Abbé nach ihr erkundigen, aber vorsichtig. Der Abbé war beliebt bei den Frauen wegen seines Enthusiasmus, mit dem er alles Schöne ergriff, obgleich er gerade nicht zu den Strenggläubigen gehörte. Andererseits aber war er von einer so tiefen Bildung, von einer solchen Höhe der Anschauung, daß sich kaum denken ließ, er werde seine Freundschaft an ein unbedeutendes oder mittelmäßiges Wesen verschwenden. Genug, Don Lotario war entschlossen.

Der elegante Miethswagen hielt, wie immer, Punkt zwölf Uhr vor der Thür. Don Lotario lebte gut, aber er war kein Verschwender. Er hatte die Absicht, daß seine zwanzigtausend Dollars für seinen Aufenthalt in Europa genügen sollten. Er wollte dem Lord Hope zeigen, daß er würdig sei, einen solchen Beschützer zu haben.

Sein Wagen führte ihn nach den Boulevards. Aber sie waren ziemlich leer. Die Saison hatte noch nicht begonnen. Don Lotario traf keinen Bekannten. Er fuhr zu Tortoni. Den Ersten, den er dort sah, war Loupert, der die Zeitung las.

Loupert blickte auf. Don Lotario war noch unentschieden, ob er ihn grüßen solle, oder nicht. Wahrscheinlich aber hätte seine natürliche Gutherzigkeit gesiegt und er hätte die Bekanntschaft mit dem Baron wieder erneuert, wenn nicht Loupert selbst gethan hätte, als kenne er den Spanier nicht mehr. Er blickte gleichgültig wieder auf seine Zeitung und Don Lotario bestellte sein Frühstück, ziemlich verdrießlich über seine Begegnung mit diesem Menschen, den er jetzt verachtete.

Ein anderer Bekannter gesellte sich zu dem jungen Spanier und bald hatte Don Lotario Alles Andere vergessen. Plötzlich sah er jedoch einen Mann eintreten, den er schon gesehen zu haben glaubte. Er war gewählt und stutzerhaft gekleidet, und das silbergraue Beinkleid belehrte den Spanier, daß er sich nicht irre, obgleich er kaum seinen Augen zu trauen wagte. Der Eintretende war Niemand anders, als Herr Etienne Rablasy, der Flüchtling.

Noch war Don Lotario von Rablasy nicht bemerkt worden, und er hatte Zeit, auf seinen Teller zu blicken und seine Ueberraschung zu verbergen. Diese Frechheit war groß! Lotario konnte keinen Augenblick daran zweifeln, daß der Mensch, den er die Nacht über bei sich beherbergt, ein Dieb, ein Räuber sei. Er hatte es natürlich gefunden, daß dieser Mensch eine andere Kleidung gewählt. Aber an diesem Orte zu erscheinen, dem Versammlungsplatze der feinen Welt — das ging über das Verzeihliche hinaus und Don Lotario überlegte einige Minuten lang ernsthaft, ob er nicht am besten thun würde, nach der Polizei zu schicken und den Flüchtling verhaften zu lassen. Junge Leute aber sind stets großmüthig und mitleidig, selbst da, wo sie es nicht sein sollten. Don Lotario hielt es für überflüssig, sich in diese Angelegenheiten zu mischen. Er blieb auf seinem Platze. Dennoch war ihm die Gegenwart dieses Menschen unbehaglich, und er wagte kaum, seine Blicke zu erheben. Es ging ihm wie den meisten ehrlichen Leuten: er schämte sich an-

statt des Anderen. Endlich aber ermannte er sich und blickte um sich.

Rablasy mußte ihn jetzt längst bemerkt haben und in der That grüßte er Don Lotario, aber so artig und höflich, daß sich der junge Mann genöthigt sah, diesen Gruß, wenn auch schwach, zu erwiedern. Noch weniger Lust hatte der junge Mann, sich mit Rablasy in ein Gespräch einzulassen, und es war möglich, daß der Unverschämte dies wagte. Er erhob sich also schnell, verließ das Café und fuhr nach der Wohnung des Abbé Laguidais.

Der Abbé, der sonst regelmäßig bis vier oder fünf Uhr zu sprechen war, hatte heute ausnahmsweise ausgehen müssen. Erwarten wollte ihn Don Lotario nicht. Sollte er zu Mademoiselle Therese fahren, ohne nähere Auskunft über sie zu haben? Er wollte es wagen.

Das Haus, in welchem die Dame wohnte, war nicht leicht zu verkennen. Es war das größte in der Nachbarschaft.

— Mademoiselle Therese zu Hause? fragte er den Portier, der schläfrig in seinem Zimmer saß.

— Ich glaube, mein Herr. Wollen Sie sich eine Treppe hoch bemühen!

Don Lotario ging hinauf. Das Haus war elegant, nicht gerade zu elegant, um die Wohnung einer „verdächtigen" Dame zu sein, aber doch wieder zu einfach und zu sauber, um einen solchen Gedanken aufkommen zu lassen. War Therese wirklich eine „Verlorene," so mußte sie es jedenfalls verstanden haben, die höchsten Güter des Weibes um einen hohen Preis zu verkaufen. Das Treppengeländer war aus schöngeschnitztem Eichenholz, die Stufen mit Teppichen bedeckt. Don Lotario klingelte.

— Mademoiselle Therese zu sprechen? fragte der junge Mann die freundliche Dienerin.

— Ihr Name, mein Herr?

— Don Lotario de Toledo.

— Treten Sie ein, wenn es Ihnen gefällig ist. Madame ist in ihrem Boudoir.

Der junge Mann hatte nicht die plebejische Gewohnheit, mit den Dienerinnen zu sprechen. Aber hier drängte sich ihm eine Frage auf.

— Hat Madame mich etwa erwartet, mein schönes Kind? fragte er.

— Das weiß ich nicht, antwortete die Dienerin. Aber sie hat mir Ihren Namen genannt — heut früh — und das genügt.

— Gut, dachte Lotario bei sich selbst, ich bin erwartet worden! Die Dienerin nennt sie Madame — aber so nennt man in Frankreich jede Dame. Sie ist in ihrem Boudoir. Mein Schicksal wird sich entscheiden!

Er ging weiter. Das Zimmer, das er betrat, war im feinsten Geschmack ausgestattet. Ueberhaupt hatte die Wohnung nicht das Ansehen einer gemietheten, die man nur auf kurze Zeit bewohnt. Eine geschickte und sinnige Hand schien die Einzelnheiten geordnet zu haben. Die Wohnung mußte der Dame gehören. Diese Ueberzeugung erhöhte das Interesse des jungen Mannes.

Er schritt durch ein anderes Zimmer, ohne Therese zu finden. Er wurde etwas verlegen. Er durfte nicht gut weiter vordringen. Einen Diener sah er sonst nicht. Doch hatte ihm ja die Dienerin gesagt, Madame sei in ihrem Boudoir. Sie mußte also im Stande sein, ihn zu empfangen. Beging er eine Indiskretion, so lag die Schuld an der Dienerin. Außerdem waren alle Thüren geöffnet, und er durfte es deshalb wohl wagen, auf's Gerathewohl einzutreten.

Er ging durch ein anderes Zimmer — überall derselbe stattliche und geschmackvolle Luxus. An den Wänden waren schöne Gemälde, Originale oder Kopien von berühmten Meistern. Don Lotario dachte, daß Therese reich sein müsse.

Die nächste Thür, die ebenfalls ein wenig geöffnet war, schien die des Boudoirs zu sein. Don Lotario räusperte sich, um die Dame auf seinen Eintritt vorzubereiten, denn seinen leichten und langsamen Schritt konnte sie möglicher Weise auf den Teppichen nicht gehört haben. Das Herz klopfte ihm ein wenig — er war noch jung! — dann überschritt er die Schwelle.

Thereſe war allein. Sie saß an einem kleinen Tische am Fenster, in einem leichten und eleganten Morgenanzuge.

Aber Don Lotario erschrak. Mitten in der Verbeugung, mitten in seiner Anrede hielt er inne. Das Gesicht der jungen Dame war leichenblaß, ihr Auge starr und gläsern, ihre Hände konvulsivisch zusammengepreßt. Sie bemerkte den Eintretenden nicht, oder wollte ihn nicht bemerken. Kein Zug in ihrem Gesicht veränderte sich, sie erhob sich nicht, ihre Lippen waren krampfhaft geschlossen. Lotario glaubte eine Leiche zu sehen, kein lebendes Wesen.

— Mein Gott! rief er. Was ist Ihnen? Sind Sie krank? Ich werde Ihren Diener rufen.

Keine Antwort. Don Lotario zweifelte nicht länger, daß Thereſe wirklich krank sei, daß sie sich in einer Art von Starrkrampf befinde. Eine Täuschung, selbst eine absichtliche, konnte hier nicht obwalten. Er sah einen Klingelzug und zog heftig daran, dann suchte er nach Wasser, nach einer belebenden Essenz.

— Madame ist krank! Sie hat einen ihrer Anfälle! rief die Dienerin, die jetzt in das Zimmer stürzte. Aber es wird vorübergehen, ich hoffe es. Ich bitte Sie, verlassen Sie auf einige Minuten das Zimmer, mein Herr! Nur auf einige Minuten.

Der Spanier trat zurück. Das war ein seltsamer, beinahe schrecklicher Anfang. Unruhig ging er im Nebenzimmer auf und ab, während noch eine andere Dienerin kam. Vielleicht hätte er sich ganz zurückziehen müssen. Aber er

war unruhig, er wollte wissen, ob dieser Anfall glücklich vorübergegangen sei. Er sah noch immer das geisterbleiche Gesicht, das starre Auge, und ein tiefes Mitleid mischte sich in das flüchtige Interesse, das er bisher für die Dame empfunden hatte. Unterlag sie öfter solchen Anfällen? Hing das zusammen mit ihrer düsteren Gemüthsstimmung? Er bedauerte sie. Seine Theilnahme wuchs. Ein leidendes, blasses Gesicht in dem Dämmerlicht eines Krankenzimmers erregt oft mehr unsere Sympathie, als brennende Wangen und leuchtende Augen in einem glänzenden Ballsaal. Er beschloß zu bleiben.

Im Boudoir, dessen Thür geschlossen war, hörte er nichts weiter, als die Tritte der Frauen, der Dienerinnen. Don Lotario dachte daran, daß selbst Theresens erste Erscheinung etwas Krankhaftes gehabt hatte. Ihre düsteren Worte klangen ihm wieder in die Ohren. Jedenfalls mußte ihre Seele krank und leidend sein. Er seufzte. Er selbst in seiner Frische, in seiner körperlichen und geistigen Kraft und Gesundheit empfand ein tiefes Mitleid mit diesem kranken Mädchen.

Ungefähr zehn Minuten verstrichen auf diese Weise, während Lotario schnell auf- und abging.

— Sie sind noch da, Herr Lotario? sagte die eine Dienerin, die jetzt eintrat. Das ist schön. Madame wünscht Sie zu sprechen.

— Wirklich? rief der Spanier. Aber hat sie sich auch vollständig wieder erholt? Ich bin nur hier geblieben, um Gewißheit darüber zu haben. Sagen Sie Madame, daß ich sie nicht belästigen will. Nur, wenn sie ganz wohl ist.

— Der Anfall ist vorüber, und Madame wünscht ausdrücklich, Sie zu sprechen! sagte die Dienerin.

— Dann ist es mir angenehm, erwiederte Don Lotario und trat in das Boudoir.

Therese saß auf dem Sopha. Ihr Gesicht war noch immer sehr blaß, sehr erschöpft. Man sah in jedem ihrer

abgespannten und matten Züge die Spuren der schrecklichen Krisis. Aber ihr Auge hatte jene furchtbare Starrheit verloren, die den jungen Mann vorher so sehr erschreckt. Es war sanfter und milder, wenn auch nicht frisch und glänzend.

— Verzeihen Sie, Don Lotario, sagte sie und er bemerkte, daß sie sich absichtlich bemühte, ihre Schwäche zu verbergen — verzeihen Sie, daß ich Sie nicht auf bessere Weise empfing. Die Schuld ist freilich nicht mein. Ich bin zuweilen ein Opfer dieser Anfälle, die ihren Grund in meinen Nerven haben. Setzen Sie sich. Sie haben meine Wohnung gefunden?

— Wie sollte ich nicht? Ich hatte mir das Haus genau gemerkt, antwortete Lotario. Aber ich bitte Sie, Madame, legen Sie sich keinen Zwang auf, der Ihnen schaden könnte. Wenn Sie der Ruhe bedürfen, so entferne ich mich sogleich. Sie erlauben mir vielleicht, ein ander Mal zurückzukehren und mich nach Ihnen zu erkundigen.

— Nein, bleiben Sie, wenn es Ihnen sonst recht ist, sagte Therese. So wie es vorüber ist, bin ich wieder so kräftig wie vorher. Leider bin ich selbst Schuld daran. Gewisse Erinnerungen an die Vergangenheit, die ich oft mit Gewalt heraufbeschwöre, genügen, um mich in jenen Zustand zu versetzen. Ich weiß es, und ich sollte mich davor hüten. Aber manchmal zwingt mich ein dämonischer Zauber, in meinen eigenen Erinnerungen zu wühlen, so lange, bis mich jene entsetzliche Starrheit ergreift, und ich glaube vor den Pforten des Todes zu stehen. Sie haben mich in meinen schlimmsten Augenblicken gesehen — fügte sie mit einem Lächeln hinzu — die Koketterie, die wir ja Alle mehr oder weniger besitzen sollen, zwingt mich also, mich Ihnen auch in besseren Momenten zu zeigen. Nicht wahr, ich war häßlich in jenen Augenblicken? Ich war ein Bild des Todes, der Krankheit?

— Sprechen Sie nicht davon! rief Lotario mit auf-

richtiger Theilnahme. Ich war tief ergriffen. Wie können Sie noch darüber scherzen wollen? Wie können Sie glauben, daß ein Mensch von Gefühl bei diesem Anblick etwas Anderes empfunden hätte, als den tiefsten Schmerz und die innigste Theilnahme? Noch habe ich freilich kein Recht, Sie zu fragen, weshalb Sie sich solchen Erinnerungen hingeben und ob Sie recht daran thun. Aber ich sollte meinen, daß Sie Alles aufbieten müßten, um diese Zufälle zu vermeiden. Ihre Gesundheit muß dadurch in ihren Wurzeln angegriffen und erschüttert werden.

— Ich glaube es selbst, erwiederte Therese, aber ich kann es nicht vermeiden. Gesund! Was nennen Sie gesund? Kann ein Körper gesund sein, wenn die Seele krank ist, und umgekehrt? Doch Sie sind nicht gekommen, um mit mir darüber zu sprechen. Sie sind kein Arzt und wären Sie es, so könnten Sie mir auch nicht helfen. Es ist sehr freundlich von Ihnen, daß Sie schon heut an eine Fortsetzung unserer Bekanntschaft gedacht haben. Aber ich ziehe einen Schluß daraus, der Ihnen nicht günstig ist.

— Und welchen? fragte Don Lotario, der wirklich nicht errathen konnte, was sie meinte.

— Den Schluß, daß Sie bei den Pariserinnen wenig Glück haben, und daß Ihre Zeit durch unsere Schönheiten wenig in Anspruch genommen wird, antwortete Therese lächelnd. Sonst würden Sie nicht schon heut Zeit gehabt haben, mich aufzusuchen.

— Das ist wahr, sagte Lotario. Aber weshalb ist mir das nicht günstig? Das Letztere würde einen Mangel an Gefühl voraussetzen.

— Nun, weil es voraussetzen läßt, daß Sie entweder nicht die Fähigkeit oder nicht den Willen haben, die Herzen von Frauen zu erobern, und beides muß man bei einem jungen Manne tadeln.

— Wie aber, wenn keine von den Pariser Damen bis

jetzt meinen hohen Ansprüchen genügt hätte? fragte Lotario lächelnd.

— Nun, das würde mich in Erstaunen setzen, erwiederte Therese. Sie haben mir einen Theil Ihrer Lebensgeschichte erzählt. Daraus habe ich schließen können, daß Sie weder die Welt noch schöne Frauen kannten. Für ein so unbefangenes Gemüth, wie das Ihrige gewesen, mußte Paris ein verführerischer Aufenthalt sein. Deshalb setzt es mich in Erstaunen, daß Sie so frei geblieben sind, um Zeit genug zu haben, an mich zu denken.

Don Lotario war etwas verwirrt. Er mußte sich gestehen, daß die Unterhaltung eine eigenthümliche Wendung genommen. Es schien fast, als wolle Therese ihn zwingen, zu gestehen, daß sie ihm ein außerordentliches und ungemeines Interesse eingeflößt. Dennoch kontrastirte ihre Miene mit ihren Worten. Don Lotario beobachtete sie scharf. Aber er bemerkte nicht jene verführerische Sprache der Augen, welche die Frauen sonst so gut anzuwenden wissen, wenn sie ein Herz erobern wollen. Ihr Auge war ruhig und klar, ihre Miene immer noch matt, und es schien beinahe, als führe Therese die Unterhaltung nur aus Höflichkeit und Artigkeit. Außerdem hatte Don Lotario jetzt Gelegenheit, die Beobachtungen zu ergänzen, die er in der Nacht gemacht. Er fand seine Vermuthung bestätigt, daß Therese keine glänzende und imponirende Schönheit sei. Ihr Gesicht war regelmäßig, fein und zart, aber blaß und klein. Schön waren nur ihre braunen Augen, ihr volles glänzendes Haar und ihr feiner, rosiger Mund, der nichts Blasses und Kränkliches hatte und zwei Reihen der schönsten Zähne verbarg. Schön, wenigstens anmuthig war auch ihre zarte Gestalt, die ihn an die graziösesten Erscheinungen seines Vaterlandes erinnerte. Auch schien Therese wenig über zwanzig Jahr alt zu sein. Nie hatte er überdies eine feinere Hand und einen kleineren Fuß gesehen. Don Lotario zweifelte nicht daran, daß Therese

menschlichen Herzens würde gezweifelt oder wenigstens Mißtrauen gehegt haben. Don Lotario jedoch war viel zu jung. Ihn überraschte das Benehmen. Er war verwirrt.

— So würde also jeder Mann unglücklich sein, der die Kühnheit hätte, Sie zu lieben? fragte er verlegen.

— Möglich, antwortete Therese. Aber ich zweifle ebenfalls daran, daß ich im Stande bin, Liebe einzuflößen. Vielleicht Interesse — ja, aber Liebe — nein! Und das ist ein Glück. Ich würde nie einen Mann durch Gegenliebe glücklich machen.

Es war unmöglich, über diesen Gegenstand zu scherzen. Therese sprach auch viel zu ernst. Und was sollte Lotario darauf erwiedern. Er sah vor sich hin und suchte sich diesen seltsamen Charakter zu enträthseln. Für ihn aber war das eine schwere Aufgabe. Niemand kannte das menschliche Herz weniger, als dieser Jüngling, der in der Einsamkeit seiner Hacienda und unter dem wachsamen Auge Donna Rosalba's, die jedes andere weibliche Wesen von ihm fern zu halten wußte, aufgewachsen war. Der junge Spanier war wohl im Stande, eine große, männliche oder weibliche Seele zu verstehen, wenigstens zu bewundern. Aber in die geheimen Falten eines weiblichen Herzens zu dringen — das hatte er noch nicht gelernt. Er ahnte nicht einmal, daß die Gedanken, die Therese aussprach, aus nichts Anderem entstehen könnten, als aus Liebe, entweder einer früheren, oder einer unglücklichen und getäuschten. Der Urgrund des weiblichen Wesens ist die Liebe, oder der Mangel derselben.

Indessen überhob ein Zwischenfall den jungen Mann der Mühe, diese Unterredung fortzusetzen, die ihm peinlich geworden war, aber freilich sein Interesse für die Dame noch erhöht hatte. Eine Dienerin fragte, ob Madame für den Herrn Grafen zu sprechen sei.

— Gewiß, antwortete Therese — wenn Don Lotario es wünscht, die Bekanntschaft des Grafen Arenberg zu machen!

— Arenberg? sagte Lotario. Wenn ich nicht irre, habe ich den Namen schon bei dem Abbé Laguidais gehört.

— Das ist wohl möglich, erwiederte die Dame. Graf Arenberg ist mein väterlicher Freund, mein Beschützer.

Don Lotario konnte sich bei diesen Worten eines Gedankens nicht erwehren, der — wir müssen es leider gestehen — bei der Verderbtheit unserer Zeit nur zu natürlich war. Väterlicher Freund und Beschützer! — wie oft wurden diese Worte für ein Verhältniß gebraucht, das nichts weniger, als verwandtschaftlicher Natur war, für ein Verhältniß, das nur durch diesen Titel einen gewissen Anspruch auf Entschuldigung erhalten konnte! Don Lotario war begierig, diesen „väterlichen Freund" zu sehen.

Aber auch dieses Mal wurde er getäuscht. Ein alter Herr von mindestens sechzig Jahren — vielleicht viel darüber — trat ein. Er war ohne Hut und Ueberzieher, sein Anzug verrieth, daß er in dem Hause wohne. Seine Figur war schlank, mittelgroß und hager, sein Wesen fein und aristokratisch, sein Gesicht blaß und zart, sein Haar lang und schneeweiß. Niemals hatte Don Lotario ein Gesicht mit einem milderen, ruhigeren Ausdruck gesehen. Das blaue Auge des Grafen war fast überirdisch rein und klar. Es glänzte noch so lebhaft, als sei der Graf ein Jüngling. Und doch war seine Haltung schon gebückt.

— Graf Arenberg, aus Deutschland — Don Lotario de Toledo, aus Meriko, sagte Therese, sich etwas erhebend, und die Herren einander vorstellend. Bis jetzt war es mir noch nicht vergönnt, zwei Herren aus so verschiedenen Gegenden der Welt in meinem Zimmer zu sehen.

Der Graf verbeugte sich sehr artig gegen Don Lotario, wandte sich dann aber sogleich und mit großem Interesse zu Therese.

— Sie sind krank gewesen, meine Freundin, sagte er sanft, und seine Stimme klang wie Musik. Sie haben einen

Ihrer traurigen Anfälle gehabt. Wann werden Sie aufhören, sich selbst zu quälen? Wann werden Sie endlich ruhig werden?

— Nie, nie, mein werther Freund! antwortete Thereſe mit einem ſchwachen Lächeln. Doch Sie ſehen, es iſt vorüber!

— Ich bin Ihnen dankbar, Don Lotario, daß Sie Mademoiſelle Thereſe in eine beſſere Stimmung verſetzt haben, ſie lächelt wenigſtens! ſagte der Graf, ſich zu dem jungen Spanier wendend. Nein, nein, Thereſe, Sie dürfen nicht mehr mit dem Abbé ſprechen! Seine Anſchauungen ſind zu düſter für Sie. Sie müſſen heiterer werden. Ich bin wirklich froh, einmal einen jungen Mann bei Ihnen zu finden, deſſen Geſicht nichts von jener Schwermuth und nichts von jenem Weltſchmerz verräth, die leider jetzt das Erbtheil unſerer ganzen Jugend zu ſein ſcheinen!

— In Bezug auf den Abbé mögen Sie Recht haben, Herr Graf! ſagte Lotario. Mir kam derſelbe Gedanke. Laguidais iſt ein vortrefflicher Mann. Aber er ſcheint mir mehr dazu geeignet, die Heiteren und Sorgloſen an den Ernſt des Lebens zu erinnern, als die Unglücklichen zu tröſten. Er iſt ſelbſt nicht einig mit ſich und mit der Ordnung der Welt.

— Das iſt ſehr wahr, ſagte der Graf. Sie kennen alſo den Abbé. Ah, ich habe Ihren Namen dort gehört. Richtig. Sie kommen aus Merico. Sie ſind dem Abbé von Lord Hope empfohlen. Er hat mit großer Anerkennung von Ihnen geſprochen.

— Der Abbé iſt ſehr freundlich geweſen, ſagte Lotario. Leider bin ich viel zu unerfahren, um ſeine Verdienſte und Talente ganz würdigen zu können. In Lord Hope und in dem Abbé habe ich Männer kennen gelernt, die mir den ganzen Abgrund meiner Unwiſſenheit gezeigt haben. Aber, Gott ſei Dank, ich bin noch jung, ich kann noch lernen!

— Wenn Sie diesen Gedanken haben, dann ist Ihnen schon geholfen! sagte der Graf. Besuchen Sie Mademoiselle Therese nur recht oft. Sie scheinen heiter und froh, Ihr Herz ist gewiß noch nicht zerrissen. Therese braucht solche Männer. Der Abbé und ich — wir sind viel zu alt für sie, und gegen junge Leute hat sie eine unbegreifliche Abneigung.

— Dann darf ich mir wenig von meinen Bemühungen versprechen, selbst wenn ich sie wagen wollte, sagte Lotario lächelnd. Und sind Sie denn überzeugt davon, daß Mademoiselle Therese mich zu ihrem Seelenarzt annehmen will?

— Ich erlaube Ihnen wenigstens, den Versuch zu machen, mich zu heilen, sagte Therese. Mehr kann ich doch nicht thun!

— Das heißt, Sie erlauben mir, Sie öfter zu besuchen, fragte Lotario.

— Ich werde es gern sehen, wenn Sie oft und zu jeder Zeit, die Ihnen recht ist, kommen, sagte Therese.

— Gut denn! Es sei! rief der junge Mann, dem der heitere Ton weit mehr zusagte, als ein düsteres Gespräch. Aber ich selbst zweifle leider an dem Erfolge meiner Kur — Sie müßten mir denn entgegen kommen, Mademoiselle!

— So weit es in meinen Kräften steht, will ich das gern thun, sagte sie dann. Und nun lassen Sie uns davon abbrechen!

Don Lotario war gern damit einverstanden. Er war getäuscht worden, wie wir oben sagten — getäuscht in seiner Auslegung jener vielsagenden Worte. Er hatte mit einem Blicke gesehen, daß hier wirklich nur ein freundschaftliches Verhältniß zwischen dem Grafen und Therese bestand, ein Verhältniß, bei dem die Worte „väterlicher Freund und Beschützer" mit vollem Rechte gebraucht werden konnten. Zwischen diesen Beiden bestand nicht jene Liebe, die beinahe ein Verbrechen ist, und die das Weib beinahe noch tiefer er-

niedrigt, als den Mann; dieses Verhältniß schien ein so zartes und anmuthiges zu sein, daß Don Lotario beinahe davon ergriffen wurde. Alles schien sich dazu zu vereinigen, sein Interesse für Therese zu erhöhen. Alle seine schlimmen Vermuthungen waren gewichen, seine besten Hoffnungen waren übertroffen worden. Nur das Geheimniß der geistigen Zerrüttung, deren Opfer Therese unzweifelhaft war, kannte er noch nicht. Aber er hoffte es zu erfahren, und es schmeichelte seiner jugendlichen Eitelkeit, den Versuch zu machen, Therese zu heilen.

— Sie sind dem Abbé vom Lord Hope empfohlen, Sie kennen ihn also? fragte jetzt der Graf.

— Ich kenne ihn, antwortete Don Lotario, und doch ist das wohl zu viel gesagt. Der Lord scheint mir ein Mann, dessen Wesen nur schwer zu ergründen ist. Jedenfalls ist er der außerordentlichste Mann, den ich je kennen gelernt.

— Erzählen Sie uns von ihm, sagte Therese. Sie erwähnten seinen Namen in der Nacht nur flüchtig.

Der junge Spanier war gern bereit, das Wenige zu erzählen, was er von dem Lord wußte. Seine Erzählung erregte jedoch trotz ihrer Kürze das Interesse der beiden Zuhörer.

— Sagen Sie mir, ist der Graf verheirathet? fragte Therese, als Don Lotario seinen Bericht beendet.

— Merkwürdig, daß das beinahe immer die erste Frage ist, rief der Spanier lachend. Ich kann Ihnen leider keine Auskunft darüber geben, Mademoiselle. Er wich einer Frage, die ich deshalb an ihn richtete, aus. Doch vermuthe ich beinahe, daß er seine Felsenwohnung mit einem weiblichen Wesen theilt, und ich gestehe, ich hätte die Dame sehen und kennen mögen, die ein Lord Hope seiner Liebe für würdig hält.

— Ich zweifle fast daran, daß er Jemand liebt! sagte Therese und ihr Blick senkte sich trüb und gedankenvoll.

Wenn er ein Mann von so ausgezeichneten Eigenschaften ist, wie Sie behaupten, Don Lotario — wie soll er dann ein Weib finden, das mit ihm auf gleicher Höhe steht, das ihn begreift und mit ihm fühlt?

— Erlauben Sie, daß ich Ihnen antworte, liebes Kind! sagte Graf Arenberg. Sie gehen von dem Gedanken aus, die Frau müsse auch in Bezug auf Bildung und Erfahrung dem Manne gleich sein, der sie lieben soll. Sie irren. Ein edles, reines Herz, ein unbefleckter Ruf, Tiefe des Gefühls und wahre Liebe genügen, um das Weib zu der Höhe jedes Mannes zu erheben, stände er auch noch so hoch. Der Mann verlangt von der Frau nicht Bildung, sondern Liebe.

— Das haben Sie mir oft gesagt, Herr Graf, sagte Thereſe. Aber erlauben Sie mir, daß ich Ihnen widerspreche. Im Prinzip mögen Sie Recht haben, in der Wirklichkeit aber ist das anders. Unsere gesellschaftlichen Zustände erlauben keine so ungleiche Verbindung. Lord Hope in den Einöden Kaliforniens mag sich eine Lebensgefährtin wählen, welche er will, wenn sie ihm nur genügt. Jeder Mann kann das, der überhaupt sich nicht um die Welt zu kümmern braucht. Aber wer in ihr lebt, wer durch die Menschen vorwärts will, der muß Rücksichten nehmen. Ich sehe es klar ein, ich billige es sogar.

— Sie haben selbst jetzt noch Entschuldigungsgründe! sagte der Graf leise vor sich hin und mehr zu sich selbst. Nun, sei dem, wie ihm wolle, jeder Mann muß am besten wissen, was er thut. Adieu, mein Kind. Ich bin zufrieden, daß Sie wieder wohl sind. Ich habe ein Geschäft jenseits der Seine und muß Sie verlassen. Adieu, Don Lotario, auf baldiges Wiedersehen! Und vergessen Sie nicht, wenn Sie einmal Mademoiselle Thereſe nicht antreffen sollten, nach mir zu fragen!

Don Lotario verbeugte sich höflich und gab dem Grafen die Versicherung, daß er dies thun werde. Arenberg

ging, nachdem er noch einen Blick zärtlicher Theilnahme auf das junge Mädchen geworfen.

Kaum war er gegangen, und Don Lotario dachte eben entweder an die Anknüpfungspunkte für ein neues Gespräch, oder an die Einleitung zum Abschied, als die Dienerin die Baroneſſe Danglars meldete.

— Sie iſt willkommen! antwortete Thereſe. Kennen Sie die Baroneſſe, Don Lotario?

— Nein, antwortete der junge Mann. Gehört ſie zu Ihren Freundinnen?

— Ja, es iſt ſogar die einzige, die ich in Paris beſitze, antwortete Thereſe. Sie iſt bedeutend älter, als ich, und hat viel Kummer gehabt. Nach Ihrer Anſicht müßte ich alſo den Umgang mit Ihr abbrechen. Es iſt eine liebenswürdige, geiſtreiche Frau, und gerade, daß ſie Kummer gehabt hat und vielleicht noch hat, macht ſie mir lieb. Doch Sie werden ſie ſehen!

Die Baroneſſe trat ein. In ihrem ſchwarzen Anzuge — ſie trug faſt immer Schwarz — ſah ſie noch blaſſer, vielleicht auch älter aus, als gewöhnlich, und an dieſem Morgen war ſie ſo bleich, wie Thereſe ſie nie geſehen. Selbſt ihr Schritt war langſam und ſchwer. Die Baroneſſe ſchien heut faſt eine Matrone zu ſein.

— Mein Himmel, Baroneſſe, wie leidend ſehen Sie heut aus! rief Thereſe ihr entgegen. Was iſt Ihnen widerfahren?

Und ſie ſchien Willens zu ſein, aufzuſtehen und ihr entgegenzueilen. Aber ihre Kräfte waren noch zu ſchwach. Sie ſank zurück.

— Bleiben Sie! bleiben Sie! ſagte Madame Danglars, ſich neben ſie ſetzend. Ich habe eine ſchlechte Nacht, eine ſehr ſchlechte Nacht gehabt. Das kommt wohl zuweilen vor und in meinem Alter überwindet man das nicht ſo leicht. Aber es wird bald vorübergehen. Ich glaubte, Sie ſeien

allein, oder der Graf sei bei Ihnen. Ich hoffe doch, daß ich nicht störe.

Thereſe machte Don Lotario und die Baroneſſe mit einander bekannt. Madame Danglars betrachtete den ſchönen jungen Mann nicht ohne eine gewiſſe Neugierde. Don Lotario erregte ſtets die Aufmerkſamkeit der Damen. Aber daß er ſich hier in dieſem Zimmer befand, mochte ihn der Baroneſſe noch intereſſanter machen. Gewiß kannte ſie die Anſichten Thereſens und ihr Herz. Er mochte der erſte junge Mann ſein, den ſie bei ihrer jungen Freundin geſehen.

Im Allgemeinen aber war ihr Geiſt heut ſo finſter und trübe geſtimmt — aus Gründen, die wir kennen — daß er nicht lange bei dieſen Gedanken verweilte. Es ſchien Don Lotario, als habe ſie eine vertraute Unterredung mit Thereſe geſucht, und da ohnehin die Zeit gekommen war, in der er ſich ſchicklicher Weiſe entfernen mußte, ſo erhob er ſich.

Die gewöhnlichen Worte der Höflichkeit wurden ausgetauſcht. Thereſe bat den jungen Mann um ſeinen Beſuch. Don Lotario verſicherte, er werde kommen. Aber es ſchien, als ſei das Verſprechen ſeinerſeits aufrichtiger, als die Bitte Thereſens. Er erhielt noch eine Einladung von Madame Danglars für einen der nächſten Abende und nahm ſie an. Dann ging er.

Der Herr der Welt.

Fortsetzung des Grafen von Monte-Christo.

Roman

von

Adolf Mützelburg.

Zweiter Band.

Berlin.

Druck und Verlag von Albert Sacco,

Hausvoigteiplatz Nr. 7.

Der Herr der Welt.

Fünfzigtausend Francs.

Der Roman ist ein Bild des Lebens. Wie das Leben ist er verwickelt, wie im Leben nähern sich oft Personen und Dinge, die auf den ersten Blick durch die weitesten Zwischenräume getrennt sind, plötzlich einander, und trennen sich wieder, um sich später wieder zu vereinigen. Bald läßt sich nur das Schicksal der Einzelnen verfolgen, bald treten die Getrennten zusammen auf dieselbe Scene, bald, wenn auch wieder verschwindend, handeln sie für oder gegen einander. Da der Roman aber nichts kann, als das Leben schildern, so unterliegt er auch den Bedingungen des Lebens. Sehen wir also fürs Erste, wie die Schicksale von drei Personen, die wir kennen, sich entscheiden, für die Eine für immer, und für die Anderen — —?

Es war drei Wochen nach jenem Tage, an dem Don Lotario seinen ersten Besuch bei Mademoiselle Therese gemacht. Er hatte seinen Aufenthalt in Paris bereits um eine Woche verlängert. Er wußte überhaupt auch nicht, ob er Paris so bald verlassen würde. Seine Abreise hing von einem einzigen Umstande ab, aber dieser eine und einzige — wie wichtig war er!

Don Lotario hatte Madame Danglars um eine vertraute Unterredung bitten lassen, und die Baronesse, die an diesem Tage einen Besuch bei einer kranken Freundin zu machen gehabt, hatte ihm für zehn Uhr Abends zugesagt.

Als der junge Mann in das Zimmer der Baroneſſe trat, in daſſelbe Zimmer, das vor kurzer Zeit die gräßliche Scene zwiſchen Mutter und Sohn geſehen — war ſeine Miene ernſter, als gewöhnlich, und der junge Mann ſchien etwas ſchüchtern, obgleich er in der letzten Zeit ein vertrauter Freund der Baroneſſe und ihr faſt täglicher Gaſt geworden war.

— Ich weiß nicht, ob Sie überraſcht geweſen ſind, als Sie meinen Brief erhielten, Madame! ſagte er nach den erſten einleitenden Worten. Aber ich hoffe, daß Sie meine Kühnheit mit dem Wohlwollen entſchuldigen, das Sie mir in der letzten Zeit bewieſen haben. Auch kenne ich keine andere Dame in Paris, an die ich mich in dieſer Angelegenheit wenden könnte. Ich kenne überhaupt keine andere Dame ſo genau.

— Ausgenommen Mademoiſelle Thereſe! ſagte Madame Danglars lächelnd.

— Ja, vielleicht, ſagte Lotario erröthend, aber gerade über ſie wollte ich mit Ihnen ſprechen!

— Ah! ſagte Madame Danglars, nicht gerade erſtaunt, ſondern eher etwas zurückhaltend.

— Ja, Madame! ſagte der junge Mann. Und ich will nicht viel Umſchweife machen. Denn, wenn man wünſcht, daß Jemand mit uns vertraut werden ſoll, ſo glaube ich, darf man nicht viel Worte machen. Ich liebe Ihre Freundin, ich liebe Thereſe, und ich lege mein Schickſal in Ihre Hände!

— Sie ſetzen mich in Erſtaunen! rief Madame Danglars mit jener Zurückhaltung, die den Damen bei ſolchen Eröffnungen eigen iſt, ſelbſt wenn ſie dieſelben erwartet haben. Das hätte ich nicht geahnt.

— Es iſt möglich, daß ich meine Leidenſchaft verborgen gehalten habe, ſagte Don Lotario mit großer Aufregung und Wärme. Aber ſie iſt nur um ſo gewaltiger hervorge-

brochen. Genug, Madame, ich liebe Thereſe, ich liebe ſie, wie nur ein Menſch lieben kann, leidenſchaftlich, bis zum Wahnſinn. Wie es gekommen, kann ich das wiſſen? Sie haben meine aufkeimende Liebe vielleicht mehr beobachten können, als ich ſelbſt. Und was hülfe es auch, über die Liebe und ihr Entſtehen, ihren Fortgang zu philoſophiren. Ich liebe Thereſe, und ich habe Sie um dieſe Unterredung erſucht, um mir Ihren Rath, Ihren Beiſtand zu erbitten.

— Meinen Rath, meinen Beiſtand! ſagte Madame Danglars, wie es ſchien, nicht unangenehm überraſcht von der Leidenſchaft des jungen Mannes und der Wärme, mit der er ſprach. Man ſagt immer, daß bei der Liebe kein Rath, kein Beiſtand helfen könne. Weshalb haben Sie es nicht vorgezogen, ſich Thereſe ſelbſt zu erklären?

— Das iſt es eben, worüber ich mit Ihnen ſprechen wollte, ſagte Don Lotario, und ſein Geſicht nahm einen Ausdruck von Ernſt, vielleicht auch von Schmerz an. Sehen Sie, ſeit jenem Tage, an dem wir uns zuerſt bei Thereſe trafen, bin ich täglich zu ihr gegangen. Ich konnte nicht anders. Es zog mich zu ihr. Ich glaube, daß ſie längſt bemerkt hatte, was mich zu ihr führte, denn ſie durchſchaut ein männliches Herz. Dennoch, ich geſtehe es Ihnen, habe ich bis zu dieſer Stunde nicht entdecken können, ob ſie meine Neigung erwiedert, ob ſie mich liebt. Es hat Augenblicke gegeben, in denen ich ihr Auge leuchten, ihre Lippen lächeln ſah, und in ſolchen Augenblicken war ich glücklich, denn ich glaubte, ſie ſähe mich gern, ſie liebte mich. Dann aber iſt ſie tagelang wieder ſo kalt, ſo ſtreng geweſen, wie am erſten Tage. Sie hat mich ihren Freund genannt, ſie hat mir gern zugehört, aber mein Auge, obgleich geſchärft durch die Liebe, hat nicht entdecken können, ob und wieviel ich ihrem Herzen näher gekommen. Ich darf mich Thereſe nicht erklären. Nichts wäre entſetzlicher, als eine Zurückweiſung. Ich weiß nicht, ob ich ſie überleben würde. Denn mein ganzes Leben

besteht in dieser Liebe. Jetzt erst weiß ich, daß meine Liebe zu Donna Rosalba eine knabenhafte, vielleicht brüderliche Neigung war. Sie aber, Sie sind die vertraute Freundin Theresens. Ihnen hat sie entweder gesagt, wie sie über mich denkt, oder sie wird es Ihnen sagen, wenn Sie geschickt anfragen. Deshalb habe ich mich zuerst an Sie gewandt. Der Reisende, der eine Wanderung durch ein gefährliches Land machen, der Schiffer, der eine fremde See befahren soll, wendet sich an einen Wanderer, an einen Seemann, der vor ihm jenes Land bereist, jenes Meer durchschifft. So wende ich mich an Sie. Sie kennen das Herz, in dessen Geheimnisse ich noch nicht eingedrungen bin. Sie können mir einen Rath, eine Warnung, eine Aufmunterung geben, Sie können mir Ihren Beistand angedeihen lassen. Weisen Sie meine Bitte nicht zurück, Madame!

— Mein lieber Freund, sagte Madame Danglars aufrichtig und mit Theilnahme, ich will Ihre Offenheit erwiedern. Ich würde die Unwahrheit sagen, wollte ich behaupten, das Interesse nicht bemerkt zu haben, das Sie an Therese nahmen, und meine Theilnahme für Sie war groß genug, um mich jeden Ihrer Schritte aufmerksam beobachten zu lassen. Ich entdeckte bald die Liebe, die in Ihrem Herzen aufkeimte, wenn ich auch die Macht und Gewalt nicht ahnte, mit der sie sich in Ihrem Herzen entwickelte. Aber eben so offen muß ich Ihnen gestehen, daß ich nie mit Therese über die Möglichkeit einer solchen Liebe gesprochen. Therese hat mir oft gesagt, Sie interessire sich für Sie, sie sehe Sie gern kommen, sie höre Ihnen gern zu. Aber sie hat mir nie verrathen, daß sie unseren gemeinsamen Freund liebe. Erschrecken Sie nicht! das will nichts sagen. Frauenherzen halten ihre Geheimnisse sehr fest, und am festesten die Geheimnisse der Liebe. Ich glaube, daß Therese Sie liebt, ich glaube es wirklich, aber ich finde es sehr natürlich, daß sie sich zu mir nie darüber ausgesprochen. Vielleicht weiß

sie selbst noch nichts von ihrer Liebe. Oft ist es ein Zufall, der es uns selbst klar macht, daß wir lieben. Also hoffen Sie, und hoffen Sie mit Recht. Ich will Ihnen meinen Beistand leihen, wenn Sie desselben bedürfen. Ich werde es versuchen, Theresens Herz zu durchforschen. Aber wenn ich Ihnen einen Rath geben kann — übereilen Sie nichts! Therese hat tief, sehr tief gelitten. Vielleicht ist ihr Herz noch verwundet. Aber es giebt kein Herz, das auf die Dauer einer treuen Liebe widerstehen könnte. Handeln Sie also langsam, ohne Hast. Es ist selbst für Frauen nicht gut, wenn sie von dem Geheimniß ihrer eigenen Liebe überrascht werden. Sie erschrecken zuweilen und wollen es selbst nicht glauben. Warten Sie, bis Therese Ihnen unzweideutige Zeichen giebt, daß sie Ihre Liebe erwiedert. Acht, vierzehn Tage reichen dazu hin. Für Sie wird die Zeit lang sein, aber sie wird vergehen.

— Sie haben Recht! sagte Lotario mit einem leisen Seufzer. Auch ist mir das Herz schon leichter, da ich einen Vertrauten habe. Ach, wie glücklich wäre ich, wenn Therese mich liebte! Ich würde das Geschick segnen, das mich nach Paris führte.

Madame Danglars betrachtete ihn mit unverkennbarem Wohlwollen. Dort auf derselben Stelle hatte vor ungefähr drei Wochen jener Benedetto, ihr Sohn, gesessen, in diesem Zimmer hatte sie seine rauhe Stimme, sein heiseres Lachen gehört. Wie verschieden von diesem wüsten Mörder war der junge Spanier! Wie offen und freudig glänzte sein Gesicht, wie erquickend drang seine klangvolle Stimme in ihr Herz. Ach, warum war er nicht ihr Sohn!

— Aber vergessen Sie nicht, daß es auch noch einige andere Bedenken giebt, Don Lotario! sagte sie dann. Therese ist eine Waise, von bürgerlichen Eltern, arm. Sie sind reich und von altem kastilianischen Adel!

— O, sprechen Sie mir von Allem, rief Don Lotario

feurig, sprechen Sie von der Hoffnungslosigkeit meiner Liebe, von meiner Unwürdigkeit, von meiner Jugend vielleicht, aber nicht von Unterschieden des Standes. Was kümmert es mich, wer Thereſe iſt! Ihr Herz iſt dem meinen ebenbürtig, vielleicht mehr als das. Nein, hören Sie auf!

— Und wenn Thereſe Sie liebte, was würden Sie dann thun? Wie —

Die Baroneſſe ſtockte. Sie wußte nicht recht, wie ſie ihren Gedanken ausdrücken ſollte. Sie wollte etwas aussprechen, woran Lotario nicht ein einziges Mal gedacht hatte. Die Baroneſſe war eine kluge, erfahrene Frau, eine Weltdame. Für ſie war noch die Möglichkeit vorhanden, daß der Spanier keine andere Abſicht habe, als Thereſe zu ſeiner Geliebten zu machen. Doch wagte ſie es nicht auszuſprechen.

— Was meinen Sie? Was wollen Sie ſagen, ich verſtehe Sie wirklich nicht! ſagte Don Lotario aufrichtig.

— Ich dachte an etwas Unmögliches! antwortete die Baroneſſe ausweichend. Dürfte ich nach meinem Gefühl urtheilen, ſo müßte ſich Thereſe glücklich ſchätzen, Ihre Gattin zu werden. Nun, wir wollen es hoffen!

— Sie ſind alſo meine Freundin? ſagte der Spanier und küßte ihr beinahe zärtlich die Hand.

— Gewiß und von ganzem Herzen, erwiederte die Baroneſſe. Schon morgen werde ich meinen Feldzug beginnen.

Morgen! Es lagen nur wenige Stunden zwiſchen dem Heut und Morgen! Aber hat je ein Menſch gewußt, ob er dieſe wenigen Stunden überleben, ob er das dämmernde Licht des nächſten Tages ſehen wird?

— Madame verzeihen, wenn ich ſtöre! ſagte die Kammerfrau, in das Zimmer blickend. Es iſt eine Karte abgegeben, von Jemand —

— So ſpät? ſagte die Baroneſſe und eine Ahnung ſchien über ihr Geſicht zu fliegen. Sie nahm die Karte und

ihre Hand zitterte. Zum Glück beobachtete Don Lotario sie nicht. Er hätte ihr Erbleichen gesehen.

— Sagen Sie der Person — sie betonte das Wort — sagen Sie, daß sie morgen wieder kommen möge!

Die Kammerfrau ging; die Baronesse hatte sich ein wenig gesammelt.

— Man wird selbst so spät noch von Zudringlichen gestört! sagte sie seufzend und ihre Stimme zitterte. Wirklich, es wird uns manchmal recht schwer gemacht, wohl zu thun, wenn man sieht, wie unverschämt manche Menschen sind.

— Gott läßt seine Sonne aufgehen über die Gerechten und Ungerechten! Handeln Sie, wie er! sagte der Spanier ernst.

Die Baronesse versank in Träumerei. Der Eintritt der Kammerfrau störte sie zum zweiten Mal.

— Sie will sich nicht abweisen lassen! sagte sie. Sie behauptet, Madame noch heute sprechen zu müssen.

— Gut denn! sagte die Baronesse, sich stolz und mit einer fast wilden Energie erhebend. Ich werde sie empfangen. Führen Sie Don Lotario in mein Besuchszimmer. Entschuldigen Sie mich, Don Lotario. Nur fünf Minuten und ich werde wieder bei Ihnen sein. Es ist ein lästiger Besuch, nichts weiter.

— Ich müßte überhaupt gehen, erlauben Sie mir, Ihnen gute Nacht zu sagen!

— Nein, nein! rief Madame Danglars, die wahrscheinlich befürchten mochte, daß Don Lotario dem Eintretenden begegnen möchte. Treten Sie in mein Besuchszimmer, ich möchte nachher noch mit Ihnen sprechen!

Der junge Spanier folgte der Kammerfrau in das anstoßende Zimmer. Das Besuchszimmer war, wie er wußte, durch einige dazwischenliegende Gemächer von dem Boudoir getrennt. Auch die Kammerfrau wußte, daß Don Lotario die Lokalitäten kannte. Sie begnügte sich also, ihn zu bitten,

in das Besuchszimmer zu treten, das erleuchtet war, und dort zu warten.

Don Lotario fand jedoch die Thür, die zum nächsten Zimmer führte, verschlossen. Die Kammerfrau mochte er nicht rufen. Auch hielt er es nicht für ein Unglück, das Bittgesuch einer armen Frau zu belauschen. Er blieb also in dem Nebenzimmer. Die Thür, die zu dem Boudoir führte, war nicht ganz geschlossen worden.

Er hörte Jemand dort eintreten. Der Tritt war fest und scharf, trotz der Teppiche. Es mußte ein Mann sein.

— Guten Abend, Frau Mutter! hörte er eine männliche Stimme sagen. Sie wollten mich nicht empfangen, das war Unrecht von Ihnen.

— Recht und Unrecht zu beurtheilen, ist meine Sache! Was wünschen Sie von mir, mein Herr?

— Wie kalt und streng Sie sind! Ist das mütterliche Liebe? sagte die männliche Stimme. Hat Ihnen mein Brief nicht schon gesagt, was ich wünsche? Ist es Recht von Ihnen, mich im Elend zu lassen?

Don Lotario war mehr erschreckt, als überrascht. Er hatte jetzt die Stimme seines früheren Bekannten, des Barons von Loupert erkannt. Wer war dieser Mann? Was wollte er von der Baronesse? War er so arm, daß er betteln mußte? Aber er hatte die Baronesse mit Frau Mutter angeredet! Die Baronesse hatte keinen Sohn, wenigstens hatte er nie etwas von einem solchen gehört. Was war das für ein Geheimniß?

— Im Elend? wiederholte jetzt Madame Danglars scharf und bitter. Nennen Sie das Elend, wenn Sie innerhalb drei Wochen zweimal fünfzigtausend Francs vergeuden? Haben Sie mir nicht geschrieben, daß Sie die zweiten fünfzigtausend Francs auch empfangen! Haben Sie mir nicht die Versicherung gegeben, daß Sie nun fürs Erste befriedigt wären?

— Das ist wahr, sagte Loupert, und es schien Lotario, als habe er sich gesetzt. Alles in Richtigkeit, ich leugne es nicht. Aber es geht manchmal anders, wie man denkt und erwartet. Ich glaubte, wer weiß wie weit mit diesen fünfzigtausend Francs zu reichen und sie haben keine acht Tage vorgehalten. Fünfzigtausend Francs! Was will das auch sagen! Eine hübsche Summe für einen Handwerker, für einen Krämer, eine Summe, mit der man manchen Menschen, manche Familie glücklich machen könnte. Aber was sind fünfzigtausend Francs für einen Baron, für den Sohn, den einzigen Sohn der Baronesse Danglars! Ich würde noch mehr brauchen, Frau Mutter, wenn ich die Ehre hätte, Ihren Namen zu führen. Zwei hübsche Wagen, ein halbes Dutzend Pferde, ein Schwarm Diener, ein feines Hotel, gute Freunde, die verteufelt hoch und noch dazu geschickt spielen — das kostet Geld, um so mehr, wenn man nicht blos vier Wochen, sondern immer so leben will. Ich habe deshalb an Sie geschrieben, und Sie wiederholt um eine Unterstützung gebeten. Aber Sie haben mir nicht geantwortet. Ich mußte also glauben, daß Ihnen meine Adresse verloren gegangen. Deshalb bin ich selbst hierher gekommen. Ich will mein Andenken bei Ihnen auffrischen, Frau Mutter.

— Sie wollen also Geld? fragte Madame Danglars und Lotario hörte ihre Stimme zittern, obgleich sie fest und hell war.

— Ja freilich, das ist die Sache! antwortete Loupert. Ich brauche Geld, mindestens fünfzigtausend Francs. Ich werde klüger sein, ich werde es zusammen halten. Aber für den Augenblick muß ich es haben. Ich bin in der größten Verlegenheit. Sie werden doch Ihr armes Kind nicht Noth leiden lassen wollen?

— Verfallen Sie nicht in einen Ton, der lächerlich in Ihrem Munde klingt! rief die Baronesse. Das erste Mal, als Sie bei mir waren, war ich zu tief ergriffen von dem

Unglück, das mir die Vorsehung schickte, indem sie mir einen solchen Sohn sandte, als daß ich Ihnen hätte antworten können. Heut bin ich nicht weniger unglücklich, aber ich bin gefaßter. Mein Herr, es ist möglich, daß ich Sie unter meinem Herzen getragen habe, obgleich die Beweise dafür nicht feststehen. Aber wären Sie auch mein rechter, mein legitimer Sohn, so würde ich Sie doch nicht als solchen anerkennen. Ein so gemeiner Mörder und Dieb, wie Sie, würde jedes Anrecht auf meine Liebe verloren haben, um so mehr, da Sie, wie Sie selbst eingestehen, gut und zu einem braven Menschen erzogen worden sind. Ich kann Sie nicht anders betrachten, als einen Bettler, dem ich ein Almosen reiche. Ich glaube, die Summen, die ich Ihnen gegeben, sind mehr als ein Almosen. Sie sagten mir, Sie wollten ein redlicher Mensch werden. Für einen solchen hätten hunderttausend Francs für immer oder für lange Jahre hingereicht. Aber ich weiß, Sie wollen das gräßliche Geheimniß, das uns aneinanderkettet, dazu benutzen, um mich auszuplündern, um mich arm zu machen, und das soll Ihnen nicht gelingen. Wenn Ihnen das nicht genügt, was ich Ihnen gebe, so gehen Sie zu den Gerichten, weisen Sie Ihre Anrechte nach, und lassen Sie sich als Dieb und Mörder verurtheilen. Gott weiß es, daß ich mein ganzes Vermögen hingeben möchte, um nicht ein solches Verbrechen auf meiner Brust zu haben! Aber ich werde mir keinen Sou abpressen lassen von einem Menschen, der das Geld vergeudet, wie Sie! Sie werden nichts von mir verlangen, als was ich Ihnen freiwillig gebe. Es wird hinreichen, Sie vor Mangel und Noth zu schützen. Sie werden damit eine anständige Existenz führen können! Genügt Ihnen das nicht, gut, so fordern Sie mehr, wo Sie wollen, aber nicht von mir. Das ist mein letztes Wort in dieser Angelegenheit. Lassen Sie mich Ihre Adresse wissen, aber auch nichts weiter, keine Zeile. Sie werden dann die Summe empfangen, die ich Ihnen ge-

ben kann. Und nun gehen Sie. Heut erhalten Sie nichts. Ich habe kein Geld im Hause.

— Aber, Frau Mutter, welche Sprache! rief Loupert in einem Tone, der halb wüthend, halb weinerlich klang. Was sind fünfzigtausend Francs für Sie, eine Millionärin? Soll Ihr Sohn Schulden halber angeklagt, soll seine Vergangenheit aufgedeckt, soll sein und Ihr Geheimniß entdeckt werden? Das können Sie nicht wollen.

— Soll das eine Drohung sein, so nehme ich sie ruhig hin, antwortete Madame Danglars gefaßt. Ich bin auf Alles vorbereitet. Ich wünsche sogar die Entdeckung dieses Geheimnisses. Es lastet schwer auf meiner Brust. Und wenn es alle Welt erführe, so würde ich meine Scham nur als eine Buße, als eine Sühne für mein Verbrechen betrachten. Thun Sie, was Sie wollen. Ich kann mich nicht von Ihnen ausplündern lassen, und am allerwenigsten höre ich auf Ihre Drohungen. Sie haben nur auf meine Gnade Anspruch zu machen!

— Tod und Hölle! Das ist eine Sprache, die ich nicht erwartet! rief Loupert. Kurz und gut, da Sie einmal so sprechen, so rede auch ich anders. Ich brauche fünfzigtausend Francs. Sie geben sie, oder ich nehme sie.

— Ich erwartete das, sagte die Baroneſſe mit eisiger Kälte. Sehen Sie diese Waffe. Sie wird mich vor Ihnen schützen, wenn Sie Ihren Schandthaten dadurch die Krone aufsetzen wollen, daß Sie eine Mutter zwingen, sich vor den Räubereien ihres verworfenen Kindes zu sichern. Gehen Sie, Herr!

Es trat eine Pause ein. Don Lotario hörte sein eigenes Herz schlagen, so tief war die Stille, so tief war er ergriffen.

— Mutter, geben Sie mir das Geld! fuhr Loupert weinerlich fort. Es ist ja eine Kleinigkeit!

— Vielleicht morgen, aber nicht heut! Ich will mir nichts von Ihnen abpressen lassen. Gehen Sie!

Unwillkürlich war Don Lotario näher getreten. Er konnte durch die geöffnete Thür in das Boudoir sehen. Es war hell erleuchtet, während in dem Zimmer, in welchem er sich befand, nur eine Ampel brannte.

Mutter und Sohn standen sich gegenüber, die Baronesse leichenblaß, aber stolz aufgerichtet, mit einem Pistol in der Hand, dessen Lauf hell im Kerzenschein blitzte. Loupert stand vor ihr, den Kopf und den Blick gesenkt.

— So will ich morgen wiederkommen! sagte er. Aber Sie geben mir doch das Geld?

— Nicht wiederkommen! rief die Baronesse. Ich werde Ihnen morgen schicken, was ich für gut finde. Noch einmal, wenn ich Millionen besäße, ich würde sie lieber in die Seine werfen, als den Händen eines solchen Menschen anvertrauen! Und wagen Sie es nie, unaufgefordert zu mir zu kommen. Ich werde nicht für Sie zu Hause sein. Ich habe Sie heut nur angenommen, um Ihnen das zu sagen. Machen Sie Lärm, thun Sie, was Sie wollen. Mir soll es gleich sein. Jedes Aufsehen, das sie machen, wird Sie nur auf die Guillotine führen. Und auch davor werde ich nicht zurückschrecken. Ich habe eingesehen, daß Sie ein unverbesserlicher Schurke sind. Auch der elendeste Verbrecher hätte die Gelegenheit benutzt, ein ehrliches Leben zu beginnen. Sie haben es nicht gethan. Sie können in keiner anderen Luft, als der des Verbrechens leben. Und ein solcher Mensch ist nicht mein Kind! Ich würde ruhig Zeuge sein, wie die Guillotine die Welt von einem solchen Scheusal befreit. Gehen Sie! Sie kennen jetzt meine Meinung!

Loupert stand noch immer, den Kopf gesenkt, die Hände geballt. Er schien über einem Plan zu brüten.

— Und Sie würden mir kein Geld geben, auch wenn ich deshalb ein noch größeres Verbrechen begehen müßte, als ich je bisher gethan? fragte er leise und unheimlich. Sie würden es wirklich nicht thun, Frau Mutter?

— Nein, rief die Baroneſſe mit erhobener Stimme, ich würde es nicht thun. Welche Verpflichtung hat die Welt gegen Sie, Ihnen Geld zu geben, ohne daß Sie dafür etwas thun? Arbeiten Sie, verdienen Sie Ihr Brod. Verkaufen Sie Ihren Wagen, Ihre Pferde, die Brillantringe, mit denen Ihre blutigen Finger prahleriſch geziert ſind, verlaſſen Sie Paris, gehen Sie nach einem Orte, wo man Sie nicht kennt und führen Sie ein arbeitſames und reuiges Leben, Dann, dann vielleicht wird auch in meinem Herzen ein Funken jener mütterlichen Liebe erwachen, die ich bis jetzt gegen Sie noch nicht kenne, und ich werde vielleicht Ihr redliches Streben unterſtützen. So, wie Sie jetzt ſind, will ich nichts von Ihnen wiſſen!

— Fünfzigtauſend Francs, Mutter, nur fünfzigtauſend Francs! ſagte Loupert ſchwer und dumpf.

— Nichts, keinen Sou! antwortete Madame Danglars eben ſo enſchieden, wie vorher. Gehen Sie!

Mit einer raſchen, faſt tigerhaft ſchnellen Wendung hatte Loupert die Hand ergriffen, in der die Baroneſſe das Piſtol hielt. Sie ſtieß einen ſchwachen Schrei aus. Die Waffe fiel auf den Boden.

— Fünfzigtauſend Francs, ſage ich Ihnen! rief Loupert mit wilder und heiſerer Stimme. Ich muß ſie haben, Madame!

— Nein, tödte mich, Ungeheuer. Aber ich gebe Dir nichts. Ich will keinen Theil haben an Deinen Verbrechen!

— Nun denn, ſei verflucht, und zum Teufel mit Dir! rief Loupert zähneknirſchend.

Seine rechte Hand bewegte ſich. Die Baroneſſe ſtürzte mit einem ſchwachen Schrei nieder und fiel auf den Teppich. Loupert betrachtete ſie einen Augenblick lang. Dann ging er auf das Bureau zu, das ſich im Boudoir befand.

Es mag vielleicht ſeltſam erſcheinen, daß Don Lotario

der unglücklichen Frau nicht zu Hülfe geeilt sei. Aber er stand starr und gelähmt. Dieser ganze Auftritt, dieses heftige Zwiegespräch, diese Enträthselung eines furchtbaren Geheimnisses hatte ihn vollständig betäubt. Der junge Mann hatte keine Ahnung davon gehabt, daß in dem Boudoir einer solchen Dame ein solcher Auftritt stattfinden könne. Er ahnte auch nicht, daß Loupert sein Verbrechen bis zu einem Morde treiben werde, und selbst, als Madame Danglars schon niedergestürzt war, mochte er die Wahrheit nicht glauben, oder ahnte sie nicht einmal. Er war vollständig betäubt. Er sah, ohne zu wissen, ohne darüber nachzudenken, was er sah.

Unterdessen hatte Loupert das Bureau geöffnet und durchsuchte dasselbe mit einer Hast, die mit jedem Augenblicke ängstlicher wurde. Er schien das nicht zu finden, was er suchte. Dann aber stieß er einen schwachen, jedoch freudigen Ruf aus.

— Hier ist Geld! sagte er, ein Packet Banknoten aus einem Fach ziehend. Ungefähr zwanzigtausend Francs. Teufel! Wenn sie nicht mehr hat? Das Andere sind Staatspapiere — soll ich sie nehmen? Morgen könnte ich sie vielleicht noch verkaufen, wenn ich nicht entdeckt bin. Uebermorgen muß ich fliehen. Ich muß fort aus Paris. Teufel, das ist mir gar nicht recht. Ich glaube, ich habe eine Dummheit begangen. Aber mich auch so zu reizen! Mag sie zur Hölle fahren. Es ist kein Geld mehr hier. Morgen — ich glaube nicht, daß ich morgen noch sicher bin. Die Kammerfrau kennt gewiß meinen Namen. Verdammt! Wegen zwanzigtausend Francs aus Paris zu müssen. Ich Narr!

Er hatte jetzt sein Gesicht nach dem Zimmer gewendet, in dem Don Lotario stand. Der junge Spanier sah ihn ganz deutlich. Seine Miene war verdrießlich, ärgerlich, sonst aber wie immer. Er nahm seinen Hut, setzte ihn auf —

und ohne einen Blick auf die Leiche zu werfen, verließ er das Zimmer und schloß die Thür hinter sich.

Noch war Don Lotario nicht Herr über seine Sinne. Er glaubte zu träumen, eine gräßliche Vision gehabt zu haben. Dann aber, als er seinen Blick wieder auf Madame Danglars richtete, sah er etwas auf ihrer Brust und auf dem Teppich glänzen, etwas Feuchtes und Dunkles. Es mußte Blut sein. Erst jetzt fuhr er auf.

Er riß an dem nächsten Klingelzuge, den er sah, und eite in das Boudoir. Da lag Madame Danglars, bleich und starr. Das Blut floß aus einer Wunde in der Gegend des Herzens langsam über ihr seidenes Kleid. Ihr Gesicht hatte noch den Ausdruck der früheren Energie. Es war fest und stolz. Ihre Hände waren geballt.

— Rufen Sie alle Diener! Senden Sie nach einem Arzte, nach der Polizei! Madame Danglars ist von dem Elenden getödtet worden! Eilen Sie! Noch ist vielleicht Rettung möglich! Fort!

Das rief er der Kammerfrau zu, die mit einem Schrei in Ohnmacht sank. Don Lotario zog an der Klingel ohne Aufhören, bis die ganze Dienerschaft voller Entsetzen ins Zimmer stürzte. Eine Minute darauf war das ganze Haus in Aufregung. Ein Fremder, Unbekannter — also Loupert — hatte kurz vorher das Haus verlassen.

Jetzt folgte die ganze Verwirrung, die ein so gräßliches Ereigniß mit sich zu bringen pflegt. Es erschienen Aerzte und Polizeidiener. Don Lotario war immer noch in einer vollständigen Betäubung, obgleich er Befehle und Anordnungen gab. Erst als die Beamten der Polizei, die an solche Auftritte mehr gewöhnt waren, den Thatbestand aufnahmen und auch den Spanier um sein Zeugniß befragten, erwachte er und gab Aufschluß, so gut er konnte. Man befragte ihn nach seinem Namen, nach seinen Verbindungen — es war ja möglich, daß er selbst der Mörder gewesen —

und erst, als die Kammerfrau ihr Zeugniß abgelegt, ließ man ihn gehen.

Don Lotario schwankte aus dem Hause. Allein konnte er jetzt nicht sein. All sein Blut war in Aufregung. Er mußte mit Jemand sprechen, sich mittheilen. Ueberall sah er das kalte, starre Gesicht der Baronesse vor sich. Sie, die Frau, mit der er eine Viertelstunde vorher gesprochen, die ihm gegenüber gesessen, auf seine Worte gehört, ihn ermuthigt, die ihm versprochen, morgen ihre Bemühungen bei Therese zu beginnen, sie war jetzt eine Leiche, nie konnte er mehr ein Wort aus ihrem Munde hören, nie sie wiedersehen. Gräßlich!

Mit unsicheren Schritten ging er über den Boulevard. Da lärmte und tobte das fröhliche Volk von Paris. Die Laternen flammten, die Wagen rasselten. Und drinnen in dem freundlichen Boudoir lag eine Leiche, eine Mutter, gemordet von ihrem eigenen Sohne! — War dies das Leben, das Don Lotario kennen lernen, die Welterfahrung, die er sich erwerben sollte? Ach, sie war furchtbar, sie schnürte ihm das Herz zusammen! Wie glücklich war er seiner auf Hacienda gewesen!

Hoffnung und Zweifel.

Don Lotario war sich selbst fast unbewußt nach der Wohnung des Abbé Laguidais gegangen. Aber wie der Diener sagte, war der Abbé an diesem Abend für eine Gesellschaft eingeladen und hatte sich vor einer Stunde dorthin begeben. Lotario mußte weiter gehen. Er kam an dem Hause vorbei, in dem Therese wohnte. Er glaubte Licht zu sehen. Aber sollte er der Erste sein, der ihr die Nachricht überbrachte, daß ihre einzige Freundin ermordet worden? Unmöglich! Bei der Aufgeregtheit, der krankhaften Ueber-

reiztheit des jungen Mädchens mußte er fürchten, der Urheber und der Zuschauer einer abermaligen Scene zu sein, wie er sie bei seinem ersten Besuche gesehen. Und das konnte er nicht.

Dennoch — wie es ihm in der letzten Zeit fast immer ergangen — war es ihm fast unmöglich, sich von dem Hause zu trennen, in dem seine Geliebte wohnte. Er ging die Straße auf und ab. Die Rue du grand Chantier ist nicht allzubelebt, und die Stunde war spät, Don Lotario konnte also ungehindert auf dem Trottoir auf und ab wandeln.

Gerade als er langsam an der Thür des Hauses vorüberging, traten zwei Männer heraus, die sich der kühlen Luft wegen dicht in ihre Mäntel gehüllt hatten. Sie gingen ziemlich langsam, und achteten nicht darauf, daß Don Lotario — übrigens absichtslos — ihnen folgte. Nach ihrem Gange und ihrer Kleidung waren es Männer von Stande.

— Kein Fiaker in der Nähe? sagte der Eine. Schade! Wir werden den Weg zu Fuße machen müssen!

— Mir ganz recht, sagte der Andere mit einer etwas rauhen Stimme und nicht mit der feinen Aussprache des Parisers. Ich möchte mich etwas warm laufen. Nun, was halten Sie von diesem Grafen Arenberg?

— Bah, er ist entweder selbst betrogen, oder er ist ein Betrüger, erwiederte der Erste, der zugleich der Kleinere war, und dessen Accent den Pariser oder wenigstens den gebildeten Mann verrieth. Man kennt diese Geschichten.

— Ah, ich bitte Sie, sagte der Größere. Der Graf ist ein reicher Mann, nicht wahr? Oder ist er es nicht?

— Er ist es nach Allem, was ich gehört habe, erwiederte der Erste. Ich wollte auch nicht sagen, daß er des Vortheils wegen betrügt. Er ist ein Deutscher, und die Deutschen laboriren immer an Hirngespinsten. Er ist ein verpfuschter Theolog.

— Ich meinerseits halte ihn für einen würdigen Herrn! sagte der Zweite.

— Ich auch, ich wende nichts gegen seine Redlichkeit ein, aber —

— Nun, was für ein Aber?

— Er ist ein religiöser Schwärmer, und dergleichen Leute betrügen sich und Andere.

— Aber doch nur in religiösen Dingen?

— Freilich, erwiederte der Kleinere. Auch macht mir die Sache nicht viel Spaß, und hätten Sie mich nicht überredet, so wäre ich gar nicht mitgegangen. Ich bin ein Freigeist, meine Freunde sind Rousseau und Voltaire, und werden es immer bleiben.

— Gut! sagte der Größere mit der rauhen Stimme. Aber Rousseau und Voltaire, so viel ich weiß, sind todt!

— Ohne Zweifel, und ihre Asche steht im Pantheon, bis man sie einmal hinauswirft.

— Ich wollte nur damit sagen, daß sie Ihnen nicht viel nutzen können, da sie todt sind.

— Richtig, wenn Sie das meinen, sagte der Kleinere. Sie denken also dabei an sehr weltliche Dinge?

— Ohne Zweifel, erwiederte der Große lachend. Ich kümmere mich sonst sehr wenig um die Religion, und am allerwenigsten um die Religion der Deutschen. Ueberdieß ist der Graf ein Ketzer, glaube ich, ein Lutheraner.

— Ja wohl. Genug, Sie fassen die Sache von der praktischen Seite. Das ist ein anderes Ding. Indessen, mir sagt auch das nicht sehr zu. Ich will lieber Komplimente im Salon eines Ministers machen, wo ich schöne Damen und einflußreiche Männer sehe, als mit diesen Schwärmern beten und philosophiren. Jeder nach seinem Geschmack. Die Salons aber sagen mir mehr zu, als die Betsäle.

— Ich gebe Ihnen nicht Unrecht; indessen, man kann

Beides benutzen! meinte der Größere. Ich bin in den Salons nicht weit gekommen und werde auch in ihnen nicht weit kommen. Graf Arenberg ist reich, das ist die Hauptsache.

— Indessen, er wird Paris bald verlassen, wie er Ihnen sagte. Was kann er Ihnen dann nützen?

— Immer noch genug, denn es ist gar nicht meine Absicht, in Paris zu bleiben. Ich werde auch nach Deutschland gehen.

— Brrr! Doch, wie es Ihnen paßt. Jeder muß seinen eigenen Weg gehen, und inzwischen bin ich Ihnen sehr dankbar, daß Sie mich mit dem Grafen bekannt gemacht. Er kennt den Abbé Laguidais, und wenn ich durch ihn die Bekanntschaft des Abbé machen kann, so soll mir das ganz lieb sein. Der Abbé hat einen bedeutenden Namen und Einfluß in Paris.

Das Gespräch hatte Don Lotario schon von Anfang an interessirt. Er blieb auch jetzt in der Nähe der beiden Männer, die so laut sprachen, daß der junge Mann ihre Worte deutlich verstehen konnte. Daß Graf Arenberg, den er seit jenem Tage häufig, fast täglich gesehen, ein religiöser Schwärmer sei, oder sich wenigstens mit theologischen Betrachtungen viel beschäftige, daß wußte er längst. Doch hatte ihn seine Liebe zu Thereſe von allen Gedanken über diesen Gegenstand abgezogen, um so mehr, da seine Religion eine sehr einfache und die der Jugend war, und sich in sehr wenige Artikel zusammen fassen ließ: Es giebt einen Gott und eine Vorsehung — Gottes Geist lebt im Menschen — Thue Recht und scheue Niemand — Was Du nicht willst, daß Dir die Leute thun sollen, das thue ihnen auch nicht!

— So halten Sie sich an den Abbé, das ist mir lieb. Ich werde mich an den Grafen halten, sagte jetzt der Größere. Und was glauben Sie von dem jungen blassen Mädchen, das eine Zeit lang bei ihm war? Wie man mir sagt, soll sie

sich zuweilen auch bei den religiösen Versammlungen einfinden und sehr vertraut mit dem Grafen sein.

— Sie ist niedlich, hat aber keinen großen Eindruck auf mich gemacht, sagte der Kleinere. Wenn ich nicht wüßte, daß der Graf ein reicher Mann ist, so würde ich sie für einen Lockvogel halten. Ich glaube, daß ihre schmachtenden Augen auf überspannte Gemüther Eindruck machen. Vielleicht ist sie seine Maitresse, denn auch die Heiligen haben ihre Schwächen.

— Hörten Sie nicht, daß die Rede von einem Messias war? rief der Große lachend. Vielleicht soll sie die Mutter des neuen Messias sein!

— Leicht möglich! erwiederte der Andere scherzend. Und hätten Sie nicht Lust, der Vater zu werden?

Don Lotario bereute es beinahe, den Beiden gefolgt zu sein, so scharf und stechend drang ihr Gelächter in sein verwundetes Herz. Welche Worte über das Wesen, das er so glühend liebte! Und wie kam der Graf, wie kam Therese dazu, Umgang mit solchen Leuten zu haben, die jedenfalls tief unter ihnen standen? War denn der Graf so wenig weltklug, das Opfer von Leuten zu werden, die seine religiöse Schwärmerei nur für weltliche Vortheile benutzen wollten?

Er wollte die Beiden sehen, um sie, wenn er sie einmal zufällig bei dem Grafen träfe, wiederzuerkennen. Er hatte auch noch einen andern Grund dafür. Wenn der Größere sprach, so überkam ihn stets das eigenthümliche Gefühl, das wir empfinden, wenn wir eine Stimme hören, die uns nicht ganz unbekannt ist, und von der wir doch nicht genau wissen, wem sie angehört. Er ging also rasch, und da er sah, daß die Beiden in eine Nebenstraße einbiegen wollten, an deren Ecke eine Laterne stand, so kreuzte er die Straße und konnte den Beiden deutlich ins Gesicht schauen.

Den Kleineren erkannte er nicht. Es war ein Mann mit einem feinen, klugen Gesicht. Den Größeren aber erkannte er augenblicklich, trotz des hochgezogenen Mantelkragens. Es war Rablasy, der Flüchtling.

Don Lotario war aufs Höchste überrascht. Wie war es diesem Menschen möglich gewesen, die Bekanntschaft des Grafen Arenberg zu machen! Freilich, es war ein Gauner, ein abgefeimter Schurke! Aber lag nicht selbst auf seinem Gesichte der Ausdruck einer tückischen und verworfenen Seele? Don Lotario wußte noch nicht, daß es sehr leicht ist, Leute zu täuschen, wenn man auf ihre Absichten eingeht, und daß es keine leichtgläubigeren Menschen auf der Welt giebt, als diejenigen, die sich der religiösen Schwärmerei und deren Mystizismus hingeben.

Er beschloß, den Grafen zu warnen. Ein solcher Mensch konnte nur in böswilligen oder eigennützigen Absichten zu ihm gekommen sein. Don Lotario hatte ja die Ansichten, die der Fremde aussprach, gehört, und er bebte bei dem Gedanken, daß Therese mit einem solchen Menschen in Berührung kommen könne. Zum Glück für ihn diente dieser Zwischenfall dazu, seine Gedanken von der traurigen Katastrophe abzuziehen, deren Zeuge er kurz vorher gewesen war.

Die beiden Männer hatte er aus dem Auge verloren, denn die Straßen längs der Seine waren belebter. Während er sie noch suchte, befand er sich in der Nähe des Palais Royal. Er erinnerte sich, daß heut der Abend sei, an dem sich dort die Gesellschaft der jungen Leute zum Spiel vereinigte. Seit drei Wochen, seit jenem Abend, an dem er Therese getroffen, war er nicht dort gewesen, hatte er seine Bekannten überhaupt selten gesehen. Jetzt aber fühlte er das Bedürfniß, menschliche Stimmen zu hören. Er mochte nicht mit seinen Gedanken allein sein. Er trat in das Palais Royal. Die Diener kannten ihn und ließen ihn in das Zimmer eintreten, das der Gesellschaft gehörte.

Der erste, den Don Lotario bemerkte, war Loupert, der am Spieltisch saß. Entsetzt trat Don Lotario einen Augenblick zurück. Er fühlte sein Blut erstarren. Hier saß der Mann, der vor einer halben Stunde sein Messer in das Herz seiner Mutter gestoßen, hier saß er, unbekümmert um sein Verbrechen, unbekümmert um die Strafe, die ihn jeden Augenblick ereilen konnte, und seine rauhe Stimme übertönte die der andern Spieler, seine Witzworte waren die lautesten.

Don Lotario war Willens, auf ihn zuzuspringen, ihn niederzuschlagen und dann dem Arme der Gerechtigkeit zu überliefern. Aber er hielt an sich. Nein — erst wollte er sehen, wie weit die Ruchlosigkeit eines solchen Ungeheuers gehen könne. Man hatte ihn ausgesendet, damit er die Welt kennen lerne — gut, er wollte sehen, wie ein Mörder sich vor seinem eigenen Gewissen rettet, er wollte einen Blick in den tiefsten, gräßlichsten Abgrund thun.

— Guten Abend, meine Herren! sagte er, sich fassend und mit heiterer Miene. Was macht Fortuna?

— Blöde Augen, wie immer für die hübschesten Kerle! antwortete Chateau-Renaud, der für etwas eitel galt. Ich habe zehntausend Francs verloren. Loupert ist im Gewinnen. Nehmen Sie sich in Acht, Baron, Sie werden fallen. An der Börse Glück, im Spiele Glück — das kann nicht lange dauern. Denken Sie an die Zukunft.

Es läßt sich leicht errathen, daß Loupert die plötzliche günstige Umgestaltung seiner Vermögensverhältnisse seinen Gewinnen an der Börse zugeschrieben hatte. Der Baron war in der letzten Zeit einer der ersten Lions geworden. Er verschwendete enorme Summen. Deshalb hatte er auch an diesem Abend wieder Zutritt im Palais Royal gefunden. In Paris, wie anderswo, stehen dem Reichen alle Thüren offen. Loupert war nicht mehr verdächtig, seit er für reich galt.

— Trösten Sie sich, Herr Graf, antwortete Loupert, ich will nur mein Reisegeld gewinnen, dann höre ich auf.

— Sie wollen reisen? Wohin? fragte Beauchamp. Hält Sie Ihr Spiel an der Börse nicht fest?

— Nein, ich muß wegen einer Spekulation nach London, vielleicht morgen schon, antwortete der Baron.

— Sie sehen ja so blaß und ungemein ernst aus, Don Lotario! sagte jetzt Franz d'Epinay. Man sieht Sie nirgends mehr. Sie müssen verliebt sein, ohne Zweifel. Wer ist die Glückliche? Oder ist es eine ernste Angelegenheit? Dann bitte ich um Verzeihung.

— Ei, Vicomte, wissen Sie denn nicht, daß Don Lotario rasend in eine junge Dame verliebt ist, die bei dem Grafen Arenberg wohnt? rief Lucien Debray. Er wird nächstens zu der Sekte übertreten, die der Graf gestiftet hat, und seine Mündel heirathen.

— Um Himmelswillen, nur nicht heirathen! rief Beauchamp. Sie sind zu jung. Begehen Sie keine Thorheiten!

— Ich werde mich davor hüten! sagte Don Lotario ernst. Und nun, machen Sie keine Scherze, ich komme aus einem Hause des Todes. Ich komme aus dem Hause der Baronesse Danglars, die soeben in ihrem Boudoir ermordet gefunden worden ist.

Alle erbleichten, Lucien Debray, der einstige Geliebte der Baronesse, zuckte tief ergriffen zusammen. Lotario ließ seine Blicke über die Versammlung schweifen. Loupert war der Ruhigste geblieben, er hatte nicht einmal die Farbe verändert.

— Ermordet? Um Gotteswillen — das ist ja gräßlich! rief Beauchamp. Und von wem? Wissen Sie das Nähere?

— Von einem Menschen, der schon einmal in der Nacht bei ihr war, und der sie auch heut Abend zu sprechen verlangte. Er ist fürs Erste geflohen. Auf der Karte, die er

der Baroneſſe geſendet, befand ſich der Name: Baron de Loupert.

Loupert! Die entſetzten Blicke der jungen Männer richteten ſich auf den Baron. Er ſchien erſtaunt und überraſcht.

— Zum Teufel! rief er. Was ſagen Sie da? Baron de Loupert, das iſt ja mein Name! Sollte ein Schurke den gemißbraucht haben? Schon neulich kamen mir die Gerichtsdiener wegen eines ſolchen Menſchen auf den Hals. Parbleu, da wird man mich morgen wahrſcheinlich inquiriren! Das iſt eine ſchöne Geſchichte! Das wird meine Abreiſe verhindern. Ein wahres Glück — fügte er mit einem heiſeren Lachen hinzu — daß ich mein Alibi beweiſen kann, ſonſt wären dieſe Narren im Stande, mich einzuſtecken. Haben Sie auch Recht gehört, Don Lotario? Irren Sie ſich nicht?

— Ich glaube nicht, erwiederte der Spanier. Loupert war der Name, und die Perſon wurde ganz genau beſchrieben.

— Aber, mein Gott, weshalb, warum? rief Franz d'Epinay. War es ein Raubmord? War es Rache? Was weiß man darüber?

— Es iſt eine Beraubung damit verbunden geweſen, erwiederte Lotario. Es fehlen zwanzigtauſend Francs und Staatspapiere. Der Mord wird dadurch noch gräßlicher, daß dieſer Loupert ein Verwandter, ein naher Verwandter der Baroneſſe geweſen zu ſein ſcheint.

— Ein Verwandter? fragte Lucien Debray erſchüttert. Ich habe nie ſolche Verwandte der Baroneſſe gekannt.

— Aber Sie erinnern ſich doch jenes Benedetto, des falſchen Prinzen Cavalcanti? fragte Lotario.

— Gewiß! ertönte es allgemein und das Erſtaunen wuchs. Was hat er damit zu thun? Wo iſt er?

— Er iſt jener Baron von Loupert und der Sohn der Baroneſſe. Ein unglücklicher Zufall machte mich zum Zeu-

gen des Mordes. Wenn aber irgend etwas mein Gemüth erschüttern kann, so ist es der Mord selbst weniger, als die Frechheit des Mörders. Ja, Herr von Loupert, Benedetto —

Die Stimme des jungen Mannes zitterte. Seine ganze Gestalt war in Aufregung. Er suchte den Mörder.

— Wo ist er? Wo ist Loupert? rief er überrascht. Er ist der Mörder!

Es trat eine allgemeine Verwirrung ein. Loupert hatte in der That das Zimmer verlassen. Er hatte die Gelegenheit benutzt, als alle Blicke auf Don Lotario gerichtet waren, um zu entfliehen. Man eilte ihm nach. Er hatte das Palais Royal verlassen.

Mit dem Spiel war es für diesen Abend zu Ende. Don Lotario ging mit seinen Bekannten die Rue Honoré entlang, ihnen die einzelnen Umstände des Mordes berichtend. Louperts Wohnung war jetzt in dieser Straße. Sie kamen an derselben vorüber. Bereits sah man Polizeibeamten vor der Thür und im Innern. Loupert schien noch nicht ergriffen zu sein.

Darüber ging ein Theil der Nacht hin. Lotario war etwas ruhiger geworden, und ermüdet suchte er seine Wohnung auf.

Am anderen Morgen wurde er auf das Polizei-Bureau beschieden, wo er noch einmal seine Aussagen wiederholen mußte. Er fragte, ob es gelungen sei, Loupert zu ergreifen. Die Antwort war verneinend. Die ganze Pariser Polizei war in Bewegung, um den Verbrecher zu fangen. Man behauptete, er müsse noch in Paris sein.

Don Lotario hatte auch jetzt nicht den Muth, sich zu Thereſe zu begeben. Er wußte, daß sie die Nachricht erfahren haben mußte. Er konnte sich denken, wie tief erschüttert sie sei. Er ging deshalb zuerst zum Abbé Laguidais.

Der Abbé war dieses Mal zu Hause. Als Lotario in sein Studierzimmer trat, saß der Abbé an einem Tische und

schrieb. Sein Gesicht war noch düsterer, als gewöhnlich. Das lange Haar hing ihm wirr um den Kopf. Er schrieb noch weiter, als Lotario schon eingetreten war, und der junge Mann beobachtete ihn. Der Abbé war schon alt. Sein Gesicht zeigte die Spuren des Nachdenkens, des Tiefsinns, der Leidenschaften, denen selbst das Alter keine Ruhe gebracht hatte. Seine hagere Hand fuhr flüchtig und unruhig über das Papier — ein Sinnbild seiner hastigen, nimmer ruhenden Seele. Aber dennoch lag etwas Erhebendes und Fesselndes in seiner Erscheinung. Seine Miene verkündete den tiefen Denker.

Mehr noch trat dies hervor, als er sich jetzt erhob, und Don Lotario entgegentrat.

— Mein lieber Lotario, sagte er mit trauriger und düsterer Miene, Sie wissen, daß Madame Danglars todt ist. Sie werden sogar als ein Zeuge dieses gräßlichen Mordes genannt. Haben Sie schon Thereſe gesprochen?

— Nein, antwortete der junge Mann. Aber ich fühle mit ihr. Ihre einzige Freundin ist todt.

— Es ist entsetzlich! sagte der Abbé. Setzen Sie sich, mein Sohn. Erzählen Sie mir, was Sie davon wissen.

Don Lotario genügte dem Wunsch des Abbé, obgleich es ihm peinlich war, so traurige Erinnerungen wieder wach zu rufen. Der Abbé hörte mit einer düsterer Ruhe zu, und unterbrach ihn nicht ein einziges Mal.

— Es scheint ein finsteres Verhängniß über mancher Familie zu walten, sagte er dann. Dieser Danglars, zuerst ein einfacher Seemann, dann durch ein Verbrechen und durch ein Leben voll List und Betrug einer der reichsten Männer in Paris — dann ein Bankerotteur und Bettler, seine Tochter geflohen, und nun auch Madame Danglars, die an Allem unschuldig ist, und trotz ihrer Fehler eine gute Frau, das Opfer eines solchen Verbrechens! Es mag Ihnen Stoff zum Nachdenken geben, Don Lotario, es mag Ihnen sagen,

daß die wahren und wirklichen Verbrechen schon hier auf Erden den Keim der Strafe in sich tragen. Es mag Ihnen aber auch sagen, daß das grausenvolle Verhängniß oft die Häupter derer trifft, die nicht gefrevelt haben. Es ist eine eigenthümliche Welt! Wo ist Vorsehung und himmlische Gerechtigkeit? Wo ist Zufall?

Er stützte den Kopf auf die Hand, und sein faltenreiches Gesicht zeigte den Ausdruck eines trüben Nachdenkens.

— Die arme Therese! fuhr er dann fort. Dieser Schlag wird sie schwer getroffen haben. Auch sie scheint zum Leiden auserkoren. Indessen, wenn ich Sie danach fragen darf, was führte Sie in jener Stunde zu Madame Danglars?

Don Lotario zögerte noch, ob er sich dem Abbé ganz mittheilen solle. Freilich — wenn er sich nicht selbst an Therese wenden wollte, so blieb ihm nach dem Tode der Baroneſſe kaum ein anderer Vertrauter übrig, als der Abbé. Und was lag am Ende daran? Der Abbé verstand es gewiß besser, ein Geheimniß zu bewahren, als Madame Danglars.

Außerdem war es dem jungen Manne ein Bedürfniß, eine Nothwendigkeit, mit Jemand über das zu sprechen, was sein Herz so leidenschaftlich beschäftigte. Es drückte ihm das Herz ab, in der großen fremden Stadt mit seinem Geheimniß so allein umherwandeln zu müssen, keine Seele zu besitzen, die seinen Kummer, seine Hoffnungen, seine Zweifel theilte. Der Abbé war der vertrauteste Freund des Grafen Arenberg. Sollte sich Therese nicht zum Grafen und dieser zum Abbé ausgesprochen haben?

Der junge Spanier zögerte also nicht länger. Er berichtete dem Abbé seine ganze Unterredung mit der Baroneſſe. Er sprach kühner, leidenschaftlicher, als am Abend vorher, denn er sprach zu einem Manne, und zu einem Manne, der, wie man sagte, die Leidenschaften gekannt hatte. Er

betheuerte, daß er Thereſe über Alles liebe, daß ſie die Seine werden müſſe.

Auch jetzt hörte ihm der Abbé ruhig zu und auf ſeinem bleichen Geſichte zeigte ſich keine ſichtbare Spur der Ueberraſchung oder der Theilnahme. Er ſchwieg auch noch eine Zeit lang, als Don Lotario ſchon aufgehört hatte zu ſprechen, und mit leicht erklärbarer Ungeduld auf eine Antwort wartete. Dann richtete er ſeinen durchdringenden Blick auf Lotario.

— Mein lieber Freund, ſagte er, haben Sie Ihr Herz geprüft? Sind Sie feſt überzeugt, daß dieſe Liebe eine wahre und dauernde iſt?

— Ich weiß es, ja! rief Lotario. Und mein Leben wird ein vergebliches ſein, wenn Thereſe es nicht mit mir theilt.

— Nun denn, wenn Ihre Liebe eine ſo feſte iſt, ſo wird ſie auch im Stande ſein, auszudauern, ſagte der Abbé. Lotario, ich kann Ihnen bis jetzt wenig Hoffnung machen. Ich kenne das Herz Thereſens nicht genau, aber ich glaube doch, daß es bis jetzt das noch nicht für Sie empfindet, was Sie verlangen. Ich muß Ihnen ungefähr daſſelbe ſagen, was Madame Danglars Ihnen geſagt. Harren Sie mit männlicher Geduld und hoffen Sie, daß Ihre treue Liebe in dem Herzen Thereſens Gegenliebe erwecken wird.

— Sie glauben alſo wirklich, daß Thereſe bis jetzt noch nichts für mich empfindet? rief der junge Mann.

— Nichts? Nein — ich glaube Theilnahme und Freundſchaft. Aber Liebe? — Daran zweifle ich! Ich ſpreche als ein Mann zum Manne. Weshalb ſollte ich Ihnen Hoffnungen machen, die ich nicht für begründet halte? Andererſeits aber — weshalb ſollte ich Zweifel ausſprechen, die vielleicht noch weniger begründet ſind. Daß Thereſe werth iſt, von Ihnen geliebt zu werden, daß Sie Ihrerſeits würdig ſind, die Liebe eines ſolchen Mädchens zu feſſeln, das iſt gewiß. Ich würde mich freuen, Sie vereint zu ſehen.

Aber Herzen lassen sich nicht zwingen und am wenigsten Frauenherzen. Indessen Sie sind ein Mann und ist Ihre Liebe von der ächten Art, so wird sie Prüfungen zu überstehen und Hindernisse zu besiegen wissen!

— Aber weshalb Prüfungen und Hindernisse? rief Don Lotario. Weshalb soll ich nicht glücklich sein?

— Ich dachte nur an Möglichkeiten, ich sprach nichts Bestimmtes aus! sagte der Abbé. Ich will jedoch mit dem Grafen Arenberg darüber sprechen, wenigstens andeutungsweise. Wenn Einer, so kennt er das Herz Theresens. Er wird mir sagen können, ob sie ihm Andeutungen gemacht hat, die Ihrer Liebe günstig sind. Aber noch einmal — und wie die arme Madame Danglars Ihnen schon sagte — muß ich Sie darauf aufmerksam machen, daß Theresens Herz von denen der anderen Frauen verschieden ist. Bei ihr darf man nichts übereilen, die Zeit muß entscheiden.

Im Ganzen war auch das nur ein schwacher Trost für Don Lotario. Aber er sah ein, daß er gut daran gethan hatte, sich nicht unmittelbar an Therese selbst zu wenden. Er hatte früher schon geahnt, daß sie seine Liebe noch nicht in dem Grad erwiedere, wie er es wünschte. Und wenn ihn das auch tief schmerzte, so war er doch noch weit weniger entschlossen, durch eine rasche Erklärung, durch gewagtes Handeln Alles zu verscherzen. Mit dem Instinkt, der der Jugend und der Liebe eigen ist, fühlte er, daß wir die Liebe einer Frau oft dadurch verscherzen, daß wir sie zu früh verlangen.

Der Abbé bemerkte den trüben Eindruck, den seine Worte bei Don Lotario hervorgerufen hatten.

— Verlieren Sie nicht den Muth und nicht die Hoffnung! sagte er etwas wärmer. Ich werde mit dem Grafen sprechen. Kommen Sie morgen, kommen Sie übermorgen zu mir — doch Sie kommen ja alle Tage — dann werde ich Ihnen vielleicht eine bessere Auskunft geben können. Und nun noch ein Wort! Sie wissen, weshalb Sie Ihr Vater-

land verlassen haben und nach Europa gekommen sind. Ihre Lehrzeit hat kaum begonnen. Würden nicht Ihre eigenen Hoffnungen, so wie die des Lords getäuscht werden, wenn Sie jetzt ein ruhiges und müßiges Leben beginnen wollten, was doch ohne Zweifel der Fall sein müßte, wenn Thereſe Ihre Gattin würde? Nein, mein Freund, Sie sind noch zu jung. Mit zweiundzwanzig Jahren darf man das Leben noch nicht abschließen. Und glauben Sie mir, Thereſe ist kein Mädchen, daß durch eine bloße Neigung befriedigt wird. Es haben sich Männer von Verdienst und Erfahrung um sie beworben, und sie hat diese Männer zurückgewiesen. Ich will Ihnen damit nichts Beleidigendes sagen, aber es ist ein Fingerzeig für Sie, danach zu streben, der Liebe eines solchen Mädchens würdig zu werden. Ihre Laufbahn liegt noch vor Ihnen. Welcher Art Thereſens Gefühle für Sie sein mögen — ich glaube nicht, daß Sie einen Nebenbuhler bei ihr zu befürchten haben. Das Herz dieses Mädchens ist nicht so leicht empfänglich für Liebe, daß es der Erste, Beste rühren könnte. Und sollte es der Fall sein — nun, mein lieber Freund, dann würden Sie nur das Schicksal der meisten Menschen theilen, denn wer hat nicht jemals in seinem Leben unglücklich geliebt? Fast alle strebenden Geister müssen durch diese Feuerprobe des Lebens gehen!

Der Abbé seufzte, und auch von Don Lotario's Lippen drang ein schwacher Wiederhall dieses Seufzers.

— Für's Erste rathe ich Ihnen, Ihre Besuche bei Thereſe wie bisher fortzusetzen, fuhr der Abbé dann fort. Sie müssen in Ihrem Wesen unverändert bleiben. Doch das versteht sich ja von selbst, um so mehr, da Thereſe jetzt viel zu sehr bewegt ist, um an etwas Anderes zu denken, als an den Tod der Baroneſſe. Und nun lassen Sie uns zu unserer Arbeit gehen! Selbst die Aufregung des Lebens darf die Arbeit und unser Streben nach Vollendung nicht unterbrechen!

Diese Arbeit bestand in einer Art von Lehrstunde, die der Abbé dem jungen Spanier gab, und in der er demselben den Gang der Entwickelung des Menschengeschlechts, die allmähliche Umgestaltung der Völker und Reiche, der Religionen und politischen Meinungen schilderte. Diese Lehrstunde war keine bestimmte. Der Abbé gab sie nur, wenn er Zeit und Lust hatte, und Don Lotario war der einzige Mann in Paris, der sich einer solchen Belehrung von dem berühmten Abbé zu erfreuen hatte. Wahrscheinlich war ihm dieses Glück nur durch Vermittelung des Lord Hope zu Theil geworden, der zu dem Abbé in freundschaftlichen Beziehungen zu stehen schien.

So glühend war die Beredsamkeit des Abbé, so fesselnd seine Schilderung, daß Don Lotario auch jetzt beinahe seine augenblickliche Mißstimmung vergaß und in den Betrachtungen der leidenschaftlichen Kämpfe und Aufregungen, die früher die Welt durchzuckt hatten, sein eigenes Leid vergaß, das jenen gewaltigen Schicksalen gegenüber so klein war. Getröstet und in die Betrachtung vergangener Zeiten versenkt, nahm er von seinem großen Lehrmeister Abschied.

Am folgenden Mittag wagte er es zum ersten Male wieder, zu Therese zu gehen. Das Herz klopfte ihm stärker wie gewöhnlich, als er die Treppe hinaufstieg. Sein Geheimniß war nicht mehr das seine. Der Abbé oder der Graf konnten es angedeutet, wenn auch nicht verrathen haben. Aber er beschloß ruhig zu sein, oder wenigstens zu scheinen. Er hatte eingesehen, daß der Abbé Recht gehabt. Wie konnte er jetzt schon Ansprüche auf die Gegenliebe eines solchen Mädchens machen? Mit welchem Recht wollte er ein Herz gewinnen, nach dem weit begabtere Männer vielleicht vergeblich gerungen? Er wollte es versuchen, die Linie des Gewöhnlichen zu überschreiten. Ein Ideal schwebte ihm vor — ein unbestimmtes, in schwankenden Umrissen. Aber es hing von einem Worte, von einer Andeutung Thereses ab,

diesem Ideal eine bestimmte Form zu geben, ihm sein Ziel zu bezeichnen. Nach diesem wollte er dann streben, mit aller Kraft der Jugend. Er war ein Thor! Kann ein Weib je den Mann lieben, der durch ihren Rath etwas geworden? Die Frauen lieben selbstständige, abgeschlossene Charaktere, die durch sich allein geworden, was sie sind. Soll eine Frau lieben, so muß sie zu dem Manne bewundernd aufblicken, er muß ihr in der ganzen Kraft seiner Männlichkeit plötzlich und unerwartet entgegentreten.

Für heut waren Don Lotario's Befürchtungen und Erwartungen vergebens. Die Dienerin sagte ihm, daß Thereſe Don Lotario um Verzeihung bitten lasse, daß sie aber zu krank und zu betrübt sei, um mit ihm zu sprechen. Sie bitte ihn, bald wiederzukehren, damit er ihr, wenn sie sich stärker fühle, die letzten Augenblicke der Baroneſſe schildern könne.

Der junge Mann verließ das Haus, halb zufrieden, halb mißgestimmt und suchte am Nachmittag seine Sehnsucht zu vergessen und zu betäuben. Am andern Morgen jedoch ging er wieder nach der Rue du Grand Chantier. Er hat Thereſe seit drei Tagen nicht gesehen. Das dünkte ihn eine Ewigkeit!

— Mademoiselle Thereſe zu Hause? fragte er unten den Portier.

— Nein, mein Herr, sie ist abgereist und auch Graf Arenberg.

— Abgereist? Unmöglich! Wohin? fragte Don Lotario bestürzt. Nach Versailles oder sonst nach einem Orte in der Nachbarschaft?

— Nein, mein Herr, nach Deutschland, so viel ich weiß — lautete die Antwort.

Don Lotario stand still, wie versteinert. Seine Gedanken verließen ihn. Sein Herz schlug nicht mehr. Thereſe abgereist? Fort aus Paris? Er sollte sie nicht wiedersehen, wenigstens nicht in langer Zeit — unmöglich!

Nach fünf Minuten war er bei dem Abbé, der ihn ruhig und ernst wie immer empfing.

— Was haben Sie, fragte er den bleichen, athemlosen jungen Mann. Ist Ihnen ein Unglück widerfahren?

— Ja, das größte! Thereſe iſt abgereiſt, nach Deutſchland? Iſt das wahr, oder will man mich täuſchen?

— Täuſchen? Wer ſollte daran denken? Ich war ebenfalls auf's höchſte überraſcht, als der Graf und Thereſe heut morgen bei mir vorfuhren, um mir Adieu zu ſagen. Thereſe hatte in der Nacht den Entſchluß gefaßt, Paris zu verlaſſen, das ihr jetzt unerträglich iſt. Sie iſt krank. Der Graf hofft in Deuſchland, in ihrer Heimath, Beſſerung für ſie. Thereſe und der Graf haben mir viele Grüße für Sie aufgetragen und hoffen mit Beſtimmtheit, Sie in Berlin wieder zu ſehen.

Don Lotario war auf einen Stuhl geſunken. Er konnte die Nachricht noch immer nicht glauben. Getrennt von Thereſe, ohne Hoffnung, ſie in der nächſten Zeit wieder zu ſehen — entſetzlich! Wie freudig war er nach ihrer alten Wohnung gegangen, wie hatte ihm das Herz bei dem Gedanken geklopft, daß er in wenigen Minuten in ihre Augen ſchauen würde — und nun ſah er nichts vor ſich, als eine troſtloſe Einſamkeit, eine weite, leere Oede!

— Ich kann mir denken, daß Sie betrübt ſind, Don Lotario! ſagte der Abbé. Aber ich hoffe, Sie werden in Ihrem Innern mehr Kraft finden, als Sie vermuthen. Ihr Herz iſt ſtärker, als Sie glauben. Und dieſe plötzliche Abreiſe iſt für Sie vielleicht von den beſten Folgen. Fahren Sie fort, Thereſe zu lieben. Daß ſie jetzt fern von Ihnen iſt, kann Ihren Studien, Ihrem Streben nur Vortheil bringen. Auch bleibt Ihnen die Hoffnung des Wiederſehens. Sie werden Thereſe und den Grafen in Berlin finden. Das iſt keine leere Tröſtung, das iſt eine Gewißheit. Alſo Muth, mein Sohn!

Don Lotario war jetzt nicht in der Stimmung, Troſtgründe zu hören und zu überlegen.

— Und der Graf — haben Sie mit dem Grafen geſprochen? fragte er mit gepreßter Stimme.

— Ja, erwiederte Laguidais. Er ſagte mir ganz offen, daß er bis jetzt noch nichts bemerkt, was auf eine aufkeimende Liebe Thereſens für Sie ſchließen laſſe. Die Worte, mit denen ſie über Sie ſprach, ſind die der Theilnahme und Freundſchaft. Aber er iſt mit mir der Anſicht, daß ein Charakter und eine Perſönlichkeit, wie die Ihrige, Thereſens Liebe erringen müſſen, falls Sie die Hoffnungen erfüllen, die wir von Ihnen hegen. Iſt das nicht Troſt genug?

Ein guter Troſt für einen Verzweifelnden! Wie alle Liebenden, ſah Don Lotario in dieſer Abreiſe nichts, als eine wohlüberlegte Gelegenheit, Thereſe ſeinen Bewerbungen zu entziehen. Der Abbé hatte mit dem Grafen, dieſer mit Thereſe geſprochen — Thereſe konnte ſeine Liebe nicht erwiedern — ſie war alſo abgereiſt, oder hatte ſich wenigſtens ſeinen Nachforſchungen entzogen. So dachte er, und in ſeinem Herzen tobte und wühlte es wie in einem Vulkane.

— Ich muß Sie leider noch an etwas Anderes erinnern! ſagte der Abbé dann. Die Friſt für Ihren Aufenthalt in Paris iſt verſtrichen, ſogar überſchritten. Es thut mir leid, mich von Ihnen trennen zu müſſen. Aber —

— Meine Zeit iſt um, ja ich weiß es! rief Don Lotario. Ich bin ein Kind, mit dem man ſpielen kann!

— Es wäre unrecht, wenn Sie die guten Abſichten des Lords mit den Augen eines Kindes betrachteten, ſagte der Abbé ernſt. Bedenken Sie, was er für Sie gethan, und bedenken Sie, daß Sie nur auf dem Wege, den Ihnen der Lord vorgezeichnet, Thereſens Hand erringen können. Der Lord wollte Sie zu einem Manne machen. Werden Sie das!

— Meine ſtille Hacienda! ſeufzte Don Lotario und

drückte die Hand auf sein Herz. Gut, ich reise ab. Paris ist mir ohnehin verhaßt. Drei Monate in London, und dann nach Berlin — oder nie, nie!

Er verließ den Abbé ohne Abschiedsgruß. In seinem Herzen regte sich zum ersten Mal der Geist des Widerspruches, der Auflehnung gegen die Gewalten, die ihn in die weite Welt hinausgetrieben. Er fühlte, daß er ein Spielball gewesen. Aber in diesem Gedanken lag zugleich der Keim der eigenen Kraft und Selbstständigkeit.

Am anderen Tage reiste Don Lotario nach London.

Der Kondor.

— Wo steckt er denn nur? Auf der Insel soll er doch sein! Wir müssen endlich hinter seine Schliche kommen!

— Dam! Ja, das müssen wir! Ich kann ihn gar nicht mehr leiden, seit er so einsiedlerisch geworden ist. Es sieht beinahe aus, als wolle er sich nicht mehr um uns kümmern! Aber wart' nur, Bursche, wir fassen Dich schon!

— Ein verteufelter Weg, bei Moses und den Propheten! Kaum ein Fleck, wo man mit Sicherheit seinen Fuß hinsetzen kann. Meine alten Füße vertragen solchen Weg nicht mehr. Gieb mir Deinen Arm, Bruder Hillow! So!

Die Beiden kletterten weiter. Es waren die Mormonen, Doktor Wipky und Hillow, der stämmige Kentuckier.

— Ah, sagte Wipky jetzt, der keuchte und stöhnte. Hier ist eine Stelle, auf der man ausruhen kann. Und man hat eine ganz hübsche Aussicht von hier, wahrhaftig! Der Junge ist gar nicht so dumm. Aber er könnte etwas Besseres thun, als schöne Aussichten suchen.

Der Doktor ließ den Arm Hillows los, stützte sich auf seinen Stock und ließ sein kleines, unruhiges Auge über die

Gegend schweifen, die sich seinen Blicken darbot. Wie erwähnt befanden sich die Beiden auf einer Insel, und zu ihren Füßen sahen sie das Boot, das der rüstige Hillow herübergerudert. Ihre Blicke schweiften jedoch nicht über einen unermeßlichen Ozean, sondern nur über einen großen See, der allerdings einem kleinen Meere glich, denn nach Norden zu waren seine Ufer nicht sichtbar und selbst nach Westen und Osten traten sie meilenweit zurück. An der Stelle jedoch, wo diese Insel lag, war der See schmal und man konnte das nächste Ufer, das südliche, deutlich erblicken. Das östliche war sogar nur ungefähr zweitausend Schritt entfernt, und auf diesem erblickte man deutlich die ersten Spuren einer sich entwickelnden Stadt, weiße Mauern, Holzgebäude, hin und wieder auch schon rothe Ziegeldächer. Nach Norden zu lagen einige größere Inseln in dem See. Sie waren felsig, wie diejenige, auf der sich jetzt die beiden Mormonen befanden. Auf der einen erhoben sich die Felsen sogar bis zu der beträchtlichen Höhe von zweitausend Fuß, und auf derjenigen, die Wipky und Hillow betraten, mochten sie nur um Weniges niedriger sein. Rings war der See — der große Salzsee — von einer Ebene umgeben, an die sich weiterhin auf allen Seiten hohe Berge anschlossen. Nach Süden dehnte sich das Thal am weitesten aus. Deseret, die Honigbiene — nannten es die Mormonen, die sich dort seit Kurzem angesiedelt. Der Boden war mit dem schönsten Grase bedeckt, Bäume dagegen sah man nirgends, höchstens hier und dort niedrigere Baumwollensträucher. Auch auf den Felsen der Insel wuchs nur hier und da ein Strauch oder eine Zwergeiche. Durch das südliche Thal, durch Deseret, schlängelte sich ein kleiner Fluß. Die Mormonen hatten ihn Jordan genannt, so wie ihre Stadt Neu-Jerusalem.

Im Allgemeinen war also der Anblick kein außerordentlicher, kein lieblicher und erquickender. Er bot weder die Schönheit der italienischen, noch das Grandiose der Schweizer

Landschaften. Aber das blaue Wasser, das scharf mit den Felsen kontrastirte, die duftige, violette Ferne, das Grün des Thales boten angenehme und abwechselnde Farben, so daß Wipky mit seinem Ausrufe nicht Unrecht hatte, um so mehr, da sich die Beiden wohl mehr als tausend Fuß über dem Spiegel des Sees befanden, und also die ganze Landschaft wie ein großes Panorama zu ihren Füßen lag.

— Wahrscheinlich hat er sich auf der höchsten Spitze der Insel eingenistet, wie ein Adler! sagte Wipky dann. Du könntest es allein übernehmen, ihn aufzusuchen, Hillow. Meine alten Beine tragen mich kaum noch so weit.

— Wie Du willst, sagte der Kentuckier. Aber meintest Du nicht, wir wollten ihn überraschen?

— Ja, ich bin wirklich neugierig, zu wissen, was der Bursche hier treibt! Tagelang sitzt er hier auf diesem Felsennest und kümmert sich nicht mehr um uns, als ob wir Indianer wären. Wo er nur so viel hernimmt, um sein Leben zu fristen? Vogeleier sind das Einzige, was man hier finden kann, und Mövenfleisch soll zäh sein. Aber darauf kommt es ihm nicht an.

— Ihr Diener, Ihr Herren! sagte jetzt eine Stimme hinter den Beiden. Also macht Ihr mir wirklich einmal das Vergnügen?

— Teufel, da ist er selbst! rief Dr. Wipky. Guten Tag, Wolfram, wie geht es Dir, mein Junge?

— Gut! antwortete dieser kurz und reichte den beiden Mormonen die Hand. Wie gehts in Deseret? Noch Alles in Ordnung?

— Du thätest besser, Dich selbst davon zu überzeugen? sagte Hillow. Es ist unrecht, hier auf diesen Felsen zu hocken!

— Bah, das ist nun einmal eine Grille von mir, erwiederte Wolfram und lehnte sich mit gekreuzten Armen gegen die Felsen.

Ein scharfes und gut beobachtendes Auge würde bemerkt haben, daß in den letzten Monaten eine Veränderung mit Wolfram vorgegangen war. Nicht allein in seinem Anzuge — denn dieser war jetzt halb zerrissen und würde selbst von einem Bettler verschmäht worden sein — sondern auch in seinen Mienen. Der Ausdruck seines Gesichts war freilich im Allgemeinen noch derselbe, wild, kühn, finster, entschlossen. Aber es fehlte etwas in diesen feinen und energischen Zügen, was damals am meisten die Aufmerksamkeit des Lord Hope erregt hatte — jene Sorglosigkeit, jene stolze Verachtung der ganzen Welt, die sich in allen Zügen des Gesichts und namentlich in den Mundwinkeln ausprägte. Seine Mienen hatten einen vorwiegend düsteren Ausdruck angenommen, und wenn es jetzt um seine Lippen zuckte, so war es ein Zucken bitteren Trotzes und spöttischen Hohnes. Man sah es ihm an, daß sein Herz krank war.

Aber dennoch war es ein schöner junger Mann. Sein Auge war klar, groß und feurig, seine Stirn breit und ausdrucksvoll, jede Linie seines gebräunten Gesichts wie aus Marmor gemeißelt, fest und hart. Das dunkle Haar hing ihm in langen, verworrenen Locken bis in den Nacken, und in seinen hohen Schultern, seinen muskulösen Armen lagen Kraft und Gelenkigkeit. In einem modischen Anzuge oder in der kleidsamen Nationaltracht der Italiener oder Spanier würde er von den Frauen bewundert, von den Männern beneidet worden sein, und Niemand mag sich daher darüber wundern, daß die unerfahrene Amelie ihn in Paris geliebt hatte.

Jetzt stand er in seiner beobachtenden und zurückhaltenden Stellung da und richtete seine Blicke auf Wipky und Hillow.

— Nun, sage uns, was treibst Du hier auf dieser Insel? Macht es Dir Spaß, den Robinson zu spielen? fragte der Doktor.

— Vielleicht, antwortete Wolfram, es gefällt mir, allein zu sein, das ist Alles!

— Hm, das ist sehr egoistisch gedacht! meinte Wipky. Du entziehst den Brüden Deine Dienste, nicht wahr, Hillow?

— Ich weiß nicht, was egoistisch ist, erwiederte der robuste Kentuckier. Aber Du könntest uns drüben von Nutzen sein.

— Wozu? fragte Wolfram gleichgültig. Ich verstehe nichts weiter auf der Welt, als ein bischen vom Bauen. Zu Euren Maulwurfshügeln aber ist keine Kunst nöthig. Die Biber verstehen das besser, als ich. Man braucht nur die Hände dazu, nicht den Kopf.

— Es ist nicht um das Bauen allein! sagte Wipky. Wir brauchen in allen Stücken tüchtige Leute. Wir brauchen Aufseher, Verwalter, Leute, die anzuordnen und zu befehlen wissen. Alle Brüder sprechen von Deiner Zurückgezogenheit.

— Merkwürdig! sagte Wolfram spöttisch. Aber ich kümmere mich nicht im Geringsten darum, was die Leute von mir sprechen.

— Die Leute! Welcher Ausdruck! sagte Wipky. Sind wir nicht Deine Brüder? Bist Du uns nicht Dank schuldig?

— Dank! Daß ich nicht wüßte! sagte Wolfram kurz. Indessen nun, ich will es einräumen. Aber hoffentlich bin ich noch Herr meines Willens und kann sein, wo es mir gefällt. Sagt kurz, habt Ihr den Auftrag, mich zurückzuführen.

— Den Auftrag? Nein, antwortete der Doktor. Wir kommen aus eigenem Antriebe, weil wir Deine besten Freunde sind. Du mußt befürchten, ausgeschlossen zu werden. Und zum Henker, was treibst Du denn auch eigentlich hier?

— Ich amüsire mich auf eigene Hand, entwerfe Pläne und Grundrisse für unsere künftigen Paläste.

— Keinen Spott! sagte Wipky. Kannst Du es denn so lange ohne die Frauen hier aushalten?

— Die Frauen? Larifari! rief Wolfram und blies mächtig vor sich hin. Schöne Frauen dort drüben in Deseret!

— Nun, nun, so gar zu verachten sind sie nicht, wenigstens warst Du früher der Meinung, erwiederte Wipky, dem es darauf anzukommen schien, den Jüngling durch Ruhe zu fangen, und der deshalb den Spott desselben geduldig hinnahm. Was soll aus Deiner Braut werden?

Ein Schatten flog über das Gesicht des jungen Mannes und machte es noch finsterer.

— Was aus ihr werden soll? Meine Frau, nichts Besseres und nichts Schlimmeres! erwiederte er dann.

— Sie muß sich eines Besseren besinnen, wenn sie Dich so lange nicht sieht! sagte Wipky. Sie hat Dich ohnehin in der letzten Zeit nicht mehr so zärtlich angesehen, wie früher, und wenn ein Anderer kommt, der zärtlicher ist —

— Zum Teufel, sei ruhig mit Deinem Geschwätz! rief Wolfram wüthend. Bist Du deshalb hierhergekommen, um mich zu ärgern? Bei Gott, wenn das der Fall ist, so kannst Du einen Sprung in das Salzwasser machen.

— Die Einsamkeit scheint keine Lehrerin der Höflichkeit zu sein, sagte Wipky gelassen und kalt. Wenn Du mir aber auch drohst, so will ich doch weiter davon sprechen. Ich sage Dir die volle Wahrheit. Wir haben keinen Ueberfluß an Frauen, und es ist die Rede davon gewesen, wenn Du die Mormonenbraut nicht in Anspruch nimmst, sie einem Andern anzutrauen.

— Das fehlte! rief Wolfram bitter lachend. Leider nehme ich Amelie allerdings in Anspruch, und ich möchte Keinem rathen, sie mir abspenstig zu machen. Uebrigens wird das auch Keinem gelingen, nicht einmal Dir, gelehrter Doktor!

— Der Weise erträgt ruhig den Spott! versetzte Wipky kaltblütig. Aber wenn ich die Wahrheit sagen soll, so scheinst Du mir bei der Mormonenbraut nicht mehr Aussichten zu haben, als ein Anderer. Sie kann Dich nicht mehr leiden.

— So? meinte Wolfram und warf die Lippen auf. Nun, laß gut sein. Sprechen wir nicht mehr davon. Ich werde zu Euch zurückkehren, wenn mein Hang zur Einsamkeit befriedigt ist. Die Grundmauern für die Festung sind ja wohl fertig?

— Ja, und wir warten nur auf Dich, um weiter zu bauen, antwortete Wipky. Dein Ausbleiben verzögert das Werk.

— Nun, ich werde übermorgen bei Euch sein, sagte Wolfram. Bis dahin müßt Ihr Euch gedulden. Was macht Fortery?

— Er ist wieder gesund, ganz gesund, antwortete Wipky, und seine kleinen Augen schlossen sich dichter. Die Luft scheint ihm gut zu thun.

— Ich dachte wahrhaftig, er würde unterwegs sterben, sagte Hillow. Aber ich kalkulire, das Salzwasser hat ihn gesund gemacht.

— Wahrscheinlich, und es ist gut so! sagte Wipky. Wer hätte sonst unser Führer sein sollen?

— Wer anders, als der kluge und erfahrene Doktor Wipky? sagte Wolfram mit feinem Spott auf den Lippen.

— Ja, ich kalkulire, Du wärst ein ganz guter Führer! sagte auch der Kentuckier, aber im Ernste.

— Nein, dazu passe ich nicht, sagte der Doktor kopfschüttelnd. Meine schwachen Schultern reichen dazu nicht aus. Wir brauchen junge, kräftige und gescheute Leute. Wolfram zum Beispiel, wäre er ein Paar Jahr älter, würde ein guter Führer sein.

— Danke für die Ehre, aber ich habe nicht Ehrgeiz

genug, erwiederte Wolfram. Ich bleibe am liebsten, was ich bin.

— Es ist auch fürs Erste nicht die Rede davon, sagte Wipky. Daß aber ein junger Mann, wie Du, schon jetzt die Einsamkeit lieben kann, das ist mir ein Räthsel. Was hast Du hier auf diesem Felsen? Du hast nicht einmal, was Tiberius hatte, als er sich nach den Felsen Capri's zurückzog, Wein und hübsche Frauenzimmer.

— Alter Geck, Du denkst an nichts weiter! rief Wolfram. Dennoch habe ich ein Liebchen hier.

— In der That? rief Wipky, dem diese Behauptung gar nicht so unwahrscheinlich klang. Das dachte ich mir beinahe.

— Ein Liebchen mit Zähnen, die auch die härteste Nuß knacken, ein Liebchen mit Augen, die zehn Meilen in die Ferne sehen, ein Liebchen mit Fingern, die Einen zum Erdrücken fest halten, ein Liebchen mit federweicher Haut! sagte Wolfram.

— Bei Moses und den Propheten, Deine Beschreibung paßt theilweise auf einen Bären, nicht auf ein irdisches Weib! rief Wipky.

— Wollt Ihr mein Liebchen sehen, so kommt nur! sagte Wolfram. Aber nehmt Euch in Acht. Es ist mir nicht treu, selbst vor meinen eigenen Augen. Es zieht gern auch andere an seine weiche Brust. Kommt?

Und ohne die Antwort der Beiden abzuwarten, die den Kopf schüttelten, schritt der junge Mann rasch voran.

Der Weg war unbequem und führte nach einem noch höher gelegenen Theil der Insel. Dieses Mal aber vergaß der Doktor über seiner Neugierde die Furcht und folgte dem jungen Manne so rasch er konnte. Uebrigens ging Wolfram nicht weit.

Vor einer natürlichen Höhle, die von den Felsen gebildet und deren Eingang zum Theil von Gesträuch verdeckt

wurde, stand er still. Auf den Felsen lagen eine Menge von Federn, die Ueberreste getödteter Vögel, und ein Haufen von Eierschaalen.

— Diese Höhle ist meine Wohnung, sagte Wolfram. Ist sie nicht eine passende Residenz für mein Liebchen?

— Ich meinestheils würde das schlechteste Blockhaus in Deseret vorziehen, sagte Wipky. Nun zeige uns Dein Liebchen!

— Greif! Greif! Komm! rief der junge Mann und ließ jedem seiner Worte ein eigenthümliches Schnalzen mit der Zunge folgen.

Es rauschte in der Höhle, und einen Augenblick darauf kam ein mächtiger Vogel, halb gehüpft, halb geflogen, sprang über das Gebüsch fort und hüpfte mit einem heiseren Gekrächze auf Wolfram zu. Als er jedoch die beiden Fremden bemerkte, stutzte er, breitete seine Flügel aus, krächzte noch unheimlicher und flog schwirrend auf Wipky zu, der entsetzt zurücksprang.

— O Du Hasenfuß! rief Wolfram laut auflachend. Siehst Du denn nicht? Er ist ja an der Kette!

Trotz dieser Versicherung hielt es der Doktor für das Gerathenste, seine mageren Gliedern in Sicherheit zu bringen. Er zog sich hastig so weit zurück, daß er in Gefahr kam, in den See zu stürzen. Dann erst stand er still, um das Ungeheuer zu besichtigen, daß ihn in so großen Schreck versetzt hatte.

Es war ein junger Kondor, noch nicht ganz ausgewachsen, aber schon in der vollen Entwickelung seiner Kraft. Mit seinen ausgebreiteten Flügeln mochte er bereits zehn Fuß messen. Er war nicht schön, wie alle diese Thiere, aber imposant in seiner ungeheuren Kraft und Größe. Um den einen Fuß war eine starke Kette befestigt, die vermittelst eines Ringes an dem Felsen hing. Trotz dieser Kette flog und hüpfte er, als wäre es ein Baumwollenfädchen, und das

Klirren dieser eisernen Kette auf dem Felsen erhöhte noch das Unheimliche der ganzen Erscheinung.

— Still, Greif, rief Wolfram, als der Vogel auch auf Hillow einen Angriff machen wollte. Es sind Freunde!

Damit trat er auf ihn zu und kraute ihm den kahlen, schlangenähnlichen Kopf und die weite Federkrause, die den Hals umgab. Der Kondor senkte die Flügel und schmiegte sich mit unverkennbarem Behagen an die Hand seines Herrn.

— Wo hast Du denn das Thier her? fragte Hillow, der ebenfalls neugierig zugesehen hatte. Ist das der kleine Patron, den Du von dem Spanier kaufteſt, dem wir in den Rocky-Mountains begegneten?

— Es ist derselbe, antwortete Wolfram, und fuhr fort, mit einem gewissen Behagen das Thier zu streicheln und zu krauen. Damals war er kaum größer, als eine Gans. Aber hier auf der Insel ist er aufgeschossen, wie ein Pilz. Es ist ein prächtiges Thier, sage ich Euch. Mich kennt es bereits, wie nur ein Hund oder ein Pferd seinen Herrn. Ich hätte nimmer geglaubt, daß ein so wilder Vogel so zahm werden könnte. Freilich, es hat Mühe gekostet. Manchmal habe ich mit ihm kämpfen müssen, wie mit einem Feinde, und erst, als ich ihm die Krallen beschnitten, entging ich der Gefahr, von ihm zerfleischt zu werden. Er hat aber jetzt eingesehen, daß ich der Stärkere bin, und daß er ohne mich verhungern müßte. Wir sind also gute Freunde geworden. Nicht wahr, Greif? Du hast mich lieb, alter Bursche?

Er umspannte den mächtigen muskulösen Hals des Vogels, der es ruhig geschehen ließ und auf eine schauerliche Weise krächzte, was indessen wahrscheinlich sein Wohlgefallen ausdrücken sollte.

— Der Vogel wird aber verhungern, wenn Du wieder drüben bei uns in Deseret bist, sagte Wipky, der jetzt allmählich etwas näher gekommen war. Der frißt mehr, als zehn Menschen.

— Du betrachteſt die Sache vom nationalökonomiſchen Standpunkte, erwiederte Wolfram, ich als bloßer Liebhaber. Greif wird nicht verhungern, denn ich werde immer Zeit haben, an ihn zu denken, und außerdem iſt er mit Möven und anderen Vögeln, auch mit kleinen Thieren zufriedengeſtellt.

— Es bleibt aber immer Unrecht, daß Du dem Vogel mehr Zeit widmeſt, als Deinen Brüdern, ſagte Wipky.

— Unrecht oder nicht, erwiederte Wolfram gleichgültig. Greif ärgert mich wenigſtens nicht, und wenn er es thut, ſo kann ich ihn meinen Zorn fühlen laſſen. Es wäre nicht das erſte Mal, daß ich ihn jämmerlich zerzauſt habe.

— Aber ich kalkulire, jede Spielerei muß ein Ende haben, ſagte Hillow jetzt. Ich dachte wahrhaftig, Du beſchäftigteſt Dich hier mit geſcheuteren Dingen. Komm zurück nach Deſeret. Da iſt beſſere Arbeit für Dich.

— Wärſt Du zufriedener geweſen, wenn ich hier ein neues Buch Mormon geſchrieben hätte? fragte Wolfram.

— Oho! antwortete Wipky, anſtatt des verblüfften Hillow. Keine Spötterei. Wir werden den Brüdern ſagen, was Du treibſt, und ich wette hundert gegen eins, ſie werden Dich deshalb nicht freundlicher anſehen, wenn Du zurückkommſt.

— Thorheit! Iſt mir auch gleichgültig! murmelte Wolfram vor ſich hin und ſpielte mit dem Vogel.

— Und jetzt, da wir wiſſen, was er hier treibt, kalkulire ich, könnten wir zurückkehren, ſagte Hillow.

— Ja, das können wir! beſtätigte der Doktor. Adieu, Wolfram! Du kommſt doch morgen? Oder willſt Du uns begleiten?

— Nein, aber ich komme in den nächſten Tagen, wenn an der Feſtung weiter gebaut wird. Grüßt Fortery!

Der Doktor trat jetzt ſo nahe an Wolfram heran, als es ihm ſeine Furcht vor dem Kondor erlaubte.

— Und unter uns, im Vertrauen gesagt, flüsterte er, Deine Geliebte wird einem Anderen zugesprochen, wenn Du nicht bald zurückkommst und etwas Vernünftiges thust. Wir brauchen Frauen, und die Französin ist hübsch.

— Dam! Laß mich zufrieden! Greif, packe den alten Schurken! rief Wolfram, zuerst wüthend, dann höhnisch lachend.

Der Vogel, dem Wolfram die Richtung andeutete, machte in der That Miene, auf Wipky loszustürzen. Der Doktor rettete sich mit einer Verwünschung, die im Munde eines Theologen nicht sehr erbaulich klang, und stieg dann mit Hillow den Felsen hinab. Auch der Kentuckier schien von dem Besuche nicht sehr erbaut zu sein. Er ging mürrisch neben Wipky, und äußerte seinen Unmuth darüber, daß ein so junger und rüstiger Mann seine Zeit mit einer Spielerei vertändele, während man in Neu-Jerusalem und im Thale Deseret alle Hände nothwendig gebrauche.

Unterdessen hatte Wolfram dem Vogel einige todte Möven vorgeworfen, die er mit rasender Schnelligkeit vertilgte, und trat auf einen Felsenvorsprung, um den Beiden nachzuschauen. Wieder kreuzte er die Arme, und mit jeder Minute wurde seine Stirn finsterer und seine Brauen zogen sich dichter zusammen. Er war düster schön, wie der gefallene Engel.

— Nützlich! Als ob ich da drüben nützlich sein könnte! klang es endlich verächtlich von seinen Lippen. Was nennt Ihr Nützlichkeit, was nennt Ihr Zweck des Lebens, Ihr Thoren! Dir, Hillow, wäre es gleichgültig, ob Du am Ohio oder Missouri Holz fällen müßtest, oder hier in Neu-Jerusalem eine Mormonenstadt errichtest. Du, Wipky, bist ein heuchlerischer Schurke, und Du wärst nicht unter uns, wenn wir so fromm, heilig und rechtschaffen wären, wie wir nach Deinen Worten sein sollten! Zweck des Lebens! Ist es nicht eben so vernünftig, hier mit dem Thier zu spielen, als drü-

den Steine zu karren, zu hämmern, zu säen und zu ernten? Fliegt Euch die Zeit rascher dahin, als mir? Habt Ihr mehr Genuß vom Leben? Ihr sagt, Ihr habt Eure Pflicht und Schuldigkeit gethan? Aber gegen wen bin ich verpflichtet, wem bin ich etwas schuldig, als mir selbst? Eine Zeit lang glaubte ich, Euer Leben könne mir gefallen, weil es frei und fesselos war. Auch diese Täuschung ist vorüber. Ihr seid die Sklaven Eurer Leidenschaften, wie Eure Brüder in Europa der Schicklichkeit und des Geldes. Wollt Ihr mich von Euch weisen, mir ist es recht, sogar lieb. Ich habe Euren Firlefanz satt. Betrügt Euch und Andere, aber nicht mich!

Seine Lippe blieb höhnisch aufgeworfen, als er schon schwieg. Erst nach einigen Minuten wurde sein Gesicht wieder ernst und streng.

— Und was er über Amelie sagte — war es Wahrheit oder Lüge? flüsterte er dann. Sei es! Mit ihr muß ich ins Reine kommen. Durch meine Schuld ist sie hier. Wenn ich noch einen Funken Mitleid für einen Menschen habe, so sei es für sie. Sie wird sich trösten, wenn ich sie verlasse. Aber ich will sie wenigstens fragen, ob ich ihr helfen kann!

Er blickte nach der Sonne. Sie stand noch ziemlich hoch über den Bergen. Es war spät am Nachmittag.

Der Vogel hatte sich niedergekauert und betrachtete mit seinen großen, scharfen Augen die Bewegungen seines Herrn, der jetzt auf ihn zutrat. Als Wolfram in die Höhle ging und mit einem Riemzeuge von eigenthümlicher Gestalt zurückkehrte, sträubte er seine Federn, blies sich auf, kauerte wieder zusammen und zeigte alle Merkmale der Furcht und Unruhe.

— Aha, es macht Dir noch immer keinen Spaß, Greif! sagte Wolfram mit einem heiteren und triumphirenden Lachen und schüttelte das Riemzeug in der Hand. Ja, ich

glaub' Dir's wohl. Dein stolzer Nacken ist nicht daran gewöhnt. Schadet aber nicht! Mußt doch daran! Komm her, schüttle Dich nicht, wie ein Bube, der Prügel erwartet!

Hätte es einen Zuschauer dieser Scene gegeben, so wäre er gewiß im größten Zweifel darüber gewesen, worauf das eigenthümliche Beginnen hinführen solle, das Wolfram jetzt vornahm. Mit der Linken packte er den Hals des Vogels und zwar so fest und gewaltig, daß das Thier zusammenbebte und sich nicht einmal krümmen konnte. Dann drückte er einen scharfen eisernen Haken erst in das eine Nasenloch dann einen anderen in das andere Nasenloch des Vogels. Der Kondor sträubte sich jetzt so gewaltig, daß Wolfram seine ganze Kraft aufbieten mußte, um ihn niederzuhalten. Die beiden Haken waren durch eine kurze stählerne Kette verbunden, die sie unter dem Schnabel des Vogels zusammenhielt. Außerdem befand sich an jedem Haken ein langer, starker Lederriem. Ohne Zweifel war das Ganze eine Art von Zügel.

Aber hatte Wolfram wirklich den abenteuerlichen und großartigen Gedanken gefaßt, sich dieses Kondors als eines Rosses zu bedienen, um auf demselben durch die Lüfte zu schweben, über Land und Meer zu eilen?

Es schien so. Das Thier war etwas ruhiger geworden, als die Anlegung des Zügels vorüber war. Jetzt holte Wolfram einen breiten und festen Ledergurt, den er um die Brust des Vogels befestigte, und in welchem sich ein Handgriff befand. Dann machte er den eisernen Ring los, an welchem die Kette des Kondors an dem Felsen befestigt war, und verlängerte die Kette dadurch, daß er ein starkes Seil an dieselbe band und das Ende desselben an dem Ringe befestigte. Wahrscheinlich geschah dies, damit der Kondor größere Freiheit in seinen Bewegungen habe. Und nun schwang er sich rittlings auf den Nacken des Thieres, so daß seine Füße auf der Brust desselben ruhten, faßte mit der

Linken in den Griff des Ledergurts, nahm die Zügel in die Rechte und beugte sich vornüber auf den Hals des Vogels.

Zuerst schien es, als wolle dieser unter dem schweren Gewicht zusammenbrechen. Dann aber erhob er seinen muskulösen Hals, schüttelte zornig seine Flügel und schien sich der Last entledigen zu wollen.

— Haha! Immer noch die alten Tücken! rief Wolfram lachend. Und Du weißt doch, daß es Dir nichts hilft! Nun vorwärts, Greif. Ich will Dir heut zum ersten Mal einen etwas weiteren Spielraum geben. Vorwärts?

Der Vogel versuchte es einige Male, sich zu erheben Aber war es Tücke, oder Kraftlosigkeit, er sank immer wieder zurück. Endlich nahm er einen kühnen Aufschwung, breitete seine mächtigen Flügel aus, und erhob sich einige Fuß hoch in die Luft. Das Gesicht Wolframs glänzte vor Wonne und wildem Entzücken. Sein langes Haar flatterte im Winde, alle seine Muskeln wurden straffer und fester.

— Jetzt nach links! rief er und zog den Zügel an. Das Thier wandte sich in der That nach links, weil das Anziehen des linken Riemens den Haken tiefer in das linke Nasenloch drückte.

— Nach rechts jetzt! rief Wolfram triumphirend — und der Kondor wandte sich nach rechts, schwebte aber immer noch nur wenige Fuß über dem Boden, und gebrauchte seine Flügel ein wenig.

— Höher! Höher! rief Wolfram. Wenn ich nur ein Mittel wüßte, ihn in die Höhe zu bringen. Höher!

Dieses Mal schien das Thier seinem Wunsch aus eigenem Antrieb zu willfahren. Es schwebte höher. Zugleich schien es zu fühlen, daß es heut einen freieren Spielraum habe — Wolfram hatte heut zum ersten Male die Kette um den Strick verlängert — und plötzlich schoß es mit einem gewaltigen Flügelschlag hoch in die Höhe.

Ein gewaltiger Ruck, ein Knarren, ein Riß — der

Strick war geplatzt. Wolfram stieß einen Schrei aus, der sowohl Ueberraschung als Schrecken ausdrückte. Er hatte durch den Ruck das Gleichgewicht verloren. Der Vogel selbst schien überrascht zu sein, daß der freien Bewegung seiner Glieder kein Hinderniß mehr im Wege stand. Er machte keinen neuen Schlag, sondern hielt sich mit ausgebreiteten Schwingen in der Luft, ungefähr dreißig Fuß über dem Felsen.

Wolfram fühlte die ganze Gefahr des Augenblickes. Aber es war zu spät, sich festzuklammern, er hatte die Hand aus dem Griff gelassen. Er glitt nieder von dem Rücken des Vogels, und dann mit einer Geistesgegenwart, die dem Menschen nur in solchen Momenten eigen ist, ließ er sich selbst fallen und erfaßte die eiserne Kette.

Die Gewalt dieses Falles, das Gewicht des schweren Körpers, der jetzt an dem einen Fuße des Vogels hing, sowie die Plötzlichkeit dieses Ereignisses, brachten den Kondor zum Sinken. Langsam schwebte er nieder.

Dann aber, als ob er sich erinnere, daß es sich um seine Freiheit handle, daß dies die einzige Gelegenheit sei, sich von der Sklaverei zu retten, machte er einen neuen Versuch, sich emporzuschwingen. Wie ungeheuer groß mußte die Kraft dieses Vogels sein, wenn er überhaupt im Stande war, sich mit dem Gewicht eines schweren, männlichen Körpers und einer eisernen Kette, die sich an einem seiner Füße befanden, in der Luft zu halten! Welche Kraft mußte er in seinen Schwingen fühlen, wenn er trotzdem sogar versuchte, sich emporzuarbeiten! Er stieß ein heiseres, aber fast triumphirendes Geschrei aus, und Wolfram fühlte, daß er sich vom Boden entfernte.

— Gottes Tod! rang es sich von seinen Lippen. Ich will sehen, wer von uns Meister ist!

Seine Augen sprühten Blitze, seine Lippen preßten sich so fest zusammen, daß sie blaß wurden. Die Adern an sei-

ner Stirn quollen auf, und seine Hände umklammerten die Kette, als wären sie eiserne Krallen. So starrte er empor zu dem Vogel, der seine mächtigen Schwingen rasch bewegte, ohne deshalb höher zu kommen. Die fußbreiten Schwungfedern schlugen Wolfram ins Gesicht, aber er kümmerte sich nicht darum. Ganz allmählich kletterte er höher hinauf, bis er beinahe die Fänge des Kondors erreicht hatte. Dann harrte er eine Sekunde lang, bis der Vogel abermals die Schwingen senkte, und ergriff mit der Rechten die eine Schwungfeder. Das brach die Kraft des Kondors. Flatternd sank er nieder.

Noch jetzt aber, während Wolfram einen triumphirenden Ruf ausstieß, regte sich der ganze wilde Instikt des Thieres. Noch wollte es den Kampf um seine Freiheit nicht aufgeben. Wolfram sah, daß es mit dem mächtigen Schnabel nach ihm hackte, und ohne sich einen Augenblick zu besinnen, umklammerte er mit seinen beiden Händen den Hals des Vogels.

Nun begann ein Kampf, der, wenn er einen Zuschauer gehabt hätte, die Seele dieses Zuschauers mit einem bewundernden Grauen erfüllt haben würde. Es war der Kampf eines riesenstarken Mannes mit der übermenschlichen Kraft eines Thieres. Der Federkragen an dem Halse des Kondors hinderte Wolfram, ihn fest zu packen und seine Hände glitten ab. Der Kondor sträubte sich mit entsetzlicher Gewalt und mit der Kraft thierischer Verzweiflung. Wolfram mußte sich auf ihn werfen, mußte den Hals niederdrücken. Einmal sogar ließ er seine Hände los, denn ein Schlag mit der rechten Schwinge des Vogels betäubte ihn beinahe. Der Kondor wollte aufflattern, er wäre frei gewesen. Aber noch einmal ergriff Wolfram die Kette, und der Ruck, mit dem er sie zurückriß, war so gewaltig, daß der Kondor zusammenstürzte und betäubt schien. Diesen Augenblick benutzte der junge Mann und eine Minute später

hing der Ring der Kette wieder an dem Felsen. Der Kondor war in seine Sklaverei zurückgezwungen.

Das Thier war ermattet. Auch Wolfram warf sich erschöpft auf die Erde. Er hatte nie einen wilderen Kampf bestanden. Nie war die Kraft seiner Muskeln auf eine härtere Probe gestellt worden.

— Also ein Strick reicht nicht aus! murmelte er vor sich hin. Ich muß eine längere Kette haben. He, Greif!

Der Vogel hörte weder auf den Namen, noch auf das Schnalzen, das ihm folgte. Er kauerte auf dem Felsen und seine Augen blickten heimtückisch auf den Sieger. Es war, als ob ein tiefer Haß in diesen Augen liege.

— Aha! Er ärgert sich! lachte Wolfram. Nun, wir werden uns schon wieder aussöhnen. Greif, hast Du Hunger?

Dabei veränderte er das Schnalzen. Der Vogel erhob seinen nackten, häßlichen Kopf ein wenig und stieß einen heiseren Ton aus. Dann regte er die Flügel. Wolfram fuhr fort, mit der Zunge zu schnalzen. Der Vogel erhob sich.

— Er wird schon vernünftig! sagte der junge Mann zufrieden und holte eine Möve. Sieh, Greif, sieh!

Der Kondor kam auf Wolfram zu, dieser aber trat zurück und hielt ihm die Möve lockend hin. Greif wurde ungeduldig und zerrte wild an seiner Kette. Endlich warf ihm Wolfram den Vogel hin. In einer Minute war er verschlungen.

— Nun laß uns wieder gute Freunde sein! sagte Wolfram, trat an den Vogel heran und kraute ihm Hals und Kopf. Allmählich besänftigte sich der Kondor. Sein immer noch gesträubtes Gefieder sank zusammen und er schmiegte sich an die Hand seines Herrn.

— So! Und ein ander Mal laß Dir die Lust vergehen, davon zu fliegen! sagte Wolfram. Jetzt marsch in die Höhle!

Er nahm ihm den Zügel und den Ledergurt ab und

zog ihn an der Kette in die Höhle. Dann blickte er nach der Sonne. Sie sank bereits hinter die westlichen Felsen. Der See war nach Norden zu in eine blaue Dämmerung gehüllt.

— Es ist Zeit! sagte Wolfram. Ich will hinüber nach Deseret. Vielleicht zum letzten Mal!

Er ordnete seinen Anzug, so weit das möglich war, und stieg langsam die Felsen hinab. Unten in einer Bucht lag ein kleines Boot mit einem Ruder. Der junge Mann setzte es in eine Oeffnung des Spiegels hinten ein — auf die Weise, wie es die Matrosen in den Häfen thun — und indem er das Ruder in eine schnelle und halb drehende Bewegung versetzte, lenkte er das Boot nach dem östlichen Ufer des Sees. Rasch schoß das Boot über die Wellen dahin, und auch in dieser Kunst zeigte Wolfram eine Gewandtheit, um die ihn ein Matrose beneidet haben würde.

Die Strecke war in kurzer Zeit zurückgelegt. Aber es lag bereits ein blaugrauer Schatten über der ganzen Natur, als Wolfram landete. Er zog sein Boot halb auf das Ufer und lenkte dann seine Schritte nach der entstehenden Kolonie der Mormonen, deren weiße Häuser ihm als Wegweiser entgegenblickten. Er hätte diese Zeichen übrigens kaum nöthig gehabt, denn Gesang und Stimmen drangen deutlich zu ihm herüber und verkündeten ihm die Richtung, die er zu nehmen hatte. Nach zehn Minuten war er in der Kolonie.

Amelie.

Es möchte nicht leicht sein — wenn man nicht gar zu ausführlich sein will — das abendliche Leben und Treiben in der aufblühenden Mormonenstadt, in Neu-Jerusalem, zu beschreiben. In wenigen Städten, sowohl Amerika's als der

übrigen Welt, mochte ein Abend in einer so allgemeinen und heiteren Fröhlichkeit zugebracht werden.

Seltsam! Die Feinde der Mormonen und ihrer Lehre beschuldigten sie des Aberglaubens, mürrischer Schmärmerei, wilder und ungezügelter Leidenschaften und des Betruges. Das mochte wahr sein, und was die Leidenschaften anbetraf, so waren sie gewiß bei dieser jungen Sekte so ungezügelt, wie nur je bei einer revolutionären Menge. Wer von ihnen hörte, dem grauste es, der hielt die Mormonen für ausgemachte Schurken, Mörder und Räuber. Ganz anders aber, wer sie in der Nähe sah. Niemals hatten Männer rüstiger und unverdrossener gearbeitet, als die Mormonen. Niemals hatten Frauen eifriger und willfähriger ihre Pflichten erfüllt, als die Mormonenweiber. Was hatten sie in den wenigen Wochen seit ihrer Ankunft geleistet! Wo Felsen und Gestrüpp gewesen, erhoben sich jetzt Mauern aus Stein und Lehm, Blockhäuser, Zäune, Schuppen und Ställe. Weite Acker Landes waren eingezäunt, Straßen geebnet, Hügel abgetragen, Schluchten ausgefüllt worden. Neu-Jerusalem bot nicht mehr den Anblick eines rohen Chaos, sondern den einer sich bildenden Stadt. Es ist wahr, man hörte Flüche von den Arbeitern, aber auch fromme Lieder. Man sah unter ihnen wilde, verwegene Gesichter, aber auch andere, die von Offenheit und Biederkeit strahlten. Es war zusammengewürfeltes amerikanisches Volk. Die neue Religion bildete das äußerliche Band, das sie zusammenhielt, freilich nur locker, denn diese Leute duldeten keinen Zwang. Das wahre Bindemittel aber, das diese Menschen zusammenhielt, war der Durst und Drang nach Beschäftigung, nach Arbeit, nach Wohlergehen. Der weite Osten Nordamerika's war ihnen schon zu eng, das milde Gesetz schon zu streng geworden. Sie wollten sich auf eigene Hand ihr Glück gründen. Deshalb hatten sie sich zusammengethan, und die Freude und Zufriedenheit, die auf ihren Mienen strahlte, war nur

der Abglanz ihrer inneren Befriedigung. Sie konnten schaffen, arbeiten, wie sie wollten; sie genossen den Gewinn ihrer Arbeit unverkümmert, und wenn es auch Leute gab, die daran dachten, die Menge für ihre eigenen Zwecke, für ihren eigenen Vortheil zu benutzen, so hatten sie es doch bis jetzt noch nicht deutlich durchblicken lassen, und die Mormonen ahnten nichts davon. Sie waren noch nicht mißtrauisch. Ihre Führer hatten noch keine Gelegenheit gefunden, die leichtgläubige Menge auszuplündern und zu täuschen. Neu-Jerusalem war das Paradies der Mormonen!

Es ist eine Thatsache, daß nur derjenige Mensch äußerlich froh und lustig ist, der arbeitet und zwar körperlich arbeitet, und wer diese Thatsache nicht kannte, dem hätte sie bei den Mormonen auffallen müssen. Alle diese Männer und Frauen, die den Tag über im Schweiße ihres Angesichts gearbeitet, saßen jetzt nach beendeter Abendmahlzeit in oder vor ihren Hütten, mit einer leichteren Arbeit oder ohne dieselbe, und lachten, plauderten, sangen und tanzten. Ganz Neu-Jerusalem war wie eine Kinderstube. Aus allen Ecken ertönte Gelächter und Gesang. Selbst dem Lebensmüden hätte es das Herz erquicken müssen, wenn er zum ersten Male zu einer solchen Zeit in die Stadt trat. Freilich schlummerten auch unter dieser weitschallenden Fröhlichkeit schlimme Leidenschaften und ekelhafte Verirrungen. Aber wer konnte sie ahnen?

Wolfram indessen kannte sie. Deshalb machte diese Fröhlichkeit durchaus keinen erheiternden Eindruck auf ihn. Er ging langsam, und die Stellen, an denen er gesehen werden konnte, vermeidend, durch die Niederlassung. Nicht einmal einen Blick warf er auf die erleuchteten Fenster und die Gruppen, die vor oder in den Häusern saßen. Nur einmal hielt er ein und stand still. Er hörte eine Melodie, die er in seiner Heimath oft gehört, und obgleich sie ihm in jeder andern Lage ein Lächeln entlockt haben würde, so stimmte

sie ihn doch jetzt wehmüthig, und ein schwerer, tiefer Seufzer rang sich aus seiner Brust.

Eine Mormonenfamilie sang ein Lied, das den Tod des Propheten und Stifters der Sekte beklagte, und in welchem der Prophet als redend eingeführt wurde, wie er die Heiligen der letzten Tage ermahnt, auszuharren.

Wein', Zion, weine nicht länger,
Stimm an Dein freudigstes Lied,
Bet', bet', daß dem Bedränger
Ein Engel zu Hülfe Dir zieht,
Ein Engel zu Hülfe Dir zieht —

Der mit dem Schwerte Gottes
Zions Feinde niedermäh',
Niederschmett're die Kinder des Spottes
Hin in Verderben und Weh,
Ja in Verderben und Weh!*)

Es waren nicht die Worte, die Wolframs hartes Herz rührten. Es war die Melodie, die, so seltsam es klingen mag, keine andere war, als die unseres alt bekannten Liedes: „Du, Du liegst mir im Herzen." Wie oft hatte er es als Knabe gehört, wie oft als werdender Jüngling halb im Ernst, halb im Scherz zu einem Mädchen gesungen, und wie ruhig, wie glücklich war er damals gewesen — wie wenig hatte damals sein Herz den Schmerz gekannt, von dem er in dem Liede gesungen!

Lange stand er still. Längst waren die Töne jenes Liedes verklungen, aber noch immer hörte Wolfram die Melodie. Sie klang in seinem Inneren fort, sie ließ ihn die

*) Aus dem Englischen übersetzt und authentisch, wie überhaupt die Schilderung der Mormonenzustände. D. V.

ganze Gegenwart vergessen. Sie zauberte ihm die erste Jugend zurück.

— Ich werde sentimental! sagte er kalt und streng und fuhr auf, denn er fühlte eine warme Thräne in seinem Auge. Thorheit!

Rasch ging er weiter und stand endlich fünfzig Schritt von einem großen Blockhause still. Es diente zur Wohnung für diejenigen Frauen, die entweder alt oder krank oder zu häßlich waren, um von einem der Mormonen zur Gattin gewählt zu werden. In diesem Hause, obgleich sie zu keiner Art der eben erwähnten Frauen gehörte, befand sich auch Amelie de Morcerf.

Sie saß in einem Zimmer, das so einfach war, daß selbst die geschmackvolle und feine Hand der jungen Französin demselben nur wenig Reiz zu verleihen vermocht hatte. Sie saß im Scheine der spärlich brennenden Kerze und hatte den Kopf auf die Hand gestützt.

Ihre Gedanken weilten bei dem Gegenstande, der sie in der letzten Zeit ausschließlich beschäftigt hatte — bei ihrer traurigen Lage, bei ihrer Verlassenheit. Und wie konnte es anders sein? Ohne einen Vater, ohne eine liebende Mutter, ohne Verwandte, ohne einen Freund, verlassen von dem Manne, auf den sie ihre ganze Hoffnung gesetzt, hineingeworfen in eine Gesellschaft, die sie nicht achten und lieben konnte, im Geheimen und auch öffentlich verspottet wegen ihres Festhaltens an weiblicher Ehre, fern von den Ländern der Civilisation — wie sollte sie da an etwas Anderes denken, als an das unglückliche Loos, das ihr vom Schicksal zuertheilt. Wenig hätte man über ihr Leben sagen können, denn es war kurz und einfach — aber Bände würden nicht hingereicht haben, um die Geschichte ihres unglücklichen Herzens zu schreiben.

Zwar war sie nicht ganz verlassen, sie hatte einen Freund, wenn auch in der Ferne: den Grafen, Lord Hope. Er hatte

ihr Wort gehalten. Schon am andern Tage hatte ihr ein Mann, den sie früher nicht bei den Mormonen gesehen, einen Brief des Grafen zugestellt. Er war kurz, aber er reichte hin, sie ein wenig zu trösten.

„Denken Sie nicht, Mademoiselle — so schrieb der Graf — daß ich Ihnen absichtlich Schmerzen und Kummer bereiten will. Ich fühle vollkommen mit Ihnen, ich erkenne Ihre Lage. Aber ich wiederhole Ihnen, was ich Ihnen schon gesagt. Ihr Aufenthalt bei den Mormonen soll dazu beitragen, einen bestimmten Zweck zu erreichen, der, wie ich hoffe und glaube, auch Ihnen zu gute kommen wird. Gegen jede Gefahr schützt Sie mein Versprechen und der Mann, der Ihnen diesen Brief überbracht. Sie haben nicht einmal nöthig, sich ihm zu vertrauen. Er kennt meine Befehle und wird über Sie wachen, ohne daß Sie ihn noch besonders aufmerksam zu machen brauchen. Verhalten Sie sich gegen Wolfram ganz, wie es Ihnen Ihr Herz vorschreibt. Ich hoffe, daß die Zeit Ihrer Erlösung von den Mormonen nicht fern ist. Diese Leute sind ganz geeignet dazu, neue Kolonien und vielleicht eine neue Religion zu gründen, nicht aber, zu Gesellschaftern einer jungen Dame zu dienen."

Amelie hatte den Mann, der ihr den Brief überbracht, seitdem oft wiedergesehen. Er war ihr aber nie genaht, hatte nie wieder ein Wort mit ihr gesprochen. Er war ein Mann in den dreißiger Jahren, ein Handwerker, wie es schien, und sein offenes, kluges Gesicht, seine freundlichen Augen flößten Vertrauen ein. Man wußte in der Kolonie, daß er vom Lord Hope gekommen. Wie es hieß, hatte ihm der Lord die Erlaubniß gegeben, sich den Mormonen anzuschließen. Er war sehr fleißig, sehr thätig und sehr geschickt und hatte sich in der Kolonie schon Achtung erworben. Sein Name war Bertois, und es hieß, daß er ein geborener Fran-

zose sei. Schon das flößte Amelie ein gewisses Zutrauen zu ihm ein.

Indessen würde sich das unglückliche Mädchen leicht mit allen Mühseligkeiten ihrer Lage ausgesöhnt haben, hätte sie nur die Gewißheit gehabt, daß Wolfram sie noch liebe. Freilich hatte sie damals zu Lord Hope gesagt, daß sie ihn nicht mehr liebe, daß sie ihn verachte und verabscheue. Sie glaubte auch damals die Wahrheit zu sprechen. Aber sie irrte sich, ohne daß sie es wußte. Sie liebte Wolfram noch immer. Freilich fand sie in ihrem Herzen keinen Entschuldigungsgrund für ihn. Er hatte sich von ihr abgewandt, er war mit Leib und Seele dem Treiben der wüstesten Mormonen anheimgefallen, sie ahnte sogar, daß er ihr die Treue gebrochen. Aber sie wußte auch, daß der Grund aller dieser Ausschweifungen in der Zerrissenheit seines Herzens lag, daß er nur Betäubung suchte, um sich vor seinem eigenen Gewissen zu retten. Sie würde einen Menschen, den sie hätte verachten müssen, nicht mehr geliebt haben. Aber sie konnte ihn nicht ganz verachten. Sie fühlte mit ihm, daß ihm dieses Leben das nicht bot, was er erwartet hatte, und es gab Augenblicke, in denen sie den Mann entschuldigte, der sie so tief, so bitter gekränkt, dem sie Alles geopfert hatte, und der ihr nichts dafür geboten, als Qualen.

Wenn etwas ihre Ansicht bestätigte, daß Wolfram sich nur betäuben wolle, so war es die Zurückgezogenheit, der er sich jetzt hingab. Sie ahnte, was in seinem Innern vorging. Sie hörte auch, daß man über ihn murrete, und je mehr die Gereiztheit der Mormonen gegen den Müßiggänger stieg, desto mehr näherte er sich wieder ihrem Herzen. Sie fühlte, daß sie ihm verzeihen, ihm noch einmal vertrauen könne, wenn er geläutert aus dieser Krisis hervorging. Aber würde das der Fall sein? Wenn er nun eines Tages verschwand? Wenn er sie ganz diesen fremden Menschen überließ? —

Daran dachte sie, als sie allein in ihrem Zimmer saß. Sie ahnte nicht, daß ihr Wolfram so nahe sei.

Dieser stand unterdessen vor dem Hause, und sah düster und gedankenvoll hinauf. Er wußte, daß das Zimmer, in dem noch Licht brannte, seiner Geliebten gehöre. Er wollte sehen, ob sie noch wache. Neben ihm auf dem Hügel befand sich eine hohe Stange, auf der an festlichen Tagen die Flagge der Mormonen aufgezogen wurde. Mit seiner gewöhnlichen Behendigkeit kletterte er schnell hinauf, und konnte nun deutlich in das kleine Zimmer blicken.

Lange und gedankenvoll sah er zu ihr hinüber, die Arme fest um den Mast geklammert. Wie blaß war sie, noch blasser im Kerzenlicht, als gewöhnlich. Wie lang und schön wallten ihre goldenen Locken nieder, dieselben Locken, die ihn einst in ihren sanften Schlingen gefangen hatten! Das war sie, die ihm vertrauensvoll über das Meer gefolgt, die in ihm ihre ganze Stütze gesehen. Wohl mochte er vorher die Sentimentalität abgeschüttelt haben — sein Herz war dennoch weicher, als gewöhnlich, und im Innersten desselben regte sich ein Gefühl, dessen er sich nicht klar wurde, das aber schmerzlich und bitter war.

Sie stand auf, sie strich ihre Locken zurück, sie trat von dem Tische weg. Ihre Bewegungen waren matt und langsam.

— Ich muß eilen, ehe sie zu Bett geht! sagte er zu sich selbst, und rasch ließ er sich von der Stange niedergleiten.

Trotz der Freiheit, die den Mormonen durch ihre Sitten im Umgange mit den Frauen gestattet war, erlaubte es das Gesetz doch nicht, daß ein Mann ohne Begleitung einer Frau dieses Haus betrat. Wolfram aber wollte Amelie allein sprechen. Er klopfte an und bat eine alte Frau, die die Stelle der Dienerin vertrat, Amelie herabzurufen.

Nach einigen Minuten erschien eine schlanke Gestalt in einem hellen Mantel auf der Schwelle der Thür.

— Ich bin es, Amelie, sagte Wolfram mit einer Ruhe, die in diesem Augenblick erkünstelt war. Ich habe mir die Freiheit genommen, Sie zu stören. Darf ich Sie um eine Unterredung bitten? Geben Sie mir Ihren Arm.

Sie hatten sich früher Du genannt. Amelie zögerte einen Augenblick. Dann legte sie ihren Arm in den seinen.

Wolfram führte sie schweigend durch die Niederlassung, in der jetzt allmählich das fröhliche Geräusch erstarb. In einiger Entfernung von der Kolonie befand sich ein kleines Wäldchen von Sträuchern und niedrigen Bäumen. Die Mormonen hätten es stolz mit dem Namen: Park von Neu-Jerusalem getauft und einige Bänke angebracht. Dorthin ging Wolfram mit Amelie. Der wachsende Mond erhob sich hinter den Bergen im Südosten und sein mattes Licht floß zitternd nieder auf die ruhige, stille Erde. Kein Lüftchen regte sich. Die Natur schlief ihren träumerischen Schlaf.

Der junge Mann ließ den Arm seiner Begleiterin sinken und setzte sich auf eine von jenen Bänken. Zögernd setzte sich Amelie neben ihn. Vielleicht zitterte sie vor Frost oder vor Aufregung, denn sie zog ihren Mantel jetzt fester zusammen.

— Amelie, sagte Wolfram endlich, wir wollen es uns gestehen. Wir haben uns gegenseitig getäuscht.

— Getäuscht? sagte die Französin mit ihrer schönen und klangvollen Stimme, die aber jetzt zitterte. Getäuscht? Wenn Einer von uns getäuscht worden ist, so bin nur ich es gewesen.

— Doch wohl nicht ganz, sagte Wolfram, der, wie es schien, sich Mühe gab, möglichst ruhig und gelassen zu sprechen. Auch ich habe mich in Ihnen getäuscht, Amelie. Damals, als ich Sie in Paris kennen lernte, glaubte ich,

daß Sie dazu geschaffen seien, ein abenteuerliches Leben zu führen, sich in alle Lagen zu finden, und deshalb forderte ich Sie auf, Ihr Schicksal mit dem meinen zu vereinigen. Ich glaubte damals nicht, daß Sie alte Vorurtheile und überspannte Ideen auf die Spitze treiben würden. Ich glaubte, Sie würden das Leben nehmen, wie es ist — und ich täuschte mich.

— O, ich verstehe Sie, rief Amelie bitter. Ich weiß, was Sie meinen. Sie sagen, Sie hätten geglaubt, ich würde Sie eben so leicht verlassen, wie ich mich Ihnen angeschlossen. Sie lügen, Wolfram. Damals in Paris liebten Sie mich aufrichtig, damals glaubten Sie an keine Trennung, und hätten Sie es für möglich gehalten, daß ich Sie aufgeben oder verlassen könne, so würden Sie mich nicht aufgefordert haben, Sie zu begleiten. Lassen Sie uns offen sprechen, Wolfram, wenn das Ihr Wunsch ist. Aber sagen Sie nicht absichtlich die Unwahrheit. Mein Gedächtniß ist treu. Es ist das Einzige, was mir treu geblieben ist.

— Nun gut, sagte Wolfram mit weniger sicherer Stimme, doch ändert das die Sache wenig. Wir sind hierhergekommen. Welche Hoffnungen Sie sich von Amerika gemacht haben, das weiß ich nicht. Auch ich erwartete anfangs mehr von diesem Lande. Aber man muß die Verhältnisse nehmen, wie sie sind. Ich bin meinem Versprechen nicht untreu geworden. Ich habe Ihnen vorgeschlagen, meine Gattin zu werden — freilich nur nach dem Ritus der Mormonen. Aber wer unter den Wölfen ist, muß mit heulen. Ich kann nicht verlangen, daß die Mormonen meinetwegen eine Ausnahme machen.

— Wohl, das sehe ich ein, sagte Amelie ruhig. Aber es stand mir frei, meine Einwilligung zu verweigern, und das habe ich gethan und werde es auch in Zunkunft thun. Ich will nicht die Maitresse, ich will die Gattin eines

Mannes sein — nicht Ihre Gattin, Wolfram, daran denke ich längst nicht mehr. Außerdem habe ich die unbedingte Nothwendigkeit Ihrer Handlungen nicht eingesehen. Einem Mann von Thatkraft und Energie bot Amerika Spielraum genug. Er brauchte sich nicht mit Leib und Seele den Mormonen zu verkaufen. Selbst in der letzten Zeit noch stand es Ihnen frei, sich von denselben zu trennen. Aber Sie wollen nicht. Sie sind aller Dinge dieses Lebens und auch der Arbeit überdrüssig geworden. Sie kümmern sich auch nicht mehr um mich. Ich errathe sogar, weshalb Sie mich heut aufgesucht haben. Das Leben bei den Mormonen sagt Ihnen nicht mehr zu. Es bietet Ihnen zu wenig Reiz, zu wenig Abwechselung und Aufregung. Sie wollen fort, und da Sie sich wahrscheinlich erinnert haben, daß Sie es gewesen, der mich hierher nach Amerika führte, so halten Sie es für eine Art von Pflicht, mich davon zu benachrichtigen, daß ich binnen kurzer Zeit ganz allein unter diesen Menschen leben werde.

Wolfram antwortete nicht sogleich. Amelie hatte mit überraschender Klarheit in seinem Herzen gelesen.

— Nun, es freut mich, daß Sie so viel Einsicht haben und nicht in sentimentale Klagen ausbrechen, sagte er dann. Sie haben meine Absicht errathen. Es kann sein, daß ich die Mormonen verlasse. Aber es ist nur eine Möglichkeit, noch keine Gewißheit. Und was werden Sie thun, wenn ich das Thal von Deseret verlassen habe, Amelie?

— Was ich thun werde? fragte die junge Französin und suchte das Zittern ihrer Stimme zu verbergen. Haben Sie danach gefragt, was ich in der ganzen letzten Zeit gethan? Ich werde auch künftig allein für mich handeln müssen.

— Wohl, das ist ganz richtig, sagte Wolfram. Aber Ihre Lage wird sich verändern. Sie kennen die Sitten der Mormonen. Sie haben keinen Ueberfluß an Frauen und man wird Sie dazu zwingen, einen Mann zu wählen.

— Zwingen? rief Amelie. O, ich möchte den sehen, der mich dazu zwingen will. Ich fürchte mich vor Niemand. Was ich thun werde, werde ich aus freien Stücken, nach meinem eigenen Willen thun. Grämen Sie sich darüber nicht!

— Ich gräme mich nicht, sagte Wolfram finster und etwas gereizt. Aber würden Sie aus freien Stücken einen Mormonen heirathen?

— Sie setzen eine verneinende Antwort voraus, weil ich es Ihnen abgeschlagen! sagte Amelie beinahe spöttisch. Aber dennoch ist die Möglichkeit vorhanden. Zu Ihnen stand ich in einem anderen Verhältniß, Wolfram, in einem ganz anderen. Ihnen hatte ich mein Leben, meine Ehre, meine Zukunft anvertraut, und Sie hatten versprochen, mir das Ihrige zu widmen. Von diesen Mormonen hier habe ich das nicht zu erwarten, kann es auch nicht verlangen. Ich werde meinen Entschluß danach einrichten.

Wieder trat eine Pause ein. Wolfram war weit mehr auf Klagen, auf Vorwürfe gefaßt gewesen, als auf eine so ruhige Anschauung der Dinge. Und was war es, das ihn so eigenthümlich durchzuckte, als Amelie von der Möglichkeit sprach, die Frau eines anderen Mormonen zu werden? Was ergriff sein Herz mit einer so neuen Qual? Liebte er denn Amelie noch? War es Eifersucht, die ihn durchzuckte? Unmöglich! Er glaubte über solche Thorheiten längst hinaus zu sein.

— Daran hatte ich nicht gedacht! sagte er dann. Ich brauche nun über Ihr künftiges Schicksal nicht in Sorge zu sein.

— Nein, das brauchen Sie nicht, sagte Amelie. Ich habe hier in Amerika Selbstständigkeit und freies Handeln gelernt.

— Ohne diese Möglichkeit, die Sie andeuteten, würde ich Ihnen allerdings einen anderen Vorschlag gemacht haben, sagte Wolfram.

— Gut, sprechen Sie. Ich werde Sie anhören. Ich sprach jene Möglichkeit nur aus, ohne sie für eine Gewißheit auszugeben.

— Ich würde Sie gefragt haben, ob Sie mit mir zusammen die Mormonen verlassen wollten, sagte Wolfram. Ich weiß freilich noch nicht, ob ich es thun werde. Es wird auch schwer sein, diese Flucht auszuführen. Denn die Mormonen glauben, daß ich ihnen zur Dankbarkeit verpflichtet bin, und werden es versuchen, mich zurückzuhalten. Auch dürfte es keine leichte Aufgabe sein, von hier aus andere bewohnte Gegenden zu erreichen. Indessen das ist Nebensache. Würden Sie mich begleiten?

— Ich weiß es noch nicht, antwortete Amelie. Es ist ein Vorschlag, der reiflich überlegt werden muß.

— Aber ich muß heut noch Antwort haben, heut! rief Wolfram mit seiner früheren ungestümen Heftigkeit.

— Gut, Sie wünschen, ich soll Sie begleiten, sagte Amelie ruhig. Wenn ich das thue, welches Loos bietet sich mir dar? Ich folge Ihnen durch die Wildniß, ich ertrage alle Entbehrungen mit Ihnen — wir gelangen nach bewohnten Gegenden — Sie finden neuen Umgang, neue Vergnügungen, Sie verlassen mich abermals, und ich stehe wieder allein, unter Leuten, die noch schlimmer sind, als die Mormonen. Denn hier herrscht wenigstens eine Art von Sitte und Gesetz. Das sind die Aussichten, die Sie mir bieten. Bleibe ich hier, so bin ich wenigstens unter Leuten, die mich flüchtig kennen. Ich habe gefunden, daß einzelne ehrenwerthe Männer unter ihnen sind. Vielleicht nimmt sich einer von diesen meiner an. Ich glaube, Wolfram, wenn Sie nichts als das Verlangen an mich stellen, daß ich Sie begleiten soll, so muß ich es ablehnen.

Wieder ergriff jenes Zucken Wolframs Herz. Welche Sprache, welche Ruhe, welche Gleichgültigkeit! Das hatte er nicht erwartet.

— Sie können so sprechen! sagte er endlich düster. Nun sehe ich ein, daß Sie mich wirklich nicht mehr lieben!

— Lieben? Ich Sie lieben? rief Amelie heftig und bitter. Wie, haben Sie geglaubt, daß dies der Fall sein könnte? Eitler, erbärmlicher Mensch, Sie behandeln mich wie eine verstoßene Dirne und verlangen, daß ich Sie noch lieben soll? Halten Sie mich für einen Wurm, für einen Hund? Trauen Sie mir kein menschliches Gefühl zu? Ich will Sie begleiten, gut. Aber nur unter einer einzigen Bedingung: daß Sie mir, sobald wir einen bewohnten Ort erreicht haben, die Mittel und die Möglichkeit verschaffen, nach Frankreich zurückzukehren. Das ist Ihre Pflicht. Und, bei Gott, ich verlange nicht zu viel.

— Und Sie wollen ohne mich nach Frankreich zurückkehren? fragte Wolfram finster.

— Ich werde Sie nicht hindern, mich zu begleiten, antwortete Amelie kalt.

— Nun, dann wird es das Beste sein, wenn Sie hier zurückbleiben! sagte Wolfram bitter. Ich sehe es ein, es ist das Klügste, was Sie thun können. Meine Unterredung ist zu Ende. Ich kam, um jenes Verlangen an Sie zu stellen, und Sie weisen es zurück.

— Ich weise es zurück, ja, wenn Sie nicht zugleich auf jene Bedingung eingehen, antwortete Amelie.

Wolfram zögerte noch eine Minute lang. Dann stand er hastig auf.

— Lassen Sie uns zurückkehren, Amelie, sagte er. Und wenn es das letzte Mal ist, daß wir uns gesehen haben, so leben Sie wohl!

— Leben Sie wohl, Wolfram, antwortete Amelie, und sie mußte ihre ganze Kraft aufbieten, um ihre Ruhe zu bewahren. Mögen Sie an einem anderen Orte die Ruhe finden, die Sie mit mir zusammen nicht finden konnten, und mag Ihr Gewissen durch die Wohlthaten, die Sie Anderen viel-

leicht noch erweisen, Sie darüber trösten, daß Sie mich — Doch schweigen wir davon!

Wolfram ging. Er hatte den Kopf gesenkt. Amelie ging neben ihm. Sie konnte nicht wissen, was er fühlte und dachte. Aber vielleicht ahnte sie es. Ihr Herz schlug in bangen Zweifeln. Sollte sie ihn wirklich nicht wiedersehen? War er im Stande, so von ihr zu gehen? Früher hätte sie es für möglich gehalten, jetzt nicht mehr. Sprach nicht immer noch Liebe aus seinen Worten? Aber sie mußte kalt, sie mußte ruhig sein. Das Weib, auch wenn es noch so glühend liebt, darf die Vorsicht nicht vergessen. Es muß kalt scheinen, wenn es leidenschaftlich fühlt — dann wenigstens, wenn es sich einer Natur gegenüber befindet, wie sie Wolfram besaß. Amelie fühlte, daß sie ganz seiner Macht anheimfallen würde, wenn sie ihm zeigte, daß sie ihn noch liebte, wenn sie ihm nachgab.

Sie gingen schweigend neben einander, bis vor die Thür des Hauses, in dem Amelie wohnte.

— Noch einmal Adieu, und wohl für immer! sagte Wolfram dann. Adieu, Amelie! Gott —

Aber es lag etwas Wildes, Dämonisches in seiner Natur, das ihn selbst jetzt den Segensspruch nicht aussprechen ließ, der auf seinen Lippen schwebte. Er fürchtete, schwach zu scheinen. Er wollte sich nicht erweichen lassen.

— Gott segne Sie und vergebe Ihnen Alles, was Sie gethan! sprach Amelie mit fester Stimme, und fast als ob sie das ergänzen wolle, was Wolfram nicht ausgesprochen. Mögen Sie Ruhe finden, und bald!

Noch einen Augenblick zögerte er. Dann siegte dieselbe Gewalt über ihn, die ihn fort aus seiner Heimath und fort aus Europa getrieben, dieselbe Gewalt, die ihn mit einem Geier kämpfen ließ, die Gewalt des Trotzes und der Selbstsucht. Rasch wandte er sich ab und eilte mit flüchtigen Schritten

nach dem Ufer, sprang in das Boot und ruderte es eine Strecke in den See hinaus.

Dann aber verließ ihn seine Kraft. Er warf das Ruder bei Seite und ein krampfhaftes Schluchzen rang sich aus seiner Brust.

— Sie liebt mich nicht mehr! Es ist vorbei! murmelte er in sich hinein. Sie verachtet mich und sie hat Recht!

Es war eine jener Stunden für ihn, wie sie in dem Leben eines Jeden vorkommen, der den Keim des Guten in sich trägt und nur durch die Widerwärtigkeiten des Schicksals der Sünde zugeführt worden. Er fühlte sich elend und sein Hochmuth brach. Er konnte nicht einmal mehr sagen, daß ein Weib ihn liebe. Er war selbst der Liebe unwerth geworden. Dasselbe Mädchen, das ihm Alles geopfert, das ihm vertrauensvoll gefolgt war, sagte sich von ihm los, verabscheute ihn und zog es vor, unter Fremden zu bleiben, anstatt ihn zu begleiten. Er weinte und heiße Thränen flossen ihm über die Wangen. Aber noch kam ihm der rechte Gedanke nicht, noch dachte er nicht an Reue und Besserung. Noch kämpfte er mit sich selbst — ach, und wie viel leichter war es, einen riesenstarken Kondor durch die Kraft seines Armes zu besiegen, als mit einem wilden, leidenschaftlichen, trotzigen Herzen zu kämpfen!

In dieser Stunde ging sein ganzes vergangenes Leben an ihm vorüber. Es war unglücklich genug gewesen, aber nicht so, daß ihm die Wege zum Guten, zur Thätigkeit verschlossen gewesen. Seine Verhältnisse hatten von Jugend auf unheimlich auf ihm gelastet. Es schien ein Fluch auf seinem Leben zu ruhen. Ewig hatte ihn sein unruhiges, trotziges Herz gequält und er hatte in Vergnügungen Betäubung gesucht. Die Erinnerung an Vergangenes, an Dinge, die er nicht ungeschehen machen konnte, an denen er nicht schuld war und die dennoch auf ihm lasteten, hatte ihn aus seiner Heimath, aus Deutschland fortgetrieben. Er war nach Paris

gekommen. Talentvoll, begabt, wie nur je ein Mensch, wäre es ihm in der großen Stadt ein Leichtes gewesen, als Künstler, als Architekt ehrenvoll zu leben. Aber es fehlte ihm die Ruhe, die Ausdauer. Sein Blut war zu heiß. Er hätte einen Theil desselben auf dem Schlachtfelde vergießen müssen, vielleicht wäre es dann ruhiger geworden. Er sah bereits voraus, daß sein Leben in Paris ein trauriges Ende nehmen würde, als er Amelie kennen lernte. Die Liebe dieses reinen, unschuldigen Wesens tröstete und ermuthigte ihn eine Zeit lang. Aber es war zu spät. Er mußte Paris verlassen.

Und nun hatte er auch diese Liebe von sich gestoßen. Er, auf dem eigene und fremde Schuld lastete, der dem Himmel hätte danken sollen, daß ihm eine Liebe zu Theil geworden, die auch den Edelsten beglückt hätte, er hatte diesen letzten Trost, die Liebe eines edlen Weibes, die auch den elendesten Verbrecher nicht ganz sinken läßt, verloren — verloren einzig und allein durch seine Schuld, denn er war schuldig, das fühlte er. Vergebens bemühte er sich, Amelie in seinem eigenen Herzen anzuklagen. Er fand keine Entschuldigung für seine Härte, seine Grausamkeit. Er hatte sie zum Spielzeug seiner Laune, seiner Willkür gemacht, er hatte ihren Ruf vernichtet und stand jetzt im Begriff, sie einem Schwarme von Menschen zu überlassen, die vielleicht Treue, Muth und Gerechtigkeit, nimmermehr aber die Achtung kannten, die den Frauen ziemt.

Wenn die bösen Geister und Erinnerungen in der Brust eines Menschen einmal aufsteigen, so vermehren sie sich zu Tausenden und wachsen auf zu riesigen Phantomen. Was dem jungen Manne früher leichtsinnig, unbedeutend geschienen, das trat in der ganzen Größe der Schuld, des Verbrechens an ihn heran. Er hielt sich für verworfener, als er wirklich war. Die letzte Stütze, die sein Gewissen noch aufrecht erhalten hatte, war geschwunden: die Liebe des Weibes!

— Ich bin verflucht! Ich bin verflucht seit meiner Kind-

heit! rief er mit schneidender Stimme, und dann versank er in ein finsteres Hinbrüten, aus dem er erst erwachte, als das Boot an die Insel stieß, zu der es ein schwacher Ostwind getrieben.

Mechanisch stand er auf und kletterte empor nach der Höhle. Dort warf er sich nieder auf die Felsen. Selten hatte er eine Nacht schlaflos in Gedanken zugebracht, fast noch nie hatte ihm ein Vorwurf seines Gewissens den Schlaf geraubt. Aber in dieser Nacht schlief er nicht. Er sah das Morgenroth anbrechen mit demselben wachen Auge, das den Duft des Abends gesehen. Erst am Tage schlief er, mitten in der glühenden Sonnenhitze auf den Felsen.

Ein Sonntag bei den Mormonen.

Drei Tage darauf saß Wolfram auf einem Felsblock vor seiner Höhle, der die ganze Insel weit überragte und einen freien Blick über den ganzen See gestattete. Der Kondor saß, so weit es seine Kette ihm gestattete, hinter ihm, bewegte unruhig die Flügel und gab zuweilen durch ein Krächzen und eine Art von Grunzen zu verstehen, daß ihn hungere. Aber Wolfram achtete nicht auf ihn und der Kondor mußte sich damit begnügen, mit lüsternem Blick die todten Möven anzustarren, die in einiger Entfernung von ihm — aber außerhalb des Bereichs der Kette — auf dem Boden lagen.

Jedem hätte die Veränderung auffallen müssen, die in den letzten drei Tagen in Wolframs Zügen vor sich gegangen war. Seine Augen waren hohler, seine Wangen magerer geworden. Seine Züge hatten den Ausdruck des Stolzes und der Verachtung nicht verloren. Aber sie waren um Vieles düsterer geworden, als früher. Ein Art von krank-

hafter Gereiztheit lag in jeder seiner Mienen. Es war ein lebendiger Beweis der Wahrheit, daß geistige Leiden tiefere Verwüstungen anrichten, als körperliche.

Am Tage nach dem Besuche der beiden Mormonen auf der Insel und der Unterredung mit Amelie war ein Bote von Neu-Jerusalem herübergekommen und hatte den jungen Mann auf offizielle Weise und im Namen des Führers aufgefordert, seiner Trägheit zu entsagen und zu den Brüdern zurückzukehren. Wolfram hatte ihnen kaum geantwortet und nur im Allgemeinen geäußert, daß er thun und lassen würde, was ihm gut dünke. Der Bote war beleidigt und ärgerlich zurückgekehrt.

Wolfram überblickte von seiner Warte aus den ganzen See und sein Auge war nach der Richtung von Neu-Jerusalem hingewandt. Er bemerkte deshalb auch bald eine kleine Barke, die ihre Richtung nach der Insel nahm. Als sie sich näherte, erkannte Wolframs scharfes Auge zwei Männer in derselben. Er glaubte, es seien abermals Wipky und Hillow. Als die Barke aber näher kam, erkannte er nur Wipky in derselben. Der andere Mann schien ein Ruderer zu sein, den der Doktor angenommen.

Der junge Mann war wenig dazu aufgelegt, die Reden eines Mannes anzuhören, den er für einen Schurken oder wenigstens für einen klug berechnenden Egoisten hielt. Er bedachte jedoch, daß ihm Wipky Nachrichten bringen könne, die für ihn von Interesse seien, und beschloß also, ihn zu erwarten. Wipkys Boot legte bei der Insel an.

Es dauerte geraume Zeit, ehe der Doktor die Felsen erklommen. Er kam allein. Wolfram stand weder auf, um ihm entgegenzugehen, noch würdigte er ihn eines Blickes. Er that, als bemerke er ihn gar nicht.

— He, Freund, rief Wipky, der einen weiten Umweg machte, um dem Kondor nicht zu nahe zu kommen, he, Freund, was sitzest Du da, wie eine Heuschrecke? Bist Du

zum Einsiedler geworden? Hast Du keinen Blick für Deine Freunde?

— Du bist es, Wipky! sagte Wolfram gleichgültig. Nun, was bringst Du Unglücksvogel für eine Hiobspost? Heraus damit!

— Hiobspost? Daß ich nicht wüßte! sagte der Doktor, der sich neben ihm setzte. Ich bringe Dir guten Rath.

— Den hättest Du drüben in Neu-Jerusalem lassen können! sagte Wolfram spöttisch. Du hättest das Boot nicht damit beschweren brauchen. Indessen guter Rath wiegt leicht, wie man sagt. Was willst Du von mir?

— Dein Kondor könnte nicht bissiger sein, als Du! sagte Wipky im Tone des Vorwurfs und beobachtete dabei den jungen Mann sehr genau. Wir schickten Dir vorgestern einen Boten. Du hast mit ihm gesprochen?

— Freilich, antwortete Wolfram mürrisch. Und wenn Du mir dieselbe Nachricht bringst, so wirst Du dieselbe Antwort erhalten.

— Das nenne ich kurz und deutlich sprechen, sagte Wipky. Du willst also ewig hier auf der Insel bleiben?

— Wenigstens so lange es mir hier gefällt, antwortete Wolfram.

— Du weißt aber, wem die Insel gehört?

— Die Insel? Nun, wem denn?

— Den Mormonen, glaube ich sagte Wipky.

— Nun gut, und was will das sagen?

— Daß die Insel zum Mormonengebiet gehört und daß also —

— Daß also — Zum Henker, spanne mich nicht auf die Folter.

— Daß Du dieselbe wirst verlassen müssen, wenn Du fortfährst, die Brüder durch Deine Theilnahmlosigkeit und Deine Trägheit zu reizen! erwiederte der Doktor sanft und ruhig.

Wolfram stieß ein kurzes und verächtliches Lächeln aus. Dann sah er den Doktor spöttisch an.

— Bist Du gekommen, um mir meine Verstoßung anzuzeigen? fragte er dann.

— Auf mein Wort, nein! erwiederte Wipky. Aber es liegt in der Natur der Dinge, daß sie eines Tages eintreten muß. Du kennst ja die Sitten unserer Sekte. Ich wollte Dich nur daran erinnern. Sie dulden keine Müßiggänger auf ihrem Gebiete und eines Tages wird man Dir sagen, daß Du Deseret verlassen sollst.

— Schön, ich werde es hören und dann thun, was mir gut dünkt, antwortete Wolfram gelassen.

— Sprich nicht so gleichgültig davon, ermahnte Wipky. Es giebt unter uns Leute, die nicht mit sich scherzen lassen. Es wird Allen sehr leid thun, so gegen Dich handeln zu müssen. Aber die Gemüther sind gegen Dich erbittert. Man hat vielleicht zu viel von Dir gehofft und ist nun ärgerlich darüber, daß Du die Hoffnungen nicht erfüllst. Du fehlst aller Orten, denn unsere anderen Baumeister sind nicht viel werth. Aber gerade deshalb wird man strenge gegen Dich sein.

— Und das ist Alles? fragte Wolfram. Das habe ich mir längst Alles selbst gesagt.

— Nicht Alles, meinte Wipky. Morgen ist Sonntag.

— Wirklich? Ich hatte es vergessen.

— Und morgen ist Gottesdienst.

— Wie gewöhnlich am Sonntag, ja, das weiß ich. Und nun?

— Nach dem Gottesdienst morgen ist Versammlung.

— Zum Henker, ja doch, und was weiter?

— Und es werden einige Antrauungen stattfinden.

— Die mir höchst gleichgültig sind!

— So? vielleicht auch nicht! sagte Wipky. Ich hörte, daß die Französin einem von den Brüdern angetraut werden soll.

Wolfram hatte in der That trotz der Andeutungen Wipky's nicht an diese Möglichkeit gedacht. Der Schlag traf ihn also unerwartet und obgleich er ein wenig gelernt hatte, seine Gefühle zu verbergen, so fuhr er dennoch zusammen und erbleichte.

Dem Doktor entging diese Bewegung nicht. Sein Auge ruhte unablässig beobachtend auf dem jungen Manne.

— Die Französin? sagte Wolfram dann und suchte ruhig zu scheinen. Wem soll sie denn angetraut werden?

— Darüber weiß ich nichts, antwortete Wipky. Zu Anfang haben wir natürlich Alle gedacht, daß sie Deine Frau werden würde. Aber seit Du uns und sie auf diese Weise vernachlässigst, sind begreiflicher Weise andere Bewerber aufgetreten.

— Andere Bewerber? rief Wolfram und preßte seinen Grimm zurück. Wer sind die?

— Ei, was kümmere ich mich darum? sagte Wipky. Gestern ist bekannt gemacht worden, daß die Französin angetraut werden soll. Die Bewerber werden sich also einfinden. Wirst Du morgen fehlen?

— Als Bewerber um die Französin? Wahrscheinlich! antwortete Wolfram kurz und hohl.

— Thorheit! sagte Wipky. Es ist ein schönes Mädchen. Sie sieht jetzt blaß und vergrämt aus. Aber wenn sie erst eine Frau und zufrieden ist, wird sie das schönste Weib in Neu-Jerusalem sein. Du verzichtest also auf sie?

— Ich verzichte auf sie! antwortete Wolfram. Du weißt es ja seit langer Zeit.

— Und es würde Dir gleichgültig sein, wenn ein Anderer sich um sie bewürbe?

— Ganz gleichgültig. Aber nenne mir Spaßeshalber die, die in Neu-Jerusalem auf Freiersfüßen gehen!

— Nun, zuerst ich! sagte Wipky.

— Du? fuhr Wolfram auf.

— Nun ja, ich, Du weißt, ich habe keine Frau.

— Und um wen willst Du Dich bewerben, wenn ich fragen darf.

— Nun, um die Französin.

— Du?

Bei dieser Frage nahm das Gesicht des jungen Mannes einen ganz eigenthümlichen Ausdruck an, einen Ausdruck, vor dem selbst Wipky erschrak. Und doch lag nichts Drohendes, nichts Erschreckendes in dem Gesicht Wolframs. Es war nur kalt, starr, verwundert und unendlich verächtlich. Wipky fühlte sich beleidigt und aufgeregt zu gleicher Zeit.

— Du scheinst erstaunt, sagte er etwas bitter. Aber ich habe keine Frau, man hat mir schon so oft Vorwürfe darüber gemacht, und ehe ich eine Alte oder Häßliche heirathe, weshalb soll ich nicht an die junge und schöne Französin denken? Ich wiederhole Dir, es wäre mir nicht eingefallen, wenn Du noch Absichten auf sie hättest. Da Du aber zurücktrittst, so sehe ich nicht ein —

Er unterbrach sich und schwieg. Wolfram hatte sich von ihm abgewendet und sah auf den See hinaus.

— Du hast Recht, vollkommen Recht, ich begreife es! sagte er dann mit eisig kalter Stimme.

Der Doktor war ohne Zweifel uneinig mit sich selbst darüber, was er von Wolfram denken solle. Sein Aeußeres schien eine tiefe Bewegung zu verkünden. Aber seine Worte waren kalt, ruhig, klar und unzweideutig.

— Die Ceremonie wird morgen stattfinden, sagte er dann. Wirst Du zugegen sein?

— Ich weiß es noch nicht, antwortete Wolfram. Ich werde mich besinnen.

— Du bist aber auch vorgeladen, in Deiner eigenen Angelegenheit, erinnerte Wipky.

— Ich weiß es, und meine Antwort bleibt dieselbe, erwiederte Wolfram. Aber noch Eins! Glaubst Du, daß

die Französin Deine Bewerbung annehmen wird? Sie schlug meine Hand nur deshalb aus, weil sie sich nicht nach Mormonenbrauch verheirathen wollte.

— Annehmen? Was bleibt ihr weiter übrig, sie muß es thun! sagte Wipky.

— Sie muß? Nun, das sehe ich nicht ein. Es können ja auch andere Bewerber auftreten, als Du.

— Das ist allerdings möglich, erwiederte Wipky. Aber ich glaube genug für die Brüder gethan zu haben, um einen Vorzug zu verdienen.

— Das ist wahr, Du hast Dich um die Heiligen der letzten Tage sehr verdient gemacht, sagte Wolfram spöttisch, schon dadurch, daß Du mich bekehrtest. Also Du wirst der Hauptwerber sein. Ich wünsche Dir von Herzen Glück.

— Ich danke Dir. Indessen, Wolfram, offen gesagt, Dein Benehmen ist mir räthselhaft. Man giebt ein so schönes Mädchen nicht so leicht auf. Eine Heirath bei uns ist nicht das, was sie bei anderen Völkern ist. Es steht Dir ja später immer noch frei, eine andere Frau zu nehmen. Ich begreife also Deine Zurückhaltung nicht. Und Du warst doch neulich bei ihr.

— Möglich! sagte Wolfram. Ich wollte ihr nur sagen, daß sie von mir nichts zu erwarten habe.

— Also — die Hand aufs Herz — Wolfram, Du wirst meiner Bewerbung nicht entgegentreten? sagte Wipky.

— Wahrscheinlich nicht, aber bestimmt kann ich es nicht versprechen. Lieber Gott, wir Menschen sind von plötzlichen Neigungen und Entschlüssen abhängig. Aber so wie die Sache jetzt steht, glaube ich nicht, daß Du mich zu fürchten hast.

— Gut, so bleiben wir also Freunde! sagte Wipky. Es ist mir lieb.

— Hm! meinte Wolfram aufmerksam. Ich wäre also im anderen Falle nicht Dein Freund geblieben?

— Du hängst Dich an die Worte, sagte Wipky mißmüthig. Das wollte ich nicht sagen. Obgleich ich mich mit dem Gedanken schon so vertraut gemacht habe, daß die Französin meine Frau werden soll — daß ich schwer davon ablassen möchte.

— Gut! sagte Wolfram. Die Sache ist abgemacht. Und was soll ich morgen in Neu-Jerusalem?

— Erklären, ob Du bei uns bleiben und arbeiten willst, oder nicht! antwortete Wipky. Komm doch! Es ist ja Alles Narrethei. Du hast jetzt einen Hang zur Einsamkeit. Gut! Brauchst Du Dir deshalb die Brüder zu Feinden zu machen? Erkläre, daß Du krank bist, erkläre, daß Du in vierzehn Tagen arbeiten willst, und die Sache ist abgemacht. Wir verlieren Dich viel zu ungern, um übermäßig streng zu sein. Und was willst Du ohne uns anfangen? Im Umkreis von zwei- oder dreihundert Meilen wohnen nur Indianer. Du kannst uns nicht verlassen, selbst wenn Du wolltest. Bedenke auch, daß wir täglich Zuzüge erhalten. Es sind oft nette Männer und interessante Weiber unter ihnen. Wir amüsiren uns drüben in Neu-Jerusalem ganz gut, ich gebe Dir mein Wort darauf! Und dann — bist Du so wenig ehrgeizig, daß Du nicht daran gedacht hast, ein höheres Amt bei uns zu bekleiden?

— Ich habe daran gedacht, aber ich denke nicht mehr daran, antwortete Wolfram, der tiefsinnig vor sich hinsah.

— Dann begreife ich Dich nicht! Ich meinerseits gestehe, daß ich in Dir unseren künftigen Führer und Gouverneur sah.

— Ich danke Dir für Deine Theilnahme, erwiederte Wolfram kühl. Aber mein Ehrgeiz fliegt nicht so hoch. Und weshalb willst Du mir etwas geben, was für Dich weit besser passen würde?

— Nimmermehr, ich habe weder die Kenntnisse, noch die Jugend für mich! rief Wipky. Doch wie Du willst.

Wahrscheinlich hast Du andere Pläne, und ich will mich Dir weder im Guten noch im Schlimmen aufdrängen. Adieu!

— Adieu! sagte Wolfram, ohne aufzustehen. Vielleicht sehen wir uns morgen, vielleicht auch nicht!

Wipky ging, nicht ohne die Lippen zusammenzupressen und eine Verwünschung über den hochmüthigen Burschen zwischen den Zähnen zu murmeln.

— Noch Eins! rief er dann, sich in einiger Entfernung umkehrend. Hat die Französin Verwandte in Frankreich?

— Nein! antwortete Wolfram. Der Doktor schien zufriedengestellt und stieg langsam die Felsen hinab.

Als er aus dem Gesichtskreis des jungen Mannes verschwunden war, sprang dieser auf. Wuth, Abscheu, Ingrimm malten sich in seinen Zügen und mit geballten Händen eilte er das kleine Felsenplateau auf und ab.

— Sein Weib! Amelie dieses Menschen Weib! rief er mit einem gellenden Lachen. Das also wäre ihr Loos! Und sprach sie nicht von anderen Männern? Vielleicht hat sie an ihn gedacht! O Weiber! O ihr Schlangen!

Ohne Beschäftigung, ohne irgend eine mühevolle, anstrengende Arbeit war die Insel zu eng für ihn, zu eng für sein volles, überströmendes Herz. Eine so wilde Natur, wie die Wolframs, konnte den geistigen Schmerz nur durch körperliche Anstrengung ableiten. Er sah auf den Kondor, er fing an, ihn zu reizen. Es machte ihm ein wildes Vergnügen, zu sehen, wie das Gefieder des Vogels sich sträubte, wie seine Augen funkelten, wie er mit dem Schnabel nach ihm hackte, mit den mächtigen Flügeln nach ihm schlug. Nachdem er ihn genug gereizt, holte er den Zaum und den Ledergurt. Jetzt, bei der Gereiztheit des Thieres, war es schon eine fast unmögliche Aufgabe, dem Vogel den Zügel anzulegen. Aber Wolfram war entschlossen, es zu thun. Er bot seine ganze Kraft auf und es gelang ihm, obwohl das Thier riesige Anstrengungen machte, ihn abzuschütteln. Damit nicht

zufrieden, schwang er sich auf den Hals des Kondors, und suchte das Thier zu zwingen, aufzufliegen und sich lenken zu lassen. Der Kondor war störrig, er hätte seinen Herrn ohne Zweifel zerfleischt, wenn nicht Wolfram ihm mit der Geschicklichkeit einer Schlange ausgewichen und ihn in manchen gefährlichen Augenblicken mit der Kraft eines Büffels niedergeschlagen hätte. Es war ein noch wilderer Kampf, als jener, bei dem Wolfram sich bemühte, den fliehenden Vogel zurückzuhalten. Aber Wolfram siegte wieder. Das Thier machte seine Flugübungen, wie ein Pferd in der Manège die Schule reitet. Freilich mußte Wolfram eine Kraft aufbieten, wie sie nie ein Reiter nöthig hat, und nach zwei Stunden sank er erschöpft und wie zerschlagen auf den harten Boden.

Die ersten Strahlen der Sonne fielen am folgenden Morgen auf die Spitzen der Felsen, als Wolfram sich anschickte, die Insel zu verlassen. In dieser einsamen Natur war jeder Morgen ruhig und feierlich schön. Dieser Morgen aber war so klar, rein, duftig, ruhig und schön, wie ihn nur die frommste Phantasie für einen Sonntagsmorgen wünschen kann. Der Spiegel des Sees war eben und glatt, wie der blaue und wolkenlose Himmel über ihm. Kein Luftzug kräuselte die Wellen, und als Wolfram langsam sein Boot nach Neu-Jerusalem hinüberruderte, konnte er die glitzernde Furche, die sein Boot zog, bis zurück zu der Insel erkennen.

Wolfram wußte, daß der Gottesdienst der Mormonen ziemlich früh begann. Dennoch kam er zu früh und er hatte Muße genug, einen Gang rings um die Niederlassung zu machen. Vieles war in den wenigen Wochen, die er einsiedlerisch auf seiner Insel zugebracht, neu erstanden, und Vieles zum Vortheil verändert. Aber Wolfram hatte jetzt keinen Sinn für diese Arbeiten, die jeden Anderen mit Erstaunen erfüllt haben würden. Ihn interessirten weder die

neuen Häuser von Stein und von Holz, noch die Anpflanzungen, die eingezäunten Aecker, die Brunnen, die Ziegelöfen. Er schlenderte langsam dahin und Niemand störte ihn, denn alle Mormonen waren in ihren Häusern.

Als er an den kleinen Fluß kam, den die Mormonen Jordan genannt hatten und über den eine feste und freundliche Brücke führte, stand er still und sah, wie seine Gestalt sich in dem klaren Wasser spiegelte. Zum ersten Male sah er, wie abstoßend, wie zerrissen sein Anzug war. In Paris war er einer der feinsten Stutzer gewesen, ein Mann, der seine Mitmenschen zum Theil nach der Kleidung beurtheilte. Er erschrak beinahe vor sich selbst. Auch wußte er, daß die Mormonen, obgleich weit entfernt, sich um Eleganz und Mode zu kümmern, einfach aber gut gekleidet gingen.

— Ich darf mich so nicht sehen lassen! flüsterte er vor sich hin. Das würde Alle gegen mich einnehmen.

Er wußte, wo sich das Haus befand, in dem Hillow, der Kentuckier, mit seiner Familie wohnte. Es lag so ziemlich an dem Saume der Niederlassung und Wolfram konnte es erreichen, ohne von Vielen bemerkt zu werden.

Er richtete also seine Schritte dorthin und nach einigen Minuten trat er in die Wohnung des Mormonen.

Hillow gehörte jedenfalls zu den Besseren, vielleicht zu den Besten dieser Gemeinschaft. Ihn kümmerten die religiösen Dinge wenig. Er glaubte an Gott und eine Vorsehung. Im Uebrigen suchte er auf der Welt nichts, als freie Luft und freie Arbeit und Beschäftigung für seinen starken Arm. Gewöhnt, sich nicht von Anderen in seine Angelegenheiten einreden zu lassen, kümmerte er sich auch nicht um die Anderen, und trotz der Vielweiberei bei den Mormonen lebte er noch immer zufrieden und glücklich mit seiner einen kentuckischen Gattin. Er hatte sich den Mormonen angeschlossen, weil es ihm in seinem Vaterlande nicht mehr gefiel, weil man seinem Hange nach Unabhängigkeit dort viel Hindernisse

in den Weg legte. Seine Geistesgaben waren nicht glänzend, aber in praktischen Dingen war er sehr verständig. Er hatte, wie man zu sagen pflegt, seine guten fünf Sinne. Seine Rechtlichkeit, seine Wahrheitsliebe, und vor Allem vielleicht seine nie rastende Thätigkeit, seine Arbeitslust und seine Kraft hatte ihn beliebt gemacht und ihm einen großen Anhang verschafft. Deshalb hatte sich auch Wipky so eng an ihn angeschlossen — aus welchen Absichten, ahnte der arglose Kentuckier allerdings nicht. Er hatte keine Idee davon, daß Jemand intriguiren, anstatt frei herausreden könne.

In der Stube des Mormonen war Alles sauber und reinlich, und Wolframs zerfetzte Gestalt bildete einen unangenehmen Kontrast zu der schlichten und reinlichen Eleganz dieses Zimmers. Selbst die Kinder schienen es zu fühlen, denn sie wichen zurück, als Wolfram eintrat. Hillow dagegen trat ihm freundlich entgegen.

— Ei, Bruder Wolfram! sagte er und reichte ihm die Hand. Wirklich einmal bei uns, und am Sonntag?

— Ja, erwiederte der junge Mann. Und weißt Du, weshalb ich komme?

— Ich kalkulire, Du willst unserem Gottesdienst beiwohnen und wieder ein vernünftiger Mensch werden, sagte Hillow.

— Beinahe hast Du richtig kalkulirt, sagte Wolfram. Fürs Erste aber habe ich eine Bitte an Dich.

— Heraus mit der Sprache, es soll mir lieb sein, wenn ich sie erfüllen kann. Ich kalkulire, ich soll ein gut Wort für Dich einlegen bei dem Führer und bei den Aeltesten. Sie sind nicht gut auf Dich zu sprechen.

— Nein, das eben nicht, sagte Wolfram. Fürs Erste wollte ich Dich nur bitten, mir einen Anzug zu leihen.

— Haha, das ist Alles? rief der Mormone herzlich lachend. Nun, es ist wahr, nimm es mir nicht übel, Du siehst verteufelt zerrissen aus, und wenn Du mir Deinen

Rock hierlassen willst, so will ich ihn auf eine Stange stecken und in meinem Garten als Vogelscheuche aufstellen. Aber ich kalkulire, das ist der Anfang zur Besserung?

— Vielleicht! sagte Wolfram lächelnd. Wann beginnt der Gottesdienst?

— In einer halben Stunde. Geh in das Nebenzimmer. Da steht mein Kleiderschrank, und suche Dir aus, was Du willst.

Wolfram trat in das anstoßende Zimmer und kam nach zwanzig Minuten sehr verändert heraus. Allerdings war Hillow ein wenig breitschulteriger, als Wolfram, dafür aber war der junge Mann auch größer, und im Allgemeinen stand ihm die braune Jacke des Kentuckiers sehr gut. Außerdem hatte sich Wolfram rasirt, bis auf den dunklen Schnurrbart.

— Alle Wetter, ich kalkulire, Du siehst jetzt aus, wie ein ächter Gentleman! rief Hillow verwundert und erfreut. Hätte nicht geglaubt, daß meine Jacke so gut aussähe. Nun komm zur Kirche!

— Ich danke Dir, erwiederte Wolfram. Ich werde allein gehen. Und wenn Du mir einen Gefallen thun willst, so sage den Brüdern nicht vorher, daß Du mich gesehen hast. Es wäre mir nicht lieb.

— Ei, und warum denn das? Du hast Mucken, wie ein störrisches Pferd! sagte Hillow.

— Ich möchte gern vorher hören, was sie über mich sagen! meinte Wolfram. Also thu' mir den Gefallen. Wir sehen uns ja doch wieder und auch die Brüder werden mich sehen!

— Wie Du willst? sagte der Kentuckier. Mache nur nicht wieder neue Dummheiten!

Mit diesem tröstlichen Rath entließ er den jungen Mann, der jetzt aus dem Hause schritt und noch eine Zeit lang am Ufer des Jordan entlang ging.

Bald darauf hörte er fröhliche Musik von dem Mittel-

punkte der Stadt her. Einen Fremden würde diese Musik, die übrigens durchaus nicht schlecht war, überrascht haben. Wolfram aber wußte, daß es bei den Mormonen Sitte war, die Gläubigen, die sich zum Gottesdienst versammelten, mit Musik zu empfangen. Sie vertrat gewissermaßen die Stelle der Orgel in unseren Kirchen.

Während die Musik noch ertönte, ging Wolfram nach dem Orte der Versammlung. Die Kirche oder vielmehr der Tempel war noch nicht vollendet. Er sollte einst im größten Maßstabe und mit größter Pracht erbaut werden. Für jetzt erhob sich auf dem Raume, der für den zukünftigen Tempel bestimmt war, nichts als ein großer Schuppen, auf dem die Fahnen Nordamerika's und einige andere Fahnen, die von den Mormonen willkürlich aufgepflanzt waren, flatterten. Dieser Schuppen diente indessen nur dazu, der Versammlung bei Regenwetter Schutz zu gewähren. An einem so schönen Sonntage, wie er an diesem Tage war, pflegte die Versammlung der Gläubigen auf langen Bänken Platz zu nehmen, die halbkreismäßig geordnet waren, und in deren Mitte sich eine Art von Altar und Kanzel für die Seher und die Priester befanden.

Die Versammlung bestand hier übrigens nicht mehr aus den dreihundert Personen, die damals am Fuß des Berges der Wünsche gelagert hatten. Schon vor ihnen waren Züge von Nauvoo aus nach dem Utah-Gebiet aufgebrochen, andere Züge waren nachgekommen, und die ganze Versammlung mochte aus ungefähr zwölfhundert Personen bestehen, die also jetzt den erwachsenen Theil der Kolonie bildeten. Männer und Frauen saßen, wie es sich von selbst verstand, bunt durcheinander, und im Allgemeinen bot die Versammlung einen Anblick, der nicht sehr von demjenigen der anderen religiösen Konventikel in den östlichen Staaten der Union verschieden war. Die Männer, meistentheils kräftige Gestalten mit gebräunten Gesichtern, waren, sowie die Frauen,

in ihrer Sonntagskleidung. Unter den Frauen waren wenig hübsche, selbst wenig junge.

Wolfram, der sich unbemerkt genähert hatte, ließ sein Auge über die Versammlung schweifen. Er glaubte Amelie neben einigen alten Frauen zu erkennen. Dann setzte er sich neben einige Greise, die auf der letzten Bank saßen und ihn nicht kannten. Er beugte sich nieder, stützte den Kopf auf beide Hände und erwartete so den Verlauf des Gottesdienstes.

Der Seher, der zugleich die Stelle eines ersten Beamten vertrat, erhob sich und sprach den Segenswunsch über die Versammlung und ihr Beginnen. Es war nicht Fortery, der Führer der Dreihundert. Hier hatte ein Anderer und Aelterer seine Stelle angenommen. Fortery zählte in Neu-Jerusalem nur zu den Aeltesten, besaß aber immer noch eine große Macht.

Dann nahm die Versammlung ihre Liederbücher zur Hand und sang ein geistliches Lied nach einer in Nordamerika sehr bekannten Melodie. Der Eindruck dieses Gesanges war kein unangenehmer. Man hörte es den Stimmen an, daß sie durch vieles Singen geübt waren; überhaupt ist der Gesang in Nordamerika fast ebenso verbreitet, wie in Deutschland.

Hierauf erhob sich ein Priester und sprach ein Gebet, in welchem die Schlagworte des Mormonen-Glaubens natürlich nicht fehlten, das aber im Allgemeinen den Gebeten der anglikanischen Kirche ähnlich war. Dann wurde abermals ein Lied nach einer heiteren und angenehmen Melodie gesungen. Bis jetzt war die Versammlung außerdem eine sehr ruhige, ehrbare und fromme gewesen. Sie unterschied sich durchaus nicht von den Kirchenversammlungen deutscher Städte.

Nun erhob sich ein anderer Priester und hielt eine längere Predigt. Sie war im Allgemeinen sehr gut und für die Fassungskraft eines großen Publikums berechnet. Der Prediger gab allgemeine moralische Ermahnungen, forderte die

Brüder und die Schwestern auf, arbeitsam und gewissenhaft zu sein, ermahnte sie zur Geduld und zur Ausdauer und enthielt sich vollständig des frommen Fanatismus und der Angriffe auf Andersdenkende, die in den Predigten mancher anderen Kirchen Sitte sind. Uebrigens war die Predigt kürzer, als gewöhnlich, was darauf schließen ließ, daß nach dem Gottesdienst noch andere Gegenstände verhandelt werden würden — wie es gewöhnlich der Fall war. Der Gottesdienst vertrat zugleich die Stelle der Volksversammlung.

Auch diese Predigt war von der Versammlung im tiefsten Schweigen und mit einer vollkommenen Ehrfurcht angehört worden. Nun aber nahte der Augenblick, der die Zungen der Einzelnen entfesselte. Eines der Hauptprinzipe der Mormonenlehre beruht darauf, daß der wahre Gläubige nur durch die göttliche Gnade bekehrt werden könne und daß die göttliche Gnade auch in jedem Einzelnen wirke und sich durch jeden Einzelnen mittheilen könne. Der Kultus der Mormonen gestattet deshalb nicht nur, sondern er fordert sogar dazu auf, daß einzelne Gläubige sich aussprechen und die Offenbarungen, die der göttliche Geist ihnen einflößt, ihren Brüdern und Schwestern mittheilen. Diese Mittheilungen bildeten einen Bestandtheil des sonntäglichen Gottesdienstes der Mormonen, durften also auch heut nicht vernachlässigt werden.

Es erhob sich also mitten unter den Gläubigen ein Mann und fing an, in Worten und Sprachwendungen, die einem Fremden vollständig unverständlich gewesen wären, zu beten und zu prophezeihen. Nach ihm erhoben sich Andere, auch Frauen, und schwatzten den gräulichsten Unsinn, der je mit den erhabenen Namen Gottes und Jesu Christi in Verbindung gebracht worden ist. Manche von diesen Rednern und Rednerinnen waren in einer förmlichen Verzückung und gestikulirten wie Besessene. Die Versammlung aber hörte andächtig zu, bis plötzlich dann einer wieder von seinem Sitze

emporschoß und seinen Vorgänger durch ein noch lauteres Geschrei übertäubte.

Gewiß war keiner von den Führern und Sehern der Meinung, daß der wahre Glaube durch diese unsinnigen Herzensergießungen gebessert und vervollkommnet werde. Wie jeder andere vernünftige Mensch hielten sie diese Reden gewiß für Unsinn. Aber sie verfolgten einen bestimmten Zweck dabei. Sie wollten, daß jeder Einzelne glauben solle, er sei ein Theil der allgemeinen Priesterschaft und die Offenbarung könne sich in ihm so gut äußern, wie in jedem Anderen. Sie befriedigten dadurch die Eitelkeit der Einzelnen, die auch in der Religion nicht ganz verschwindet. Sie öffneten dem religiösen Wahnsinn Ventile, damit er gefahrlos verdunste.

Doch auch diesen Aeußerungen einer irregeleiteten Phantasie wurde heut ein früher Einhalt gethan und das Erscheinen des ersten Sehers und Gouverneurs von Neu-Jerusalem führte die fanatisirten und aufgeregten Gemüther wieder zur Ruhe und nüchternen Besonnenheit zurück.

— Ich habe heut ernste Worte an die Versammlung der wahren Gläubigen zu richten, sagte der Seher — und da weiter keine Bekanntmachungen zu veröffentlichen sind, so will ich sogleich zu dem betreffenden Gegenstande schreiten. Er ist von allgemeiner Wichtigkeit.

Gläubige Brüder und Schwestern! Wir haben dieses Land, das Land der Verheißung, Deseret genannt, das heißt: „die Honigbiene". Wir haben einen Bienenstock zum Symbol unseres Glaubens, des wahren Glaubens, gewählt. Weshalb? Die Antwort ist klar. Wir haben damit andeuten wollen, daß wir ein thätiges Volk seien, daß Arbeit, Thätigkeit und Eifer allein des wahren Gläubigen würdig sind. Die Kirche der wahren Gläubigen, die Kirche der Zukunft muß durch rastlose Bemühungen errichtet werden. Niemand darf die Hände in den Schooß legen und feiern. Die Müßiggänger sind die Feinde der Kirche. Verderben über sie! Sie

müssen getödtet werden, wie die Drohnen von den fleißigen Bienen. In Neu-Jerusalem dürfen keine Drohnen sein, und wenn sie sich zeigen, so müssen sie ausgestoßen, getödtet und verflucht werden. Denn das Gift des Müßigganges ist ansteckend und Neu-Jerusalem soll nicht vergiftet werden!

Gläubige Brüder und Schwestern! So lange ich nach Gottes Gnade und durch die Wahl der Aeltesten mein heiliges Amt bekleide, habe ich noch nie Gelegenheit gehabt, Euch diesen unseren Grundsatz wegen eines bestimmten Falles in's Gedächtniß zurückzurufen, und ich danke Gott dafür. Heut aber muß ich es thun wegen zweier Personen, die ich nicht mit dem Namen von Gläubigen belegen kann, da sie ihn nicht verdienen. Die erste dieser Personen ist Wolfram.

Ihr werdet Euch erinnern, wie er nach Nauvoo zu uns kam, wie wir ihn mit Freuden empfingen und wie wir Alle glaubten, daß er der Gemeinschaft der Gläubigen durch seinen Eifer und seine Talente nützlich sein werde. Er war ein Architekt und ein tüchtiger Mann, wie wir ihn brauchten. Anfangs entsprach er allen unseren Erwartungen. Aber seit wir in Neu-Jerusalem sind, mußte ich mit Bedauern bemerken, daß er sich mehr und mehr von uns und seinen Verpflichtungen zurückzog. Er hörte auf, thätig zu sein, er vernachlässigte die ihm übertragenen Arbeiten und trug dazu bei, daß dieselben in's Stocken geriethen. Ich habe ihn freundschaftlich ermahnen und auffordern lassen, zu uns zurückzukehren. Aber er zog es vor, auf einer einsamen Insel zu leben und sich dort kindischen Spielereien hinzugeben, die eines Mannes und eines Gläubigen unwürdig sind. Ich habe ihn endlich vor vier Tagen bestimmt auffordern lassen, heut hier zu erscheinen und sich vorher bei mir zu melden, damit ich noch einmal eine gütliche Rücksprache mit ihm nehmen könne. Er hat es nicht gethan und ich nehme also an, daß er nicht hier ist, daß er auch diese Aufforderung verachtet und mir offen Trotz geboten hat.

Bei diesen Worten erhob sich Hillow, der Kentuckier, in seiner ganzen Länge und Breite und seine scharfen Augen suchten ohne Zweifel den jungen Mann. Da aber Wolfram immer noch zusammengebeugt auf seinem Platze saß, so konnte ihn Hillow aus der Menge nicht herausfinden und sank mit enttäuschter Miene wieder auf seinen Platz zurück.

— Es thut mir leid darum, daß es so weit gekommen, fuhr der Seher fort. Ich bin gewiß der Erste, der Wolframs Talente anerkennt. Aber um so unverzeihlicher ist es von ihm, sie zu mißbrauchen und den Gläubigen ein böses Beispiel zu geben. Andererseits ist es meine Pflicht, meine strenge Pflicht, darüber zu wachen, daß die mir anvertraute Gemeinde rein bleibe und daß sich kein räudiges Schaf unter sie mische. Deshalb muß ich in diesem ersten Falle — möge er für immer der einzige bleiben! — die Strenge unserer Gesetze in ihrer ganzen Kraft und in ihrem ganzen Umfange in Anwendung bringen. Wolfram, wo bist Du?

Der Seher rief diese letzten Worte mit erhobener Stimme. Alles war still. Wolfram rührte sich nicht. Nur Hillow erhob sich abermals und blickte unruhig umher.

— Er ist nicht hier! sagte der Seher. So erkläre ich denn auf Grund unserer Gesetze und nach dem Beschlusse der Aeltesten besagten Wolfram für ausgestoßen aus der Gemeinschaft der Gläubigen. Sein Fuß darf nie wieder diese Stätte betreten, er ist aller Rechte und aller Gnadenmittel der wahren Kirche verlustig, er ist ausgestoßen aus dem Gebiete der Gläubigen und geächtet. Niemand darf mit ihm sprechen, Niemand ihm einen Dienst erweisen, Niemand ihm Speise und Trank reichen, bei Strafe der Acht und des Bannes. Er ist vogelfrei, und so lange er sich auf unserem Gebiete befindet, hat Jeder das Recht, ihn von demselben zu vertreiben und im Widersetzungsfalle zu tödten. Solches ist unser Entschluß. Die Gläubigen werden danach handeln und ihn befolgen!

— Halt, halt! unterbrach hier die Stimme Hillows den Seher. Ich weiß nicht, was das ist und weshalb Wolfram nicht hier ist. Aber vor einer Stunde und vor dem Anfange des Gottesdienstes war er bei mir und ließ sich einen Anzug von mir geben. Ich bin überzeugt, daß er hierherkommen und sich rechtfertigen wollte. Es muß ihm ein Hinderniß zugestoßen sein.

— Ein Hinderniß? Wohl kaum! sagte der Gouverneur. Wenn Wolfram vor einer Stunde in Neu-Jerusalem war, so ist es um so unverzeihlicher, wenn er nicht zum Gottesdienst gekommen ist, den er nun schon seit vielen Wochen versäumt hat. Es bleibt bei dem Beschluß.

Hillow setzte sich mürrisch und sichtlich betrübt wieder auf seinen Platz und die tiefste Stille trat ein. Wolfram war nie bei dem größeren Theile der Mormonen beliebt gewesen, er hatte es verschmäht, den Einzelnen zu schmeicheln und sich Freunde zu machen. Er hatte fast nur Umgang mit den liederlichsten und leichtsinnigsten Mitgliedern der Sekte gehabt, die zum großen Theil längst verschwunden waren, nachdem sie die Mormonen für ihre Zwecke ausgebeutet. Es erhob sich deshalb keine andere Stimme für ihn. Wipky saß schweigend in der Nähe der Kanzel.

— Was die andere Person anbetrifft, von der ich vorhin sprach, fuhr der Seher jetzt fort, so ist es die Begleiterin Wolframs, die Französin Amelie, Euch bekannt unter dem Namen die Mormonenbraut. Sie hat schon von jeher eine Stellung zu den wahren Gläubigen angenommen, die eher feindlich, als freundlich war. Sie hat erklärt, Wolfram nicht nach den Gebräuchen unserer Kirche heirathen zu wollen, sie hat sich von uns zurückgezogen. Nun aber gilt das Gebot des Fleißes und der Thätigkeit bei uns nicht nur für die Männer, sondern auch für die Frauen. Wie der Mann mit dem Beil, mit der Hacke, mit dem Spaten, so muß die Frau im Hause wirthschaften und arbeiten und ein nützliches Glied

unserer Gemeinschaft sein. Dieser Zweck kann aber nur dann erreicht werden, wenn sie wirklich eine Frau, wenn sie verheirathet, wenn sie einem wahren Gläubigen angetraut ist. Die Französin ist jung, sie hat seit langer Zeit unsern Schutz genossen, unser Brod gegessen. Sie muß endlich aufhören, eine Müßiggängerin zu sein. Sie muß die Zwecke des Weibes erfüllen.

Der erste und einzige Zweck eines Weibes aber ist der, eine Hausfrau und eine Wirthschafterin zu sein. Deshalb fordere ich diejenigen von den unverheiratheten Männern, die hier versammelt sind, auf, zu erklären, ob einer von ihnen geneigt ist, die Französin Amelie de Morcerf als sein Weib anzunehmen und sich dieselbe antrauen zu lassen!

Allmählich hatten sich alle Blicke auf Amelie gewandt. Die Französin schien jedoch nicht darauf zu achten und saß ruhig und gefaßt da. Zugleich prägte sich auf allen Gesichtern eine gewisse Neugierde aus, wer wohl auftreten und ihre Hand verlangen werde.

Das Erstaunen war ziemlich lebhaft und allgemein, als Wipky sich erhob. Zwar ließ sich vermuthen, da er eine angesehene und einflußreiche Person war, daß er überhaupt etwas sagen wolle.

— Du hast eine Aufforderung erlassen, Bruder, wandte er sich an den Seher, und Du findest in mir einen Gläubigen, der sie gehört hat. Es war mein Wille, unverheirathet zu bleiben. Aber ich habe in der letzten Zeit gefühlt, daß meine angegriffene Gesundheit sich gebessert und meine Kraft, statt sich zu vermindern, sich vermehrt hat. Ich glaube noch lange Zeit mit einer Frau glücklich leben zu können. Meine Wahl war schon früher auf Amelie de Morcerf gefallen, und jetzt, nachdem Wolfram ihr nicht mehr zur Seite steht, ist es erstens ein Bedürfniß für sie, Jemand zu ihrem speziellen Schutze zu haben, und zweitens eine Pflicht für mich, die Begleiterin meines einstigen Freundes — denn ich

nenne ihn noch so — zu beschützen. Deshalb erkläre ich mich bereit, die Französin Amelie de Morcerf als meine Gattin anzunehmen.

— Hast Du etwas dagegen einzuwenden, Schwester Amelie? fragte der Seher.

Die Französin erhob sich. Ihr Gesicht war nie blasser, ihr Auge nie umflorter gewesen, als es sich jetzt nach einem flüchtigen Blick über die Versammlung auf den Seher richtete.

— Ich habe einige Worte zu sagen, sagte sie dann mit ihrer schönen Stimme und ihrem französischen Accent. Ich weiß, daß es den gläubigen Schwestern frei steht, unter mehreren Bewerbern zu wählen, und da ich, wenn auch wider meinen Willen, zu den Gläubigen gerechnet werde, so mache ich von diesem Rechte Gebrauch. Es handelt sich darum, ob noch andere von den Gläubigen auftreten und nach meiner Hand verlangen. Frage sie!

— Die Französin ist in ihrem Rechte, sagte der Seher, während Wipky sein Auge rasch über die Versammlung schweifen ließ, als wolle er die Absicht eines jeden Einzelnen erforschen. Gläubige Brüder, sind noch Andere unter Euch, denen die Hand der Französin wünschenswerth erscheint?

In der Versammlung erwarteten wohl Wenige, daß sich Jemand erheben würde. Denn die Zahl der unverheiratheten Männer war sehr gering und Wipky's Einfluß war so groß, daß es so leicht Niemand wagen konnte, ihm entgegenzutreten.

Dennoch erhob sich ein Mann. Er hatte dicht hinter Amelie gesessen und unbemerkt von den Andern ihr kurz zuvor einige Worte zugeflüstert.

Er war noch jung und heut in seinem Feiertagskleide sah er sehr gut aus. Sein gebräuntes Gesicht, seine offene Miene und sein kluges Auge mußten für ihn einnehmen.

— Ah, es ist Bertois, der Franzose! flüsterte es durch die Reihen.

Bei diesen Worten erhob auch Wolfram zum ersten Male sein Gesicht. Bis jetzt hatte er scheinbar theilnahmlos zugehört, denn er hatte vorher gewußt, wie Alles kommen würde. Diese Wendung war neu. Es trat Jemand gegen Wipky auf. Das hatte er nicht erwartet.

Er richtete sein Auge auf den Franzosen und mit einem Zucken der Eifersucht mußte er sich gestehen, daß derselbe vor allen anderen Bewerbern den Vorzug verdiene. Er hatte früher nie auf ihn geachtet, kaum von seiner Ankunft bei den Mormonen gehört, wußte auch nicht einmal, daß er von dem Lord Hope abgesendet worden — denn sonst würde er ihn gehaßt haben.

— Er war es, den Amelie meinte, die Verrätherin! flüsterte in ihm die Stimme der Eifersucht. Er war es, von dem sie sprach. Sie hat es mit ihm abgekartet. Ich verachte sie!

Sein Gesicht wurde todtenblaß. Am liebsten wäre er aufgesprungen und fortgeeilt. Aber er wollte erst hören, was Amelie sagen würde. Dann wollte er den Mormonen im Ganzen und Amelie insbesondere seine ganze Verachtung ins Gesicht schleudern und davongehen.

— Bruder, sagte jetzt der Franzose zu dem Seher gewendet, da Du die Frage an uns richtest, so erkläre ich Dir, daß es stets ein großer Lieblingswunsch von mir gewesen ist, meine Landsmännin Amelie de Morcerf zu meiner Gattin zu machen, und wenn sie mein Anerbieten annehmen sollte, so werde ich mich sehr glücklich schätzen, ihr einen Heerd und ein sicheres Obdach zu bereiten.

Dr. Wipky's Augen waren so klein geworden, daß man fast nichts mehr von ihnen sah. Aber sie waren auf Bertois gerichtet und durchaus nicht freundschaftlich. Enttäuschung und bange Erwartung malten sich in seinen Zügen. Er mochte so gut wie Wolfram fühlen, daß Bertois ein gefährlicher Nebenbuhler sei. Vielleicht war er auch erstaunt dar-

über, daß ein Fremder es wagte, so gegen ihn aufzutreten. Amelie war stumm und ihr Gesicht ruhig.

— Der Bruder Bertois hat uns bis jetzt noch keine Veranlassung zum Tadel, wohl aber zum Lob und zur Anerkennung gegeben, sagte der Seher. Es läßt sich nichts gegen sein Verlangen einwenden. Sind noch andere unter den gläubigen Brüdern, die auf die Hand der Schwester Amelie Anspruch machen?

Es herrschte die tiefste Stille. Niemand erhob sich. Wipky und Bertois waren die einzigen Bewerber.

— Es meldet sich Niemand weiter! sagte der Seher. Gut denn, die Französin wird zwischen Beiden zu wählen haben. Der Bruder Wipky ist ein achtbarer und um die Kirche der Gläubigen wohlverdienter Mann. Er hat uns oft mit seinen Rathschlägen zur Seite gestanden. Aber auch der Bruder Bertois verdient unsere Anerkennung. Wir also haben weder für den Einen, noch für den Anderen etwas Günstiges oder Nachtheiliges zu sagen. Die Entscheidung liegt in Deiner Hand, Schwester Amelie.

— Noch ein Wort! rief Wipky jetzt. Es ist wahr, ich achte den Bruder Bertois und bin der Erste, der seinen Fleiß und seine Geschicklichkeit anerkennt. Aber die Jahre, die ich im Dienste der gläubigen Kirche zugebracht, geben mir einen Vorzug. Ich will nicht sagen, daß ich keine andere passende Frau fände, als die Schwester Amelie. Da es aber stets unser Streben gewesen ist, Gleiches mit Gleichem zu vereinigen, und da ich eine gelehrte Bildung genossen habe, Amelie aber ebenfalls gut erzogen ist, so glaube ich, würde sie mehr für mich passen, als eine andere Schwester. Bruder Bertois dagegen wird immer noch Frauen genug finden, die ihm zusagen.

Das Gemurmel, das diesen Worten folgte, war dem Doktor nicht eben günstig. Jedenfalls hatte er die Frauen beleidigt, indem er ihnen eine Fremde, eine gebildete Fran-

zösin vorzog. Die Eitelkeit hatte ihren Weg auch in die Blockhäuser von Neu-Jerusalem gefunden.

— Ich kann etwas Gleiches zu meinen Gunsten anführen, sagte jetzt Bertois. Ich bin Franzose und Schwester Amelie ist eine Landsmännin von mir. Deshalb wünsche ich sie zur Frau.

— Es wäre zu beklagen, wenn hierüber ein Streit entstände! rief der Seher mit lauter Stimme. Ich hebe deshalb jede Debatte darüber auf. Die Französin mag entscheiden. Es ist ihr Recht.

— So erkläre ich, den Antrag des Bruder Bertois anzunehmen! sagte Amelie mit lauter und fester Stimme.

— Die Schlange! Sie hat mich betrogen! murmelte Wolfram vor sich hin.

— Wohlan denn, so wollen wir die Schwester Amelie dem Bruder Bertois antrauen! rief der Seher. Ich bitte die Beiden, vorzutreten und an dem Altar Platz zu nehmen.

— Halt! rief Wipky jetzt, der seinen Aerger und seine Enttäuschung nur mühsam verbergen konnte. Halt! Ich habe noch eine Einwendung zu machen. Die Ceremonie muß aufgeschoben werden. Ich glaube wohl verlangen zu dürfen, daß man mich anhört.

— So sprich, sagte der Seher. Niemand hindert Dich daran. Welche Gründe hast Du?

— Ich kann sie den Aeltesten nur im Geheimen mittheilen und bitte deshalb, daß die Trauung bis auf heut über acht Tage ausgesetzt werde, sagte Wipky.

Es lag auf der Hand, daß dies eine leere Ausflucht war, und die Meisten mochten so denken. Aber Dr. Wipky war unter den Mormonen ein angesehener und auch gefürchteter Mann. Seine Stimme mußte gehört werden. Der Seher berieth mit den Aeltesten.

— So bleibt die Trauung ausgesetzt bis auf heut über acht Tage, sagte er dann. Wir werden bis dahin alle Gründe

prüfen. Ich entlasse die Versammlung der Gläubigen mit meinem Segen. Gott schenke Euch seinen Frieden, jetzt und immerdar. Amen!

Die Versammlung wollte sich erheben und auseinander gehen. Das plötzliche Erscheinen Wolframs jedoch hielt sie zurück. Der junge Mann war hastig aufgestanden und schritt jetzt durch einen Gang, der sich zwischen den Bänken befand, rasch bis in die Nähe der Kanzel vor. Dort stand er still, und seine Stellung war so stolz, so herausfordernd und dabei so verächtlich, daß Aller Blicke voller Verwunderung auf ihm hafteten. Sein Auge richtete sich zuerst auf Amelie, die seltsamer Weise weder blaß noch aufgeregt geworden, sondern ihren Blick ruhig und fest auf ihn heftete.

— Zuerst einige Worte an jenes Weib! rief er mit erhobener Stimme und mit dem Ingrimm der Verachtung. Sie ist mir aus ihrem Vaterlande gefolgt, sie hat mir Treue geschworen, und jetzt, da ich im Begriff stehe, diese Stätte der Bosheit zu verlassen, weist sie mich zurück, weil sie mit einem Anderen geliebäugelt hat und meiner überdrüssig geworden ist. Wohlan, Amelie, ich danke Ihnen, Sie haben mir eine gute Lektion über Treue der Frauen gegeben! Seien Sie glücklich und amüsiren Sie sich mit Ihrem zukünftigen Gatten, bis es ihm gefällt, eine andere Frau zu nehmen und Sie zu Nummer Zwei zu machen. Für ihn konnten Sie thun, was Sie mir abschlugen. O, ich sehe jetzt klar, und ich verachte Sie!

Ein bitteres, höhnisches Lachen drang über seine verzogenen Lippen und er schleuderte einen Blick der Verachtung auf die Französin. Jetzt war Amelie bleich geworden. Sie schien ihre Fassung zu verlieren. Dann aber erhob sie sich ein wenig und sagte mit schwacher, aber fester und laut vernehmlicher Stimme, so daß es Jeder hören konnte:

— Sie thun mir Unrecht, Wolfram, und Sie werden es eines Tages einsehen.

— Euch aber, Ihr Mormonen! rief Wolfram jetzt wieder mit lauter Stimme, Euch sage ich, daß ich mich so wenig um Euern Bann, um Euern Fluch kümmere, als wenn eine Möwe mir drohen würde, sie wolle mich verschlingen. Ich habe mit meinem Geiste, mit meinem Selbst nie zu Euch gehört. Ich bin zu Euch gekommen, weil ich nichts Besseres hatte, weil mir Alles gleich war. Ich werde wohnen, ich werde bleiben, ich werde thun, was und wo ich will, und wehe dem, der es wagen wird, mich in meinem Beginnen zu stören! Ich bin noch der alte Wolfram, und die Faust, die drei Centner zu schwingen weiß, wird auch einen Mormonenschädel zu treffen wissen. Wer hat Euch ein Recht gegeben, über mich zu urtheilen? Gehört Euch dieses Land, dieses Gebiet? Mein ist die Luft, mein ist der See, mein ist der Fels, so gut wie Euer. Drohen könnt Ihr mir, aber ich will den sehen, der die Drohungen ausführt. Ich sage Euch, ich bleibe auf der Insel, und wer sich den Kopf zerschellen will, der mag dort hinkommen und mich vertreiben. Auserwähltes Volk Gottes, ich lache Dir ins Gesicht und verachte Dich, denn ich kenne die Betrügereien Deiner Führer und die kindische Leichtgläubigkeit Deiner Frommen. Lüsternheit, Willkür und Eigennutz halten Euch zusammen. Sagt den Thoren, daß Ihr ehrliche Leute seid, nicht mir. Und nun habe ich gesagt, was ich auf dem Herzen hatte. Thut, was Ihr wollt, ich werde thun, was mir gut dünkt. Adieu! Zwischen uns sei Kampf, wenn Ihr ihn haben wollt. Wir wollen sehen, wer der Stärkste ist!

So wild, so gellend, so drohend waren diese Worte herausgeschleudert, daß ein Entsetzen die ganze Versammlung zu ergreifen schien, daß keine Lippe sich rührte, ihm zu widersprechen, keine Hand sich erhob, um ihn zu Boden zu schlagen. Er stand da, wie der gefallene Engel, und seine Augen schleuderten Blitze, von seinen Lippen schien der Donner zu rollen. Mancher mochte in seinem Innersten zittern, Mancher mochte

sich in banger Furcht fragen, ob das ein Mensch oder ein Dämon sei.

Stolz, den Kopf zurückgeworfen, die rechte Hand wie in vernichtender Beschwörung ausgestreckt, stand er noch einen Augenblick da. Dann verließ er seinen Platz, nicht hastig und übereilt, sondern langsam und majestätisch, wie ein Held durch die Reihen des bewundernden Volkes schreitet. Ja, es lag eine Majestät in diesem Jüngling, in ihm loderte der prometheussche Funken. Aber sollte er zur segenbringenden Flamme oder zum verderblichen Brande auflodern?

Niemand hielt ihn zurück. Stumm und entsetzt folgten ihm alle Blicke, bis er hinter den Häusern verschwand und dem See zuschritt. Was aber die Führer der Mormonen, was auch die Mormonen selbst fühlen mochten — es war nichts gegen die Verzweiflung, die Wolfram selbst im Herzen trug.

Elend war seine Lage in den letzten Tagen gewesen. Er hatte sich selbst anklagen, sich selbst verdammen müssen, er war zur Erkenntniß seiner Irrthümer, seines verfehlten Lebens gelangt. Die Liebe zu Amelie, die um so heißer hervorgebrochen, je länger sie unter der Asche geschlummert, hatte ihn elend gemacht; denn sein Herz hatte ihm gesagt, daß Amelie ihn nicht mehr lieben könne, ihn verachten müsse. Dennoch war er zu der Versammlung gekommen, nicht in der Absicht, ihr zu trotzen — nein, er wollte den Mormonen sagen, daß ihm sein Gewissen nicht erlaube, länger zu bleiben, und überzeugt davon, daß Amelie die Bewerbung Wipky's ausschlagen würde, wollte er einen letzten Versuch machen, sich ihr zu nähern, Verzeihung von ihr zu verlangen, und dann mit ihr vereint Deseret verlassen.

Wie bitter war er getäuscht worden! Wie bitter glaubte er wenigstens getäuscht worden zu sein! Nicht Verachtung von Seiten Amelie's war es gewesen, die sie bewogen, seinen Vorschlag abzulehnen und zu bleiben. Sie liebte einen

Anderen, sie zog den Franzosen ihm vor, sie hatte ihren früheren Geliebten vielleicht längst verrathen, während er noch glaubte, daß sie sich über seine Untreue gräme. Amelie hatte keinen Grund mehr, ihn zu verachten. Er mußte sie verachten. Ach! aber es war ihm schmerzlicher, es brannte mehr in seinem Herzen, sie verachten zu müssen, als sich von ihr verachtet zu glauben.

Dennoch trotz seiner eigenen Qualen hielt ihn in diesem Augenblick sein Stolz aufrecht, wenigstens so lange er im Gesichtskreis der Mormonen blieb. Erst am Ufer, als er sein Boot erblickte, stieß er einen Schrei aus, einen langen, gellenden Schrei, und drückte die Hand aufs Herz, das ihm springen wollte.

— Goddam! Mann, seid Ihr toll oder was habt Ihr? sagte eine Stimme neben ihm.

Wolfram blickte auf. Er sah einen Reiter, den er bis dahin nicht gesehen, und der, wie er glaubte, auch nicht zu den Mormonen gehörte. Langes, flachsgelbes Haar hing ihm bis auf die breiten Schultern, und seine ganze Gestalt steckte in einem weiten Regenüberzieher und einem Paar hoher Stulpenstiefeln. Hinter sich hatte er einen großen Mantelsack, vor sich ein Paar Pistolen, auf dem Rücken eine lange Flinte. Ein Hut mit breitem Rande beschattete das lange Haar und das Gesicht, dessen dunkle Augen einigermaßen mit dem blonden Haar in Widerspruch standen. Seine Gestalt schien über Mittelgröße zu sein.

Wolfram dachte sogleich an die Quäker, die er im östlichen Theil der Union gesehen, und glaubte einen Reisenden vor sich zu haben, der im Oregon oder in der Nähe wohnte. Er sah ihn an, aber eben nicht sehr freundlich. Sein Auge schien für lange Zeit den Ausdruck des Hasses und der Verachtung angenommen zu haben.

— Nun, Mann, sagte der Reiter, es geht mich nichts an, weshalb Ihr schreit, wie ein wildes Thier. Macht das

mit Euch allein ab. Aber was ist das für eine Niederlassung, die ich hier vor mir sehe?

— Ein Ort der Verwünschung, ein Schlangennest! stieß Wolfram mühsam hervor. Wenn Ihr ein ehrlicher Mann seid, so haltet Euch fern von diesem Ort. Seid Ihr ein Schuft, so geht hinein!

— Goddam! Das ist ja eine seltsame Beschreibung! sagte der Quäker mit einem herzlichen Lachen. Ein Schlangennest? Ich glaubte, es wäre die Saltlake-City! (Salzsee-Stadt.)

— Das ist sie auch; Neu-Jerusalem nennen sie die Schurken! murmelte Wolfram. Neu-Sodom und Gomorrha sollte sie heißen! Oder seid Ihr selbst so ein Gläubiger?

— Ich? Nein! antwortete der Reiter, der ein ächter Yankee zu sein schien und sein Englisch so vortrefflich kauderwelschte, wie nur je ein Mensch jenseits des Oceans. Ich komme aus dem Oregon und wollte einen Freund besuchen, der im Gebiet Nebraska wohnt. Dabei wollt' ich mir einmal die Niederlassung dieser Menschen ansehen, die fleißig sein sollen, wie die Biber, fromm wie die Propheten —

— Und falsch wie Judas! murmelte Wolfram. Wenn Ihr Ehre, Geld und Leben bei Euch habt, so nehmt Euch in Acht, sie nicht zu verlieren.

— He, Freund! sagte der Quäker und setzte sich gleichsam erwartungsvoll in seinem Sattel zurecht. So habe ich ja noch keinen Menschen über die Mormonen sprechen hören. Woher kommt das?

Wolfram war ganz in der Stimmung, um seinem Herzen Luft zu machen, und dieser Quäker war für den Augenblick in einem Umkreise von zwanzig Meilen der einzige Mann, der ihn ruhig anhören durfte und konnte. Er schien auch ein aufmerksamer Zuhörer zu sein und unterbrach den zornigen Jüngling nur zuweilen durch Fragen, die trotz ihrer Einfachheit so klug gestellt waren, daß sie dem jungen Manne

auch einen Theil dessen entlockten, was er nicht verrathen wollte, nämlich seiner Liebe zu Amelie. Genug, nach einer Viertelstunde hatte der Reiter Alles erfahren, was sich an diesem Sonntagmorgen in Neu-Jerusalem zugetragen, und er hatte einen tieferen Blick in das Herz des jungen Mannes thun können, als je einer von den Mormonen, oder überhaupt je ein anderer Mensch.

— Was Ihr mir da erzählt habt, ist allerdings nicht sehr erbaulich! sagte er dann. Aber ich will doch hinein und mit eigenen Augen sehen. Bleibt Ihr denn nun hier trotz des Bannes?

— Gewiß! antwortete Wolfram stolz und verächtlich. Ich möchte den sehen, der die Hand gegen mich aufhebt. Und sie werden es nicht wagen, die Nattern!

— Adieu denn! sagte der Quäker. Ihr seid ein stolzer Bursche. Nehmt Euch aber in Acht. Hier findet Ihr keine andere Hülfe, als Eure Arme.

— Und die sind mir genug! antwortete Wolfram und ging nach seinem Boot.

Der Quäker ritt in die Kolonie hinein, und während Wolfram mit seinem verwundeten und kochenden Herzen sein Boot nach der Felseninsel hinübertrieb, erkundigte sich der Quäker nach der Wohnung eines gewissen Bertois.

Es war dies der einzige Mormone, den er zu kennen schien, und mit diesem ging er am Nachmittage durch die ganze Niederlassung, ließ sich auch dem Seher vorstellen und hatte mit ihm eine längere Unterredung. Noch am Abend verließ er Neu-Jerusalem, und als er sich von Bertois trennte, griff dieser höchst ehrerbietig an seinen Hut und sagte:

— Ich werde Ihre Wünsche Punkt für Punkt erfüllen, Mylord!

Der Kampf.

Die folgenden Tage, die Wolfram auf der Insel zubrachte, waren für ihn das, was die großen Revolutionen der Erde und der Völker für unseren Erdball und dessen Bewohner gewesen sind. Sie erschütterten ihn von Grund aus. Sie lockerten alles Gute und Böse in seinem Herzen, sie brachten sein ganzes Wesen in Gährung — ohne daß sich jedoch hätte vorher bestimmen lassen, ob diese Revolution zu einem guten oder bösen Ende führen werde.

Was sollte er anfangen? Wohin sollte er gehen? Trotz seiner Jugend schien ihm die ganze Welt verödet und verschlossen. Nirgends, nirgends in seinem Hirn fand er einen Gedanken, aus dem eine freudige Hoffnung für die Zukunft emporsprießte. Die Welt hatte keinen Reiz mehr für ihn. Was lag ihm daran, auch körperlich in das Nichts zu versinken, nachdem sein Geist erstorben? Oft dachte er daran, sich den Tod zu geben. Aber sich selber unbewußt, besaß er zu viel Muth, um diesen Tod der Feigen zu sterben. Er wünschte, daß ihn ein Strahl vom Himmel, eine Kugel tödten möge. Aber er selbst wollte seine Leiden nicht enden. Mit einer bittern Selbstzufriedenheit überließ er sich der Folter seines Herzens.

Auch wollte er abwarten, was die Mormonen thun würden. In seinem Trotz und Grimm wünschte er einen Zusammenstoß mit seinen früheren Freunden. Vielleicht hoffte er, von ihnen getödtet zu werden, oder Wipky und Bertois tödten zu können.

Merkwürdig genug, daß dasselbe Herz, das so lange gleichgültig und kalt gegen Amelie und ihre Leiden geblieben war, jetzt vom wildesten Schmerz durchzuckt wurde bei dem Gedanken, Amelie könne einem Anderen angehören. Aber

es ist immer so. Oft wird uns ein Schatz, ein Freund, ein Herz erst dann theuer, wenn wir im Begriff stehen, sie zu verlieren. Amelie die Gattin eines Anderen — Wolfram hätte wahnsinnig werden mögen! Er rief sich jene süßen Stunden ihrer ersten Liebe zurück, die Tage, die sie in Paris, auf der Reise nach Havre, selbst noch auf der Ueberfahrt nach Amerika verlebt hatten — jene Stunden frohen Scherzes und unschuldiger Liebe, in denen Amelie ihm den ganzen reichen Schatz ihres Herzens erschlossen hatte! Und diese Arme sollten einen Anderen umschließen, ihre Lippen sollten auf anderen Lippen ruhen, ihr Herz an der Brust eines anderen Mannes freudig klopfen — unmöglich! Es rieselte kalt durch Wolframs Adern, und es schien ihm, als würde er alle Kraft aufbieten müssen, um denjenigen nicht zu tödten, den Amelie jetzt glücklich machen wollte.

Und dennoch — immer wieder dachte er daran, daß Amelie im Rechte sei. Er hatte sie verlassen, er hatte sie fast gewaltsam einem Anderen in die Arme getrieben. Und weshalb sollte Amelie jenen Bertois nicht lieben? Er war ein Landsmann von ihr, ein schöner Mann, ehrlich, klug, fleißig, er konnte Amelie glücklicher machen, als es Wolfram vielleicht gethan haben würde. Das sagte er sich. Aber die Vernunft ist eine schlechte Lehrmeisterin für einen Liebenden. Die Liebe zieht nur die Leidenschaft zu Rathe, und wenn Wolfram Alles überlegt hatte, so kam er immer wieder darauf zurück, daß er verrathen, verlassen, betrogen worden sei und daß Amelie ihn namenlos elend gemacht habe.

Daß in dieser Zeit seine Wange nicht blühender, sein Auge nicht heiterer wurde, läßt sich leicht errathen. Wolfram sah aus, wie ein Gespenst. Die Menschen würden vor ihm zurückgewichen sein; aber auf der Insel gab es außer ihm kein menschliches Wesen, und dem Kondor war es gleichgültig, ob er von einem Frohen oder von einem Unglücklichen seine todten Möven empfing. Freilich litt auch der Kondor

darunter, denn Wolfram dachte oft Tage lang nicht daran, ihm Möwen zu schießen. Das Thier wurde hungrig, ungeduldig, mürrisch und feindselig.

So lebte Wolfram auf seiner einsamen Insel. Seine einzige Hoffnung war die, daß die Mormonen ihn angreifen, es versuchen würden, ihn zu vertreiben. Dann wollte er mit ihnen kämpfen und im Kampfe untergehen. Es war wenigstens ein männlicher Tod!

Wolfram lebte auch während dieser Zeit, wie früher, nur von Vogeleiern und einzelnen eßbaren Wasservögeln, die er schoß und in der Höhle briet. Er würde es verschmäht haben, irgend eine Nahrung zu sich zu nehmen, wenn er nicht daran gedacht hätte, daß ihm jener Kampf noch bevorstehe und daß er sich für denselben seine Kräfte erhalten müsse. —

Mit nicht geringer Ueberraschung und mit geheimem Grimm sah er am Ende der Woche, die jenem Sonntage gefolgt war, ein Boot seiner Insel nahen und erkannte mit seinen scharfen Augen in dem Manne, der dasselbe schnell und geschickt ruderte, jenen Franzosen, seinen Nebenbuhler, Bertois. Weshalb kam dieser Mann? Wollte er zu ihm? Was hatte er ihm mitzutheilen? Wolfram bereitete sich darauf vor, ihn kalt und verächtlich zu empfangen. Aber er war doch auch neugierig, zu erfahren, welcher Grund diesen Mann zu ihm führe. Hatte ihm Amelie noch etwas zu sagen? Weshalb schickte sie dann aber diesen Mann?

Das Boot legte in der That an der Insel an und nach einigen Minuten sah Wolfram seinen Nebenbuhler die Felsen heraufsteigen. Er war mit Flinte und Hirschfänger bewaffnet. Das konnte jedoch dem jungen Manne nicht auffallen. Denn die Mormonen entfernten sich nie eine Strecke weit von der Niederlassung, ohne bewaffnet zu sein. Sie hatten stets die Angriffe der Indianer zu fürchten, oder hofften auch, auf ein gutes Stück Wild zu stoßen.

Mit einer Miene, in der sich finsterer Stolz und verächtliche Geringschätzung paarten, richtete Wolfram seine Blicke auf den Franzosen. Es ärgerte ihn, daß dieser sich ihm in einer festen und zuversichtlichen Haltung nahte. Er hatte gehofft, ihn verlegen, verwirrt zu sehen. Statt dessen grüßte ihn dieser ruhig und mit einem forschenden, klaren Blicke.

— Herr Wolfram, sagte er, Sie entschuldigen, daß ich Sie störe.

— Ich muß es entschuldigen, und was wünschen Sie von mir? sagte Wolfram düster.

— Ich komme wegen einer Dame, die einst Ihrem Herzen nahe stand! sagte Bertois, während er seine Flinte an einen Felsen lehnte. Zwar weiß ich nicht, ob Sie Willens sind, derselben noch irgend welche Aufmerksamkeit zu schenken. Aber ich hoffe es.

— Sie hoffen es? sagte Wolfram mit einem verächtlichen Zucken der Lippen. Fürwahr, das ist eine große Uneigennützigkeit. Sie sind derjenige, den sich Amelie ausgewählt hat, Sie sind ihr Mann, oder werden es bald sein, und Sie wollen dennoch einem Andern erlauben, sich in die Angelegenheiten Ihrer Gattin einzumischen?

— Sie scheinen gereizt zu sein, Herr Wolfram, sagte Bertois ruhig. Die Sache indessen, die ich Ihnen mitzutheilen habe, fordert die größte Besonnenheit und die klarste Ueberlegung. Lassen Sie mich deshalb zuerst einen Umstand aufklären, der von Wichtigkeit ist. Amelie wird nie meine Gattin werden, weder mit ihrem, noch mit meinem Willen.

— Oho! Was ist das für eine neue Teufelei? rief Wolfram bitter und höhnisch.

— Keine Teufelei, sondern einfache Wirklichkeit! sagte der Franzose so fest und ernst, daß sich Wolfram beinahe beschämt fühlte. Ich schätze Fräulein Amelie viel zu hoch und habe eine viel zu bescheidene Ansicht von meinem eigenen Verdienst, als daß ich es je wagen könnte, meine Augen

bis zu einer solchen Dame zu erheben. Das Schicksal meiner Landsmännin hatte von jeher mein Interesse erregt, und da ich einzusehen glaubte, daß ihr die Bewerbung Wipky's unangenehm sei, und da ich ferner glaubte, daß eine Annäherung zwischen Ihnen Beiden nicht in das Bereich der Unmöglichkeit gehöre, so trat ich als Bewerber um die Hand Amelie's auf, aber nur, um ihr Zeit zu gewähren. Das war der einfache Grund meiner Bewerbung. Sie sehen in mir weder einen Nebenbuhler, noch einen Feind!

— Viel Interesse! In der That, das ist wahr! sagte Wolfram, noch immer spöttisch. Dann aber schien er einzusehen, daß er diesem Manne gegenüber keinen Grund habe, den Hochmüthigen und Beleidigten zu spielen, und er sagte in aufrichtigem Tone:

— Wenn dem so ist, so danke ich Ihnen. Aber Sie mußten doch vorher mit Amelie darüber gesprochen haben!

— Nur wenige Augenblicke vorher, antwortete Bertois. Mein Entschluß stand erst dann fest, als Wipky mit seinem Antrage auftrat, und ich flüsterte Fräulein Amelie meine Absicht zu.

— Gut, sagte Wolfram. Nun, und was haben Sie mir jetzt mitzutheilen?

— Nichts Erfreuliches, erwiederte der Franzose. Die Angelegenheit Ihrer Begleiterin hat eine schlimme Wendung genommen. Urtheilen Sie selbst, ich werde Ihnen den Verlauf der Dinge erzählen.

Wolfram war sehr aufmerksam geworden. Er errieth, daß der Franzose ihm die Wahrheit sage, daß er einem Manne ohne Heuchelei und Falschheit gegenüberstand. Zugleich ergriff ihn ein seltsam angenehmes Gefühl. Es war noch eine Möglichkeit, daß Amelie ihn liebte. Wenn sie wirklich den Antrag Bertois nur angenommen, um Zeit zu gewinnen, so war noch Hoffnung für ihn. Und hatte nicht Amelie mit so ergreifender Stimme gesagt:

— Sie thun mir Unrecht, Wolfram, und Sie werden es eines Tages einsehen?

Er setzte sich auf ein Felsstück. Bertois setzte sich neben ihn.

— Die Sache ist folgende! fuhr der Franzose dann fort. Ich war von Anfang an überzeugt, daß jener Antrag Wipky's nicht das Resultat einer augenblicklichen Laune oder gar der Großmuth, sondern reiflicher Ueberlegung sei. Der Doktor mochte wissen, daß Sie allen Ansprüchen auf Ihre Begleiterin entsagt hatten, und da er, wenn ich nicht irre, ehrgeizig ist und nach höheren Einflüssen strebt, so konnte ihm eine Verbindung mit der klugen und gebildeten Amelie nur von Vortheil sein, nachdem er den ersten Neid der Mormonenfrauen besiegt hatte. Von der Schönheit Amelie's will ich weiter nicht sprechen. Genug, ich bereitete mich darauf vor, daß mir Wipky Hindernisse in den Weg legen würde. In der That kam er schon am anderen Morgen zu mir und stellte mir mit all der Schlauheit, die ihm eigenthümlich ist, vor, daß mir, dem einfachen Handwerksmanne, eine Frau wie Amelie wenig nützen könne, daß er mir eine andere reiche und arbeitsame Frau verschaffen wolle und daß ich meinen Ansprüchen entsagen solle. Ich erwiederte ihm, daß ich das nicht könne, da ich Amelie liebte. Darauf wurde er ärgerlich, erwähnte, daß ich mich erst seit Kurzem bei den Mormonen befinde und daß es allgemein auffallen würde, wenn ein so neues Mitglied gegen ein altes und bewährtes Haupt der Gemeinde auftreten wolle. Ich erklärte ihm jedoch, daß ich bei meinem Antrage beharre, und er verließ mich sehr mißmüthig.

Ich sah voraus, daß Wipky gegen mich intriguiren würde, und obgleich ich nur that, als ob ich ruhig meiner Arbeit nachgehe, so beobachtete ich ihn dennoch ziemlich genau. Er hatte lange Konferenzen mit dem Scher und mit den einflußreichsten der Aeltesten. Gestern früh kam denn

auch der Seher zu mir und sagte mir nach langen Umschweifen und Entschuldigungen, daß der Rath der Aeltesten beschlossen habe, mich darum zu bitten, dem Bruder Wipky meine Ansprüche auf die Hand der Französin abzutreten, und daß er hoffe, ich werde diese Bitte erfüllen.

Ich blieb jedoch fest, da ich sehen wollte, wie weit man es treiben würde, und gab dem Seher dieselbe Antwort, wie dem Doktor. Darauf erklärte der Seher kraft seines Amtes als Gouverneur, daß es ihm allerdings leid thue, streng gegen mich sein zu müssen, daß aber der Beschluß der Aeltesten feststehe und daß Amelie die Gattin Wipky's werden müsse. Er stelle es mir frei, wenn ich sonst wolle, die Gemeinschaft der Gläubigen zu verlassen, hoffe aber, ich würde mich mit einem reichen und schönen Mädchen beruhigen, das meine Frau werden solle.

Ich erwähne hier nebenbei, daß ich seit jenem Sonntage, sowie früher, auch nicht eine Sylbe mit Amelie gesprochen. Ich konnte es auch nicht, denn ich sah, daß sie in dem Hause der Wittwen streng bewacht wurde. Ich war also nicht einmal im Stande, ihr eine Nachricht zu geben. Gestern Abend nun wurden die Gläubigen zu einer außerordentlichen Versammlung zusammenberufen und der Seher eröffnete ihnen, daß nach dem Beschlusse der Aeltesten die Schwester Amelie die Hand Wipky's annehmen müsse. Ich hätte Verzicht geleistet.

Natürlich erhob ich mich, um dieser letzteren Behauptung zu widersprechen. Ehe ich jedoch zu Worte kommen konnte, deutete mir der Seher an, daß ein Widerspruch mit sofortiger Ausstoßung aus der Gemeinschaft bestraft werden würde und daß dann jede weitere Bewerbung von selbst aufhöre. Wie Sie einsehen werden, mußte ich mich fügen.

Ich war jetzt gespannt auf die Art und Weise, in der sich Amelie dieser grenzenlosen Tyrannei gegenüber benehmen werde. Ich sah, daß sich eine Deputation nach dem Hause

begab, in dem sich Amelie befand. Wahrscheinlich wollte man ihr jenen Beschluß mittheilen. Was sie darauf geantwortet, habe ich nicht erfahren können. Ich weiß nur, daß am nächsten Sonntage die Trauung vollzogen werden soll und daß Wipky sich geberdet, als sei er bereits der Gatte Amelie's. Heut ist Freitag. Die Zeit zum Ueberlegen also ist kurz. Ich zweifle keinen Augenblick daran, daß man Amelie zwingen wird, die Hand jenes Mannes anzunehmen, und die Schurkerei Wipky's ist so groß, daß er wahrscheinlich versuchen wird, durch Gewalt und Betrug seinen Zweck zu erreichen. Leider hindern mich meine Pflichten, offen gegen die Mormonen aufzutreten. Ich gestehe Ihnen im Vertrauen, daß nur gewisse Rücksichten und die Befehle einer Person, der ich diene und die ich verehre, mich bei den Mormonen zurückhalten. Deshalb bin ich zu Ihnen gekommen. Wenn Sie noch einen Funken von Mitleid oder Interesse für jene Dame haben, so glaube ich, ist es jetzt Zeit, zu handeln. In kurzer Zeit würde es zu spät sein!

Wolfram saß mit verschränkten Armen und düsterer Stirn da. Vielleicht zweifelte er noch.

— Sie glauben also, Wipky könnte Gewalt oder Verrath anwenden wollen? fragte er dann.

— Ich halte diesen Schurken für fähig, jede Schändlichkeit zu begehen, antwortete Bertois.

— Und weshalb nennen Sie ihn einen Schurken? fragte Wolfram.

— Ich habe meine Gründe dazu, antwortete der Franzose. Für mich zum Beispiel steht es fest, daß er den Tod Fortery's erwartete, um Führer des Mormonen-Zuges zu werden.

— Das ist möglich, ich selbst habe daran gedacht, sagte Wolfram. Aber sollte er schlecht sein können gegen ein Weib, gegen ein wehrloses Geschöpf?

— Ich vermuthe es, erwiederte Bertois. Der Verlauf

wird folgender sein. Man bewacht Amelie, so daß sie nicht entfliehen kann. Am Sonntag wird sie gezwungen, vor der Versammlung zu erscheinen, und dort dem Doktor angetraut. Weigert sie sich, das Haus zu verlassen, so geschieht die Trauung dort. Dann wird man es Wipky anheimstellen, seine Rechte als Gatte geltend zu machen, und ich zweifle nicht daran, daß der listige Schurke es dahin bringen wird, Amelie zu zwingen, ihn als ihren Mann anzuerkennen.

— Und was soll ich dabei thun? fragte Wolfram, wie aus tiefen Gedanken erwachend.

— Das kann ich Ihnen nicht sagen, mein Herr. Da ich Theilnahme für Amelie, vielleicht auch für Sie empfand, so hielt ich es für meine Pflicht, Sie von dem, was vorgefallen, zu benachrichtigen. Das Weitere muß ich Ihnen überlassen. Meine Aufgabe ist beendet.

Er erwartete vielleicht, daß Wolfram sprechen würde. Aber er sprach nicht.

— Adieu, sagte der Franzose dann. Ich hoffe, daß der schlimmste Fall nicht eintreten wird.

— Leben Sie wohl, sagte Wolfram jetzt und erhob sich von seinem Felsensitz. Ich danke Ihnen. Ich weiß noch nicht, was ich thun werde. Aber jedenfalls bin ich Ihnen dankbar.

Er reichte dem Franzosen die Hand, wenn auch mit einigem Widerstreben.

— Und Sie sagten mir, daß bestimmte Zwecke Sie bei den Mormonen festhielten? fügte er dann hinzu.

— Ja, antwortete Bertois. Aber ich darf mich nicht weiter darüber aussprechen. Betrachten Sie dies als ein Geheimniß, das ich Ihnen im Vertrauen mitgetheilt. Adieu!

Er ging. Wolfram begleitete ihn eine Strecke weit mit langsamen Schritten und wie es schien, tief in Gedanken versunken. Es war eine mechanische Höflichkeitsbezeugung.

— Noch Eins! sagte er dann rasch. Sie haben eine

schöne Flinte und einen Hirschfänger. Ich besitze zwar eine Büchse, aber sie ist nicht so gut. Wollen Sie mir das Gewehr verkaufen? Ich kann es vielleicht nothwendiger gebrauchen, als Sie. Wollen Sie mir den Gefallen thun?

— Gern, erwiederte der Franzose. Aber ich kann sie Ihnen nicht verkaufen. Diese Flinte ist ein Geschenk. Ich kann sie nur wieder verschenken. Wollen Sie dieselbe als ein Erinnerungszeichen von mir annehmen, so soll es mir lieb sein. Verkaufen kann ich sie nicht.

— Wohlan, ich nehme sie, sagte Wolfram nach kurzem Zögern. Nehmen Sie dafür diesen Ring. Ich habe ihn bis jetzt als ein Andenken getragen. Aber ich werde den, der ihn für mich zurückließ, auch ohnehin nicht vergessen. Lassen Sie mir auch den Hirschfänger zurück. Mir steht eine Wanderung durch die Einöden bevor und ich brauche Waffen. Selbst um das Pulver und Blei, das Sie bei sich haben, möchte ich Sie bitten. Sie können es drüben in Deseret immer ersetzen, während mir jetzt der Zutritt zu jenem Orte verschlossen ist.

— Mit dem größten Vergnügen! sagte der Franzose artig und gefällig, und nach wenigen Minuten befanden sich seine Büchse, sein Hirschfänger und die Munition in den Händen Wolframs.

— Und falls der Zufall es mir vergönnen sollte, einige Worte mit Amelie zu sprechen, sagte Bertois dann — was soll ich ihr von Ihnen sagen?

— Nichts, nichts, mein Herr! antwortete Wolfram kurz und kehrte sich um.

Der Franzose stieg rasch die Felsen hinab. Oben ging Wolfram in heftiger Bewegung auf und nieder. Zum ersten Male seit jenem entsetzlichen Sonntage war wieder ein fester Gedanke, eine Art von Plan und Ziel in seine Seele zurückgekehrt. Amelie war in Gefahr. Sollte er sich ihrer annehmen? Durfte er sie retten? Konnte er daran denken?

Im Vergleich zu der früheren Aufregung waren selbst diese heftigen Gedanken, die sich sämmtlich um einen bestimmten Zweck drehten, eine wohlthätige Ruhe. Bertois hatte dem jungen Manne eine wichtige, eine beseligende Aufklärung gegeben. Amelie hatte ihn nicht vergessen, wenigstens nicht in dem Sinne, daß sie einen Anderen liebte. Es war noch immer möglich, daß sie einen Rest ihrer früheren Gefühle für ihn bewahrt hatte. Und nun war sie in der Gewalt jener Mormonen, ausgesetzt den teuflischen Plänen jenes Wipky, sie allein, ein schwaches Weib, in den Händen von Männern, die vor keinem Mittel zurückbebten, wenn es galt, einen Zweck zu erreichen! — Aber durfte Wolfram sich ihr nahen? Mußte sie ihn nicht zurückweisen nach jenen bitter kränkenden Worten, die er am Sonntag gegen sie ausgesprochen? Vielleicht hatte sie ihn damals noch geliebt! Aber hatten nicht seine Worte den letzten Rest von Liebe in ihrem Herzen erlöschen müssen?

Und wenn er das Alles auch nicht in Anrechnung brachte — wie sollte er es anfangen, sie zu befreien? Er war ein Geächteter, ein Ausgestoßener. Jeder einzelne Mormone war aufgefordert, ihm entgegenzutreten, ihn im Nothfalle zu tödten. Dennoch war das kein Gedanke, vor dem er zurückbebte. Für ein Gemüth, wie das seine, lag ein überwältigender Reiz in dem Gedanken an Kampf. Die moralische Aufregung, die ihn in der ganzen letzten Zeit gequält hatte, mußte einen Ausweg in physischer Kraftanstrengung finden.

Unentschlossen, stets neue Pläne entwerfend, bald hoffend, bald zweifelnd, bald rasch auf- und abgehend, bald sitzend, bald stehend, verbrachte Wolfram den übrigen Theil des Tages, bis zum Anbruch der Nacht. Nichts störte ihn, als das Gekrächze des Kondors, der vom Hunger gequält zu sein schien und heftig an seiner Kette rasselte.

— Wohlan, so sei es! rief er endlich. Und diese Nacht soll mir Entscheidung bringen!

Es war ganz finster geworden. Von Deseret glänzte auch nicht ein einziges Licht mehr herüber. Wolfram ging nach der Höhle, nahm die Pistolen, die er dort aufbewahrte, untersuchte sie, gürtete den Hirschfänger um und stieg dann hinab zu seinem Boot.

Es mochte kurze Zeit vor Mitternacht sein, als er am Ufer von Neu-Jerusalem landete. Die ganze Niederlassung lag in tiefster Ruhe vor ihm. Die wenigen Wachen ausgenommen, die nach der Landseite hin gegen die Indianer ausgestellt waren, mochten alle Mormonen schlafen. Wolfram hatte seinen Plan entworfen. Er schritt in grader Richtung auf das Haus zu, in dem Amelie bis jetzt gewohnt hatte.

Es war kein Licht mehr in diesem Hause. Wolfram hatte es erwartet. Aber er wußte, wo sich das Fenster befand, das zu dem Zimmer Amelie's gehörte, und wenn das Haus auch bewacht wurde, so hoffte Wolfram doch, daß es ihm gelingen würde, vermittelst einer Stange das Fenster zu erreichen und dann Amelie zu wecken.

Im Begriff, eine solche Stange zu suchen, ging er nach einem benachbarten Zimmerplatz.

— Herr Wolfram! flüsterte eine Stimme neben ihm. Ja, Sie sind es!

Der junge Mann fuhr zusammen und griff nach seinen Pistolen. Eine Gestalt tauchte neben ihm aus dem Dunkel auf. Er erkannte den Franzosen.

— Ich wußte, daß Sie kommen würden, flüsterte dieser, und ich habe Ihnen eine unangenehme Nachricht mitzutheilen. Amelie ist nicht mehr in diesem Hause. Man hielt sie hier nicht mehr für sicher. Sie ist heut Abend nach der Wohnung des Gouverneurs gebracht worden.

— Hölle und Teufel! murmelte Wolfram. Das ist ein vermaledeiter Zwischenfall!

— Geben Sie indessen nicht alle Hoffnung auf! flüsterte

der Franzose. Kennen Sie die Räumlichkeiten im Hause des Gouverneurs?

— O, gut genug, antwortete Wolfram. Ich bin oft bei ihm gewesen. Aber ohne Zweifel befindet sich Amelie in dem Zimmer der Frauen? Und um zu diesem zu gelangen, muß man das Zimmer passiren, in welchem der Gouverneur schläft.

— Ganz richtig, sagte Bertois. Der Gouverneur hat zwei Frauen. Nur das Zimmer der Einen stößt an das des Gouverneurs. Amelie befindet sich in dem Zimmer der zweiten Frau. Zu diesem kann man vom Hausflur aus gelangen, besser vielleicht noch vom Hofe, da sich annehmen läßt, daß die Thür nach dem Flur verriegelt ist. Es handelt sich nur darum, in das Haus zu gelangen, das für gewöhnlich verschlossen ist. Und dazu will ich Ihnen helfen. Ich werde den Gouverneur wecken und ihm sagen lassen, daß ich ihn nothwendig sprechen müßte. Man wird das Haus öffnen, und Sie können die Gelegenheit benutzen, sich einzuschleichen. Was ich mit dem Gouverneur spreche, das ist meine Sache. Ich werde ihn jedenfalls so lange hinhalten, daß Sie Zeit genug haben, Ihr Unternehmen auszuführen.

— Wohlan, so kommen Sie! sagte Wolfram. Ich bin entschlossen, mag daraus werden, was da will. Glauben Sie, daß das Haus noch außerdem bewacht ist?

— Ich glaube nicht, antwortete Bertois. Man hält Amelie bei der Frau des Gouverneurs für sicher.

Die Beiden schritten neben einander durch die Nacht dahin. Nicht ein einziges Licht brannte in ganz Neu-Jerusalem. Wächter auf den Straßen gab es nicht. Jeder Mormone war angewiesen, seine Familie und sein Haus so gut zu schützen, wie er konnte. Auch das Haus des Gouverneurs, das sie nach ungefähr fünf Minuten erreichten, lag im tiefsten Schweigen und in der tiefsten Dunkelheit.

— Treten Sie jetzt zurück und benutzen Sie den gün-

stigen Augenblick! flüsterte Bertois. Dann trat er auf das Haus zu und klopfte laut und rücksichtslos an die Fensterläden.

Es währte eine geraume Zeit, ehe es innen lebendig wurde und ehe man nach dem Begehr des nächtlichen Gastes fragte. Dann wurde die Thür geöffnet und Bertois trat ein.

Wolfram näherte sich nun der Thür und fand, daß sie glücklicher Weise nicht wieder geschlossen war. Er trat also ohne Scheu in das Haus, ging über den Flur, riegelte die Thür, die nach dem Hof führte, auf, und befand sich nun in einem von Gebäuden umgebenen Raume.

Er wußte, daß das eine Frauengemach nach dem Hofe hinaus lag. Die Fenster desselben waren mit rohen hölzernen Läden verschlossen. Glasscheiben befanden sich nicht in den Fenstern. Einen solchen Luxus kannte damals selbst der Gouverneur von Neu-Jerusalem noch nicht. Zwischen den Rahmen des Fensterkreuzes befanden sich nur straff ausgespannte Stücke von Gaze, die dazu dienten, die Insekten abzuhalten.

Die Fensterläden schlossen nicht so dicht, daß Wolfram nicht hätte bemerken können, daß sich in dem Zimmer ein matter Lichtschein zeigte, der wahrscheinlich von einer schwach brennenden Nachtlampe herrührte. Wolfram öffnete die Fensterläden, die nur angelehnt waren, und warf einen Blick in das Zimmer.

Eine weibliche Gestalt lag in einem Bett und schlief. Es war die Frau des Gouverneurs. Eine andere saß — ob schlafend oder wachend, das konnte Wolfram nicht unterscheiden — an einem Tisch, den Kopf auf die Hand gestützt. An ihren langen, goldblonden Locken erkannte Wolfram Amelie. Außer diesen Beiden befand sich Niemand im Zimmer.

Der junge Mann konnte die Gelegenheit nicht besser wünschen. Er zog sein Messer aus der Tasche, schnitt die Gaze auseinander, öffnete dann von innen den einen Flügel

des Fensters und stieg in das Zimmer. Es handelte sich jetzt nur darum, Amelie, die das Gesicht vom Fenster abgewendet hatte, zu benachrichtigen, ohne die Frau des Gouverneurs zu wecken.

Auf den Zehen schlich Wolfram zu Amelie, löschte die Nachtlampe aus, und seine Hand auf Amelie's Schulter legend, flüsterte er schnell: Ich bin es, Wolfram.

Amelie zuckte zusammen. Wolfram wiederholte hastig seine Worte.

— Keinen Laut, ich bitte, ich beschwöre Sie! flüsterte er. Wecken Sie die Frau nicht und folgen Sie mir durch das Fenster. Wir müssen fliehen, Beide!

— Sie sind es, Wolfram, sind Sie es wirklich? flüsterte Amelie zitternd.

— Ich bin es. Fühlen Sie nach meinem Haar. Trägt ein anderer Mensch hier solches Haar?

Er führte ihre Hand nach seinem Haupte; er fühlte, wie sie zitterte.

— Folgen Sie mir, und schnell! bat er noch ein Mal und dringender.

Er behielt ihre Hand in der seinigen. Amelie war aufgestanden. Er zog sie mit sich fort nach dem Fenster, stieg zuerst hinaus und hob sie dann zu sich hinüber.

— Aber Wolfram, wohin wollen Sie mich führen? fragte Amelie bebend.

— Keine Frage jetzt! antwortete der junge Mann kurz und leise. Halten Sie sich dicht neben mir!

Er betrat den Hausflur und nach wenigen hastigen Schritten befanden sich Beide vor dem Hause. Der schwierigste Theil der Aufgabe schien vorüber zu sein. Wolfram nahm Amelie's Arm und eilte mit ihr durch die Nacht, dem See zu. Es ließ sich erwarten, daß sie Niemand begegnen würden.

Dennoch fuhr Wolfram zurück, als er, an einem Hause

vorübereilend, die Thür desselben sich öffnen sah und ein Mann mit einer Laterne heraustrat. Es war Wipky, der Doktor.

Das scharfe Auge des Mormonen hatte augenblicklich Wolfram und Amelie erkannt.

— He, hollah, was ist das? Bist Du das, Wolfram? rief er mit lauter Stimme.

Der junge Mann ließ den Arm seiner Begleiterin fallen und wandte sich zu Wipky.

— Ich sehe voraus, daß Du Lärm machen wirst, sagte er kalt und fest. Da, nimm dies als ein Beruhigungsmittel. Es wird für einige Stunden hinreichen!

Und mit fester, sicherer Hand versetzte er dem Doktor einen Schlag auf die Stirn, dem dieser nicht mehr ausweichen konnte und der ihn betäubt auf die Schwelle seines Hauses niederstreckte.

Dann, ohne weiter ein Wort zu sagen, ergriff er von Neuem den Arm seiner Begleiterin und eilte mit ihr, so schnell er konnte, nach dem Ufer des See's und nach der Stelle, wo das Boot lag.

Erst hier schien Amelie zur Besinnung zu kommen. Sie zögerte.

— Wohin wollen Sie mich führen, Wolfram? sagte sie.

— Wohin?

— Ja, ich muß es wissen, ich kann mich Ihnen nicht so anvertrauen.

— Weshalb nicht? Weshalb jetzt diese Reden?

— Ich muß Ihnen wiederholen, was ich neulich sagte.

— Sie zögern also, mich zu begleiten.

— Ja, sagen Sie mir, wohin Sie mich führen und was aus mir werden soll.

— Fürs Erste wollte ich Sie nach der Insel bringen, antwortete Wolfram nach einigem Zögern und mit gepreßter, dumpfer Stimme. Ich dachte nur an Ihre Rettung. Aber

versprechen kann ich nichts. Ich will, ich muß diese Gegend verlassen. Begleiten Sie mich, es wird Ihr Glück sein.

— Mein Glück? Wohl kaum, wenn Sie derselbe Mensch sind, wie früher.

— Ich bin ein Anderer geworden, Amelie, ein Anderer! sagte Wolfram dumpf und schwer. Noch einmal, wollen Sie mir vertrauen im Glück und Unglück? Ja oder Nein!

— Und Sie wollen mein Begleiter, mein Beschützer, mein Retter sein, nichts weiter?

— Nichts weiter — wenn Sie es so wollen! sagte Wolfram.

— So sei es, und ich rufe Gott zum Zeugen an, daß Sie die Wahrheit sprechen!

Wolfram trat in das Boot. Er reichte Amelie seine Hand und nach einer Minute befand auch sie sich in dem kleinen Fahrzeuge. Wolfram stieß ab.

Die Ueberfahrt dauerte nicht lange. Der junge Mann überlegte, ob er sogleich die weitere Flucht antreten solle. Jedenfalls aber mußte er seine Waffen von der Insel holen. Auch kannte er den See nicht genug, um in der dunklen Nacht das Wagestück zu unternehmen, ihn in seiner ganzen Breite zu durchschneiden. Er hoffte darauf, daß ihn die Mormonen nicht sogleich verfolgen würden. Es war überhaupt möglich, daß sie gar nicht an seine Verfolgung dachten. Ueberdies wollte er vorher mit Amelie sprechen.

Während der Ueberfahrt hatten sie kein Wort mit einander gewechselt. Auch jetzt führte Wolfram seine einstige Geliebte schweigend die Felsen hinauf. In der Höhle angekommen, brannte er eine kleine Lampe an, die er sich für diesen Zweck selbst angefertigt hatte, und bat Amelie, sich auf dem Mooslager niederzulegen, das er sich bereitet.

Der Kondor, der in seiner Ruhe gestört worden und eine fremde Person witterte, sträubte seine Federn und krächzte. Amelie beobachtete das kolossale Thier mit Zittern und Ent-

setzen. Wolfram beruhigte jedoch den Vogel, der nach einigen Minuten wieder einschlief.

Dann trat er hinaus vor die Höhle und sah nach Neu-Jerusalem hinüber. Noch bemerkte er nirgends Licht; man schien also noch nicht an eine Verfolgung zu denken. Wolfram überlegte nun, wohin er fliehen solle. Zuerst handelte es sich darum, den See zu durchschiffen und an einem abgelegenen Punkt zu landen. Dann standen ihm drei Wege offen. Entweder er schlug die Richtung nach Kalifornien ein, oder er wendete sich nordwärts nach dem Oregongebiet, oder er ging nach Osten, um Nebraska und Missouri zu erreichen. Jeder von diesen Wegen war weit und gefährlich, jeder führte durch Einöden und Felsengebirge, die nur von Indianern bewohnt wurden. Das nächste Gebiet war Kalifornien, und Wolfram entschied sich dafür, den Weg dorthin einzuschlagen. Er durfte dann hoffen, in ungefähr drei Wochen einen Hafen zu erreichen, in dem er sich nach Europa oder dem östlichen Nord-Amerika einschiffen könne. Freilich fehlten ihm die Geldmittel dazu. Aber er mußte im Hafen vorher so lange arbeiten, bis er sie erlangt hatte.

Er trat in die Höhle zurück. Amelie saß auf dem Moosbett, und unwillkürlich senkten sich ihre Blicke, als sie denen des jungen Mannes begegneten.

— Ich habe mich entschlossen, den Weg nach Kalifornien einzuschlagen, sagte er. Es ist ein weiter und gefährlicher Weg. Werden Sie die Mühen und Entbehrungen desselben mit mir theilen wollen?

— Wie können Sie fragen, Wolfram? sagte Amelie sanft und ruhig. Ich bin entschlossen, Alles zu wagen, um diese Menschen, um dieses Land zu verlassen.

— Gut denn, sagte Wolfram. Es würde sich darum handeln, einen Hafen zu erreichen und uns nach Europa oder sonst wohin einzuschiffen. Doch fehlen mir die Mittel dazu. Besitzen Sie einiges Geld?

— Nein, antwortete Amelie, und wieder senkten sich ihre Augen. Schon in New-York —

Sie vollendete ihren Satz nicht. Aber über Wolframs Gesicht flog eine dunkle Röthe. Er erinnerte sich, daß Amelie ihm dort ihr letztes Geld gegeben hatte.

— Ich werde arbeiten! sagte er dann fest und entschlossen. In sechs Wochen werde ich so viel verdienen können, um die Ueberfahrt für uns Beide zu bezahlen.

— Arbeiten, Wolfram? sagte Amelie mit einem sanften Lächeln, das dem jungen Manne tief in die Seele drang. Das wird Ihnen schwer werden nach so langer Ruhe.

Wolfram wandte sich kurz ab, und während er nach seinen Waffen suchte, sie ordnete und in Stand setzte, lehnte sich Amelie zurück und schien zu versuchen, schlafen zu wollen.

So vergingen zwei Stunden. Der Tag konnte nicht mehr fern sein. Vor Tagesanbruch wollte er die Insel verlassen. Er nahm also einzelne Gegenstände, die ihm jetzt von Werth waren, eine Hacke, einen Hammer, eine Jagdtasche, und stieg die Felsen hinab, um sie in das Boot zu legen. Es that ihm leid, den Kondor zurücklassen zu müssen. Aber mitnehmen konnte er ihn nicht und die Freiheit war dem Vogel gewiß das Liebste.

Unten am Felsen fand er sein Boot nicht auf der Stelle, an der er gelandet war. Er glaubte, sich in der Dunkelheit geirrt zu haben, und suchte weiter. Nirgends fand er das Boot. Der Wellenschlag, der ganz unbedeutend war, konnte es nicht fortgeführt haben. Sollten ihm die Mormonen gefolgt sein und das Boot geraubt haben?

Das war ein unerwarteter und harter Schlag. Jetzt war er der Gnade der Mormonen überlassen. An's Land schwimmen und dort ein anderes Boot nehmen, war nicht nur gefährlich, sondern konnte ihn auch den Mormonen in die Hände liefern. Unentschlossen und ingrimmig stand Wolfram auf den Felsen. Die Dämmerung brach an. Er glaubte

in der Ferne auf dem See zwei schwarze Punkte zu bemerken. Es mußten Böte sein. War die Gefahr so nahe?

Wolfram eilte hinauf zu Amelie. Sie schlief nicht, sie trat ihm entgegen.

— Ein harter Schlag hat uns getroffen, Amelie! rief er finster. Mein Boot ist fort. Wir sind in der Gewalt der Mormonen und ich für mein Theil bin verloren, wenn nicht ein Wunder Rettung bringt.

— Großer Gott! rief Amelie erbleichend. Noch einmal getäuscht? Und jetzt, da ich wieder zu hoffen begann? Entsetzlich! Sind Sie Ihrer Sache gewiß, Wolfram?

— Ganz gewiß! Die Mormonen haben mir in der Nacht das Boot gestohlen, um mir die Gelegenheit zu rauben, zu entfliehen. Diese Insel ist jetzt ein Gefängniß für uns Beide.

— Und giebt es keine Rettung, keinen Ausweg? seufzte die Französin.

— Nein, es sei denn, daß Sie zu den Mormonen zurückkehren und ich mich dazu entschließe, allein das Gebiet von Deseret zu verlassen. Und es ist noch eine Gnade von den Mormonen, wenn sie mir das erlauben. Ich zweifle daran, daß sie es thun werden.

— Ich zurückkehren? Nein, jetzt nicht mehr! rief Amelie. Kein anderes Mittel, kein einziges?

Wolfram stand finsterblickend da. Dann flog ein greller Strahl von Freude über sein Gesicht. Es war ein unheimliches Frohlocken.

— Ja, es giebt noch ein Mittel, ein verzweifeltes! rief er. Es bringt Tod oder Rettung!

— Und welches ist das?

— Ich werde es Ihnen später sagen, jetzt ist es zu früh. Sie würden davor zurückbeben!

Er nahm seine eigene Büchse, dann das Gewehr, das ihm Bertois geschenkt, und die Pistolen und trat vor die

Höhle, um von seinem Felsenvorsprunge aus einen Blick auf den See zu werfen. Er hatte sich nicht geirrt. Zwei große Böte, mit bewaffneten Mormonen bemannt, näherten sich langsam der Insel und schienen einen günstigen Landungsplatz zu suchen.

— Was wollen diese Leute? fragte Amelie, die ihm leise gefolgt war. Mich zurückfordern?

— Wahrscheinlich, und zugleich auch mich bestrafen! antwortete Wolfram mit einem spöttischen Lächeln. Nun denn, Gewalt gegen Gewalt. Ich lasse mir nichts abtrotzen.

— Sie wollen also mit dieser Ueberzahl kämpfen? fragte Amelie.

— Gewiß! antwortete Wolfram. Bitte, gehen Sie in die Höhle, wenn es so weit kommt.

— Aber das würde Ihnen den Tod bringen und uns den letzten Rest von Hoffnung rauben.

— Nein! sagte Wolfram entschlossen. Und wenn es auch wäre — ich muß nun einmal meinen Rachedurst an diesen Mormonen kühlen. Gehen Sie zurück, Amelie. Ich muß mit diesen Leuten sprechen, ehe sie sich der Insel zu sehr nähern. Und dann werden bald Flintenkugeln statt der Worte sprechen. Gehen Sie zurück, ich bitte Sie!

— O Wolfram, sagte Amelie und drückte die Hände vor ihr blasses Gesicht, opfern Sie sich nicht meinetwegen! Reizen Sie diese Menschen nicht. Ich will zurückkehren, wenn es sein muß.

— Nicht Ihretwegen, nein! erwiederte der junge Mann. Ich kämpfe für mich selbst. Gehen Sie!

Die beiden Böte waren jetzt ungefähr einen Büchsenschuß weit von der Insel entfernt.

— Hollah, Ihr Leute! rief ihnen Wolfram mit starker Stimme entgegen. Was wollt Ihr?

— Wer hat danach zu fragen? Wir wollen nach der Insel! lautete die Antwort.

— Das ist meine Insel, und ich verbiete Jedem, sich zu nahen und zu landen.

— Eure Insel? Sie gehört der Gemeinde der Gläubigen, sie gehört zum Gebiet von Neu-Jerusalem. Kein Heide, kein Ausgestoßener darf auf ihr wohnen.

— Gut! Zurück, sage ich Euch, oder Ihr habt eine Kugel zwischen Euch! rief Wolfram.

Die Mormonen ruderten weiter. Wolfram nahm ruhig Bertois' Büchse.

— Ich will sehen, ob sie so gut ist, wie sie aussieht, sagte er, das Gewehr wohlgefällig musternd. Die erste Kugel soll nur den Kiel des Bootes treffen, dicht über dem Wasser!

Er legte den Kolben an die Wange und zielte kaum eine Sekunde lang. Der Schuß donnerte über die Felsen und der helle Schlag, der ihm folgte, verkündete, daß die Kugel Holz getroffen.

Wolfram trat hinter einen Felsen, um jetzt gedeckt zu sein. Im Boote entstand sogleich Verwirrung. Die Mehrzahl der Mormonen zog sich nach dem Hintertheil zurück, damit der Vordertheil sich mehr aus dem Wasser erhebe, und zwei Männer untersuchten das Leck. Die Kugel konnte nur ein geringes Loch geschlagen haben und es war leicht gestopft.

— Sei vernünftig, Wolfram! rief jetzt eine Stimme, die der junge Mann als diejenige Hillows erkannte. Gieb die Französin heraus und geh von der Insel fort. Dann soll Dir Alles vergeben sein und der Gouverneur will Gnade für Recht ergehen lassen.

— Es thut mir leid, Hillow, daß ich Dir eine Bitte abschlagen muß! rief Wolfram hinüber. Aber von Gnade kann nicht die Rede sein. Gebt mir das Boot zurück, das Ihr mir gestohlen habt, und laßt mich mit der Französin meinen Weg wählen, wohin ich will!

— Das geht nicht, Wipky besteht darauf, daß wir die Französin mitbringen, sagte Hillow.

— So kommt nur! rief Wolfram. Aber es thut mir leid, Einige werden d'ran glauben müssen.

— Macht nicht so viel Umstände! rief die Stimme eines anderen Mormonen. Vorwärts!

Die Ruderer setzten ihre Ruder wieder ein. Wolfram hatte die Büchse zum zweiten Male geladen. Er zielte ruhig, nicht lange, und derselbe Mormone, der das „Vorwärts!" gerufen hatte, sank mitten unter seinen Brüdern, wie es schien tödtlich getroffen, nieder.

— Rache! Rache! Nieder mit dem Schurken! tönte es aus dem Boote.

Die Ruderer verdoppelten ihre Anstrengungen. Auch das zweite Boot war der Insel nahe. In wenigen Minuten mußten sie landen.

— Es handelt sich darum, wo sie landen, murmelte Wolfram vor sich hin. Zehn Minuten habe ich noch für mich, denn Hillow wird den bequemen Weg nicht so schnell wiederfinden. Zehn Minuten — also ungefähr zehn Mormonen. Es sind ihrer fünfundzwanzig, bleiben vierzehn. Und dann das letzte Mittel. Gott sei mir gnädig!

Ein Schauer schien ihn zu durchrieseln. Aber schon hatte er wieder die Büchse an der Wange und wieder stürzte ein Mormone. Die Kugeln pfiffen um Wolfram herum, aber er stand durch ein Felsenstück gedeckt und veränderte außerdem jedes Mal seinen Standpunkt. Noch zwei Mormonen fielen, ehe die Böte landeten. Unglücklicherweise für Wolfram wählten sie dieselbe Stelle, auf der sein Boot gelegen hatte, und von dieser führte ein ziemlich bequemer Pfad nach der Spitze der Insel.

— Es wäre Thorheit, noch mehr Zeit zu verschwenden, murmelte er vor sich hin. In fünf Minuten können sie oben sein, und dann wäre es zu spät. An's Werk!

Er eilte zu Amelie, die zitternd und bleich am Eingang der Höhle stand.

— Wenn die Mormonen oben sind, so werden sie mich tödten! sagte er mit einer gräßlichen Entschlossenheit. Aber es giebt noch ein Mittel, zu entfliehen. Wollen Sie sich mir anvertrauen, so befehlen Sie Ihre Seele Gott! Es ist mehr Aussicht, daß wir sterben, als daß wir glücklich diesen Menschen entfliehen. Oder wollen Sie allein zurückbleiben?

— Allein? Auf keinen Fall! Aber welches ist das Mittel? rief Amelie.

— Jener Kondor! sagte Wolfram mit einem eisigen Lächeln. Er soll uns durch die Lüfte tragen!

Amelie stieß einen Schrei des Entsetzens aus. Aber Wolfram gab ihr keine weitere Erklärung. Hastig legte er dem Thiere den Zügel an, befestigte den Ledergurt um den Nacken des Kondors und band dann noch einen Strick um den Leib desselben. Dann hing er die beiden Gewehre um, steckte die Pistolen zu sich und machte den Kondor von der Kette los.

— Es glückt vielleicht, sagte er mit demselben todeskalten Lächeln zu Amelie. Im schlimmsten Falle können wir nur sterben. Schwingen Sie sich sogleich auf den Rücken des Vogels.

— Aber es ist Wahnsinn, Wolfram! Tödten Sie mich, dann ist die Qual vorüber.

— Zum Sterben ist immer noch Zeit! sagte Wolfram. Sind Sie entschlossen?

Amelie näherte sich dem Vogel. Sie zitterte und bebte. Man hörte die Stimmen der Mormonen, die sich gegenseitig zuriefen und sich der Höhle näherten. Wolfram hob Amelie auf den Rücken des Thieres.

— Fassen Sie mit der einen Hand fest diesen Strick, ganz fest, dann mit der anderen meinen linken Arm, meinen Rock oder meinen Kragen, sagte Wolfram. Schließen Sie

dann die Augen und beten Sie zu Gott. Vielleicht thut er ein Wunder, um uns zu retten.

Damit schwang er sich auf den Nacken des Thieres, griff mit der Linken in die Handhabe des Gurtes und nahm die Zügel mit der Rechten. Die Mormonen erschienen auf dem Felsen.

— Vorwärts, Greif! rief Wolfram und blies dem Thier seinen Athem in die Augen.

Es wurde unruhig und hüpfte aus der Höhle. Augenblicklich schien es zu fühlen, daß die Kette nicht mehr an seinem Fuße sei, daß es sich frei bewegen könnte. Es hob die mächtigen Schwingen und war im nächsten Augenblick mitten auf dem Felsen.

— Halten Sie fest, um Gotteswillen! Ich beschwöre Sie! rief Wolfram.

Er selbst war leichenblaß geworden. Das war keine Spielerei, kein bloßer Versuch mehr, das war ein Wagestück auf Tod und Leben. Fast war es Wahnsinn, zu hoffen, daß dieses Unternehmen glücken werde. Aber jetzt war es zu spät.

Während die Mormonen mit den Waffen in der Hand und mit entsetzten Blicken dastanden, während die Katholiken unter ihnen sich unwillkürlich bekreuzten — breitete der Kondor majestätisch seine Schwingen aus und erhob sich einige Fuß hoch über die Erde. Zuerst schien das Gewicht der beiden Personen auf seinem Rücken ihn zu überwältigen, dann aber machte er eine Kraftanstrengung und schwebte empor, immer höher.

Ob Wolfram in diesem entscheidenden Momente an irgend etwas dachte, ob er das Bewußtsein seiner Lage hatte, das möchte sich schwer entscheiden lassen, und ihm selbst erschien das Ganze später nur als ein Traum, als eine Vision. Seine Linke umklammerte mit krampfhafter Gewalt den Griff des Ledergurtes, und ebenso eisern fest fühlte er

die Finger von Amelie's Hand über seinem Knöchel. Er wagte es nicht, zu ihr hinzublicken.

— Schließen Sie die Augen! flüsterte er noch einmal. Und nun sei uns Gott gnädig!

Bald darauf fühlte er, daß die Luft kälter wurde, und als er es wagte, einen Blick hinab zu werfen, erkannte er die Insel, den See und das Thal von Deseret. Der Vogel, dessen Flügel sich zuerst unregelmäßig bewegt hatten, begann jetzt einen regelmäßigeren Flug anzunehmen, strebte aber immer noch aufwärts. Zuerst schloß Wolfram entsetzt die Augen, dann aber dachte er daran, daß es männlicher sei, die Gefahr zu sehen, als ihr mit geschlossenen Augen entgegenzueilen, und er zwang sich, sein Auge offen zu halten. Die Insel unter ihm wurde kleiner und er sah deutlich unter sich die Ufer des See's. Die Farben verloren allmählich ihre grellen Kontraste. Der See wurde blauer, die Felsen des Landes nahmen ein weißliches Grau an. Die Luft wurde kalt, immer kälter.

Jetzt schien der Kondor auf seinen ausgebreiteten Schwingen zu ruhen und zu beobachten. Plötzlich stieß er ein Krächzen aus, wie es Wolfram noch nie von ihm gehört hatte. Es klang beinahe freudig und triumphirend. Wahrscheinlich hatte das scharfe Auge des Thieres die fernen höheren Bergketten des Südens erkannt und der Instinkt sagte ihm, daß dort seine Heimath sei. Denn im nächsten Augenblick schon strebte er nicht mehr aufwärts, sondern begann in gerader Linie weiter zu fliegen — nach Süden, wie Wolfram bemerkte.

Und nun begann der junge Mann eine Reise, wie sie vor ihm vielleicht kein Sterblicher gemacht hatte und von der nur die arabischen Mährchen aus Tausend und Einer Nacht je erzählt haben. Pfeilschnell fühlte er sich durch eine kalte, schneidende Luft getragen. Wenn er das Auge seitwärts wandte — abwärts zu blicken wagte er nicht mehr —

so bemerkte er eine graue, todte Masse, die Felsen des Utah-Gebietes, deren einzelne Zacken sich schnell veränderten. Drüber hinaus zu seiner Rechten sah er zuweilen einen blauen Streif, der etwas heller war, als der Himmel. Es war das Meer, der stille Ocean.

Sonst war der Flug ganz regelmäßig, die Bewegung eine angenehme. Aber allmählich wurde die Kälte unerträglich. Wolfram fühlte einen schweren Druck in seinen Augen, in den Schläfen, an den Ohren, selbst in den Nägeln. Das Athmen wurde ihm schwer. Er fühlte, wie seine Hände erstarben. Er mußte den Kopf umwenden, weil der Wind ihm die Luft benahm, und zum ersten Male fiel sein Blick wieder auf Amelie.

Sie hatte die Augen geschlossen. Ihr Gesicht war blaß, ihre Haut fast bläulich. Mit der Linken hielt sie den Strick gefaßt, ihre Rechte umfaßte noch immer seinen linken Arm. Aber er fühlte, wie der Druck ihrer Finger allmählich schwächer, weniger fest wurde. Auch ihre Finger schienen in der Kälte zu erstarren. Ihr Kopf senkte sich tiefer und tiefer. Er hatte zuerst auf Wolframs Schulter gelegen, jetzt sank er ihm auf die Brust.

Bei dem Anblicke dieses menschlichen Wesens und der Gefahr, in der es schwebte, verließ den Jüngling seine Kraft und er fühlte sich vom Entsetzen, vom Schwindel ergriffen. Wenig fehlte und er hätte den Gurt losgelassen. Aber noch einmal raffte er sich zusammen. Er schloß die Augen. Er wußte nicht mehr, wo er sich befand.

Auch von der Zeit hatte er keinen Begriff mehr. Er wußte nicht, ob Minuten ob Stunden vergingen. Er hatte nur ein einziges Gefühl, das Bewußtsein eisiger Kälte und zunehmender Erstarrung. Dann fühlte er auch, daß Amelie's Kopf tiefer sank.

Wie lange sollte das noch dauern? Wolfram fühlte daß seine Hand erlahmen, daß er hinabgleiten müsse. Und

mit Amelie mußte das noch früher der Fall sein. Bei dem Gedanken an sie öffnete er wieder die Augen und sah nach ihr hin. Schon hielt ihre Linke den Strick nur noch lose umfaßt, ihre Finger waren blau und starr. Schon war ihr Kopf, den sie an Wolframs Brust gelehnt hatte, nur noch ihre einzige Stütze. Sank auch dieser, so mußte sie fallen. Ein kalter Schauer rieselte durch Wolframs Glieder.

Dann aber ermannte er sich wieder zum vollen Bewußtsein seiner geistigen Kraft. Er überlegte klar seine Lage. Die Kräfte des Vogels dauerten auf jeden Fall länger aus, als diejenigen Wolframs und Amelie's. Es ließ sich voraussehen, daß der Kondor nicht eher Rast machen würde, als auf den Felsenspitzen der Kordilleren, seiner Heimath. Wie lange das dauern würde, wußte Wolfram freilich nicht. Er wußte nur, daß er bis dahin nicht in seiner Lage verharren könne. Er mußte also irgend ein Mittel erfinden, den Vogel zu zwingen, sich abwärts zu senken. Aber was war das für ein Mittel? Sollte er ihn durch Schläge auf den Kopf betäuben? Er wollte es versuchen.

Er ließ die Zügel fallen, die er noch immer mit der Rechten hielt, und führte einen scharfen Schlag nach dem Schädel des Vogels. Dieser zuckte zusammen, setzte aber ruhig und gleichmäßig seinen Flug fort. Als Wolfram die Schläge wiederholte, wurde er unruhig und schüttelte sich. Wolfram stieß unwillkürlich einen Schrei aus. Er wäre beinahe hinabgestürzt.

Diesen Versuch also mußte Wolfram aufgeben, wollte er nicht das Schlimmste befürchten. Er versuchte es mit Schmeicheleien. Er rief den Vogel bei seinem Namen, er schnalzte mit der Zunge. Vergebens! Der Kondor schien jetzt nur den Instinkt der Heimath zu kennen. Er strebte nach dem Süden, nach den Kordilleren.

Was war zu thun. Wolfram dachte an ein letztes, verzweifeltes Mittel. Wenn er dem Kondor den einen Flügel

zerschoß, so mußte das Thier sich senken. Aber es war eben so leicht möglich, daß es eine gewaltsame Bewegung machte, daß es im Schmerz die Beiden abschüttelte. Nein, es gab nur noch ein einziges, ein letztes, ein wahnsinniges Mittel.

Langsam, mit festgeschlossenen Lippen, mit dem Gedanken des Todes in tiefster Brust, zog Wolfram das eine seiner Pistolen hervor und spannte den Hahn. Noch zauderte, noch überlegte er, seine Kraft verließ ihn. Seine Hand zitterte und das Pistol entfiel ihr. Es sank hinab, dahin, wohin Wolfram ihm vielleicht bald folgte. Sein Herz schlug kaum noch, als er lauschte. Aber er hörte nicht einmal den Schuß, der doch erfolgt sein mußte, als das Pistol auf die Erde fiel. Er hörte nichts, nichts!

Er nahm das zweite Pistol und spannte den Hahn. Dann wandte er sich zu Amelie.

— Amelie, flüsterte er, verstehen Sie mich noch? Halten Sie fest, nur jetzt fest!

Sie gab keine Antwort, kein Zeichen, daß sie ihn verstehe, daß sie noch Besinnung habe.

— Gott im Himmel, stehe mir bei! sagte Wolfram. Ich thue es nicht für mich, nur für sie.

Er hielt die Mündung des Pistols dicht an den Schädel des Vogels. Er drückte ab. Ein schwacher Knall zitterte durch die Luft. Ein gewaltiger Ruck. Wolfram klammerte sich an den Gurt. Mit der Rechten griff er nach Amelie. Er wußte nicht, ob er sank, ob er stieg. Aber es war ihm, als fühle er die Luft wärmer werden. Eine tödtliche Angst ergriff ihn. Hatte er die Erde noch nicht erreicht? Was war geschehen? Die Flügel des Kondors blieben halb ausgebreitet. Er sah es nicht mehr. Seine Augen schlossen sich. — — —

unruhiges und sich bäumendes Roß zum Stehen zu bringen. Bei dem Anblicke dieses Reiters dämmerte ihm eine unbestimmte Erinnerung auf. Aber sein Geist war so abgespannt, so angegriffen durch die entsetzliche Aufregung der letzten Stunden, daß er sich nicht zu erinnern vermochte, wo er den Reiter zum ersten Male gesehen.

Sein zweiter Gedanke, oder vielmehr seine zweite Bemerkung war, daß er noch lebe, daß er noch auf der Erde sei. Mit diesem Gedanken kehrte auch die Kraft der Jugend, die Kraft des Selbstbewußtseins wieder zurück. Er sprang schnell auf.

In demselben Augenblick fiel er wieder zurück. Seine Glieder waren wie gebrochen. Ein Schwindel ergriff ihn, es wurde ihm dunkel vor den Augen. Doch ging dieser Anfall vorüber. Wolfram konnte sich auf die Kniee erheben und zu Amelie hinüberblicken.

Sie lag halb auf der Erde, halb auf dem Kondor. Ihre eine Hand ruhte noch auf dem Strick. Ihr Gesicht war leichenblaß und nichts an ihr verrieth eine Spur des Lebens.

— Amelie, wachen Sie auf, ich bitte Sie! rief Wolfram von einer plötzlichen Angst ergriffen. Mein Gott, wenn sie todt wäre! O, mein Herr, kommen Sie uns zu Hülfe!

Diese Worte waren an den Reiter gerichtet und von einer flehenden Geberde begleitet.

Dem Reiter war es unterdessen gelungen, sein Pferd zu bändigen. Er stieg ab, band das scheue Roß an den Stamm eines niedrigen Stauches, zog ein kleines Fläschchen aus der Satteltasche und näherte sich nun der seltsamen Gruppe, die von dem todten Kondor, dem knieenden Wolfram und der leblosen Amelie gebildet wurde.

— Goddam! rief er. So etwas habe ich mein Lebtage noch nicht gesehen. Würde den ausgelacht haben, der mir das erzählt hätte. Mann, wo kommt Ihr her?

— Fragt nicht, wenigstens jetzt nicht! rief Wolfram ängstlich. Helft dieser Dame, wenn Ihr könnt. Mein Gott, was hülfe mir Alles, wenn sie todt wäre!

— Todt? Das glaube ich nicht! sagte der Reiter. Das wird fürs Erste helfen. Wartet noch fünf Minuten, Mann, und Ihr werdet sehen, daß sie die Augen aufschlägt.

Er öffnete mit seiner linken Hand Amelie's bläuliche Lippen und träufelte ihr einige Tropfen von der Flüssigkeit aus dem Fläschchen ein. Dann zog er eine Weinflasche hervor.

— So, das ist für Euch! sagte er und reichte ihm die Flasche. Das wird Euch gut thun. Und nun paßt auf. In fünf Minuten ist das Mädchen frisch und munter, wie ein Fisch.

— Gott lohne es Euch! sagte Wolfram, der hastig aus der Flasche trank. Aber ich muß Euch schon gesehen haben. Verzeiht! Mein Kopf ist jetzt so schwach und angegriffen.

— Gesehen? Ich glaube es wohl, sagte der Reiter. Wir haben wenigstens mit einander gesprochen, am letzten Sonntag, in der Mormonen-Niederlassung am Salzsee.

— Ja, dort war es, richtig, das seid Ihr! rief Wolfram. Nun, Mann, sagt mir vor allen Dingen Eins. Wie weit sind wir von Deseret und welche Zeit ist es?

— Es ist halb acht Uhr Morgens und wir sind ungefähr in grader Linie zweihundert englische Meilen von den Mormonen entfernt, antwortete der Fremde.

— Zweihundert Meilen? rief Wolfram und das Wort erstarb ihm auf der Lippe. Herr, dann sind wir in ungefähr zwei Stunden zweihundert Meilen mit diesem Vogel geflogen.

— Der Henker mag Euch das glauben! rief der Fremde. Das ist eine Fabel.

— Eine Fabel? Bei Gott, nein, es ist volle Wahrheit!

rief Wolfram. Oder ist das eine Fabel, daß wir auf diesem Vogel aus der Luft gekommen sind?

— Nein, das ist wahr! Dam! sagte der Amerikaner. Hab's mit meinen eigenen Augen gesehen, würde es sonst gewiß nicht glauben. Hört! Ich komme mit meinem Pferde die Straße gezogen und sehe vergnügt hinauf nach dem blauen Himmel — da entdecke ich hoch oben einen Punkt. Ei, denke ich, das muß ein großer Vogel sein, wie kommt der hierher. Wie ich länger hinaufsehe, ist er endlich grade über mir. Ich ziehe mein Fernrohr heraus und sehe, daß es ein Kondor ist. In dem Augenblick sehe ich aber etwas wie ein Wölkchen —

— Es war mein Schuß! unterbrach ihn Wolfram, der beinahe ängstlich zuhörte.

— Wahrscheinlich, ja, fuhr der Fremde fort. Genug, ich sehe das Wölkchen, und gleich darauf ist es mir, als komme der Kondor näher. Ich denke, ich täusche mich, aber nein, er kam wirklich. Zuletzt sah ich ihn schon mit bloßen Augen ganz deutlich. Mein Pferd sah ihn auch und wurde scheu, und plötzlich fällt die ganze Masse mit einem furchtbaren Schlag hier nieder, fast dicht vor mir. Drei Schritt weiter vor und der Kondor hätte mich todtgeschlagen! Nun, Mann, sagt mir, wie zum Teufel seid Ihr auf diese tolle Idee gekommen?

Wolfram war wenig aufgelegt, sein Abenteuer zu erzählen. Er stammelte in abgerissenen Worten Einiges hervor, was den Fremden den ungefähren Zusammenhang dieses Abenteuers errathen ließ. Er hörte aufmerksam zu.

— Wahrlich, ich selbst wäre kaum auf diesen Gedanken gekommen, flüsterte er vor sich hin. Es muß ein starker Charakter und ein entschlossener Wille sein, der das wagte!

Wolfram hatte diese Worte überhört und sein Auge auf Amelie gerichtet. Zum ersten Male bewegte sie ihre Hand, und Wolfram stieß einen Ruf der Freude aus. Dann öffneten

sich ihre Lippen, sie versuchte zu athmen. Auch ihre geschlossenen Augenlider hoben sich ein wenig.

— Gott sei Dank! Sie wird leben! rief Wolfram frohlockend. Ich danke Euch, Herr!

Er nahm Amelie in seine Arme und versuchte, sie emporzurichten. Aber sie schien noch sehr schwach zu sein. Sie sank immer wieder zurück.

— Hört, Ihr müßt das Mädchen jetzt in Ruhe lassen! sagte der Fremde. Wenn das wahr ist, was Ihr mir erzählt, so hat sie genug ausgehalten. Sie muß sich allmählich erholen. Kommt, wir wollen sie dort in die Sonne setzen, damit sie allmählich zu sich kommt. Das wird besser sein, als eine plötzliche Ueberraschung und gewaltsame Mittel. Kommt!

Sanft aber doch kräftig faßte er Amelie unter den einen Arm, und Wolfram hatte sich jetzt genug erholt, um aufzustehen und seine Freundin unter der anderen Schulter zu stützen. So führten sie Amelie, die Alles ruhig mit sich geschehen ließ, zu einem Felsstück, lehnten sie mit dem Rücken gegen dasselbe und brachten sie in eine sitzende Stellung. Dann rieb ihr der Fremde das Gesicht und die Hände mit Wein. Wolfram betrachtete sie wehmüthig.

— Das arme, arme Mädchen! seufzte er tief. Und das alles um meinetwillen.

— Um Euretwillen? meinte der Fremde. In welchen Beziehungen steht Ihr denn zu ihr?

— Sie ist alles, was ich jetzt auf der Welt habe! rief Wolfram beinahe stolz. Und so wahr mir Gott helfe, ich will es ihr beweisen und zeigen, daß sie mein alles ist! Ja, das will ich!

Der Fremde beobachtete ihn aufmerksam, ohne daß er es bemerkte, und ging dann zu dem Kondor, welcher mit halb ausgebreiteten Flügeln und zerschmettertem Schädel auf der Erde lag.

— Ein herrliches Thier! sagte er. Welche Kraft! Welche Flügel!

— Ja, sagte Wolfram, der ihm gefolgt war, mit einem Seufzer. Es thut mir leid genug um das Thier. Ich hätte lieber zehn Mormonen in das Jenseits geschickt, als diesen prächtigen Vogel. Und er war noch dazu der Retter ihres und meines Lebens.

— Mann, sagte der Amerikaner, denkt jetzt nicht an solche mörderischen Dinge. Habt Ihr schon Gott gedankt? Kniet nieder und betet zu ihm. Er hat Euch durch ein Wunder gerettet.

In jedem anderen Augenblick würde Wolfram eine so gebieterische Aufforderung unmuthig zurückgewiesen haben. Aber die letzten Stunden hatten sein Gemüth erweicht, und ohne zu antworten, sank er auf seine Kniee und seine zitternden Lippen flüsterten ein heißes und inbrünstiges Dankgebet.

— So ist es gut, sagte der Fremde und berührte leicht und vertraulich Wolframs Schulter mit seiner Hand. Und nun sagt mir, Mann, wohin wollt Ihr und was wollt Ihr anfangen?

— Das weiß ich nicht, wahrlich nicht! erwiederte Wolfram gedankenvoll. Ich bin ohne Waffen — er hatte sein Gewehr abgelegt, ehe er den Kondor bestieg — ohne Geld, ohne Nahrungsmittel. Und wo bin ich überhaupt?

— So ziemlich an der Grenze von Kalifornien, sagte der Fremde. Größere Orte sind nicht in der Nähe, kaum einzelne Niederlassungen. Bis zum Meere habt Ihr noch ungefähr dreihundert englische Meilen, wohl auch drüber, und mit der Dame werdet Ihr länger als acht Tage brauchen, um sie zurücklegen, vielleicht auch zehn oder zwölf Tage. Wenn Ihr Euch aber südlich wenden wollt, so trefft Ihr in ungefähr acht Tagen höchstens eine einzelne Niederlassung, die dem Lord Hope gehört.

— Lord Hope? rief Wolfram und schien sich zu besinnen. Ist das nicht auf dem Berge der Wünsche?

— Ich glaube ja, so nennt man den Felsen. Der Lord soll ein menschenfreundlicher Mann sein, und da er ein wenig Sonderling ist, so wird ihn Eure Geschichte interessiren und er wird sich Eurer annehmen. Es ist der nächste Ort, wo Ihr Hülfe finden könnt.

— Nein, nicht zu dem Lord, sagte Wolfram, ich will nichts mit ihm zu thun haben.

— Weshalb nicht? Kennt Ihr ihn und ist er Euer Feind? fragte der Amerikaner.

— Er hat mich tödtlich beleidigt! antwortete Wolfram. Doch genug davon.

Der Amerikaner beruhigte sich jedoch nicht damit und entlockte dem jungen Manne die Geschichte seines unglücklichen Zusammentreffens mit dem Lord.

— Hm! sagte er dann. Wenn Ihr mir's nicht übel nehmt, so seid Ihr im Unrecht gewesen und der Lord im Recht. Mit kaltem Blute solltet Ihr das einsehen.

— Vielleicht ja, erwiederte Wolfram mißmüthig. Aber ich habe dem Lord Rache geschworen und jedenfalls mag ich keinen Dienst von ihm annehmen. Brechen wir davon ab.

— Wie Ihr wollt! sagte der Amerikaner. Aber Ihr werdet doch einsehen, daß Ihr mit dem Mädchen nicht plan- und zwecklos durch diese Wildniß ziehen könnt?

— Ich sehe es ein, sagte Wolfram düster. Aber was soll ich thun? Ich bin rathlos.

— Nun, so hört mich an! sagte der Fremde. Wie ich Euch in der Mormonenstadt sagte, bin ich auf einer Reise nach Nebraska begriffen. Mein Ziel ist bald erreicht. Meine Pistolen reichen als Waffen für mich aus, und da ich Euch als einen muthigen und verwegenen Burschen kennen gelernt habe, so will ich Euch einen Gefallen thun und Euch meine Büchse schenken, natürlich auch die Munition dazu. Ferner

will ich Euch von meinem Zwieback und Wein so viel abgeben, als ich entbehren kann. Und da Ihr wahrscheinlich auch baares Geld braucht, so will ich das beilegen und Ihr werdet mir es später zurückschicken. Nun?

— O, ich bin Euch von Herzen dankbar! sagte Wolfram, wirklich ergriffen. Nicht nur meinetwillen, denn ich käme schon so, wie ich bin, durch die Welt, aber des Mädchens wegen. Und wohin soll ich das Geld zurückschicken? Wo wohnt Ihr?

— Gebt es in New-York an Nathan Brothers und Comp., erwiederte der Fremde. Dann werde ich es sicher erhalten. Und nun noch das Beste, was ich Euch geben kann: einen guten Rath. Ihr seid Architekt, wie Ihr mir bei den Mormonen gesagt habt. Ich zweifle nicht daran, daß Ihr etwas Tüchtiges leisten könnt, wenn Ihr nur wollt. Ich habe die neuen Anlagen bei den Mormonen gesehen, die nach Euren Entwürfen begonnen sind, und sie gefallen mir. Geht also nach New-York und wendet Euch an Nathan Brothers und Comp. Ich werde sie benachrichtigen, und wenn Ihr Euch meldet, so werden sie sich Eurer annehmen. Dann könnt Ihr es in kurzer Zeit zu etwas Vernünftigem bringen!

— Nun, ich hätte nicht gedacht, daß ich in dieser Wildniß so guten Trost finden würde! sagte Wolfram und schüttelte die Hand des Reisenden, die ihm dieser nur mit einigem Zögern reichte. Ich nehme Euer Anerbieten an und hoffe Euch bald dankbar zurückerstatten zu können, was Ihr mir anbietet. Also nach New-York soll ich gehen, meint Ihr?

— Ja, macht Euch auf den Weg nach Louisiana, Ihr werdet es zwar langsam, aber sicher erreichen. Und seid Ihr erst am Red-River, so ist es nach New-York nicht weit.

Darauf holte er seine Büchse und die Munition, theilte seine Vorräthe von Eßwaaren mit Wolfram und gab dann dem Letzteren noch einen Bankschein.

— Tausend Dollars? rief Wolfram. Das ist zu viel, das brauche ich nicht.

— Um so besser! sagte der Fremde. Braucht davon so viel, als Ihr nöthig habt, und gebt das Geld an Nathan Brothers zurück. Auch habe ich keine anderen Scheine. Und nun, wie ich sehe, ist die Dame wieder gesund und ich muß meinen Weg fortsetzen. Reiset glücklich und werdet ein braver Mann!

— Amelie soll Euch danken! rief Wolfram, als er den Fremden auf sein Roß zugehen sah.

— Keinen Dank! erwiederte dieser abwehrend. Und ohne Zögern stieg er auf sein Pferd, grüßte mit der Hand, gab dem Pferde die Sporen und sprengte davon.

Die Versuchung.

Hätte Albert Herrera in dem Augenblick, als er stürzte, noch einen Funken von Geistesgegenwart, von Bewußtsein seiner Lage gehabt, so würde er den Zwischenfall, der ihn auf diese Weise dem Bereich des entsetzlichen Unwetters entzog, mit einem Freudenrufe und nicht mit dem Seufzer eines Sterbenden begrüßt haben.

Dieser Sturz war das Einzige, was ihn und seine schöne Freundin retten konnte, und als er wieder zur Besinnung gekommen war, als er sein mattes, brennendes Auge geöffnet hatte, ahnte er, daß dem so sei. Er befand sich in einer Höhlung, die ungefähr zehn Fuß tief war und deren regelmäßige Wände darauf schließen ließen, daß sie nicht von der Natur, sondern von Menschenhand gebildet worden. Er erkannte, daß es eine verfallene Cisterne sei, wie man sie häufig in der Wüste findet und die dazu dienen, das wenige Regenwasser, das möglicher Weise fällt, aufzufangen.

Aber obgleich Albert diese Bemerkung machte und obgleich ihn ein Gefühl von Freude durchbebte, so war er doch zu schwach, zu ermattet, um für den Augenblick weiter darüber nachzudenken. Er schloß die Augen und versank in einen Zustand tiefer Abspannung und Betäubung.

Noch schien das Unwetter übrigens nicht nachgelassen zu haben, denn in seinen Träumen glaubte Albert noch das Rauschen des Samums zu hören. Als er jedoch zum zweiten Male erwachte, sah er den blauen Himmel über der Oeffnung der Cisterne. Dieser Anblick belebte seine Kraft. Er richtete sich auf.

Neben ihm, immer noch halb von seinem linken Arm umfaßt, lag Judith, ganz in ihre weiten Gewänder und Schleier gehüllt, regungslos. Unter ihm lag das Pferd, das todt zu sein schien. Erst jetzt erinnerte sich der junge Mann der Einzelnheiten, die dem Sturze vorausgegangen waren, aber auch nur dunkel.

Lebte Judith noch? Das war sein erster Gedanke. Jetzt sollte er sie zum ersten Male sehen. In der Nacht, die dem Samum voraufgegangen war, hatte er sie nur verhüllt gesehen. Und nun war sie vielleicht todt!

Vorsichtig, mit zögernder Hand, zog Albert den Schleier von ihrem Gesichte, und seine überraschten Blicke fielen auf ein bleiches, todtenähnliches Antlitz von wunderbarer Schönheit, das durchaus nicht den Stempel jüdischer, kaum den der orientalischen Abstammung trug. Zuerst fiel ihm ihr reiches, schönes, lockiges Haar von kastanienbrauner Farbe auf, dann die Brauen, stark und doch fein gezeichnet. Die feine Nase war nur wenig gebogen und der kleine Mund so wunderbar schön, selbst jetzt, wo er geschlossen war, daß Albert sich nicht erinnern konnte, je einen schöneren Schwung der Linien gesehen zu haben. Ueber die Farbe der Augen konnte er nicht urtheilen, denn diese Augen waren fest geschlossen.

Einige Minuten lang blieb Albert in das Anschauen

dieser Schönheit versunken. Er bewunderte diese Formen, die fast von Marmor zu sein schienen, er bewunderte den Hals, das klassisch schöne Aufschwellen des Busens, den das verschobene Gewand nur halb verdeckte. Dann aber überkam ihn jenes unheimliche Gefühl, das Jeder empfindet, der nicht weiß, ob es das Leben oder der Tod ist, den er vor sich sieht. Judith schien in der That Marmor zu sein. Denn nichts regte sich an ihr.

— Meine Freundin, meine theure Freundin, erwachen Sie! rief der junge Mann und legte die Hand auf ihre Stirn. Sie. war kalt.

Wie sollte Albert sich Gewißheit verschaffen, ob sie lebte? Mit ängstlicher Hast suchte er in seinen Gedanken nach einem Mittel, seine schöne Gefährtin in das Bewußtsein des Lebens zurückzurufen. Eine Nadel, mit der ihr Kleid über dem Busen befestigt gewesen war und die jetzt lose niederhing, fiel ihm in's Auge. Rasch nahm er sie und berührte mit der Spitze derselben die weiße Schulter Judiths. Sie zuckte zusammen.

— Gott sei Dank! Sie lebt! rief Albert freudig. Und sich selbst aufrichtend, suchte er die Jüdin mit sich emporzuziehen. Vielleicht rief die Bewegung das erwachende Leben ganz zurück.

Es gelang ihm. Mit einem schmerzlichen Stöhnen versuchte Judith die Augen zu öffnen, und matt, noch immer ohne Bewußtsein, sank sie an die Brust des jungen Mannes, der sich bemühte, sie zu stützen. Dann schloß sie wieder die Augen.

— Judith, meine liebe Freundin! rief der Franzose. Erwachen Sie! Wir sind gerettet!

Bei dem Ton dieser kräftigen und klangvollen Stimme bebte sie zusammen und öffnete mit einer gewaltsamen Anstrengung die Augen. Sie waren schön, schöner noch, als Albert vermuthet hatte — von jenem hellen, klaren Braun,

in dem sich die Zärtlichkeit, die Schwärmerei mit der Kraft und Innigkeit vereinigt.

— Sie sind es! Mein Gott, wo bin ich? rief sie, und in der ersten Regung jungfräulicher Schüchternheit fuhr sie erschreckt zurück und suchte sich aus seinen Armen loszumachen. Aber sie war noch zu schwach. Ihre Arme sanken nieder und mit ihnen ihr Haupt.

— Ich bin es, der Franzose, den Sie so großmüthig retten wollten und dem es gelungen ist, mit Ihnen zu fliehen! rief Albert. Erinnern Sie sich! Ich bin Ihnen kein Fremder mehr!

— Ich weiß, ich weiß! flüsterte sie matt und in der Sprache der Eingeboren von Algier, die Albert gut genug verstand. Ich besinne mich! Sie sind der junge Mann! Ich danke Ihnen! Aber lassen Sie mich — ich will mich setzen. Ich bin zu schwach, um zu stehen.

An der Bewegung, die sie unwillkürlich machte, fühlte Albert, daß sie sich seinen Armen entziehen wolle, und er achtete diese Regung weiblicher Schamhaftigkeit. Er ließ sie langsam und sanft niedergleiten, so daß sie auf dem Sattel des Pferdes saß.

— Ein Zufall hat uns gerettet, sagte er dann. Wir sind in diese Cisterne gestürzt und das Unwetter ist über uns dahin gezogen. Vielleicht sind wir die Einzigen, die gerettet worden. Freilich — freilich — doch daran wollen wir später denken!

— Woran? fragte Judith, die mit gesenktem Kopf und in todesmatter Haltung dasaß.

— An die Zukunft, antwortete Albert. An die Möglichkeit, Menschen zu erreichen.

Judith seufzte, antwortete aber nicht weiter. Auch Albert versank in Nachdenken.

— Ich will die Cisterne verlassen, um nachzusehen, was aus dem Zuge geworden ist, sagte er dann. Die Lebenden

werden mir nicht mehr schaden, es werden ihrer nicht Viele sein! Und die Todten habe ich nicht zu fürchten.

— Sie wollen mich verlassen? rief Judith ängstlich, als sie sah, daß er an die Wand der Cisterne trat.

— Ja, aber nur, um bald zurückzukehren, erwiederte Albert. Vielleicht finde ich Einiges, was uns auf unserer Reise von Nutzen sein kann.

— Aber wenn die Kabylen Sie sehen! Man wird Sie tödten! rief Judith.

— Ich werde vorsichtig sein! sagte Albert. Ich werde nicht an mich, sondern an Sie denken.

Es war nicht leicht, die Wand der Cisterne emporzuklimmen. Aber zum Glück hatten sich die Fugen der Backsteine, mit denen die Wände ausgelegt waren, gelockert, und Albert konnte sich mit einiger Mühe emporarbeiten. Er sah zuerst vorsichtig über den Rand der Cisterne hinweg. Nichts, nichts war auf der weiten Wüste zu erblicken.

Nun sprang er hinaus und schüttelte den Staub von seinen Kleidern. Er war vertraut mit diesem trostlosen Anblick entsetzlicher Leere, der sich ihm darbot. Aber bei dem Gedanken, daß kurz vorher noch ein Zug kräftiger Menschen über diese Fläche gezogen, und daß von ihnen jetzt Keiner mehr unter den Lebenden sei, daß sie Alle der tückische Sand der Wüste decke — bei diesem Gedanken überlief ihn doch ein Grausen. Es wäre ihm lieb gewesen, wenigstens noch ein menschliches Wesen zu sehen, der Franzose würde selbst dem befeindeten Kabylen die Hand geschüttelt haben. Aber da war Niemand, dem er zurufen konnte. Keine Gestalt ragte empor über die unendliche Ebene.

Es war für Albert nicht so leicht, zu ermitteln, von welcher Seite er überhaupt gekommen war, woher der Samum geweht hatte. Er beschrieb deshalb einen weiten Umkreis rings um die Cisterne und traf glücklich auf den Leichnam von Judiths Pferde. Dies deutete ihm die Richtung an

und bald fand er noch andere Leichen von Pferden und Leichen von Kabylen. Sie waren jedoch spärlicher, als er geglaubt hatte. Nicht etwa, daß die Mehrzahl der Araber dem fürchterlichen Samum entronnen wäre — im Gegentheil, Albert hätte Jeden am Horizont sehen müssen, der noch lebte — aber die meisten von ihnen lagen so tief im Sande begraben, daß Albert keine Spur von ihnen entdecken konnte und daß selbst sein über sie hinwegschreitender Fuß sie nicht fühlte.

Aber sollten denn auch alle Pferde todt sein? Albert bezweifelte dies. Thiere ertragen am Ende doch mehr, als Menschen. Freilich wußte er nicht, wie lange der Samum nach seinem Sturz in die Cisterne noch angehalten hatte. Er untersuchte also aufmerksam die Körper aller Thiere, die er fand, und es gelang ihm wirklich, zuerst eins und dann noch ein anderes Pferd aufzufinden, die Zeichen des Lebens von sich gaben. Er befreite sie von dem Sande, der auf ihnen lag, reinigte ihnen die Augen, die Nasenlöcher und das Gebiß vom Staub und bemerkte zu seiner Freude, daß sie allmählich anfingen, sich zu erholen.

Dann suchte er nach Waffen. Das war eine leichtere Aufgabe. Jeder von den Kabylen hatte seine Flinte und seinen Yagatan, viele auch Pistolen bei sich gehabt. Albert suchte sich zwei der besten Flinten aus, wählte einige Pistolen von der Menge, die ihm zur Auswahl standen, nahm die Munition dazu und versuchte dann die Leichen von denjenigen Kabylen aufzufinden, die mit der Sorge für die Lebensmittel beauftragt gewesen waren. Aber es war ihm unmöglich, irgend einen von diesen zu finden. Das stimmte seine Hoffnung herab. Wie sollte er ohne Lebensmittel den weiten Weg durch die Wüste zurücklegen?

Dann dachte er auch an Judith und er bemühte sich, die Leichen ihrer Dienerinnen zu finden. Hier war er glücklicher. Er fand die eine, und als er das Gepäck des Pfer-

des derselben untersuchte, fand er ein Kästchen, das die nothwendigsten Gegenstände für die Toilette einer arabischen Dame zu enthalten schien und wahrscheinlich für Judiths Gebrauch bestimmt gewesen war. Dann kehrte er zu den beiden Pferden zurück, die sich jetzt so weit erholt hatten, daß sie schon auf den Vorderfüßen knieten, und nun entdeckte er zu seiner großen Freude auch noch einen Sack mit Datteln, den wahrscheinlich einer der Kabylen auf seiner verzweifelten Flucht von sich geworfen hatte. Für Albert war dieser Fund werthvoller, als selbst die Waffen, und jetzt einigermaßen zufriedengestellt, kehrte er mit seinen Schätzen zu der Cisterne zurück.

Judith saß noch immer mit gesenktem Kopfe auf dem Rücken des todten Pferdes.

— Mademoiselle! rief Albert hinab. Wir sind nicht ganz so verlassen, wie Sie vielleicht glauben. Zwei Pferde leben noch, wir können sie benutzen, und ich habe Waffen und Datteln, auch etwas für Sie! Sehen Sie! Gehört Ihnen dieses Kästchen nicht? Ich habe es bei einer der Frauen gefunden.

Judith erhob ihre schönen Augen mit einem zwar wehmüthigen, aber dankbaren Ausdruck.

— Ja, ich kenne es. Es enthält Einiges von meiner Garderobe. Wir können also unseren Weg fortsetzen? Aber wohin wollen wir gehen? Und lebt Keiner von den Kabylen mehr?

— Keiner, wie es scheint, antwortete Albert. Wohin wir reisen wollen? Nun, nach Norden, oder Westen, oder Osten. Nach Süden dürfen wir nicht, da ist die große Sahara. Aber haben Sie jetzt vielleicht Kräfte genug, die Cisterne zu verlassen? Ich werde Ihnen den Riemen von dieser Flinte hinabreichen. Versuchen Sie es, mit Hülfe desselben so hoch zu kommen, daß ich Ihnen die Hand reichen kann. Glauben Sie, daß Sie kräftig genug sind?

— Ich glaube es, antwortete Judith, sich erhebend. Jedenfalls darf ich hier nicht bleiben.

Es war eine mühsame Arbeit, aber die Jüdin entwickelte mehr Kräfte, als Albert erwartet hatte. Mit beiden Händen den Riemen fassend und die Fußspitzen in die Fugen der Steine setzend, gelang es ihr, sich so hoch zu erheben, daß Albert ihre Hände erfassen konnte. Nun zog er sie ganz zu sich hinauf.

Es war dies nicht möglich, ohne daß Albert die schönen Schultern des Mädchens berührte, was ihr ein wiederholtes Erröthen entlockte.

— Ich danke Ihnen, mein Herr, sagte sie, als sie oben war. Sie haben mehr für mich gethan, als je ein anderer Mensch in der Welt. Ich muß von jetzt ab Ihre Sklavin sein!

— Sklavin? rief Albert. Nimmermehr! Kann es je einen größeren Edelmuth gegeben haben, als den Sie mir in der vergangenen Nacht bewiesen? Ich muß Ihnen dankbar sein, denn sie wollten sich für mich opfern! Nun, der Himmel hat es anders und besser gefügt. Wir sind Beide gerettet, und vor uns liegt kein anderes Hinderniß mehr, als die Wüste.

— Glauben Sie, daß mein Vater — ich wage seinen Namen kaum vor Ihnen zu nennen! — glauben Sie, daß er todt ist, oder daß er noch lebt? fragte Judith dann ängstlich.

— Fürwahr, ich kann ihnen keine Antwort darauf geben, erwiederte Albert. Die Möglichkeit seines Todes ist vorhanden, wenn er sich in jener Höhle befand. Denn ich glaube nicht, daß noch Andere, als wir fünf Männer, sie lebend verlassen haben. Befand er sich aber nicht in jener Höhle, so glaube ich, daß er noch lebt.

— Und wollen Sie nun den graden Weg nach Algier einschlagen? fragte Judith seufzend.

— Die Frage ist leicht, die Antwort schwer, erwiederte

der junge Offizier. Selbst wenn ich die Richtung genau wüßte, wäre das Unternehmen gewagt, denn wir würden zuerst Kabylenstämme erreichen und ich müßte bei diesen bleiben, würde auch vielleicht zum zweiten Male entdeckt werden. Uns nach Westen zu wenden, nach Marokko, ist ebenfalls gefährlich. Die Marokkaner machen jeden Fremden zum Sklaven, und es würde mir wenig helfen, mich dort für einen Araber auszugeben. Das Beste wäre, Tunis oder Tripolis zu erreichen, wo wir uns an die französischen Konsuln wenden könnten. Es ist freilich der weiteste Weg. Was meinen Sie?

— Was ich meine? rief Judith und ihr Gesicht nahm den Ausdruck der tiefsten Ergebenheit und Verehrung an. O, Herr, ich kann nichts meinen, nichts bestimmen. Ich gebe mein Leben, mein Alles in Ihre Gewalt. Fragen Sie nach nichts, bestimmen Sie Alles, wie Sie es wollen. Ich werde Ihnen blindlings folgen. Sie sind mein Herr, mein Gebieter!

— Sprechen Sie nicht so! sagte Albert ernst. Doch lassen wir das jetzt. Wir haben fürs Erste an unsere Reise zu denken. Auf jeden Fall wollen wir uns anfangs nördlich halten, denn dort finden wir die ersten Oasen und die ersten Menschen. Jetzt werde ich nach den Pferden sehen. Ah, sie haben sich schon aufgerichtet! Diese Pferde sind prächtige Thiere. In einer Stunde werden sie im Stande sein, uns zu tragen. Ich werde ihnen einige Datteln geben.

Er begann nun, den Pferden Sättel anzulegen — für Judith einen Frauensattel, den er glücklich noch fand — und sie mit Allem, was ihm für die Reise nöthig schien, zu bepacken. Die armen Thiere verschlangen die Datteln — sonst eben nicht ihre Lieblingsspeise — mit einem wahren Heißhunger und wieherten traurig nach ihren früheren Gefährten.

Schon zeigten sich auch andere bedenkliche Anzeichen, daß es nöthig sei, den Ort zu verlassen. Die Aasgeier

schwebten bereits über der Stätte des Todes und hin und wieder zeigte sich ein schleichender Wolf oder ein Schakal in der Ferne. Diese Thiere pflegen stets den Karavanen zu folgen. Sie ziehen auch dem Samum nach, weil sie wissen, daß er ihnen stets reiche Beute bringt. Zwar greifen die Wölfe selten lebende Menschen an. Aber es schien doch bedenklich, in ihrer unmittelbaren Nähe zu bleiben.

Albert führte die beiden Pferde, die mit jedem Augenblicke munterer wurden, zu Judith, die während dieser Zeit flüchtig ihren Anzug geordnet und zum Theil erneuert hatte.

— Die Nacht ist nicht mehr fern, sagte Albert. Aber wir wollen die Nacht durch reiten. Dann, hoffe ich, werden wir mit Tagesanbruch in der Nähe einer Oase sein. Es wäre ohnehin traurig, in dieser Wüste allein übernachten zu müssen. Ich habe freilich zwei Zelttücher aufgefunden. Aber die Ruhe unter Palmen ist jedenfalls angenehmer. Nun, seien Sie guten Muthes, Mademoiselle! Ich hoffe, wir Beide werden unser Vaterland wiedersehen!

Lächelnd — denn er fühlte, daß er Judith aufheitern müsse — reichte er ihr mit ächt französischer Galanterie und mit der Grazie eines vollendeten Kavaliers die Hand, um ihr beim Aufsteigen behülflich zu sein. Judith erröthete abermals, als ihre Hand in der seinen ruhte. Albert schien es nicht zu bemerken. Dennoch wallte in ihm eine Erinnerung an jenes Gefühl auf, das er zum ersten Mal empfunden, als er mit der schönen Ohnmächtigen an seiner Brust durch den Samum sprengte, und auch über sein Gesicht verbreitete sich eine Gluth, die er dadurch zu verbergen suchte, daß er sich schnell in den Sattel schwang. Dann bemühte er sich, die Kraft seines Pferdes zu erproben.

— Diese Kabylenpferde sind von einem prächtigen Schlage! rief er zufriedengestellt. Vor einer Stunde noch lag dieses Thier im Sterben und jetzt zweifle ich nicht daran, daß es ohne Anstrengung den ganzen Weg zurücklegen wird. Wie

ist Ihr Pferd, Mademoiselle? Ein wenig schwach, wie es scheint. Aber um so besser! Sonst würde es nicht so geduldig den Damensattel tragen.

Die Beiden ritten neben einander, doch so, daß Albert das Gesicht Judiths nicht sehen konnte. Er fühlte auch augenblicklich kein Bedürfniß zum Sprechen. Sein Geist war vollständig von Gedanken über seine neue und so plötzlich veränderte Lage erfüllt. Welchen Wechsel von Schicksalen hatte er in der letzten Zeit erlebt! Zuerst ein geheimer Abgesandter der Franzosen und als angeblicher Freund Achmet-Bey's freundschaftlich von den Kabylen aufgenommen. Dann verdächtigt, dann durch ein Wunder aus der Höhle gerettet, dann in die weite Ferne nach einem abenteuerlichen Ziele gesendet, dann vollständig entdeckt, dem Untergange nahe, und nun doch gerettet, allein in der Wüste mit einem Mädchen, wie er es schöner fast nie gesehen hatte, mit einem Mädchen, das durch Dankbarkeit und durch die Nothwendigkeit an ihn gekettet war! Wirklich, manchmal glaubte er zu träumen, und die weite Wüste, die sich wie ein unendliches Nichts rings um ihn her erstreckte, schien seinen Glauben zu bestätigen, daß er sich in einer körperlosen Welt, in einem Reich der Träume befinde. Zuweilen, wenn er zufällig an Paris, an sein vergangenes Leben dachte, mußte er unwillkürlich den Kopf schütteln. War er wirklich derselbe, der er damals gewesen? Waren es dieselben Augen, die damals das glänzende Paris betrachtet hatten und jetzt auf dem Sande der Wüste ruhten? War es dasselbe Herz, das damals durch nichts mehr zu erregen gewesen, und das jetzt unwillkürlich heftiger schlug, wenn er an die Schönheit seiner Begleiterin und an sein Verhältniß zu ihr dachte?

Er überließ sich einige Stunden diesen Träumereien, die durch Gedanken an die unmittelbar vor ihm liegende Zukunft unterbrochen wurden. Was während der Zeit in dem Herzen Judiths vor sich ging, das konnte er nicht wissen,

auch nicht einmal ahnen. Sie wandte nie das Gesicht zu ihm hin. Auch war der obere Theil desselben durch einen Schleier bedeckt. Die Zügel ihres Pferdes führte sie mit vieler Geschicklichkeit und mit derjenigen Kraft, die nur den Frauen eigen ist, die gewöhnt sind, auf solche Art zu reisen.

— Nun, Mademoiselle, unterbrach endlich, als es bereits ganz dunkel geworden war, Albert das Schweigen — nun, werden Sie stark genug sein, die Nacht über im Sattel zu bleiben?

— Ich glaube es, antwortete Judith. Sie müssen ja von der letzten Zeit her wissen, daß mir diese Art zu reisen nichts Neues ist. Und die Nacht ist nicht lang.

— Aber sie wird Ihnen lang werden, wenn ich so schweigsam bin, wie bisher, sagte Albert.

— O, erwiederte sie mit ihrer sanften, wohlklingenden Stimme, ich will nicht unbescheiden sein und Ihr Anerbieten, mich zu unterhalten, zurückweisen. Aber ich bin daran gewöhnt, Tage lang im Nachdenken und ohne ein Wort zu sprechen, zu verbringen. In den letzten vierzehn Tagen habe ich nur mit meinen Begleiterinnen zuweilen einige Worte gewechselt.

— Aber wurde Ihnen diese Enthaltsamkeit nicht schwer im Vergleich zu dem Vergnügen, das Ihnen früher Oran bot? fragte Albert. Der Kontrast muß ein großer gewesen sein!

— Ganz im Gegentheil, Sie irren! rief Judith. Ich lebte in Oran so eingezogen, wie nur möglich. Ich sah Niemand, als meinen Vater und meine Dienerinnen, und mit diesen sprach ich nur wenig. Mein Vergnügen bestand in Oran darin, allein zu sein.

— Seltsam genug! sagte Albert. Und doch waren Sie eine der gefeiertsten Schönheiten in jener Stadt?

— O, was giebt Ihnen Veranlassung, eine so unwahre Schmeichelei auszusprechen?

— Unwahr? rief Albert. Nun, als ich in Oran war, hörte ich überall die Schönheit der Tochter Eli Baruch Manasse's rühmen, und ich muß hinzufügen, auch überall ihre Tugend. Ich selbst habe Sie damals nicht gesehen und ich bekenne offen, daß mich etwas überrascht hat, als ich Sie heut zum ersten Male sah. Ich glaubte eines jener orientalischen Gesichter zu finden, von denen uns die Dichter des Morgenlandes so viel erzählt haben, und ich war etwas erstaunt darüber, zu sehen, daß die Farbe Ihres Haars und ihrer Augen heller war, als ich vermuthen durfte.

— Ja, sagte Judith nach einigem Zögern, ich glaube, daß dies Vielen auffallen würde. Aber, mein Herr, ich kann Ihnen das erklären. Sie dürfen Vertrauen von mir fordern und ich andererseits fühle die Pflicht, es Ihnen zu beweisen. Vielleicht habe ich Niemand mehr auf der ganzen Welt, zu dem ich in einem so nahen Verhälnisse stehe, wie zu Ihnen. Ich will Ihnen deshalb ein Geheimniß mittheilen, das bis jetzt, glaube ich, noch Niemand, und am allerwenigsten durch mich erfahren hat. Sie kennen meinen Vater. Ich darf ihn nicht tadeln, aber ich kenne seinen Charakter, und ich glaube, daß er von jeher nur an Gewinn und an die Güter des gewöhnlichen Lebens gedacht hat. Er war schon in seiner Jugend ein reicher Mann. Auch meine Mutter war die Erbin eines ansehnlichen Vermögens und es wurde von den Eltern bestimmt, daß die beiden jungen Leute sich heirathen sollten. Es geschah, und die Ehe, in deren ersten Jahren ich geboren wurde, schien eine glückliche zu sein und war es auch vielleicht. Vor ihrem Tode aber — ich war damals zwölf Jahr alt und bereits ein verständiges Kind — theilte mir meine Mutter mit, daß sie damals einen Engländer geliebt habe und nur durch den Zwang ihrer Eltern die Gattin ihres Mannes geworden sei. Sie sagte mir auch, daß sie nach ihrer Heirath die Verbindung mit jenem Engländer nicht aufgegeben habe, und gab mir die bestimmte

Versicherung, ich sei das Kind ihres Geliebten und nicht Eli Baruch Manasse's.

Mein Vater wußte das nie, hat es auch nie geahnt. Er liebte mich, schon während meine Mutter noch lebte, mit einer fast thörichten Leidenschaft, die noch wuchs, als meine Mutter gestorben war. Er kannte nichts auf der Welt, als Gold und Silber und außerdem mich. Er überwand seinen Geiz so weit, daß er mir Alles gewährte, was ich nicht einmal verlangte — denn meine Neigungen waren stets bescheiden. Er hielt mir eigene Sprachlehrer, er gab mir eine Erziehung, ich will nicht sagen über meinen Stand, aber weit über die Sitten unseres Volkes hinaus. Er betrachtete mich als seinen größten Schatz, den er in das hellste Licht setzen wollte, als einen Diamant, der möglichst kostbar gefaßt werden müßte. Wie sehr er mich liebte, das können Sie daraus ersehen, daß er meinetwegen zum Verräther an Ihnen wurde, daß er Ihr Leben auf's Spiel setzte, um sich seine Tochter zu retten! Verzeihen Sie ihm!

Ich habe Ihnen schon gesagt, daß meine Neigungen sehr einfach waren. Ich machte deshalb keinen verschwenderischen Gebrauch von der Vorliebe meines Vaters für mich. Je älter ich wurde, desto bestimmter entschied sich mein Geschmack für das Einfache und rein Geistige. Mit den Familien meines Volkes wollte ich nicht verkehren, weil sie mich anwiderten, und in die Salons Ihrer Landsleute zu gehen, um dort als eine Kuriosität angestaunt zu werden, sagte mir ebenso wenig zu. Ich führte deshalb mit meinen Büchern, meinem Klavier und meinem Malkasten ein eingezogenes und abgeschlossenes Leben. Ich wußte es kaum, daß ich eine Jungfrau geworden war, und die Andeutungen meines Vaters, daß es bald Zeit sein würde, mich zu verheirathen, ließen mich nicht nur kalt, sondern erfüllten mich sogar mit einem unbestimmten Grauen. Ich hatte aus meinen Büchern, aus dem Verkehr mit den großen Geistern aller Nationen

gelernt, daß man einen Mann lieben müsse, um ihm ewig anzugehören. Und noch empfand ich nichts von Liebe, noch wußte ich nicht, was die Liebe sei.

Wen sollte ich auch heirathen? Unter allen jungen Männern meines Volkes, die mir mein Vater zuweilen vorstellte, befand sich keiner, den ich nicht mit Widerwillen und Abscheu betrachtet hätte. Die Juden nehmen in Algier eine traurige Stellung ein, und großentheils durch ihre Schuld. Sie denken nur an Geld und Gewinn. Sie betrügen die Franken und die Eingeborenen. und werden von beiden verachtet. Einen Mann aus diesem Volke konnte ich nicht lieben, um so weniger, da Christenblut in meinen Adern floß. Aber wenn ich nun auch einen von Ihren Landsleuten, einen von den Männern, die täglich nach meinem Fenster hinaufsahen, geliebt hätte? Ich wäre unglücklich und thöricht gewesen. Ein solcher Mann konnte mich nie heirathen, und wenn er es that, so geschah es nur, weil ich reich war und weil mein Reichthum die Schmach, die er sich dadurch in den Augen seiner Landsleute anthat, weniger groß erscheinen ließ. Ich fühlte, daß ein Christ, der mich heirathete, sich selbst verachten müsse, und einen solchen Mann konnte ich nicht lieben. So stand ich also ganz allein da und erwartete mit Bangigkeit die Zeit, in der mein Vater stärker in mich dringen würde, mich zu verheirathen. Der räuberische Anfall der Kabylen machte meinen Besorgnissen ein Ende. Soll ich sagen zum Glück oder zum Unglück? —

Die Aufschlüsse, die Albert hier erhielt, waren ihm neu und überraschend. Er fand in diesem Mädchen mehr, weit mehr, als er erwartet hatte. Der Zufall hatte ihn mit einem jener seltsamen Wesen zusammengeführt, die, wie er bisher geglaubt, nur in der Phantasie der Dichter existirten. Unwillkürlich begann er eine Reihe von Fragen, um tiefer in die Seele seiner Begleiterin einzudringen, und mit jeder Minute wuchs sein Erstaunen. Er fand einen Geist, der

dem seinigen nicht nur gewachsen war, sondern ihn vielleicht noch überragte, wenn auch nicht an Kraft und Energie, doch an wissenschaftlicher Bildung, Reife und Schärfe der Auffassung. Judith kannte die französische, die englische, selbst aus Uebersetzungen die deutsche und italienische Literatur fast besser, als Albert, der in seiner Jugend das Studium vernachlässigt und erst in seinen Mußestunden als Soldat Gefallen an den Schöpfungen dichterischer Größen gefunden hatte. Sie kannte Victor Hugo und Lamartine so gut wie Racine und Corneille, und selbst Lamennais war ihr so bekannt, wie Bossuet. Aber sie hatte diese Schriftsteller nicht nur gelesen und ihre Worte dem Gedächtnisse eingeprägt, sondern sie hatte sie in sich aufgenommen und sich eine eigene Anschauung von der Welt und dem Leben gebildet, die weit über das hinausging, was Albert je in Paris von den beweglichen Lippen einer Französin gehört hatte. Es war die Anschauung einer tiefen, dichterisch empfindenden Seele, nichts Angelerntes, nichts Ueberspanntes. Was sie sprach, gab dem jungen Manne viel zu denken, viel zu überlegen.

Endlich stockte das Gespräch und die beiden Reisenden setzten ihre Rosse in Galop, da der Boden fester wurde. Alberts Ansichten über seine Begleiterin waren durch dieses Gespräch vielfach umgewandelt. Das schöne Judenmädchen war für ihn zu einer sehr bedeutungsvollen Persönlichkeit geworden. Sie war nicht blos das schöne, heißblütige Kind ihres Stammes, ein Wesen, das seinem Auge gefiel. Sie hatte ihm Achtung abgenöthigt und Interesse eingeflößt.

Ueber dieser neuen Entdeckung vergaß Albert beinahe die Zukunft, oder wenn er an etwas dachte, so war es nur die Ruhe, die ihn zusammen mit seiner schönen Begleiterin in der nächsten Oase erwartete, und dann spornte er sein Roß unwillkürlich schneller. Gesprochen wurde jetzt nicht mehr zwischen den Beiden. Sie wechselten nur hin und wieder einzelne kurze Sätze. Endlich graute der Morgen. Aber

noch sah Albert keinen Strauch, keinen Baum, keinen Gebirgszug am Horizont.

Bald darauf jedoch gewahrte er einen Zug von ungefähr zwanzig Personen, der ihnen entgegenkam. Albert glaubte, daß er von diesen vielleicht einige Lebensmittel und Auskunft über den Weg erlangen könne. Er bat Judith, zu halten und ihn zu erwarten, und sprengte dann auf den Zug zu.

Es war eine Karavane von Kaufleuten, die nach dem inneren Afrika zog. Albert, der natürlich noch immer sein Inkognito als Kabyle beibehielt, theilte ihnen den traurigen Unfall mit, der seinen Zug betroffen, und bat um etwas Maisbrod oder andere Nahrungsmittel. Zugleich unterließ er nicht, ihnen zu sagen, daß sie bei den Todten reiche Beute machen würden, wenn sie seiner Spur folgten und die Stätte des Verderbens aufsuchten. Bei den gewinnsüchtigen Kaufleuten fruchtete dies nicht wenig. Albert erhielt Alles, was er wünschte, sogar im Geheimen zwei Flaschen mit Rum. In Bezug auf den Weg sagte man ihm, daß er in ungefähr zwei Stunden eine Oase erreichen würde und sich nordwestlich halten müsse, um Laghuat zu erreichen. Damit zufrieden, sprengte Albert zu Judith zurück, und nie hatte ihm eine Melone besser gemundet, als diejenige, die ihm jetzt Judith mit ihren zarten, runden Fingern zerschnitt und ihm reichte.

Zwei Stunden bis zur Oase — ein kurzer Weg! Die Pferde, denen Albert einige Stücke Maisbrod mit Rum befeuchtet gegeben, erneuerten ihren raschen Galop und bald darauf sahen die Beiden am Horizont einen bläulichen Fleck, der ihnen die Oase verkündete.

Die Orientalen preisen die Oasen als paradiesisch schöne Orte. Aber sie sind es selten in Wirklichkeit. Sie sind nur schön und einladend im Vergleich mit der endlosen Wüste. So war auch diese Oase nichts weiter, als ein kleiner Palmenwald mit einer künstlich erhaltenen Cisterne in der Mitte,

die von einem schwachen Graswuchs umgeben war. Aber die Dattelpalmen standen hin und wieder so dicht, daß sie Schatten gewährten, und Schatten! — welch eine Seligkeit für den, der Wochen lang nichts gefühlt, als die heißen Strahlen afrikanischer Sonne!

Bald standen die Rosse freudig wiehernd an der Cisterne und Judith war damit beschäftigt, von den Schätzen, die Albert erlangt, ein einfaches Mahl zu bereiten. Es war das erste Mal, daß die Beiden so traulich zusammen saßen und plauderten. Albert scherzte, Judith stimmte mit ein. Ihre hellen, glänzenden Augen leuchteten zu ihm herüber und senkten sich zuweilen, wenn die seinigen sich zu lange in ihnen vertieften. Ihre frischen Lippen glänzten in lebhafterem Roth, auch ihre Wangen färbten sich, und Albert glaubte nie etwas Schöneres und Lieblicheres gehört zu haben, als ihr herzliches Lachen, wenn der junge Franzose, ungeduldig über den Mangel an Teller und Gabel, alle möglichen Kunstgriffe erfand, um diesem Mangel abzuhelfen und die Speisen auf eine möglichst manierliche Weise zum Munde zu führen.

Nach diesem Mahle, dem Albert ein längst entbehrtes Soldatengetränk, einen Zug Rum, hinzugefügt hatte, ging das Gespräch unmerklich auf tiefere Gegenstände über, und Albert war aufs Neue überrascht von dem Reiz, den seine Begleiterin ihren Gesprächen einzuhauchen wußte. Judith lieferte ihm den Beweis, daß man auch außerhalb Paris Geist und Witz finden könne, und dieser Witz war mehr als Pariser Witz, denn er hatte Tiefe.

Wir sind gewöhnt, große, geistige Anlagen, Tiefe des Verstandes, Witz, große künstlerische Talente bei Frauen gewöhnlich mit einem bleichen Gesicht, glänzenden Augen, abgespannten Zügen und schwächlichen, krankhaften Gestalten vereint zu sehen. Gewöhnlich reibt das innen glühende Feuer die äußere Gestalt auf und die Natur versagt dem

Körper, was sie dem Geiste gab. Wenn aber jene Eigenschaften, wenn Witz, Talent, Geist und Tiefe des Gefühls mit frischen Wangen, leuchtenden Augen, verführerisch lächelnden Lippen und einer Gestalt verbunden sind, die schon durch ihre Schönheit allein Alles hinreißen würde — dann dürfte es dem Manne, der sich einem so bevorzugten Wesen allein gegenüber befindet, schwer werden, seine Mäßigung zu bewahren, um so mehr, wenn die Verhältnisse ihm fast ein Recht zu geben scheinen, sie zu vergessen!

Albert war in Paris um nichts besser gewesen, als seine Kameraden, als die Chauteau-Renauds, Beauchamps und Debrays. Was Liebe war, hatte er nie gekannt, und wo ihm die Zuneigung einer Tänzerin nicht entgegenkam, da hatte sie der Sohn des reichen Generals von Morcerf zu erkaufen gewußt. Albert war auf dem besten Wege gewesen, ein entnervter, oberflächlicher, gehaltloser Mensch zu werden. Sein gutes Herz hätte ihn nicht vor den Folgen der Ausschweifungen gerettet, zu denen ihn seine Lebensart in Paris nöthigte.

Das Unglück war seine Lehrmeisterin auch in diesem Punkte geworden. Dem gemeinen Soldaten in der afrikanischen Armee, dem kärglich besoldeten Offizier, der ohnehin noch die Hälfte seines Soldes für seine Mutter zurücklegte — dem Lieutenant Albert Herrera boten sich jene Gelegenheiten nicht mehr dar, die ihn in Paris verlockt hatten. Und was konnte den auch reizen, der in Paris übersättigt war? Welchen Werth hatten die Frauen für ihn? Wenn er sie auch nicht verachtete, so waren sie ihm doch gleichgültig gewesen. Nie hatte ihm ein Weib ihr ganzes, liebendes Herz erschlossen, nie hatte er die tiefen Geheimnisse eines Frauenherzens kennen gelernt. Es gab nur eine Frau, die er verehrte, und das war seine Mutter. Er glaubte nicht, daß ihr ein anderes Weib auf der Welt gleichen könne.

Deshalb, so seltsam es auch scheinen mag, hatte Albert

während seines ganzen, nun schon jahrelangen Aufenthalts in Algerien nie mehr seinen Blick auf ein Weib gerichtet, nie weder eine oberflächliche, noch auch eine tiefere, nie eine auch nur vorübergehende Neigung gefühlt. Sein Leben hatte darin bestanden, sich Auszeichnung und Anerkennung als Soldat zu verschaffen, seine Studien in den Wissenschaften, seine Kenntnisse über das Leben zu vervollkommnen. Jahre waren darüber hingegangen, ohne daß er die Hand einer Frau berührt.

Um so gefährlicher war dieser Augenblick für ihn. Er hatte seine früheren geringschätzigen Ansichten über die Frauen vergessen und Judith war wohl dazu geeignet, ihm ein Interesse einzuflößen, das er früher nie gefühlt haben würde. Zugleich erwachte die Sinnlichkeit, so lange zurückgedrängt, mit erneuter Kraft in ihm. Hier war Alles, was dem Manne begehrlich scheinen kann: Schönheit der Gestalt, Geist in der Rede, Tiefe des Gefühls, und das Wesen, das Alles dies in sich vereinigte, saß nur zwei Schritte von ihm, unter den Blättern der Palmen, allein in der weiten Wüste, abgeschiedener von der Welt, von jedem Späherauge, als es irgendwo anders möglich gewesen wäre. Albert war erregt. Das süße Zittern, das er empfunden, als Judith zum ersten Male an seiner Brust ruhte, überkam ihn auch jetzt, und ehe er noch wußte, was er gethan, saß er neben ihr und ihre Hand ruhte in der seinen.

Sie wich nicht zurück, sie entzog ihm ihre Hand nicht. Ihre Augen senkten sich für einen Moment und ihr Blut schien zu stocken. Aber es war vorübergehend.

— Judith, flüsterte Albert mit leiser, aber tief erregter Stimme, Sie sagten, daß Sie nie einen Mann geliebt hätten. Würden Sie nie lieben können?

— Lieben? Ich weiß es nicht! stammelte Judith und ihre Stimme klang eigenthümlich gezwungen und zitternd.

— Judith, würden Sie mich nicht lieben können? Das

Schicksal hat uns zusammengeführt, wir sind allein in dieser Wüste. Wir sind dem Tode entgangen, weshalb sollen wir nicht für einander leben? Wie blau ist der Himmel, wie süß ist dieser Schatten, wie warm, wie schwellend ist Ihr Nacken! Judith, lassen Sie uns glücklich sein!

Er zog sie dichter an sich. Sie widerstrebte nicht. Ihre Schulter ruhte an der seinen, er sah, wie ihre Wange sich dunkler und dunkler röthete, wie ihr Busen höher wallte. Seine Lippen berührten ihre Stirn, seine Arme umschlangen sie fester.

Aber dieser Gluth auf Judiths Wangen folgte eine tödtliche Blässe. Ihre Stirn wurde kalt, eiskalt unter seinen Küssen. Ihre Augen schlossen sich, ihre Lippen zuckten.

— Judith, rief Albert erschreckt, Sie beben, Sie zittern — Sie lieben mich nicht?

— Ich bin Ihre Sklavin, Sie sind mein Herr, mein Retter. Ich habe Alles in Ihre Hand gelegt, mein Leben, meine Ehre. Ich darf nichts anderes wollen, als Sie!

Ihre Stimme klang gebrochen und hohl, kaum, daß Albert sie verstand. Dann rang sich ein tiefes, unheimliches Schluchzen aus ihrer Brust und sie drückte die Hände vor das Gesicht.

Alberts Arme sanken nieder von ihren Schultern, einen Augenblick lang starrte er sie fast entsetzt an. Dann sprang er auf.

Was hatte er thun wollen? Ein Mädchen, schöner, besser, reiner, achtungswerther, als er je ein anderes gefunden, ein Mädchen, das ganz seiner Ehre, seinem Schutze, seiner Gewissenhaftigkeit anvertraut war, ein Mädchen, das ihn vielleicht nicht liebte und das aus übertriebener Hingebung, aus einem schwärmerischen Gefühle von Dankbarkeit ihm nichts zu verweigern wagte, ein Mädchen, das er vielleicht ebenso wenig liebte — ein solches Mädchen hatte er zum Spielball einer vorübergehenden Aufwallung machen

wollen? War das die Ehre, der er seit Jahren so unablässig nachstrebte? War das die Ritterlichkeit, an der er felsenfest halten und die er seinem Namen bewahren wollte, obgleich sein Vater ein schimpfliches Ende genommen? Der Albert de Morcerf in Paris hätte sich nicht zu bedenken brauchen, eine solche That zu begehen. Der Albert Herrera aber mußte schon bei dem Gedanken daran zittern.

Jetzt schoß ihm das Blut in die Wangen, und mit einer Beschämung, wie er sie nie gekannt, eilte er nach dem fernsten Theil der Oase. Durfte er wieder vor den Augen dieses Mädchens erscheinen, das ihm eine so hohe Achtung abgenöthigt und das er so schimpflich behandelt? Er dachte daran, sich auf sein Pferd zu schwingen und zu fliehen. Aber durfte er sie allein lassen? Und doch — der Gedanke, ihr wieder in die Augen zu blicken, war ihm unerträglich.

Er warf sich nieder auf den sandigen Boden. Welche Thorheit! Wie hatte er sich so tief erniedrigen, wie hatte er sich einer solchen Frau in solchem Lichte zeigen können! Nie war Albert zorniger gegen sich selbst gewesen. Es schien ihm, als ob diese eine That alle Anstrengungen der letzten Jahre mit einem Male verlösche.

Da legte sich eine Hand auf seine Schulter. Er zitterte, er wagte nicht, sich umzusehen.

— Mein Freund, verzeihen Sie mir, ich habe Sie beleidigt! sagte die liebliche Stimme Judiths. Es war — ach, verzeihen Sie mir — es war die Natur des Mädchens, die sich auflehnte gegen den Willen des Geistes. Zürnen Sie mir nicht! Wie konnte ich meinen Retter von mir weisen.

Albert zitterte noch stärker. Sie kam, Judith kam, um ihn um Verzeihung zu bitten. Seltsames Herz der Weiber, das dem Manne in seiner schwärmerischen und idealen Dankbarkeit ein Opfer bringen wollte, vor dem der Mann selbst zurückbebte!

— Judith, sagte er leise und mit gepreßter Stimme, Sie verstehen mich falsch. Ich bin ein elender Mensch! Wie konnte ich es wagen! Sprechen Sie nicht mehr davon. Judith, ich muß Sie um Verzeihung bitten. Ich schwöre Ihnen, so lange uns das Schicksal vereint, werde ich mich bemühen, Sie diese eine Minute vergessen zu lassen! Ich schwöre es!

Und er warf sich vor ihr auf die Knie. Thränen standen ihm in den Augen. Judith, die mit bleichem Gesicht, mit klopfendem Herzen gekommen war, athmete auf. Ihr Blick verklärte sich und ruhte mit unbeschreiblicher Innigkeit auf dem schmerzerfüllten Gesicht des jungen Mannes. Ihre Wangen rötheten sich.

— Verstehe ich Sie recht? rief sie mit wachsender Bewegung. Sie achten mich, Sie achten das Einzige, was ich noch auf der Welt habe, meine Ehre und meine Hülflosigkeit? O, ich danke Ihnen, ich danke Ihnen aus der Tiefe meiner Seele. Sie lehren mich, daß ich mehr werth bin, als ich glaubte. O, mein Herr, bis jetzt achtete und liebte ich Sie als meinen Retter. Aber Sie haben mehr gethan, als jeder andere Mann. Ich verehre, ich bewundere Sie. Sie sind ein Gott, ein Ideal!

Und sie selbst warf sich dem Knienden zu Füßen. Albert sprang auf, sie emporzuziehen. Aber sie preßte ihre Lippen auf seine Hand, lange, innig, in heißer Verehrung. Er fühlte ihre warmen Thränen über seine Hand fließen. Endlich riß er sich los, verwirrt, bewegt, ergriffen, und eilte zu den Pferden. — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Sechs Tage waren vergangen. Albert schien den richtigen Weg nicht gefunden zu haben. Planlos, ohne zu wissen, welchen Weg er nun einschlagen solle, irrte er mit seiner Gefährtin durch die Wüste. Ihre Lebensmittel waren zu Ende, obgleich sie in den letzten Tagen nur so viel gegessen,

um ihr Leben zu fristen. Die Pferde waren matt, Albert selbst fühlte sich angegriffen. Nur Judith schien dieselbe; Frauen sind im Erdulden stärker, als Männer.

Wie Albert es an jenem Tage versprochen, so hatte er sich bemüht, Judith für immer vergessen zu lassen, daß er einmal gefehlt. Sein Benehmen gegen sie war das eines Vasallen gegen seine Königin, achtungsvoll, zart, unterwürfig im höchsten Grade. Und immer mehr sah er ein, daß Judith eine solche Huldigung verdiene. Er hatte nicht geglaubt, daß ein solches Weib existiren könne. Sie vereinigte die geistigen Vorzüge, die er an seiner Mutter verehrte und bewunderte, die Tiefe des Gefühls, die Anmuth und Bildung des Geistes, mit einer Schönheit, wie sie ihm die Erde bis jetzt noch nicht gezeigt. Albert wußte selbst noch nicht, daß er sie liebte, aber er liebte sie bereits aufrichtig und wahr. Und ihrerseits war Judith seinen Huldigungen gegenüber so verschämt, so reizend verwirrt. Sie nahm sie an, weil sie fürchtete, ihn zurückzuweisen, ihm zu mißfallen. Aber er hätte bemerken können, daß sie weit mehr bemüht war, ihm zu huldigen, als er ihr. Unerfahren mit der Welt und den Künsten der Frauen übte sie nichts von jener Koketterie, die dem Manne Kälte zeigt, sobald sie Liebe sieht, um ihn desto stärker zu fesseln. Sie ließ ihn deutlich sehen, wie glücklich seine Verehrung sie machte, und wäre jene Stunde in der Oase nicht gewesen, hätte Albert nicht danach gestrebt, Alles ängstlich zu vermeiden, was an jenen Augenblick erinnern könnte, so würde er ihr schon in den ersten Tagen seine Liebe gestanden haben — eine andere Liebe, als die leidenschaftliche Aufregung jenes unglücklichen Moments!

Aber wohin sollte das nun führen? Welche Aussicht hatte Albert, je die Gegenwart seiner Gefährtin in glücklicher Ruhe, in sicherem Schutz genießen zu können? Wie sollte er hoffen, ohne Kompaß, ohne Führer den Weg aus dieser Wüste zu finden, in die er sich vielleicht mit jedem Tage

mehr vertiefte? Wenn noch einige Tage so vergingen, so mußten Beide ein Opfer des schrecklichsten Todes, des Hungers werden. Mühsam schleppten sich die Pferde durch den Sand oder über den heißen Felsengrund der Wüste. Düstere Schreckbilder, finstere Gedanken stiegen in Alberts Seele auf, und er dachte dabei mehr an Judith, als an sich selbst. Jetzt, jetzt endlich hatte er ein Wesen gefunden, das er liebte, das ihm ein ganz neues, schöneres Leben eröffnete! Und dieses Glück sollte er nur gekostet haben, um elend zu sterben? Er sollte sie nur gefunden haben, um sie für immer zu verlieren, um mit ihr unterzugehen? Dieser Gedanke war qualvoller, als alle früheren. Seine Muthlosigkeit bei den Kabylen, seine Zweifel an Rettung und Rückkehr waren goldener Trost gewesen gegen die Bilder, die jetzt vor seinem Geiste aufstiegen. Selbst Judith konnte sie nicht mehr wegscherzen. Er fühlte, daß sie nur hoffte, um ihn zu trösten.

Da, am Abende des siebenten Tages, als ihn alle seine Kräfte zu verlassen anfingen, sah er etwas blaues am Horizont. Es war eine Oase, und als er sich ihr näherte, erkannte er mit Grauen und Ueberraschung, daß es dieselbe sei, die er mit Judith zuerst gefunden. Er war also im Kreise herumgeirrt. Aber die Oase war nicht leer. Sie war erfüllt von dem lärmenden Treiben einer großen Karavane, die nach dem Innern Afrika's zog, wie Albert erfuhr. Wollte er nicht abermals vergebens durch die Wüste ziehen, so mußte er sich dieser Karavane anschließen, bis er einen Ort erreichte, von dem eine sichere Straße nach dem Ufer des Meeres oder nach bewohnten Gegenden führte. So beschloß er denn nach einer kurzen Berathung mit Judith, an dem Zuge der Karavane Theil zu nehmen und in das Innere Afrika's zu ziehen.

Ali ben Mohamed.

Nach einer langen und mühseligen Reise — lang, denn sie währte mehrere Wochen, und mühselig, denn die Reisenden hatten mit der ganzen Gluth afrikanischer Sonne zu kämpfen — änderte die Wüste allmählich ihren Charakter. Die Oasen wurden zahlreicher, blaue Streifen am Horizont verkündeten die Nähe von Bergen oder Wäldern, und die brennend heiße Luft wurde ein wenig milder. Die Karavane näherte sich jenen Regionen Binnen-Afrika's, die fast noch von keinem europäischen Reisenden besucht worden sind.

Mehr als irgend ein anderer Theil der Welt ist Binnen-Afrika in neuerer Zeit ein Gegenstand der Forschung geworden, schon deshalb, weil vier Jahrtausende nicht im Stande gewesen sind, auch nur den geringsten Aufschluß über jene fabelhaften Gegenden zu geben, über denen die Aequator-Sonne in versengender Gluth strahlt. Kühne Reisende haben es wiederholt versucht, in jenes Land der Wunder einzudringen; aber fast alle bezahlten ihren rühmlichen Eifer mit dem Leben. Seit Mungo Park, der am Ziele seiner Reise nach der Erduldung der unglaublichsten Leiden, in der Nähe des fabelhaften Timbuktu, seinen Tod fand, haben Wißbegierde, Ehrgeiz und Glaubenseifer Manchen verlockt, denselben Weg einzuschlagen, in der Hoffnung, ein glücklicheres Resultat zu erzielen. Vergebens. Manche erreichten ihr Ziel, kehrten aber nicht zurück, um zu melden, was sie dort gesehen. Fieber, Hunger, der Tod von der Hand räuberischer Eingeborener rafften sie dahin. Einem Franzosen, René Callié, gelang es zwar, sich kurze Zeit in Timbuktu aufzuhalten, aber nur in der Verkleidung eines muselmännischen Pilgers, ohne Geld, ohne Instrumente, ohne Gelegenheit, etwas aufzeichnen zu können. Krank, als Bettler, elend kehrte er nach seiner Heimath zurück, und während das erst

seit Kurzem entdeckte Amerika bereits nach allen Richtungen durchforscht und zum Theil gekannt ist, blieb das Innere Afrika's, uns um so viel näher, bis auf die neueste Zeit ein Land der Wunder und der Fabel. Einem Deutschen, unserem Landsmanne Barth, blieb es vorbehalten, nicht nur jenes Timbuktu zu erreichen, sondern auch andere selbst dem Namen nach unbekannte und ungeheure Länder zu durchreisen und dem wißbegierigen Europäer näher zu führen. Fünf Jahre lang trotzte er allen Beschwerden, dem Klima, dem Zorne eines Sultans, den Anfällen der Räuber, den Verheerungen des Krieges, den Entbehrungen. Er, allein, nach dem Tode seiner Begleiter, durchzog jene Gegenden, die fast nie der Fuß eines Europäers betreten hatte. Er wußte den Zweifelnden Vertrauen, den Feinden Ehrfurcht, den mächtigsten Sultanen Achtung und Freundschaft abzunöthigen — er, der deutsche Gelehrte, hat der Welt ein neues Reich, der Wissenschaft eine neue Provinz erobert!

Was Albert anbetraf, so kannte er die Gegenden, nach denen er zog, nicht einmal dem Namen nach — so wenig, wie irgend ein anderer seiner Waffengefährten, der sich nicht vielleicht speziell mit der Geographie des inneren Afrika's beschäftigte, sie gekannt hätte. Er vermuthete nur, daß er in Länder gerathen werde, die so weit von allen Gegenden der Kultur entfernt lägen, daß die Rückkehr fast unmöglich wurde. Aber ihm blieb keine Wahl. Die Karavane verlassen und sich auf eigene Hand einen Weg durch die Wüste suchen, das durfte er nicht wagen. Er mußte seinem guten Stern vertrauen.

In seinem Verhältniß zu Judith hatte sich auf dieser Reise nichts geändert, nur daß seine Hochachtung für diese reichbegabte und tieffühlende Natur mit jedem Tage gestiegen war. Er blieb seinem Versprechen getreu, er versuchte es, weder durch einen Blick, noch gar durch ein Wort zu verrathen, daß er etwas Anderes für sie empfinde, als Freund-

schaft und achtungsvolle Theilnahme. Er sprach viel mit ihr, mehr um seinen Geist zu bilden und seine schlummernden Gedanken wecken zu lassen, als sich zu unterhalten. Aber das Wort Liebe kam nie über seine Lippen.

Es liegt im Wesen der Muselmänner, die größte Zurückhaltung gegen Andere zu beobachten und auch Anderen vollkommene Freiheit zu gewähren. Da Albert immer noch für einen Gläubigen gelten mußte, so kamen ihm die Erfahrungen, die er in Algier gemacht, dabei zu Hülfe, und es gelang ihm, auch hier für einen ächten Araber zu gelten. Als solcher war er schweigsam, zurückhaltend gegen die Theilnehmer der Karavane, und Niemand verargte ihm das. Er gab Judith für eine Verwandte aus, und die Araber, die sich nie um die Frau eines Anderen und überhaupt nicht viel um Frauen kümmern, nahmen dies ohne Weiteres für wahr an. Leider konnte Albert nur dann französisch mit Judith sprechen — eine Sprache, die sie vollkommen inne hatte — wenn Niemand sie hörte. Sie mußten Beide arabisch sprechen. Mit den Mitgliedern der Karavane kam er übrigens nur in Berührung, wenn er ihnen Lebensmittel abkaufte. Des Abends schlug er sein Zelt allein auf und neben sich das kleine Zelt Judiths. Die Karavane bestand nur aus Kaufleuten, die zum Theil aus Marocco, zum Theil aus dem westlichen Afrika kamen, um ihre Produkte und Fabrikate gegen die Erzeugnisse Sudans (Mittel-Afrika) und gegen Sklaven umzutauschen.

Nur ein Mann war in diesem Zuge, den Alberts geübtes Auge nicht für einen Kaufmann hielt. Seine Farbe war olivengelb, seine Kleidung von der der anderen Araber unterschieden. Er sprach auch die Sprache derselben nicht geläufig. Man bezeigte ihm aber große Ehrerbietung, und allmählich erfuhr Albert, daß er von einem der Beherrscher Sudans nach dem westlichen Afrika gesendet worden sei, um mit den dortigen Sultanen über die Möglichkeit zu berathen,

einen weiten, nur von Negern bewohnten Länderstrich zu unterjochen, zu dessen Eroberung sich jener Sultan allein zu schwach fühlte. Er kehrte jetzt mit dieser Karavane nach seinem Vaterlande zurück.

Albert betrachtete ihn mit mehr als gewöhnlicher Aufmerksamkeit, einmal jener politischen Sendung wegen, und dann auch wegen seiner Abstammung. Zum ersten Mal sah der junge Franzose einen von den Mächtigen dieser Länder. Er war durch einzelne Unterredungen mit seinen Reisegefährten bereits hinlänglich über die Zustände Binnen-Afrika's unterrichtet, um zu wissen, daß die afrikanischen Neger, die wir in der Türkei als friedliche Diener des Hauses, in Europa zuweilen als Kuriositäten und in Amerika als schwerbedrängte Race antreffen, selbst in ihrem Vaterlande nur an wenigen Orten das herrschende Volk sind. Auch dort sind sie Sklaven, unterjocht von den Arabern, die allmählich von Aegypten und Abessynien her nach dem inneren Afrika vordrangen, dort große und mächtige Reiche errichteten und auch jetzt noch weiter vordringen. Die wirklichen Negerländer sind für die Araber nichts als Jagdbezirke, in die sie nach Belieben einfallen, und aus denen sie so viel Sklaven ausführen, als ihnen möglich ist. Die verschiedenen Sultane bestimmen vorher ihre verschiedenen Reviere, in denen sie jagen wollen, und Keiner stört dort den Anderen. Zuweilen vereinigen sie sich auch, um gemeinschaftlich über ein solches Negerland herzufallen und reiche Beute fortzuführen, und einer solchen Vereinigung wegen war jener Gesandte zu den Sultanen des westlichen Afrika's gesendet worden.

Sein Aeußeres hatte deshalb auch durchaus nichts Negerähnliches. Die Farbe seiner Haut war dunkelolivengelb, der Schnitt seines Gesichtes regelmäßig und schön, sein Haar, von dem man unter dem Turban wenig sah, schwarz und glänzend. In seinen Bewegungen war er ruhig, gleichmäßig und gelassen, wie alle Araber und Türken. Er sprach we-

nig, aber seine scharfen Augen und der Ausdruck seines Gesichtes verkündeten den beobachtenden Denker.

Albert war anfangs zweifelhaft gewesen, ob er sich diesem Manne anschließen solle, oder nicht. Endlich bestimmte ihn ein Zufall für das Letztere. Er hatte bemerkt, daß der Afrikaner einen scharfen und schnellen Blick auf Judith warf, als der Wind zufällig den Schleier derselben lüftete, und Albert glaubte auch wahrzunehmen, daß von dieser Zeit an der Gesandte nach ähnlichen Gelegenheiten suchte. Etwas, das der Eifersucht sehr ähnlich war, regte sich in dem Herzen des jungen Mannes und bestimmte ihn, sich von Ali ben Mohamed — so hieß der Afrikaner — fern zu halten.

Jetzt begann nun auch die Landschaft Leben und Vegetation zu zeigen. Sie verlor den Charakter der starren Einöde. An die Stelle unabsehbarer Sandflächen traten erst Hügel, dann Felsen, dann reich bewaldete Landschaften mit Höhenzügen und Thälern. Flüsse, die allmählich breiter und tiefer wurden, durchströmten die Thäler. Hohe Palmen der verschiedensten Arten erhoben sich über das Gesträuch, das dichte Wälder bildete, und wechselten mit Tamarinden und Gouda-Bäumen. In den Wäldern schwärmten eine Unzahl von Vögeln und Affen, langbeinige Reiher stolzirten über die Wiesengründe, riesige Schlangen sonnten sich an den sandigen Ufern der Flüsse und den Abhängen der Berge. Löwen sah Albert nicht, aber er näherte sich dem Vaterlande der Elephanten, Rhinozerosse und Krokodile, die sich jedoch von der besuchten Karavanenstraße fern hielten. Im Allgemeinen war das Land schön, unendlich furchtbar, und die Luft angenehmer, als Albert erwartet hatte. Nach einer Reise durch die Sahara schien es ein Paradies zu sein.

Hier bemerkte der junge Franzose auch bald, daß man ihm die Wahrheit in Bezug auf die Araber und Neger berichtet. Die Araber waren die Herren, die Neger die Sklaven. Freilich nicht Sklaven in dem Sinne der Amerikaner,

denn sie gehörten zur Familie und ihre härtesten Arbeiten bestanden in dem Einernten des Mais und Hirse, oder der Datteln. An Vieh schien das Land Ueberfluß zu haben. Ein Ochse kostete nach französischem Geld fünf Francs.

Jetzt begann übrigens die Karavane sich aufzulösen. Die Kaufleute zerstreuten sich nach den verschiedenen Gegenden, in denen sie ihre Einkäufe besorgen wollten. Wem sollte sich Albert nun anschließen, wohin sollte er sich wenden? Die Namen der Reiche, der Städte, nach denen sich die einzelnen Kaufleute wandten, waren ihm gänzlich unbekannt. Er hörte die Namen Timbuktu, Sokoto, Kano, Yakoba, Kuka, ohne genau erfahren zu können, wo diese Städte lagen und welche sich am nächsten der Küste befand. Er erfuhr zwar, daß eine Karavanen-Verbindung mit Tripolis bestehe, aber zufällig ging keiner von den Kaufleuten nach Kuka, dem Endziel der nordafrikanischen Karavanen. Sollte er sich mit Judith allein dorthin begeben? Der Weg war weit, führte durch Völker, die nur zum Theil civilisirt waren und die sich untereinander befehdeten. Ein Entschluß war schwer zu fassen. Dennoch verzweifelte Albert nicht. Er hatte noch Geld genug, auch seine körperliche Kraft war gehoben durch das Leben in diesen schönen Ländern. Er beschloß, sich an diejenigen Kaufleute zu halten, die am weitesten nach Osten, bis nach Kano gingen. Von dort aus wollte er es versuchen, Kuka zu erreichen.

Der afrikanische Abgesandte blieb ebenfalls bei diesen Kaufleuten, ging aber, wie Albert hörte, noch weiter, bis nach Yakoba nämlich, dem Hauptort einer der südlichsten Provinzen des großen Fellatah-Reiches. Albert sah ein, wie großen Vortheil es ihm bringen würde, mit Ali ben Mohamed befreundet zu sein und von ihm guten Rath und Beistand zu erhalten. Aber er konnte ein gewisses eifersüchtiges Mißtrauen nicht unterdrücken und beschloß deshalb, bei den Kaufleuten in Kano zu bleiben und wenn sich ihm

keine Aussicht zeige, Kuka zu erreichen, mit der Karavane durch die Wüste nach dem westlichen Afrika, nach Fez oder Marocco zurückzuziehen.

Der Rest der Kaufleute und mit ihnen Albert und Judith langten in Kano an. Die Stadt war, wie alle großen Städte, die Albert bis jetzt in Sudan gesehen, eine unregelmäßige Anhäufung von Lehmhütten, aus denen nur hin und wieder ein größeres Gebäude hervorragte. Doch war sie von großer Ausdehnung und mit einer Mauer umgeben. Sie mochte höchstens zehntausend Einwohner haben, war aber mindestens eine halbe deutsche Meile breit und lang. Einzelne Anhöhen und Wälder gaben ihr ein malerisches Aussehen. Doch war sie schmutzig, wie alle Städte der Mohamedaner, und deshalb auch ungesund. Albert erhielt ein großes Haus zur Wohnung und theilte es mit Judith.

Ali ben Mohamed war hier in Kano, wie Albert bemerkte, von einer großen Reiterschaar empfangen worden, die ihn wahrscheinlich bis Yakoba begleiten sollte. Wie angenehm wäre es dem jungen Manne gewesen, unter einem solchen Schutze seine Reise fortsetzen zu können. Er ging ernstlich mit sich zu Rathe, ob es nicht besser sei, sein Mißtrauen zu überwinden und sich an den Afrikaner zu wenden, um so mehr, da die Abreise desselben nahe bevorstand. Leider konnte er Judith nicht um Rath fragen. Er hätte ihr sonst sagen müssen, weshalb er Ali ben Mohamed mißtraue.

Der Afrikaner kam ihm unerwarteter Weise selbst entgegen. Albert befand sich vor der Thür seines Hauses und rauchte seine lange Pfeife. Ali ben Mohamed ging vorüber.

Als er Albert erblickte, stand er still und kam auf ihn zu.

— Freund, sagte er in einem Arabisch, das Albert nur schwer verstand, Freund, wohin willst Du gehen?

— Nach Kuka, antwortete der junge Franzose. Ich hoffe von dort aus mein Vaterland am schnellsten zu erreichen. Ist unser Weg ein gemeinsamer?

— Nicht, wenn Du den graden Weg liebst, antwortete Ali ben Mohamed. Ich will nach Yakoba. Aber von dort aus ist Kuka leichter zu erreichen, als von hier.

— So würdest Du mir also anrathen, Dich nach Yakoba zu begleiten? fragte Albert.

— Ja wohl, antwortete der Afrikaner.

— Und aus welchen Gründen räthst Du mir das? fragte Albert.

Ali ben Mohamed sah den jungen Mann fast erstaunt an.

— Weil es sicherer ist, unter dem Schutz von hundert Reitern, als allein zu reisen, antwortete er dann.

— Und würdest Du mir diese hundert Reiter auch von Yakoba nach Kuka geben?

— Vielleicht, antwortete der Afrikaner. Willst Du mit uns? Wir reisen heut Nachmittag ab.

— Ich werde es überlegen, antwortete Albert. Wenn Du mich heut Nachmittag mit meiner Schwester bereits findest, so ziehen wir mit Dir. Wenn nicht — nicht.

Bei dem Worte Schwester sah Ali ben Mohamed auf und warf einen zweifelnden Blick auf den jungen Franzosen. Albert blieb ruhig und ernst.

— Wir werden hier vorüberreiten, sagte er dann. Ueberlege Dir's.

Dann verneigte er sich und ging weiter.

Albert hatte diesen Vorschlag nicht erwartet. Er konnte ihn kaum ablehnen. Ueberlegte er Alles, so sah er kaum einen Grund, weshalb er das Anerbieten nicht annehmen sollte. Die Aufmerksamkeit, die Ali ben Mohamed der Jüdin bewiesen, konnte eine nur zufällige sei. Hatte sie andere und ernstere Ursachen, so konnte Albert immer noch eine Ausflucht erfinden. Er beschloß, vorsichtig zu sein und Judith vorher zu fragen.

Als er zu ihr in das Zimmer trat, das nichts enthielt,

als eine Matte und eine Art von Bank, saß Judith wie gewöhnlich mit verschränkten Armen und etwas gebeugtem Kopf in tiefem Nachdenken da. Sie erhob ihr Gesicht und unwillkürlich glänzte ihr Auge lebhafter, als sie ihren Freund und Beschützer erblickte.

— Meine Freundin, sagte der junge Mann, sich neben sie setzend, wir befinden uns in der Nothwendigkeit, einen entscheidenden Entschluß zu fassen.

— Wir? fragte Judith lächelnd. Doch wohl nur Sie? Ich überlasse Ihnen jede Entscheidung.

— Aber sie fällt mir schwer und ich wollte Sie um Rath fragen, sagte Albert. Von hier aus gehen keine Karavanen nach Nord-Afrika. Wir müssen Kuka zu erreichen suchen, das eine gute Strecke von hier entfernt ist. Der Weg dahin soll beschwerlich und unsicher sein. Dieser Ali ben Mohamed jedoch, auf den ich Sie einmal aufmerksam machte, hat mir vorgeschlagen, mich mit seinen Begleitern bis nach Yakoba zu führen, und wahrscheinlich läßt sich von dort aus Kuka leichter erreichen. Soll ich den Vorschlag annehmen?

— Weshalb nicht, weshalb zögern Sie denn? fragte Judith.

— Nun, ich gestehe offen, daß mir jener Afrikaner nicht gefällt, antwortete Albert.

— O, wenn Sie etwas fürchten, so lassen Sie uns allein reisen, rief Judith.

— Ich fürchte nichts für mich, erwiederte der Franzose. Ich fürchte nur für Sie.

— Für mich?

— Ja, denn jener Ali ben Mohamed schien Sie mit einer Aufmerksamkeit zu betrachten, die hier in diesen Gegenden, wo wir von aller Hülfe abgeschnitten sind, ein wenig gefährlich ist.

— Ah, ich verstehe Sie! sagte Judith ruhig. O, dann

fürchten Sie nichts. Ich fühle mich unter Ihrem Schutze vollkommen sicher. Ich vertraue dem Himmel und Ihnen, wie bisher.

— Ich danke Ihnen, Judith! sagte Albert. Ich kann und darf Ihnen keine Gesetze vorschreiben. Es wäre möglich, daß Ihnen die Aufmerksamkeit des vornehmen Afrikaners nicht gleichgültig ist —

— Albert! unterbrach ihn Judith mit einem heftigen Erröthen. Albert!

Der junge Mann schwieg etwas verwirrt. Das Herz schlug ihm heftig und freudig.

— Nun gut, sagte er dann. Jedenfalls aber ist es nöthig, daß Sie im Falle der Noth meine Aussagen durch die Ihrigen unterstützen. Ich werde ihm sagen, daß Sie meine Schwester und daß Sie die Braut und Verlobte eines meiner Freunde sind. Vielleicht bin ich zu vorsichtig, vielleicht mißtraue ich diesem Afrikaner zu sehr. Aber Vorsicht ist hier nöthig.

— Sagen Sie das! sagte Judith mit einem sanften Lächeln. Ich bin ja wirklich Ihre Schwester.

Albert wandte sein Gesicht ein wenig ab. Nichts war für ihn entzückender und hinreißender, als dieses sanfte, herzliche Lächeln seiner schönen Begleiterin.

— Ich werde also den Vorschlag annehmen! sagte er dann. Und darf ich als bestimmt annehmen, daß ich Ihre Einwilligung habe, wenn ich die möglichen Bewerbungen dieses Mannes zurückweise?

— Albert! rief Judith mit demselben Tone und mit demselben Erröthen.

— Nun, meine Frage ist ganz natürlich, sagte der junge Mann, sich zur Ruhe zwingend. Es liegt in Ihrer Hand, über Ihr Schicksal zu bestimmen. Und da der Afrikaner in seinem Vaterlande ein vornehmer Mann zu sein scheint, so könnte ich es kaum tadeln, wenn —

Judith wandte ihr Gesicht ab, stand schnell auf und ging zu dem kleinen Fenster.

— Der Gegenstand scheint Ihnen unangenehm zu sein! sagte er, vor innerer Freude bebend. Ich will davon abbrechen. Wir wollen also am Nachmittag reisefertig sein.

Judith antwortete nicht. Sie sah immer noch aus dem Fenster.

— Judith, sagte Albert mit bewegter Stimme und an sie herantretend — Judith, Sie überlassen es mir, für Sie zu sorgen und zu handeln. Aber eine neue Reihe von Gefahren und Mühseligkeiten liegt vor uns. Judith, es würde mir leichter werden, zu handeln und zu beschließen, wenn ich ein Anrecht auf Ihr Vertrauen hätte. Es quält mich, Sie Ihrer freien Selbstbestimmung zu berauben, da ich nicht weiß, ob ich das Opfer Ihrer Unterwerfung annehmen darf.

— Ich verstehe Sie nicht, sagte Judith leise und zitternd. Ich habe Ihnen gesagt, daß ich Niemand anders auf der Welt habe, als Sie, daß es mein größtes Glück ist, mich Ihrem Willen zu fügen.

— Ihr größtes Glück? Das ist ein ernstes Wort! sagte Albert. Ich könnte es auf manche Weise deuten. Aber diese Unterwerfung, Judith, wenn sie nur ein Opfer, eine Pflicht der Dankbarkeit ist, kann ich nicht annehmen. Meine Religion, und wohl auch die Ihre, kennt noch eine andere Unterwerfung, die kein Opfer und eine gegenseitige ist. Es ist die Hingebung der Liebe. Judith, darf ich hoffen, daß es diese ist?

Sie antwortete nicht. Er legte sanft seinen Arm auf ihre Schulter — nicht mit jener ungestümen, leidenschaftlichen Hast, wie in der Oase, sondern zögernd und etwas schüchtern.

— Ist es diese, Judith? fragte er leise. Darf ich hoffen? Sprechen Sie ein einziges Wort!

Sie sprach auch jetzt nicht, aber als er sie sanft an sich

zog, widerstrebte sie ihm nicht. Er sah, wie sich ihre Wangen mit Purpur färbten, und mit einer plötzlichen und raschen Bewegung verbarg sie ihr Gesicht an seiner Brust. Er hörte sie still und leise weinen.

— Diese Thränen — sagte Albert bebend, weisen sie mich zurück, oder was künden sie mir?

— Ich werde nie einen Andern lieben, als Sie, niemals — und nicht allein aus Dankbarkeit! flüsterte Judith.

— Wohlan denn, sagte Albert, sie sanft an sich pressend, so werde ich jetzt Kraft und Muth finden, für Sie zu handeln und Sie zu schützen. Lassen Sie uns vereint bleiben für immer, Judith, sowohl im Angesicht der Gefahren, die uns jetzt erwarten, als des Glückes, das uns vielleicht später der Himmel bescheert. Ich gelobe Ihnen ewige Treue, ich gelobe sie Ihnen aus tiefster Seele, denn nie wird ein anderes Wesen mein Herz erfüllen. Aber Judith, wenn wir andere Länder erreichen sollten, wenn Sie andere Männer sehen — werden Sie es dann nie bereuen, dem Manne Ihr Wort gegeben zu haben, den der Zufall zu Ihrem Retter machte? Wird es nicht ein Vorwurf für mich sein, Ihre Lage dazu benutzt zu haben, um Sie an mich zu fesseln? Ueberlegen Sie es, Judith. Ich zwinge Sie nicht!

— Sprechen Sie nicht so, flüsterte Judith. Es bricht mir das Herz. Mein größtes Glück wird es sein, wenn Sie nie bereuen, mich geliebt zu haben. Ich bin so schwach, so unwürdig.

— Sie schwach, Sie unwürdig! rief Albert begeistert. Sie kennen sich nicht. Doch weshalb darüber sprechen? Ich bin glücklich, ich bin selig. Nun komme, was da kommen will!

Er hielt sie lange still in seinen Armen. Dann drückte er einen innigen Kuß auf ihre reine weiße Stirn und verließ sie, um an die Vorbereitungen zur Reise zu gehen.

Sein Gesicht war feierlich und ernst, sein Gang stolz

und fest. Er fühlte in seinem Innern, daß diese Liebe ihn veredle, daß sie ihm Kraft verleihen werde, Allem zu trotzen. Er fühlte, daß er das Wesen gefunden, dem er vertrauen und ewig mit gleichem Glücke angehören könne. Sein Leben war nicht mehr einsam. Zu der reinen, kindlichen Liebe zu seiner Mutter gesellte sich die stolze, männliche Liebe zu Judith. Sein Dasein hatte einen neuen Zweck, den größten und edelsten. Es war ausgefüllt durch die Sorge um das herrlichste Weib.

Nach einigen Stunden hielt die Reiterschaar Ali ben Mohameds vor dem Hause. Albert hatte die Zwischenzeit dazu benutzt, das Pferd Judiths und sein eigenes für eine längere Reise auszurüsten. Er rief jetzt seine Gefährtin. Noch einmal sah er ihr glücklich strahlendes Gesicht, ihr glänzendes Auge, ihr sanftes, zum Herzen dringendes Lächeln. Dann verhüllte sie sich schnell in ihre Schleier und bestieg ihr Pferd.

Die Reise führte durch Gegenden, die noch schöner und fruchtbarer waren, als diejenigen, die Albert bis dahin gesehen. Einzelne felsige Berge gaben ihr einen mehr romantischen, aber auch wilderen Charakter. Albert erstaunte darüber, daß diese Länderstriche bisher aller Erforschung, allem Eindringen der Civilisation getrotzt hatten. Die Bewohner schienen friedlich und gutmüthig zu sein. Freilich hörte er von Kriegen, von blutigen Kämpfen, die in der Nachbarschaft geführt wurden. Er hörte auch, mit welchem Mißtrauen man von den Versuchen einzelner Fremden sprach, in das Innere einzudringen. Die Araber hatten keine Idee von europäischen Verhältnissen. Aber sie hatten im Allgemnen gehört, die Engländer seien ein Volk, das die ganze Erde erobern wolle, und sie betrachteten jeden Fremden als einen englischen Spion. In seiner vorgeblichen Eigenschaft als Araber und Mohamedaner hatte Albert freilich keine Anfechtungen in dieser Hinsicht zu fürchten. Aber er war doch

auch immer ein Fremder und kein Kaufmann. Man betrachtete auch ihn mit großer Vorsicht.

Ali ben Mohamed hatte in den ersten Tagen der Reise kein Wort mit Albert gesprochen. Kaum, daß er hin und wieder mit einem von seinen Begleitern eine Sylbe wechselte. Albert hörte, daß man noch vier Tagereisen von Yakoba entfernt sei.

An einem Vormittage jedoch lenkte der Afrikaner sein schönes Pferd an die Seite Alberts und gab diesem ein Zeichen, mit ihm eine Strecke fortzureiten. Albert folgte ihm voller Erwartung, aber äußerlich ruhig.

— Hast Du in Deiner Heimath Verwandte, Vater und Brüder? fragte Ali ben Mohamed.

— Nein, antwortete Albert, ich stehe allein und bin das Haupt meines Hauses.

— Hast Du Weib und Kinder? fragte der Afrikaner weiter.

— Nein, antwortete der junge Mann. Mein Vater starb plötzlich, und ehe ich Alles ordnen konnte, um mein Erbe anzutreten, durfte ich nicht an das Glück der Ehe denken.

— War Dein Erbe groß, bist Du in Deinem Vaterlande ein reicher Mann?

— Nicht reich, antwortete Albert. Aber es giebt sehr Viele, die ärmer sind, als ich.

— Und Du liebst Deine Heimath, Du möchtest sie nicht verlassen? fragte Ali ben Mohamed.

— Ich liebe sie, und ich müßte etwas viel Schöneres finden, um ihr untreu zu werden.

— Und jenes Mädchen, das Du begleitest, ist Deine Schwester?

— Ja, ich wollte sie zu einem Freunde geleiten, dessen Braut sie ist und dessen Frau sie werden soll. Mein Freund wird glauben, wir seien Beide gestorben.

— Und er würde sich trösten, nicht wahr? fragte der Afrikaner.

— Vielleicht, aber schwer! erwiederte Albert. Er liebt meine Schwester sehr, denn er kennt sie von Jugend auf und sie war ihm von Jugend auf versprochen.

— Nun, ich will Dir etwas sagen. Gieb mir Deine Schwester zur Frau und bleibe hier!

— Wie? rief Albert mit so viel Unwillen, als sich ein ruhiger Araber erlauben darf. Du forderst mich auf, meinem Freunde das Wort zu brechen und das Versprechen meines Vaters nicht zu lösen?

— Dein Freund glaubt, daß ihr Beide todt seid. Vielleicht hat er schon eine andere Frau.

— Es ist möglich! sagte Albert. Aber ich müßte mich davon überzeugen.

— Sprich nicht so; sagte der Afrikaner bedeutsam. Ich biete Dir und Deiner Schwester Glück, großes Glück. Du wirst einer der ersten Männer im Süden sein.

— Bist Du selbst so hoch gestellt, daß Du mir das versprechen kannst? fragte Albert.

— Ich stehe hoch und werde in Kurzem noch höher stehen, antwortete Ali ben Mohamed. Du scheinst mir ein verständiger Mann zu sein. Ich will offen zu Dir sprechen. Der Sultan von Bautschi, dem Lande, dessen Hauptstadt Yakoba ist, ist alt und wird bald sterben. Ich werde sein Nachfolger sein. Der Sultan ist nicht der Herr des Landes. Bautschi ist nur ein Theil des großen Fellatah-Reiches, an dessen Spitze der Beherrscher aller Gläubigen steht. Du hast vielleicht gehört, daß ich nach dem Westen gereist bin, um mit einem Sultan dort über einen Krieg gegen die schwarzen Heiden zu berathen. Der Beherrscher aller Gläubigen schickte mich deshalb dorthin. Aber ich habe für mich und nicht für ihn gesprochen. Ich will kein Diener, ich will selbst Herr sein. Ich habe mit dem Sultan verabredet, daß

er mir Hülfe senden wird, wenn ich mich gegen den Beherrscher aller Gläubigen empöre. Er wird seine Truppen gegen Timbuktu senden und ich werde die meinigen gegen Sokoto und Kano schicken. Wir werden das Reich der Fellatah's theilen, und es ist groß genug, um zwei Reiche zu bilden, die mächtiger sind, als alle anderen.

— Das ist ein kühner und verwegener Plan! sagte Albert, der genug Kenntniß von dem Lande erlangt hatte, um ihn zu verstehen.

Das große Reich der Fellatah's nämlich besteht aus einer Menge von Provinzen, von denen jede ein großes, stattliches Reich bildet und von einem Sultan regiert wird, der ein Diener des Beherrschers aller Gläubigen, des Emir el Muemmin, ist, dem er Tribut zahlt. Bautschi, mit der Hauptstadt Yakoba, ist eine der größten, schönsten und fruchtbarsten dieser Provinzen und zugleich die wichtigste für das ganze Fellatah-Reich, weil sie den Kern der Armee, ein zahlreiches und tapferes Heer von Schützen stellt. Der Plan, das große, ausgedehnte Reich zu zerstückeln, schien nicht unausführbar. Die Empörung einer so wichtigen Provinz, unterstützt von einem Angriff von außen, konnte leicht gelingen, da das Reich seit kaum einigen Jahren erst bestand und das Ansehen des Emir el Muemmin noch nicht fest genug begründet war. Ali ben Mohamed schien genug Energie und Klugheit für die Ausführung eines solchen Planes zu besitzen.

— Kühn ist er, ja, erwiederte der Afrikaner. Aber ich kenne die Kräfte, die ich aufbieten will. Das Land Bautschi ist mir treu, die Schützen gehorchen mir, selbst wenn ich ihnen befehle, gegen den Emir el Muemmin zu marschiren, der übrigens auf eine Empörung meinerseits nicht vorbereitet ist, da er mir unbedingt vertraut. Nach zwanzig Monaten denke ich Emir el Muemmin zu sein, und dann soll Dir eine Provinz zu Theil werden. Was aber Deine Schwester an-

betrifft — kann ihr ein glücklicheres Loos fallen, als wenn sie die Frau des ersten Herrschers in Sudan wäre?

— Das ist wahr, aber wer bürgt für das Gelingen Deines Planes? sagte Albert.

— Denkst Du, ich würde meinen Kopf in eine Schlinge stecken, wenn ich nicht sicher wäre, ihn herausziehen zu können? fragte Ali ben Mohamed.

— Ich glaube nicht, erwiederte Albert. Wenn Du aber gegen Jeden so redselig bist, wie gegen mich, so dürfte der Emir el Muemmin bald um Deinen Plan wissen.

— Ja wohl, wenn ich so thöricht wäre! rief der Araber. Noch Niemand kennt meine Absicht, jener Sultan im Westen ausgenommen, der mich nicht verrathen kann. Zu Dir aber kann ich aufrichtig sein. Du bist ein Fremder, mein Glück wird auch das Deine sein. Und selbst wenn Du sprächest — was würde es mir schaden? Ich würde Dich einen Lügner nennen und man würde Dir den Kopf vor die Füße legen, noch ehe es Abend ist.

Albert sah ein, daß der Afrikaner vollkommen Recht habe.

— Du verlangst also von mir, ich solle meine Heimath aufgeben, in der Fremde leben, das Gelübde meines Vaters und mein eigenes Wort brechen? sagte er dann. Und welche Gewißheit habe ich, daß Du Dich meiner annimmst, wenn Du in Macht und Ehren bist?

— Mein Wort! antwortete Ali ben Mohamed. Weshalb sollte ich nicht den Bruder meiner Frau begünstigen, meinen nächsten Verwandten — denn ich habe keine anderen. Deine Schwester aber soll meine Gattin werden, sobald wir in Yakoba angekommen sind.

— Und hast Du andere Frauen? Sie wird vielleicht die dritte oder vierte sein?

— Nein, ich habe nur Sklavinnen. Sie soll meine erste Gattin sein und bleiben.

— Aber was bestimmt Dich zu einer solchen Wahl? fragte Albert mit einem scheinbaren Verwundern; Du hast doch meine Schwester, so viel ich weiß, noch nicht gesehen.

— Nur für einen Augenblick, antwortete Ali ben Mohamed. Aber dieser Augenblick hat genügt, sie für mich begehrlicher scheinen zu lassen, als eine Oase in der Wüste dem Pilger. Sie ist schön, ihr Auge ist klug und verständig. Sie wird eine gute Sultanin sein.

— Du bietest mir viel Ehre an, sagte Albert mit einem Anfluge von Unterwürfigkeit. Wenn ich mich nun aber weigere, mein Gelübde zu brechen?

— So würde auch das Dir nicht helfen, denn Du bist in meiner Macht! sagte der Afrikaner mit der größten Ruhe. Ich würde Dich tödten und Deine Schwester behalten.

— Ich werde es überlegen und meine Schwester fragen, sagte Albert und lenkte sein Roß zu Judith zurück, die einsam und allein ihr munteres Pferd über den Wiesengrund traben ließ.

Er berichtete ihr kurz seine Unterredung mit Ali ben Mohamed und bat sie, durchaus nicht zu verzweifeln und ganz ruhig zu scheinen. Dann, da er bemerkte, daß der Afrikaner ihn aus der Ferne beobachtete, nahm er die Miene eines Menschen an, der tief und reiflich überlegt und zu keinem Entschlusse kommen kann. Endlich aber, nachdem die Mittagsrast beendet war und der Zug sich wieder in Bewegung gesetzt hatte, ritt er auf den Araber zu, winkte ihn seitwärts und sagte dann mit der Miene eines resignirten Menschen:

— Ich bin entschlossen, Du sollst Deinen Willen haben. Ich sehe ein, daß ich Dich nicht hindern kann, zu thun, was Du willst. So mag denn meine Schwester Deine Frau werden und ich vertraue ihr und mein Schicksal Deinen Händen. Aber dringe nicht in sie. Sie liebt meinen Freund, den Gespielen ihrer Jugend, und der Gedanke, sich von ihm

und von der Heimath zu trennen, wird ihr schwer. Habe Nachsicht mit ihr. Sie wird sich an den Gedanken gewöhnen.

Ali ben Mohamed neigte sein Haupt, zum Zeichen, daß er damit einverstanden sei, und wenn Albert auch sonst keine andere Geberde der Zufriedenheit und der Freude an ihm bemerkte, so glaubte er doch zu sehen, daß das Auge des Afrikaners freundlicher und wohlwollender auf ihm ruhte. Für jetzt sprach er nichts weiter mit ihm, sondern kehrte zu Judith zurück.

Hastig überlegte er jetzt; wie er sich dem Araber entziehen könne. Vor allen Dingen schien es ihm nothwendig, den Zug zu verlassen, noch ehe er Yakoba erreichte. Denn die Flucht aus einer Stadt war jedenfalls schwieriger auszuführen, als auf freiem Felde. Im Ganzen schien ihm auch die Flucht nicht schwer. Man hatte ihn nie argwöhnisch bewacht, er hatte sein und Juditths Zelt stets etwas abseits aufgeschlagen. Fliehen konnte er also leicht. Es handelte sich nur darum, einen Weg einzuschlagen, auf dem ihn Ali nicht verfolgen konnte. Aber wie war das möglich? Wenn Ali seine hundert Reiter sich nach allen Richtungen zerstreuen ließ, so mußten sie die Flüchtigen ohne Zweifel entdecken und erreichen.

Dennoch war Albert fest entschlossen, noch in derselben Nacht zu fliehen. Ohne daß es auffallen konnte, beobachtete er die Gegend genau und suchte sich so gut als möglich zu orientiren. Im Süden und Osten sah er nicht unbedeutende Bergketten, und vor diesen Thäler und Flüsse. Die Berge konnten ihm noch den besten Schutz gewähren, bildeten auch vielleicht eine Grenze. Jedenfalls mußte er in einer Richtung fliehen, die ihn nicht von Kuka, dem Ziel seiner Reise, entfernte. Er mußte also den Weg nach den östlichen Bergen nehmen.

Am Abend wurde das Lager nicht auf freiem Felde

unter Bäumen, sondern in einem kleinen Dorfe aufgeschlagen, dessen Bewohner dem Ali ben Mohamed große Ehrfurcht bezeigten. Albert erhielt von dem Araber eine Hütte zur Wohnung für sich und Judith angewiesen. Im Allgemeinen schien dieser Umstand günstig, da sich annehmen ließ, daß man im Dorfe nicht Wachen aufstellen würde, wie man auf freiem Felde stets zum Schutze gegen wilde Thiere gethan hatte. Freilich war es etwas schwerer, unbemerkt aus dem Dorfe zu kommen. Aber wenn man ihn auch bemerkte, so konnten die Einwohner doch nicht wissen, zu welchem Zwecke und aus welchen Gründen er sich entfernte.

Sobald Albert mit Judith allein war, sagte er ihr, daß er entschlossen sei, zu fliehen, da er Ali ben Mohamed jetzt genug kenne, um zu wissen, daß keine Rettung mehr möglich sei, sobald man erst Yakoba erreicht habe. Judith war damit einverstanden. Ihr Gesicht verlor nicht einen Augenblick den Ausdruck der Freude und stillen Seligkeit. Albert brachte das Gepäck der Pferde in Ordnung, die im Hofe der Hütte standen, und schlich sich dann vor die Thür, um einen Blick auf das Dorf zu werfen.

Die Nacht war ruhig und dunkel. Albert konnte nicht bemerken, ob irgendwo Wachen aufgestellt seien, oder ob seine Hütte aus der Ferne beobachtet werde. Er ging eine Strecke weit in das Dorf hinein und fand nirgends einen Menschen. Sogar bis zu dem Hause, in dem Ali ben Mohamed sein Nachtquartier genommen, wagte er sich vor. Aber auch dort schien Alles im tiefsten Schlafe zu liegen. So kehrte er denn zu Judith zurück, sagte ihr, daß Alles sicher sei und daß er die Flucht unternehmen wolle.

Dann bat er sie, dicht an seiner Seite zu bleiben, nahm die beiden Pferde am Zügel und führte sie aus dem Hofe ins Freie. Glücklicher Weise ließ der sandige Boden die Tritte der Pferde kaum hören, und Albert erreichte die letzten Häuser des Dorfes, ohne daß irgend ein verdächtiges Zeichen

ihn erschreckt hätte. Vorsichtig führte er die Pferde noch weiter, bis zu einem kleinen Gebüsch. Dort hob er Judith in den Sattel, schwang sich selbst auf sein Pferd und ließ die Rosse nach einer Richtung, die er sich genau gemerkt, vorwärts traben.

Die Dunkelheit der Nacht bot ihm freilich Schwierigkeiten. Es war unmöglich, auf fünfzig Schritte mehr zu erkennen, als die ungefähren Umrisse größerer Baumgruppen. Es wehte jedoch ein schwacher Nachtwind. Albert wußte, daß er von Osten kam, und da er seinen Weg nach dieser Richtung einschlagen wollte, so brauchte er nur dem Winde entgegen zu reiten, um im Allgemeinen seines Weges sicher zu sein.

Zuerst ritten sie über eine weite, mit Gras bedeckte Ebene. Dann aber hemmte plötzlich ein Fluß ihr weiteres Vordringen. Albert war jedoch über diesen Umstand mehr erfreut als bestürzt. Er wußte, daß die meisten Flüsse in dieser Jahreszeit seicht seien, und da er wünschte, so wenig Spuren als möglich zurückzulassen, so ritt er zuerst allein in den Fluß, untersuchte ihn eine Strecke weit und bat dann Judith, ihm zu folgen. Der Fluß kam von Osten her und die beiden Flüchtlinge ritten in dem seichten Wasser desselben entlang. Auf diese Weise erschwerte er den Leuten Ali ben Mohameds die Verfolgung, da sie jedenfalls die Flußufer sehr genau untersuchen mußten, um zu wissen, wo die Beiden das Bett desselben verlassen. Freilich konnten die Rosse im Wasser nur Schritt für Schritt gehen.

Der Morgen dämmerte jetzt und Albert konnte einen umfassenderen Blick auf die Gegend werfen. Sie bildete immer noch eine weite Ebene, die es seinen Verfolgern leicht machte, ihn auf ein große Entfernung zu bemerken. Vor ihm zeigten sich freilich hohe Berge, aber sie mochten noch eine Tagereise entfernt sein. Zur Linken des Flusses jedoch erhob sich in einiger Entfernung Gebüsch, dem sich später

ein Wald von Palmen anschloß. Einmal traten die Büsche bis dicht an das Ufer des Flusses vor, und diese Stelle wählte Albert, um das Bett desselben zu verlassen.

Die Sonne erhob sich in ihrer tropischen Gluth und Klarheit, als die Pferde das Ufer betraten. Albert warf einen Blick auf seine Begleiterin. Sie hatte den Schleier halb zurückgeschlagen und lächelte ihm freundlich und sanft entgegen. Das gab seinem Herzen die volle Kraft, den ganzen Muth zurück.

— Vorwärts! rief er, seinem Pferde die Sporen gebend. Vorwärts, meine Freundin!

Sie sprengten durch das Gebüsch und nach einer halben Stunde hatten sie den Palmenwald erreicht. Jetzt nahm Albert seine Flinte in die Hand, denn an wilden Thieren war in diesen Wäldern kein Mangel. Die Löwen waren zahlreich, auch eine Art von Wölfen; die gefährlichsten Feinde befanden sich allerdings in der Nähe der großen Flüsse, die Krokodile und die Rhinozerosse. Hin und wieder rollte auch eine Schlange über den grünen Teppich unter den Palmen und entlockte Judith einen Ruf des Schreckens oder der Vorsicht. Aber einen gefährlichen Angriff hatte Albert nicht zu bestehen. Die Schlangen begnügten sich, verwundert und drohend ihre Köpfe emporzustrecken, und die Löwen, die Albert sah, hielten sich in angemessener Entfernung. Sie fanden in diesen Wäldern Wild genug, um die Menschen ungefährdet ziehen zu lassen.

Da Albert es für das Beste und Sicherste hielt, sich zuerst so weit als möglich von Ali ben Mohamed zu entfernen, so gönnte er den Pferden noch nicht die Rast, deren sie vielleicht bedurften. Seine Flucht mußte jetzt in dem Dorfe bemerkt sein, und er täuschte sich nicht darüber, daß man ihn ohne Zweifel einholen werde, wenn es ihm nicht gelang, vorher ein anderes Gebiet zu erreichen, in dem die Fellatah's ohne Einfluß waren. Freilich kannte er die Aus-

dehnung des Bautschi-Landes nach Osten nicht, wußte auch nicht, ob es der östlichste Staat der Fellatah's sei. Er glaubte aber etwas Aehnliches gehört zu haben, und da der Sultan von Bornu, dessen Land er dann erreichte, nicht im besten Einvernehmen mit den Fellatah's stand, so hoffte er dort gegen die weiteren Verfolgungen Ali ben Mohameds Schutz zu finden.

Die Pferde wurden jedoch matter und Albert sah sich genöthigt, gegen Mittag eine Rast zu machen. Er wählte einen Platz inmitten eines Gebüsches, suchte nach Früchten, wählte von seinen eigenen Vorräthen aus, was noch brauchbar war, und hielt nun wieder mit Judith allein ein ähnliches Mahl, wie damals auf der Oase. Beide schienen sich unwillkürlich jenes Morgens zu erinnern, denn Judith erröthete und Albert senkte die Augen, aber nur, um sie sogleich nachher desto inniger und liebevoller auf den schönen Zügen seiner Begleiterin ruhen zu lassen. Dann bat er Judith, ein wenig zu schlafen. Er selbst ging, mit der Flinte in der Hand, um eine Stelle zu suchen, von der aus er vielleicht einen Blick auf die Gegend hätte.

Er fand in der That einen Palmbaum, der auf einem kleinen Hügel stand und alle übrigen weit an Höhe überragte. Geschickt, geübt und kräftig, wie er war, hatte er bald nach einigen Anstrengungen den Gipfel des Baumes erreicht und konnte über den Wald fort bis nach der Ebene zurückblicken. Zwar war die Entfernung groß, aber sein scharfes Auge hätte doch wohl einen Reitertrupp erkannt, wenn derselbe über die Ebene gesprengt wäre. Da er aber nirgends etwas Lebendiges sah, so schloß er daraus, daß man ihn noch nicht in dieser Richtung verfolge, und nachdem er noch einen Blick nach Osten geworfen und sich überzeugt hatte, daß er die Berge noch vor Anbruch der Nacht erreichen müsse, kehrte er zu Judith zurück.

Zu seinem nicht geringen Schrecken bemerkte er, als er

in das Gebüsch trat, daß ihm bereits Jemand zuvorgekommen war, zwar nicht ein Mensch, aber doch ein Wesen, das hier unter Umständen noch gefährlicher werden konnte, ein großer, stattlicher Löwe nämlich, der ganz ruhig dastand und die schlafende Judith aufmerksam ansah. Die ermüdeten Pferde waren ebenfalls eingeschlafen und mochten deshalb seine Nähe nicht gewittert haben. Jetzt hielt er seine Blicke ruhig auf die schöne Schläferin gerichtet, und da er sehr alt zu sein schien — seine Mähne war an einigen Stellen fast weiß — so mochte er das Geräusch nicht gehört haben, das Alberts Schritte verursachten. Denn die Kräfte des Gehörs und Gesichts verlassen den alternden Löwen.

Albert war wirklich tödtlich erschrocken, denn der Löwe stand nur zehn Schritt von Judith entfernt. Freilich schien es bei seiner Ruhe zweifelhaft, ob er feindliche Absichten hege. Dennoch legte Albert sein Gewehr an die Wange, entschlossen, den Löwen bei der geringsten Bewegung nach vorwärts niederzuschließen. Das Knacken des Hahns erreichte das geschwächte Ohr des Thieres.

Es sah sich um und seine Blicke begegneten denen Alberts ohne Furcht und Ueberraschung. Er schien den jungen Mann gleichsam zu mustern. Albert seinerseits war so aufgeregt, daß seine Augen starr, unbeweglich und drohend auf dem gewaltigen Thiere ruhten, so daß er unwillkürlich und ohne daran zu denken eines jener Mittel in Anwendung brachte, von denen man sagt, daß sie den Löwen zähmen und unterjochen. In der That schien das Thier den starren Blick des jungen Mannes nicht ertragen zu können. Er blinkte mit den Augen, dann wurde er unruhig und schlug sich die Hüften mit dem Schweif. Einmal machte er eine Bewegung, als wolle er sich zum Sprunge niederkauern. Dann aber zog er sich langsam zurück, den Kopf stets nach Alberts Seite gewendet, bis er endlich fünfzig Schritt entfernt war. Dann kehrte er kurz um und trabte davon.

Albert schlug ein lautes Gelächter auf, so komisch war dieses Davontraben und so sehr empfand er das Bedürfniß, seiner beängstigten Brust Luft zu machen. Dann streckte er gleichsam segnend seine Hand gegen Judith aus, flüsterte einige Dankesworte und setzte sich nieder, um sich nun ebenfalls einer kurzen Ruhe zu überlassen. Ohne daß er es wollte, fielen ihm die Augen zu, und als er aus seinem Halbschlummer auffuhr, mochten einige Stunden vergangen sein, denn die Sonne stand bereits tiefer am Himmel.

Er weckte Judith, ermunterte die Rosse, und nach wenigen Minuten sprengten die beiden Flüchtlinge weiter gegen Osten. Es lag Albert daran, noch vor Anbruch der Nacht das Gebirge zu erreichen, das ihm eine bessere Gelegenheit zu Schlupfwinkeln bot, als der ziemlich offene Palmenwald. Bald wurde auch das Erdreich unebener. Hügelreihen, aus denen hin und wieder Felsen hervortraten, unterbrachen die Ebene. Andere Bäume, Tamarinden und Laubhölzer traten an die Stelle der Palmen, die Aussicht wurde freier. Albert sah einige Dörfer am Abhange des Gebirges liegen. Aber er hütete sich wohl, in ihre Nähe zu kommen, denn überall würde man ihn ausgefragt und vielleicht festgehalten haben.

Endlich war er mitten zwischen den grauen Granitfelsen. Nun aber verhinderte auch die anbrechende Nacht eine Fortsetzung der Reise. An einer geschützten und von allen Seiten unbemerkbaren Stelle brachte Albert seine Gefährtin und die Rosse in Sicherheit, holte Wasser aus einer benachbarten Quelle und überließ sich dann selbst der ganzen Süßigkeit des Schlafes.

Er erwachte vor Anbruch des Morgens, und ehe er Judith weckte, erstieg er eine Höhe, von der aus er einen weiten Blick über die Landschaft werfen konnte und sich überzeugte, daß keine Verfolger in der Nähe seien. Er begann ernstlich zu glauben, daß Ali ben Mohamed entweder wirk-

lich nicht an eine Verfolgung gedacht, oder einen falschen Weg eingeschlagen habe. Dadurch ermuthigt, kehrte er zu Judith zurück und bald schritten die Pferde das Gebirge hinauf.

Es war ein beschwerlicher und gefährlicher Marsch, denn an gebahnte Wege war hier nicht zu denken, ebenso wenig an Schatten, denn die bewachsenen Stellen des Gebirges waren unzugänglich. Albert mußte auf dem kahlen Felsenrücken bleiben. Gegen Mittag überzeugte er sich jedoch, daß das Gebirge nicht breit sei und daß er am Abend am Fuße desselben sein werde.

Vor ihm, als er den Kamm des Gebirges erreicht hatte, lag eine herrliche Landschaft mit schönen Wäldern, prächtigen Wiesen und glänzenden Flüssen. Er sah wenig Dörfer, weiter nach Osten blaue Berge, nur nach Nordosten schien das Land sehr flach zu werden, und obgleich Albert kein Wasser sah, so glaubte er doch, daß sich dort ein großer See oder eine große Ebene befinden müsse. Er wünschte und hoffte, daß dieses Gebirge die Grenze zwischen dem Reiche der Fellatah's und dem des Sultans von Bornu bilden und daß ihn Ali ben Mohamed nicht über dieses Gebirge hinaus verfolgen möchte. Allmählich begann er wieder zu hoffen. Die Landschaft vor ihm war zu schön, als daß er hätte glauben können, sie würde ihm Gefahr und Verderben bringen.

Bekanntlich ist das Hinabsteigen von den Bergen ermüdender, als das Besteigen derselben. Die Pferde waren todtmüde und Albert mußte sogar absteigen und das seinige am Zaume führen. Der Abend war nahe. Noch ein niedriger Bergrücken war zu überschreiten. Auf der anderen Seite desselben wollte Albert übernachten, da er dort Bäume sah und Wasser zu finden hoffte.

Auf dem Rücken dieses Bergzuges angelangt, hielt Albert in einer Gruppe niedriger Bäume still, um von der Höhe aus die günstigste Stelle für sein Nachtquartier zu suchen.

— Sehen Sie, das sind die ersten Menschen, dort hinter uns, die ich erblicke! sagte Judith jetzt.

Bestürzt wandte sich Albert um. Hinter sich, auf den Bergen, die er soeben verlassen, sah er eine kleine Schaar von Reitern, die er an ihrer Tracht sogleich als die Begleiter Ali ben Mohameds erkannte. Ob der Afrikaner selbst unter ihnen war, vermochte er nicht erkennen.

— Es sind unsere Verfolger! rief er Judith zu, ich glaube, wir sind verloren! Noch haben sie uns nicht gesehen, diese Bäume verbergen uns ihnen, sie suchen noch und wenden sich nach rechts und links. O Gott, wenn Du uns gnädig sein willst, so zeige uns jetzt einen Ausweg!

Sein Auge suchte nach einem Versteck, einem Schlupfwinkel. Aber wenn auch einzelne Schluchten und Thäler die Felsen durchzogen, so ließen sie sich doch von den Höhen leicht übersehen und zwei Pferde konnten nicht in ihnen verborgen werden. Die Afrikaner ritten ziemlich langsam, wie Leute, die jedes mögliche Versteck untersuchen. In einer anderen Richtung gewahrte Albert eine zweite Schaar. Sie war seitwärts bereits bis beinahe in das Thal vorgedrungen.

— Hier hilft vielleicht nur eine schnelle Flucht im Schutz der Nacht! rief Albert. Vorwärts! in der nächsten Viertelstunde, so lange sie noch in der Vertiefung sind, können sie uns nicht sehen.

Er trieb sein Pferd an. Aber die Pferde hatten einen beschwerlichen Marsch in der Sonnenhitze über die Felsen des Gebirges gemacht, sie wollten nicht mehr recht vorwärts. Alberts Lippen waren fest geschlossen. Er schien nach einem Ausweg zu suchen, er schien ein Mittel zur Rettung herbeizwingen zu wollen. Seine Augen sprühten unheimliche Blitze.

Jetzt waren sie beinahe im Thale. Der Abhang des Berges war hier dicht mit Bäumen bewachsen, weiterhin aber war die Ebene frei. Entweder mußte sich Albert in diesem Walde verbergen, der sich leicht durchsuchen ließ, oder

er mußte weiter reiten und fürchten, trotz der Dämmerung bemerkt zu werden. Die Wahl war nicht leicht. Bei Beidem drohte Gefahr.

Plötzlich fiel sein Auge verwundert und überrascht auf einen jener riesigen Bäume, die man nur in Mittel-Afrika findet und die unter dem Namen der Affen-Brod-Bäume (Adansonia digitata) bekannt sind. Der plumpe Koloß, kaum zwanzig Fuß hoch und fast ebenso viel im Durchmesser betragend, stand da, wie der Stumpf einer riesigen Säule, denn außer einigen verdorrten Zweigen trug er kein anderes Abzeichen eines Baumes, weder Blätter, noch Blüthen.

Albert hielt unwillkürlich sein Pferd an und starrte auf den riesigen Stamm.

— Er muß alt, sehr alt sein! flüsterte er mit jener raschen Ueberlegung, die nur den Momenten der Gefahr eigenthümlich ist. Er hat keine Blätter mehr und im Alter sollen diese Stämme hohl werden. Die Afrikaner sollen ihn zuweilen als Wohnung benutzen. Laß uns sehen!

Er sprang vom Pferde, bat Judith dringend, sich mit den Pferden im Gebüsch zu verbergen, und untersuchte den Baum. Ein hohler Schall klang ihm entgegen, als er anklopfte. Er eilte um den Stamm herum, der vielleicht sechszig Fuß im Umkreis hatte.

— Halt! Hier ist Rettung! rief er, einen Freudenschrei ausstoßend. Hier ist eine Oeffnung, durch die zur Noth ein Pferd hinein kann. Kommen Sie, Judith, ich will vorausgehen!

Er trat durch eine Oeffnung, die ungefähr sechs Fuß hoch war und einer Thür ähnelte, ein. Neben ihm schoß etwas mit einem lauten Geheul hinaus. Es war ein Panther, der in seinem Schrecken glücklicher Weise nicht an einen Angriff dachte. Auch einige Vögel flatterten auf und schwirrten um Albert. Sonst aber schien nichts Bedenkliches in dem Baum zu sein.

Judith stand bereits mit den Pferden vor dem Stamm. Die Thiere ließen in ihrer Ermüdung mit sich machen, was Albert wollte, und zwängten sich durch die schmale Oeffnung. Judith folgte.

— Hier sind wir wenigstens für's Erste gesichert! flüsterte Albert. Wenn ich wüßte, daß ich noch einige Minuten Zeit hätte, so würde ich die Höhle mit Gesträuch verstopfen. Aber das könnte uns verrathen, und es ist besser so. Hier kann ich wenigstens mit Sicherheit kämpfen, und es soll den Afrikanern nicht leicht werden, einzudringen!

Er führte Judith und die Pferde nach demjenigen Theil des Stammes, der am weitesten von der Oeffnung entfernt war. Die Dämmerung war bereits so stark, daß Albert kaum noch Judith erkennen konnte. Er prüfte seine Waffen und näherte sich dann dem Eingange, um zu lauschen.

Bald darauf hörte er Pferdegetrappel. Die Afrikaner schienen langsam den Berg herabzukommen. Albert hörte, wie sie mit einander sprachen. Aber er konnte nichts verstehen, weil die Entfernung zu groß war und weil er die Sprache nicht genau kannte. Zum Unglück aber schienen die Afrikaner in der Nähe Halt zu machen. Albert hörte das Pferdegetrappel nicht mehr, dagegen vernahm er deutlich die Stimmen von demselben Orte aus, und unter ihnen, wie er glaubte, auch die Stimme Ali ben Mohameds. Wenn nun die Afrikaner daran dachten, in diesem Baume ihr Nachtquartier aufzuschlagen! Dem jungen Manne rieselte es heiß und dann wieder kalt durch die Adern.

Nach und nach verstand er auch einzelne Sätze von dem, was gesprochen wurde.

— Wir scheinen ihre Spur verloren zu haben, sagte der Eine. Wer weiß, ob sie überhaupt über das Gebirge gegangen sind und welchen Weg nach dem Thal sie eingeschlagen haben.

— Ihre Pferde können nicht mehr aushalten, als die

unsern, sagte ein Anderer. Sie können nicht weit voraus sein. Und in der Nacht werden sie nicht reiten, wenn sie den Weg über das Gebirge gemacht.

— Was helfen die Reden! sagte Ali ben Mohamed — dessen Stimme Albert deutlich erkannte — ich will Gewißheit haben. Fragt die andere Schaar, ob sie nichts gesehen oder gehört. Freilich, sie würden uns Nachricht davon gegeben haben! Fürs Erste untersucht dieses Gehölz!

Jetzt kam der gefährliche Augenblick. Nach dem, was Albert vorher gesehen, bestand dieser Reitertrupp höchstens aus zehn Mann. Mit diesen konnte er es im Nothfall aufnehmen, um so mehr, da nur zwei von ihnen — Ali ben Mohamed und ein anderer Afrikaner — mit Flinten bewaffnet waren. Die Anderen führten Spieße und Bogen und Pfeile.

Albert hörte jetzt die Tritte von Pferden bald in der Nähe, bald in der Ferne. Es wurde immer dunkler. Zuweilen kamen die Afrikaner so nahe an den Baum, daß Albert unwillkürlich zitterte und seine Flinte fester faßte. Er hatte übrigens zwei Gewehre, wie die Leser sich erinnern werden.

— Habt Ihr schon in den Baum gesehen? tönte jetzt Ali ben Mohameds Stimme aus der Ferne.

— Judith, um Himmelswillen keinen Laut! flüsterte Albert, von dem Eingange zurücktretend. Wenn nur die Pferde still sind. Gott sei Dank, sie geben keinen Laut von sich! Jetzt muß es sich entscheiden.

Er hörte Jemand vom Pferde springen und sich dem Baume nähern. Dann sah er etwas Dunkles am Eingange und der Afrikaner schien zu lauschen und sich zu besinnen, ehe er in das Innere trat. Die Pferde waren ganz still. Albert hatte den Finger am Drücker seiner Flinte.

Dennoch schien der Afrikaner eintreten zu wollen. Da durchfuhr den jungen Mann ein Gedanke. Er hatte oft das

Ziſchen der Python-Schlange in den Wäldern gehört und glaubte es nachahmen zu können. Er verſuchte es nachzuahmen und die Aufregung gab ſeiner Stimme und ſeinem Ziſchen einen ſo eigenthümlichen Klang, daß der Afrikaner ſogleich zurückfuhr.

— Allah il Allah! rief er zu ſeinen Genoſſen hinüber. Es iſt nichts darin, als eine große Schlange.

— So treibe ſie heraus! Wir können in dem Baume übernachten! rief ein Anderer ihm zu.

Albert hatte aufgeathmet. Jetzt zitterte er von Neuem. War die Gefahr noch nicht vorüber?

— Ich will nichts mit den Schlangen zu thun haben, und am wenigſten bei Nacht! antwortete der erſte Afrikaner. Wahrſcheinlich hat ſie ihre Brut dadrin, und das wäre eine gefährliche Arbeit!

— Laßt es gut ſein! rief jetzt Ali ben Mohamed. Wir wollen hier nicht übernachten. Wir wollen ein Stück weiter ins Land hineinreiten und in einem Dorf fragen, ob man nichts von den Fremden geſehen. Ich glaube noch gar nicht, daß ſie über das Gebirge gegangen ſind. Wenn es der Fall iſt, ſo ſind ſie für uns verloren. Denn wir dürfen uns nicht weit in Bagirmi vorwagen. Wir haben nicht Leute genug. Kommt!

Albert holte tief Athem. Dieſe Gefahr ſchien glücklich abgewendet zu ſein. Und Albert hatte noch eine andere frohe Nachricht aus dem Munde Ali ben Mohameds erhalten. Das Land, in dem er ſich jetzt befand, gehörte nicht mehr zu den Fellatah's. Es ſchien ſogar, als ſtehe Bagirmi — ſo hatte es der Afrikaner genannt — nicht in freundſchaftlichem Verhältniſſe zu den Fellatah's. Albert durfte alſo hoffen, der Verfolgung entgangen zu ſein.

Wie freudig wallte ihm das Blut wieder durch die Adern, als er die Pferdetritte und die Stimmen ſich weiter entfernen hörte! Er trat zu Judith und den Roſſen. Un-

willkürlich berührte er Judiths zarte Hand. Aber dieses Mal zog er sie nicht zurück. Er nahm sie und drückte sie fest an sein Herz.

— O Judith, flüsterte er, diese Gefahren sind groß! Aber wie gern will ich noch größere ertragen, wenn ich hoffen darf, daß Ihre Liebe einst mein Lohn sein wird!

— Lohn? Sprechen Sie nicht so! flüsterte das Mädchen. Leider kann ich diese Gefahren nicht vermeiden! Und ich weiß, daß ich Schuld daran bin! Albert, wie werde ich Ihnen das vergelten können!

Der junge Franzose seufzte, aber es war ein Seufzer des Glückes und der Wonne. Lange behielt er Judiths Hand in der seinen. Wohl wallte ein Gefühl in ihm auf, das schöne Mädchen an sich zu ziehen und an ihrem Herzen alle Gefahr, alle Sorge zu vergessen. Aber er hatte ein Gelübde bei sich selbst gethan, die Süßigkeit der Liebe nicht eher zu kosten, als bis er Judith gerettet, bis er mit ihr einen sicheren Hafen gefunden. Er ließ also ihre Hand sinken, nachdem er sie noch einmal gedrückt und ihren Gegendruck empfunden. Dann bat er Judith, sich niederzulegen, und setzte sich selbst an den Eingang des Baumes, um für jeden Fall der Noth bereit zu sein.

Spät in der Nacht überwältigte auch ihn der Schlaf, und als er erwachte, dämmerte bereits der Morgen. Mühsam suchte er die letzten Vorräthe von Lebensmitteln zusammen, die er noch besaß, holte Wasser aus einer benachbarten Quelle und hielt mit seiner Geliebten eine kärgliche Mahlzeit, die nur durch freundliche Blicke und süßernste Worte gewürzt wurde.

Dann schlich er sich abermals hinaus und erklomm vorsichtig einen Hügel in der Nähe, der ihm gestattete, einen Blick auf das Thal zu werfen. So scharf sein Auge auch war und so sehr er sich auch bemühte, irgend etwas zu entdecken, so konnte er doch nirgends ein lebendes Wesen er-

blicken. In weiter, weiter Ferne schienen einige Dörfer zu liegen.

Albert überlegte nun. Zurückkehren konnte er nicht, warten auch nicht. Er mußte hinab in das Thal, auf die Gefahr hin, dort den Afrikanern Ali ben Mohameds zu begegnen. Möglicher Weise hatten diese aber auch eine andere Richtung eingeschlagen und waren bereits zurückgekehrt. Die Hauptsache war, ihnen nicht auf der Rückkehr zu begegnen. Doch war die Ebene hier und da von Baumgruppen bewachsen, die es möglich machten, sich zu verbergen. Albert dachte daran, die Pferde zurückzulassen und den Weg zu Fuß zu machen. Aber obgleich dies sicherer war, da man ihn nicht so leicht bemerken konnte, so fürchtete er doch, Judith zu ermüden, und gab diesen Gedanken auf. Er beschloß, noch einmal seinem guten Sterne zu vertrauen und den geraden Weg zu wählen. Die Gefahr war überall gleich.

So kehrte er denn zu Judith zurück und bald trabten die beiden seltsamen Reisenden wieder über das frische, glänzende Grün des Wiesengrundes. Den Ort, wo Ali ben Mohameds Schaar ihr Nachtquartier aufgeschlagen, konnte er nicht entdecken. Auch sah er nirgends einen Reiter, obgleich die Ebene es ihm gestattete, den Blick meilenweit in die Ferne schweifen zu lassen. Albert begann in der That zu glauben, daß die Afrikaner ihre Verfolgung aufgegeben hätten.

Nur einmal, als er den Blick nach dem Gebirge zurückwandte, glaubte er auf dem einen Höhenzuge eine Reiterschaar zu erblicken. Da er in der Nähe eines Gehölzes war, so lenkte er die Pferde dorthin und beobachtete nun scharf die Richtung, die jene Reiter nahmen. Sie schienen den Berg hinanzusteigen, aber sehr langsam. Dann schienen sie Halt zu machen.

Albert hielt es anfangs für das Gerathenste, in dem Gebüsch zu warten, bis die Reiter den Rücken des Gebirges

überschritten hätten und ihn nicht mehr erblicken könnten. Aber darüber mußten einige Stunden vergehen, und dann dachte er auch, daß sie ihn doch nicht sehen könnten, wenn er seinen Weg so wählte, daß das Gebüsch zwischen ihm und dem Gebirge läge. Dieser letzte Grund bestimmte ihn, seine Reise fortzusetzen.

In der That war es unmöglich, ihn vom Gebirge aus zu sehen. Ebenso wenig bemerkte er etwas von den Reitern. Aber er hatte nicht daran gedacht, daß diese höher hinaufstiegen und also dann über das Gehölz hinwegblicken konnten.

Als er sich nach einer Stunde abermals umwandte, sah er zu seinem Schrecken, daß die Reiter schnell das Gebirge herabkamen. Man mußte ihn bemerkt haben. Sollte er ein Versteck wählen? Sollte er sich auf die Schnelligkeit seiner Rosse verlassen?

Er wählte das Letztere. Er hatte einen Vorsprung von einigen Stunden und die Pferde schienen ihm frischer und kräftiger, als je. Er durfte also mit Gewißheit hoffen, nicht von den Afrikanern erreicht zu werden, wenigstens nicht eher, als bis er nach einem Orte gelangt, dessen Bewohner ihm Schutz gegen die Fellatah's gewährten. Er spornte also sein Pferd nicht übermäßig an, sondern ließ es nur tüchtig ausgreifen. Im Uebrigen hielt er die grade Linie bei.

So vergingen einige Stunden, ehe Albert hinter sich etwas von den Afrikanern bemerkte. Natürlich wurden die Pferde allmählich matter, aber dasselbe mußte ja auch bei seinen Verfolgern der Fall sein. Ab und zu versperrten ihm Gebüsche die Aussicht nach rückwärts. Einige Meilen vor sich sah er ein großes Dorf, vielleicht eine Stadt.

Aber jetzt, als Albert durch eine Reihe von Bäumen gesprengt war, stellte sich ihm ein Hinderniß entgegen, an das er nicht gedacht hatte — ein breiter, und wie es schien, ziemlich tiefer Fluß. Unmuthig preßte er die Lippen zusammen, als er ihn bemerkte, und warf einen hastigen Blick auf

den Strom. Die Pferde waren erhitzt. Er durfte es kaum wagen, sie in das Wasser zu führen. Und doch war jede Minute kostbar. Albert besann sich deshalb nicht lange. Er lenkte sein Roß zuerst in den Fluß und bat Judith, ihm in einiger Entfernung zu folgen. Der Fluß wurde jedoch plötzlich so tief, daß Alberts Pferd Mühe hatte, sich gegen den reißenden Strom zu halten. Er mußte umkehren.

Seinem Pferde die Sporen gebend und zitternd vor Ungeduld, flog er das Ufer hinauf, um eine Stelle zu suchen, an welcher der Fluß weniger tief wäre. Jetzt bemerkte er, wenn auch in bedeutender Entfernung, die Afrikaner hinter sich. Er nahm an, daß der Fluß dort am seichtesten sei, wo die Strömung am geringsten war, und bald bemerkte er eine solche Stelle. Hier schien das Flußbett nur in der Mitte, auf eine Breite von zwanzig Fuß, tief und die Strömung reißend zu sein. Ein solches Hinderniß ließ sich überwinden. Dieses Mal bat er jedoch Judith, nicht hinter ihm zu bleiben, sondern rechts an seiner Seite zu reiten, damit er ihr jeden Augenblick nahe sei.

Es war so, wie Albert vermuthet. Anfangs war der Fluß seicht. In der Mitte aber wurde das Bett des Stromes tief und das Wasser schoß mit großer Gewalt dahin. Die Pferde kämpften mühsam gegen die Strömung, und Albert ließ sie ein wenig hinabtreiben, mit der Rechten Judiths Pferd am Zügel fassend und zugleich dafür sorgend, daß seine Flinten und seine Munition nicht naß wurden. Zweimal schwebten die Pferde in Gefahr, widerstandslos von den Wellen fortgetrieben zu werden. Dann endlich erreichten sie wieder festen Boden und bald gelangten sie auf das Ufer.

Albert sah zurück. Die Afrikaner waren bereits dem gegenüberliegenden Ufer nahe und da er ihnen den Ort gezeigt hatte, wo sich der Fluß passiren ließ, so war anzunehmen, daß sie von seinem Beispiel Gebrauch machen würden. Er gab also seinem Pferde die Sporen, Judith trieb das

ihre ebenfalls an und sie flogen nun über die Ebene, so schnell, als es die Kräfte der beiden Araber erlaubten.

Dennoch war dem jungen Manne dieser Aufenthalt vom größten Nachtheil gewesen. Die Afrikaner hatten bereits den Fluß passirt, spornten ebenfalls ihre Pferde an und mußten die Flüchtlinge in einer halben Stunde erreicht haben. Albert versuchte, sie zu zählen. Er zählte ungefähr zwanzig. Aber es ließ sich fast mit Gewißheit annehmen, daß die anderen Abtheilungen nachfolgen würden. Jedenfalls war der Kampf ein sehr ungleicher.

Da sah er vor sich aus einem dichten Gebüsch eine Reiterschaar auftauchen. Er stutzte, denn er vermuthete in ihnen eine zweite Abtheilung der Afrikaner Ali ben Mohameds. In der nächsten Minute jedoch gewahrte er seinen Irrthum. Die Reiter vor ihm ritten bessere Pferde und waren anders gekleidet. Es mußten Bewohner des Landes sein, in dem er sich jetzt befand und das Ali ben Mohamed Bagirmi genannt hatte.

Begreiflicher Weise hielten auch diese Reiter sogleich an, als sie die beiden Flüchtlinge und hinter ihnen die verfolgenden Fellatah's erblickten. Es waren ebenfalls ungefähr zwanzig Reiter, einige unter ihnen mit Feuerwaffen.

Albert konnte in diesem Augenblick nicht viel überlegen, ob sie ihn als Freund oder Feind empfangen würden, und was er ihnen gegenüber zu thun habe. Aber er rief und gab durch Zeichen zu verstehen, daß er verfolgt werde und ihren Schutz anrufe. Dann sah er sich um. Die Fellatah's ritten langsamer und brachten ihre Waffen in Ordnung.

Nach fünf Minuten war Albert bei den fremden Reitern, die wir hier, da uns eine andere Bezeichnung der Bewohner dieses Landes bis jetzt fehlt, Bagirmiten nennen wollen. Sie hatten mit ihrer olivenfarbigen Haut und ihrem Anzuge viel Verwandtschaft mit den Fellatah's. Es befand sich jedoch ein Mann unter ihnen, der seiner Abstammung

nach ohne Zweifel ein Neger, nichtsdestoweniger aber mit Abzeichen bekleidet war, die darauf schließen ließen, daß er einen höheren Rang einnahm, als seine arabischen Begleiter.

Ihm warf sich Albert, der schnell von seinem Pferde gesprungen war, zu Füßen und bat ihn in Worten und Zeichen, sich seiner anzunehmen und ihm gegen die Fellatah's beizustehen.

Diese hatten unterdessen Halt gemacht und schienen zu berathen, was sie thun sollten. Dasselbe that der Neger mit den Bagirmiten. Sie plapperten ein Kauderwelsch, von dem Albert nur wenige Worte verstand, obgleich es Aehnlichkeit mit der Sprache der Fellatah's hatte. Dennoch glaubte er daraus zu vernehmen, daß die Bagirmiten erbittert seien über den Einbruch der Fellatah's in ihr Gebiet. Sie streckten drohend ihre Lanzen gegen die Schaar Ali ben Mohameds aus und schienen Willens, dieselben sogleich anzugreifen. Nur der Neger that Einhalt.

Gleich darauf — während Albert wieder auf sein Pferd gestiegen war — erschien ein Fellatah, wahrscheinlich als Parlamentär. Albert bemühte sich mit angestrengter Aufmerksamkeit, die Unterredung zu enträthseln, die er mit dem Neger hatte. Er errieth auch in der That Einiges von dem Inhalt. Der Fellatah forderte die beiden Flüchtlinge zurück, die das Eigenthum ihres Stammes seien, und versprach den Bagirmiten dafür eine reiche Belohnung an Rindern und Schafen, wie auch eine bedeutende Summe an Geld. Im Weigerungsfalle drohte er mit Krieg.

— Wer ist Euer Führer? fragte der Neger, und Albert verstand diese Frage ganz deutlich.

— Ali ben Mohamed, der zukünftige Nachfolger des Sultans von Yakoba.

— Dann sagt ihm, er solle zurückkehren! rief der Neger grimmig und die Hand drohend ausstreckend. Ich will kein Wort mit ihm reden und ihm eher einen Dolch ins Herz

stoßen, als einen Freundschaftsdienst erzeigen. Ich werde die Flüchtlinge bei mir behalten. Er mag sie holen, wenn er will!

Diese Worte, deren Sinn Albert erst später genau erfuhr, waren von einer so unzweideutig feindlichen Bewegung begleitet, daß der Fellatah sogleich eilig zurückkehrte.

Unterdessen hatte sich jedoch die Schaar Ali ben Mohameds um zehn Mann vermehrt, die dem ersten Zuge gefolgt waren und sich ihm jetzt angeschlossen hatten. Die Fellatah's waren also den Bagirmiten überlegen, und wahrscheinlich aus dieser Ursache näherten sie sich. Diejenigen, die mit Gewehren bewaffnet waren, legten sie an. Die Anderen nahmen Bogen und Pfeil.

Albert deutete dem Neger schnell durch Worte und Geberden an, daß es sicherer sein würde, die Fellatah's in dem Gebüsch zu erwarten, an dessen Rande man sich befand. Dieser schien die Richtigkeit dieses guten Rathes einzusehen. Die Bagirmiten zogen sich schnell die wenigen Schritte zurück und griffen ebenfalls zu den Waffen. Albert seinerseits war sehr zufrieden damit, den Fellatah's zeigen zu können, daß er vor einem Kampfe nicht zurückbebte. Er suchte nach Ali ben Mohamed, den er auch bemerkte, der sich aber hinter der Schaar hielt.

Die Fellatah's waren bereits so nahe, daß eine Flintenkugel sie leicht erreichen konnte. Für einen Pfeilschuß war die Entfernung freilich noch zu groß. Der junge Franzose glaubte, es sei am besten, wenn er den Kampf beginne und wählte sich den vordersten Fellatah. Der Schuß dröhnte über die Ebene, der Fellatah stürzte. Die Bagirmiten erhoben ein Jubelgeschrei.

Sie mochten sich wohl sagen, daß ein solcher Bundesgenosse nicht zu verachten sei, und schossen nun ebenfalls ihre Kugeln und Pfeile ab. Sie trafen jedoch nicht, und die Fellatah's kamen näher. Albert winkte einem Bagirmiten

und machte ihm begreiflich, daß er das eine Gewehr laden solle, während er das andere abschoß. Der schlaue Afrikaner verstand sogleich und nickte beifällig. Nun nahm Albert einen anderen Fellatah aufs Korn und auch dieser fiel. Dann griff er zu seinen Pistolen, die möglicher Weise hundert Schritt weit trugen. Er versuchte es mit dem ersten Schuß und es gelang ihm, einen dritten Fellatah wenigstens zu verwunden.

Der Verlust von drei Kriegern, ehe sie noch zum Angriff gekommen waren, mochte die Fellatah's stutzig machen. Sie drangen langsamer vor und Albert bemerkte, daß Ali ben Mohamed sie mit Zorn und Eifer anfeuern mußte. Der Bagirmite hatte ihm jetzt die eine Flinte geladen, er selbst hatte die andere wieder schußfertig gemacht, und langsam und sicher zielend streckte er abermals zwei Fellatah's todt zu Boden.

Ein wildes Jubelgeschrei der Bagirmiten folgte jedes Mal dem Falle eines Feindes. Die Fellatah's drängten sich zusammen, wie eine Heerde Schafe. Jeder mochte denken, daß der nächste Schuß ihn treffen würde, und Alle schienen große Lust zu haben, das Feld zu räumen.

Jetzt schoß auch Ali ben Mohamed seine Flinte auf Albert ab. Er hatte gut genug gezielt, die Kugel schlug dicht neben Albert in einen Baumstamm. Dennoch verhöhnte ihn das Geschrei der Bagirmiten, und in der Gunst seiner Genossen stieg er durch diesen Fehlschuß wahrscheinlich auch nicht.

Nun riß Ali ben Mohamed seinen Degen aus der Scheide und sprengte vor die Spitze seiner Schaar, um die Zurückweichenden anzufeuern. Albert bedachte sich nicht im Geringsten; er bestimmte die nächste Kugel für den stolzen Fellatah. Dieser aber mochte die Absicht seines Feindes ahnen und benutzte eine Schwenkung seiner Reiter, um sich abermals hinter die Front zurückzuziehen. Albert hielt den Augenblick für geeignet, um nun angreifend vorzugehen. Er

gab dem Neger einen Wink, den dieser sogleich verstand. Nur meinte er, Albert solle noch einmal vorher schießen. Der junge Mann feuerte also seine Flinten und die beiden doppelläufigen Pistolen los. Nur ein Schuß fehlte; fünf Fellatah's waren also abermals getödtet oder verwundet, und die Schaaren der Afrikaner waren sich jetzt ungefähr gleich, nur daß die Fellatah's entmuthigt zurückwichen, die Bagirmiten dagegen jubelten.

Auf das erste Zeichen des Negers stürzten nun auch die Letzteren mit wildem Geschrei auf ihre Feinde los. Der Kampf mit Lanze, Bogen und Pfeil, Schwert und Schild begann. Albert blieb zurück. Er begnügte sich damit, seine Gewehre zu laden und Judith anzulächeln, die ihm einen Blick der Verwunderung und Liebe schenkte.

Der Kampf war bald entschieden und es ließ sich leicht voraussehen, wem der Sieg zu Theil werden würde. Die Bagirmiten waren voller Zuversicht und Jubel, ihre Pferde frisch und munter, ohnehin kräftiger, als die der Fellatah's — die Letzteren dagegen eingeschüchtert und durch ihre matten Pferde in ihren Bewegungen gehemmt. Sie verloren einen Mann nach dem anderen und wichen allmählich nach dem Flusse zurück. Dort versuchten sie einen letzen, aber vergeblichen Widerstand. Die Mehrzahl des Restes ertrank; Einzelne erreichten das andere Ufer, unter ihnen Ali ben Mohamed, den die Bagirmiten eine Zeit lang verfolgten, aber nicht erreichten.

— Nun, sagte Albert lächelnd zu Judith, während die Bagirmiten freudig zurückkehrten, von einer Sorge sind wir jetzt befreit, freilich nur, um an eine andere denken zu müssen. Aber ich glaube doch, daß diese Leute etwas Theilnahme und Mitleid für uns haben werden, da sie gesehen, wie wacker ich die Fellatah's empfangen. Ich werde sie bitten, mich nach Kuka zu geleiten, oder mir wenigstens den Weg genau anzugeben.

Die Bagirmiten hatten sich jetzt wieder gesammelt, und der Neger, der ohne Zweifel der Anführer der ganzen Schaar war, kam auf Albert zu.

— Tapfer! Tapfer! sagte er mit einem beifälligen Nicken des Kopfes. Wer seid Ihr?

Albert erzählte ihm in einem Gemisch von Arabisch und Fellatah-Sprache seine Abenteuer, der Wahrheit ziemlich getreu, und fügte hinzu, daß er nichts sehnlicher wünsche, als sein Vaterland wieder zu sehen, und daß er den Bagirmiten sehr dankbar sein würde, wenn sie ihm den kürzesten Weg dahin zeigten. Der Neger hörte sehr aufmerksam zu und nickte zuweilen ganz beifällig mit dem Kopfe. Dann fragte er, wohin Albert eigentlich wolle. Dieser antwortete, nach Kuka.

Bei diesem Namen wurden die Bagirmiten rasend wild, schüttelten ihre Lanzen und Schwerter und schienen Willens, sogleich auf den bestürzten Franzosen einzudringen. Mit Mühe gelang es Albert, sich wieder verständlich zu machen und die Bagirmiten zu belehren, daß er Kuka gar nicht kenne, nicht wisse, wo es liege, und nicht begreife, weshalb man so erzürnt auf ihn sei. Er erfuhr denn auch mit einiger Mühe, daß die Bagirmiten im Kriege mit dem Sultan von Bornu, dessen Hauptstadt Kuka ist, begriffen seien. Im Allgemeinen schien also jedes dieser afrikanischen Völker das andere zu befehden.

Eine Hoffnung war ihm nun freilich fürs Erste abermals getrübt — diejenige, bald nach Kuka, dem Ausgangspunkte der Karavane, zu gelangen. Da indessen Bagirmi, wie er hörte, sich weit nach Osten erstreckte, so hoffte er, auch von diesem Lande aus einen Ort erreichen zu können, der mit der civilisirten Welt in Verbindung stand, und da die Bagirmiten ihm ziemlich freundlich gesinnt zu sein schienen, so trug er kein Bedenken, sich ihnen anzuschließen. Sie schienen es auch für selbstverständlich zu halten, daß er dies

thun würde, und beim Aufbruche ritt er in ihrer Mitte, neben dem Neger, der bereits ein bejahrter Mann war.

Muley.

„Höre, Volk von Bargirmi, hört es, Ihr Gläubigen, höre es, Volk von Masena!"

Taratata! Bum! Bum! Taratata! Bum! Bum!

„Eine Million Kurdi, eine Million Kurdi — hört es Alle — bietet der Sultan, der Beherrscher der Gläubigen, unser Allergnädigster Herr — eine Million Kurdi bietet er dem, der ihm seinen Sohn, den die verfluchten Bidduma's geraubt haben, zurückbringt! Eine Million Kurdi! hört es, Ihr Leute von Bagirmi!"

Taratata! Bum! Bum! Taratata! Bum! Bum!

„Mehr noch, mehr noch, mehr noch bietet der Sultan, der Beherrscher aller Gläubigen dem, der ihm seinen Sohn zurückbringt. Der vierte Theil des Reiches soll sein eigen sein, neben dem Sultan soll er auf dem Throne sitzen, und stirbt der Sohn des Sultans, so soll er der Beherrscher von Bagirmi sein! Hört es, Ihr Leute!"

Taratata! Bum! Bum! Taratata! Bum! Bum!

„Deshalb hört auf den Wunsch des Sultans und bringt ihm seinen Sohn zurück, den die verfluchten Bidduma's geraubt haben! Gebt dem Sultan seinen Sohn, dem Lande Glück und Freude wieder! Eine Million Kurdi! Eine Million Kurdi!"

Taratata! Bum! Bum! Taratata! Bum! Bum! — —

Die Leser werden über diese seltsame Proklamation, die durch das Taratata einer alten Trompete und durch das Bum Bum einer schauerlich dröhnenden Pauke unterbrochen wurde, eben so wenig ein Lächeln unterdrücken können, wie

Albert und Judith, die von diesem Lärm empfangen wurden, als sie auf dem großen Marktplatz von Masena, der Hauptstadt des Reiches Bagirmi, anlangten. Aber Albert lächelte bald nicht mehr über diesen Lärm, und auch die Leser dürften bald nicht mehr lächeln. Mittel-Afrika ist bisher noch für keinen Europäer das Land allzugroßer Heiterkeit und ungetrübter Freude gewesen!

— Was bedeutet dieser Lärm? fragte Albert den Neger, neben dem er auch jetzt ritt.

— Ich weiß es noch nicht, antwortete dieser. Es muß etwas in meiner Abwesenheit vorgefallen sein, und wenn ich recht höre, so ist der Sohn des Sultans geraubt worden. Doch reite mit mir nach dem Palast, Fremdling, dort werden wir Alles erfahren.

Albert folgte seinem Führer, von dessen Seite er jetzt seit fünf Tagen nicht gewichen war. Masena, die Hauptstadt von Bagirmi, schien ihm freundlicher und sauberer zu sein, als alle binnen-afrikanischen Städte, die er bisher gesehen. Auch die Einwohner, obgleich sehr verwandt dem Stamme der Fellatah's, schienen ihm frischer, sauberer und kräftiger. Auch hier bestand die herrschende Bevölkerung aus gelbbraunen, olivenfarbigen Abkömmlingen der Araber. Die ursprünglichen Bewohner des Landes, die Neger, waren Sklaven.

Um so mehr fiel es Albert auf, daß sein Begleiter, der doch auch ein Neger war, in so großem Ansehen zu stehen schien. Die Bagirmiten grüßten ihn tief und ehrerbietig, noch unterwürfiger die Neger-Sklaven. Vor ihm öffneten sich sogleich die Thore des Palastes, der ein großes und geräumiges, sonst aber unscheinbares Viereck bildete. Die Dienerschaft des Palastes empfing ihn überall mit einem Gemisch von Freude und Klagen. Ueberall schien die größte Bestürzung zu herrschen. Alles rannte durch einander. Und aus der Ferne, vom Marktplatze her, tönte immer noch die

Stimme des Ausrufers, das Taratata der Trompete und das Bum! Bum! der Pauke.

Ehe der Neger in das Innere des Palastes trat, wies er Albert eine Wohnung in einem einzeln stehenden Hause innerhalb der Palastmauer an. Sie war hell, geräumig und also auch freundlich. Freilich enthielt sie nichts, als in jedem Zimmer eine Matte, an der Wand eine niedrige Bank und einige Krüge, die wahrscheinlich Wasser aufnehmen sollten.

Dennoch war Albert sehr zufrieden, ein solches Asyl erreicht zu haben. Von dem langen Ritt war selbst er ermattet. Wie abgespannt also mußte Judith sein, obgleich sich in ihrer Miene kein Zeichen von Ermattung ausprägte. Er brachte zuerst das Zimmer seiner Begleiterin in Ordnung, indem er dasselbe mit all den Trümmern, die er aus der Zerstörung des Samum gerettet, ausschmückte, die Zelttücher als Gardinen und die Schabracken der Pferde als Teppiche benutzte. Dafür belohnte ihn auch Judith mit der lächelnden Versicherung, daß sie nie ein schöneres Boudoir besessen habe. Eine gewisse behäbige Freude zog wieder in Alberts Herz ein. Wieder einmal lächelte ihm die Sonne des Glücks.

Kaum aber waren diese ersten Vorbereitungen beendet, Albert hatte Judith verlassen und sich auf die Matte in seinem Zimmer ausgestreckt, als der Neger eintrat, dessen Name, wie Albert gehört hatte, Muley war. Er kam ziemlich hastig und aufgeregt.

— Fremdling, Du mußt mir sogleich zum Sultan folgen! rief er Albert entgegen.

— Jetzt schon? erwiederte dieser mißmüthig, in den ersten angenehmen Momenten der Ruhe gestört zu werden. Was giebts? Was soll ich jetzt schon bei dem Sultan?

— Ihm seinen Sohn zurückbringen, denn er verlangt es, erwiederte Muley.

— Ich? Ihm seinen Sohn zurückbringen? rief Albert verwundert. Weshalb ich?

— Allah il Allah! Höre mich an, Fremdling! Die Sache ist folgende, antwortete der Neger, indem er sich auf arabische Weise neben Albert niederkauerte. Des Sultans junger Sohn machte während meiner Abwesenheit eine kleine Reise den Schari-Fluß hinauf, nach den Ufern des Tsad-See's. Nun weißt Du, daß wir mit dem Sultan von Bornu im Kriege leben, und der Sultan hat die Bidduma's gebeten, ihm gegen uns beizustehen.

— Wer sind die Bidduma's? fragte Albert mit großem Mißbehagen.

— Die Bidduma's sind Heiden, gottverfluchte Heiden! antwortete Muley. Sie bewohnen die Inseln des Tsad-See's und haben oft genug mit dem Sultan von Bornu blutige Kämpfe geführt. Jetzt aber, wie ich Dir sagte, haben sich die Beiden versöhnt, um gegen uns zu kämpfen. Die Bidduma's nun mochten erfahren haben, daß des Sultans Sohn die Reise mache, sie überfielen den Zug und schleppten ihn fort. Gestern Abend ist die Nachricht hier angelangt. Der Sultan ist rasend vor Zorn und Schmerz. Es ist sein einziger Sohn.

— Nun gut, ich begreife den Schmerz des Sultans, sagte Albert. Aber weshalb ruft er nicht seine Krieger zusammen, greift die Bidduma's an und holt sich seinen Sohn zurück?

— Du sprichst, wie Du es verstehst! sagte Muley, der sich im Ganzen sehr freundlich und sanft gegen Albert gezeigt hatte. Die Bidduma's wohnen auf Inseln und wir haben keine Schiffe. Auch würde der Sultan von Bornu uns hindern, die Ufer des Tsad-See's zu erreichen. Des Sultans Sohn ist also nur durch List und Klugheit zurückzuerlangen.

— Gut! Aber was hat das mit mir zu thun? fragte Albert ungeduldig.

— Höre nur! Als ich zum Sultan kam, war er sehr zufrieden, mich wiederzusehen. Als ich ihm aber sagte, daß

zwei Fremdlinge, ein Mann und ein Weib, sich in meiner Begleitung befänden, war er außer sich vor Freude. Denn gerade, als ich eintrat, war er damit beschäftigt gewesen, die Prister des Landes um Rath zu fragen, was in dieser großen Noth zu thun sei, und Einer von ihnen hatte ihm gesagt, es sei eine alte Weissagung aufgeschrieben, nach welcher einst der Sohn eines Sultans von mächtigen Feinden geraubt, aber durch einen kühnen und weisen Fremdling befreit werden würde. Deshalb betrachtet er Deine Ankunft als eine Fügung Allah's und hält Dich für den Fremdling, der ihm seinen Sohn zurückführen soll.

— Ich verstehe! rief Albert und sprang voller Aerger und Ungeduld auf. Kaum bin ich den Schrecknissen der Wüste und den Verfolgungen Ali ben Mohameds entgangen, so empfängt mich hier eine neue Widerwärtigkeit. Wie in aller Welt soll ich es anfangen, den Sohn des Sultans zu retten?

— Ich weiß es nicht, antwortete Muley. Aber das kann ich Dir sagen, daß der Sultan Dich unfehlbar tödten lassen wird, wenn Du Dich weigerst, die Weissagung zu erfüllen!

— Zum Henker mit allen Propheten, den wahren und den falschen! murmelte Albert vor sich hin und stampfte ergrimmt mit dem Fuße auf die Erde. Ich kann den Sohn nicht retten!

Er war wirklich zorniger und ingrimmiger gegen sein Mißgeschick, als je. Er sah voraus, in welche entsetzliche Gefahren ihn dieser neue Zwischenfall stürzen werde. Die Vorsehung schien ihn dazu ausersehen zu haben, jede Gefahr, jede Noth durchzukosten.

— Jetzt will Dich der König für's Erste sehen! sagte Muley, der während dessen den jungen Mann aufmerksam beobachtet hatte. Begleite mich, Du wirst das Andere selbst erfahren.

Einige Minuten ging Albert noch mit raschen Schritten durch das Zimmer. Aber was half ihm alle Ueberlegung? Er mußte sich fügen. Er sah ein, daß der Sultan ihm nie verzeihen würde, wenn er sich weigerte, die Prophezeihung zu erfüllen, an deren Aechtheit er übrigens noch nicht recht glaubte und die vielleicht von Muley selbst erfunden war.

— Ich bin bereit, sagte er, laß uns gehen. Ist der Sultan ein strenger Mann?

— Sehr streng, antwortete der Neger. So streng, daß Wenige ihn lieben, Viele ihn hassen.

— Und für einen solchen Menschen sich aufzuopfern! murmelte Albert. Nun, wie Gott will!

Er benachrichtigte Judith flüchtig, daß er zum Sultan gehe, und folgte dann dem Neger. Er bemerkte, daß sich vor dem Eingang zu seinem Hause bereits eine Wache von fünf Bagirmiten befand. Die Diener des Palastes betrachteten ihn mit großer Neugierde, denn das Gerücht von der Prophezeihung mochte sich bereits verbreitet haben. Uebrigens herrschte an diesem Hofe ein Luxus, wie ihn Albert bisher noch in keiner mittelafrikanischen Stadt gesehen. Die Krieger trugen glänzende Schwerter und Schilde, die Diener goldene Zierrathen. Auf den Treppen in dem eigentlichen Palastgebäude lagen Teppiche, und reichverzierte Waffen, ohne Zweifel arabischen und türkischen Ursprunges, hingen in den Vorhallen, in denen sich eine zahlreiche arabische und schwarze Dienerschaft hin- und herbewegte. Auffällig war dem jungen Manne die Schaar von schönen, schwarzen Negerinnen. Er hatte schon während seines Aufenthaltes bei der Karavane gehört, daß sich im östlichen Sudan (Binnen-Afrika) die schönsten Negerinnen befänden, und er fand jetzt diese Behauptung bestätigt. Viele von diesen Negerinnen konnten selbst nach europäischen Begriffen von Schönheit für schön gelten. Ihre Haut war vom reinsten, glänzendsten Schwarz, wie Ebenholz, die Augen feucht und feurig, die

Nase nicht zu klein, die Zähne weiß wie Elfenbein, die Gestalt üppig, schwellend, herausfordernd. Kein Wunder, daß die Frauen von Bagirmi die gesuchtesten auf den Märkten der türkischen Sklavenhändler waren.

Durch die Reihen dieser Negerinnen, die den fremden, weißen Mann, der stolz und sie kaum eines Blickes würdigend einherging, neugierig und überrascht anstarrten, schritt nun Albert, bis die Diener ihm eine große Thür öffneten und er in einen geräumigen Saal trat.

Dort, umgeben von den Würdenträgern seines Reiches und von den Priestern, saß der Sultan von Bagirmi festlich geschmückt auf seinem Thron, wie ein Herrscher des Orients.

Albert hielt es für gut, keine allzugroße Unterwürfigkeit zu zeigen. Er kreuzte die Arme und verneigte sich. Dann blieb er mitten im Saal stehen.

Der Sultan aber erhob sich, kam auf ihn zu und umarmte ihn. Es war ein stattlicher und sogar schöner Mann. Aber Muley mochte Recht haben. Seine Züge verriethen Grausamkeit.

— Sei willkommen, Fremdling! sagte er. Allah sendet Dich uns. Sei willkommen!

Darauf führte er den jungen Franzosen auf einen Sitz neben dem Thron und nun begann eine lange und umständliche Verhandlung, aus der Albert sehr bald errieth, daß ihm Muley in allen Dingen die Wahrheit gesagt hatte. Ein Priester verlas die Prophezeihung, in welcher deutlich stand, daß ein mächtiger Sultan von Bagirmi durch Verrath seines einzigen Sohnes beraubt werden, daß aber ein kühner Fremdling ihm denselben zurückgeben würde. Es lag auf der Hand, daß kein Anderer als Albert dieser Fremdling sein konnte, und der Sultan verlangte mit einer Ruhe und Bestimmtheit, die keinen Widerspruch zuließ, daß Albert sich sogleich darauf vorbereiten solle, zu den Bidduma's zu gehen

und seinen Sohn aus ihrer Gewalt zu befreien und ihm zurückzuführen.

Albert hatte während dieser Verhandlung Gelegenheit genug, sich davon zu überzeugen, daß jeder Widerspruch hier ganz vergeblich sein würde. Er sah zwar ein, daß sein Gang zu den Bidduma's weit gefährlicher und weit weniger ehrenvoll sei, als einst sein Gang zu den Kabylen. Aber wenn ihn nicht ein Wunder von dieser Nothwendigkeit befreite, wenn nicht der Sohn des Sultans vorher zurückkehrte, so mußte dieser Gang ebenso nothwendig gewagt werden, wie jener. Die Zukunft war für Albert in ein Dunkel gehüllt, das unheimlicher und grauenvoller war, als je. Seine Freude über das Zusammentreffen mit den Bagirmiten war von kurzer Dauer gewesen. Ein böser Stern schien über seinem Schicksal zu walten.

— Wir überlassen es Deiner eigenen Klugheit, Fremdling, die von dem Rathe unseres treuen Dieners Muley unterstützt werden wird — so schloß der Sultan seine Rede — die Mittel aufzufinden, uns unseren vielgeliebten Sohn zurückzubringen. Aber wir hoffen, daß es bald geschehen wird. Auch sollst Du freigebiger belohnt werden, als der Ausrufer es dem Volke verkündigt hat. Wir vermehren die Million Kurdi um eine zweite Million und sichern Dir zu, daß Du neben uns auf dem Throne sitzen und mit uns die Gläubigen regieren sollst. Deinen Nachkommen sichern wir die schönste Provinz unseres Reiches. So gehe denn hin in der Hoffnung einer so großen Belohnung und erfülle die Prophezeihung. Allah möge Dir gnädig sein!

Albert verneigte sich und kehrte, von Muley begleitet, nach seinem Hause zurück. Der Neger versprach ihm, in kurzer Zeit wieder bei ihm zu sein. Auf diese Weise erhielt Albert Zeit, Judith auf die Gefahren, die ihm und also auch ihr abermals bevorstanden, vorzubereiten.

Judith war in der That auf's Höchste bestürzt, als sie

erfuhr, zu welchem Unternehmen ihr Geliebter ausersehen worden, und Albert hatte wenig Gründe, sie zu trösten. Er wußte nichts von den Bidduma's, er wußte nicht, ob es möglich sei, zu ihnen zu gelangen, sich unter ihnen aufzuhalten, zu erfahren, wo der Sohn des Sultans sich befinde, und ihn gar zu befreien. Nie hatte man ihn zu einem planloseren und, wie es schien, vergeblicheren Unternehmen gezwungen. Von Muley durfte er allerdings einige Aufschlüsse erwarten, aber im Grunde änderte das nichts.

Er bat Judith mit einer Wärme und Innigkeit, wie sie ihm die Wehmuth des Augenblicks eingab, auch dann, wenn er nicht zurückkehre, an ihre eigene Rettung zu denken. Er hoffte, daß Muley sich ihrer annehmen und ihr Gelegenheit verschaffen würde, ein civilisirtes Land zu erreichen. Gelänge ihr das, so sollte sie zu Oberst Pelissier gehen und ihm das Ende seines Lieutenants mittheilen, und dann zu seiner Mutter Mercedes nach Marseille, um sie durch die Geschichte seiner letzten Tage zu trösten. Sie sollte ihr sagen, daß er liebend und geliebt gestorben sei.

Judith wollte davon nichts hören. Ihre Thränen flossen und vergebens versuchte sie, den Strom derselben zu hemmen. Mit der Gluth der Wahrheit und der leidenschaftlichen Liebe versicherte sie ihm, daß sie seinen Tod nicht überleben werde, daß die Welt ihr nichts mehr bieten könne, wenn ihr Geliebter ihr entrissen. Er suchte sie von diesem Gedanken abzubringen. Aber Judith bat ihn, zu schweigen.

Das Erscheinen Muleys unterbrach diese leidenschaftliche Unterredung und Albert begab sich mit dem Neger in sein Zimmer. Während seines Gesprächs mit Judith hatte er derselben ein kleines Portrait seiner Mutter gezeigt, das er in einem Medaillon am Halse trug und stets unter seinem Burnus versteckt hielt. Er hatte es jetzt vergessen, wieder zu verbergen.

— Ei, welch' glänzendes, schönes Ding hast Du da?

sagte der Neger, der das Medaillon bemerkt hatte. Ist das so ein Ding, wie es die Fremden tragen, und das die Zeit angiebt?

— Nein, sagte Albert, der in der That fürchtete, der Neger werde den Wunsch aussprechen, das Medaillon zu besitzen. Es ist das Bild meiner Mutter darin, die ich sehr liebe!

— Zeige mir das Bild! sagte der Neger, und Albert öffnete das Medaillon.

Der Neger betrachtete das Portrait lange, sehr lange. Albert war erstaunt, bei dem alten Manne sogar eine gewisse Aufregung zu bemerken. Dann gab es Muley zurück.

— Monsieur de Morcerf, sagte er darauf in leidlichem Französisch und mit Thränen in den Augen, Allah hat uns an einem Orte zusammengeführt, wo ich Sie nie zu finden glaubte!

Ein plötzlicher Blitz, das Erscheinen irgend eines Wunders hätte den jungen Mann nicht so sehr überraschen und erschrecken können, als diese Anrede in den Tönen seiner Heimath, diese Nennung seines Namens. Er war im vollsten Sinne des Wortes wie versteinert. Er starrte den Neger an, er glaubte zu träumen. Er mußte wirklich geträumt haben. Es war nicht anders möglich.

— Monsieur Albert, sagte der Neger mit wehmüthiger Stimme, kennen Sie den alten Achmet nicht mehr?

Und unwillkürlich sank er auf die Knie, ergriff Alberts Hand und bedeckte sie mit Küssen und Thränen.

— Achmet! Achmet! Mein Gott, wie ist mir, was höre ich? rief Albert, außer sich vor Erstaunen. Achmet? Unser alter Diener? Der Diener meines Vaters?

— Ja, junger Herr, das bin ich, ich bin Achmet, der Diener des Herrn Generals!

Der junge Franzose war auf's Tiefste ergriffen. Ein Schauer, den man fromm und feierlich nennen möchte, rie-

selte ihm durch die Glieder. Hier in Sudan, hier in dem Lande, wo ihm alles fremd und Feind war, hier traf er auf ein Herz, das ihn liebte, auf einen Freund. Thränen traten ihm in die Augen. Er zog den Neger empor, er drückte ihn an sein Herz, er küßte ihn.

— Achmet! Du bist es? Du hast meine Mutter erkannt? Gott, ich danke Dir!

— Ihre Mutter! O, sie war ein Engel! schluchzte der Neger. Allah möge sie segnen! Lebt sie noch?

— Ich hoffe es, ich glaube es! rief Albert. Ach, nun ist mein Herz freier! Achmet, ich habe Dir viel zu erzählen! Und in welcher Lage, in welcher Noth finden wir uns wieder!

Nichts konnte in der That seltsamer sein, als dieses Zusammentreffen! Damals, als sich der General von Morcerf, Alberts Vater, in der Türkei aufhielt, als er durch seine Verrätherei den Pascha von Janina stürzen half — eine Verrätherei, die man in Frankreich nicht kannte und durch deren Enthüllung der Graf von Monte-Christo den General zum Selbstmord zwang — damals hatte er von der türkischen Regierung unter anderen Belohnungen seines Verrätherdienstes auch einige Neger zum Geschenk erhalten. Er behielt nur den Einen, Achmet, und nahm ihn mit sich nach Paris, wo er die Stelle eines Hausdieners vertrat. Der General hatte sich nicht viel um ihn gekümmert, aber Mercedes war sehr gütig gegen ihn gewesen und Albert hatte als Knabe vorzugsweise mit Achmet gespielt. Später erwachte in dem Herzen des Negers, dessen Dienste übrigens in dem Hause des Generals sehr leicht zu entbehren waren, die Sehnsucht nach seiner Heimath. Leicht erhielt er die Erlaubniß, Paris zu verlassen, und bald hatte man ihn vergessen.

— Ich erreichte glücklich mein Vaterland, erzählte der Neger, als die Beiden vertraulich neben einander saßen. Es

ist Bagirmi, dieses Land, und ich nahm meinen alten Namen Muley wieder an. Der Sultan, der damals soeben zur Regierung gelangt war — er hatte seinen Bruder ermordet — ließ mich zu sich rufen, denn er hatte gehört, daß ich erstaunlich klug sei. Nun, junger Herr, ist es eine Kleinigkeit, wenn man Paris gesehen hat, in diesem Lande für klug zu gelten. Er sprach mit mir, und da er sich überzeugen mochte, daß ich ihm gute Dienste leisten könne, so überwand er den Haß, den alle Araber gegen uns Neger hegen, und nahm mich in seinen Palast. Allmählich stieg ich zu einer Würde, welche die höchste nach der des Sultans ist. Ich bin seine rechte Hand. Aber ich hasse und verabscheue ihn. Denn er ist grausam und gräßlich sind die Bedrückungen, die er den Negern zu Theil werden läßt. Seine Stunde wird schlagen, bald! Doch genug davon! Schon am ersten Tage, als wir Sie trafen und vor der Verfolgung der Fellatah's retteten, vermuthete ich, daß es mit Ihrer Kleidung und Ihrem Auftreten als Gläubiger eine eigene Bewandniß habe, denn ich hörte, wie Sie einige Worte auf Französisch mit Ihrer Begleiterin sprachen. Natürlich erinnerte ich mich der Sprache, und ich faßte in Folge dessen eine gewisse Vorliebe für Sie. Freilich, hätte ich ahnen können, wer Sie seien — denn Sie haben sich sehr verändert — so hätte ich Sie an die Grenze von Bornu geführt und Ihnen Mittel und Wege angegeben, Ihr Vaterland zu erreichen. Wer konnte auch wissen, daß Sie hier dazu ausersehen werden würden, ein solches Abenteuer zu bestehen? Indessen — vielleicht ist es eine Fügung Allah's. Wir werden sehen. Erzählen Sie mir nun, welcher Geist Sie nach Sudan geführt hat.

Die Wißbegierde des Negers war nicht so leicht zu befriedigen, aber es gelang dem jungen Franzosen, ihm in möglichst kurzer Zeit die hauptsächlichsten Thatsachen der vergangenen Monate mitzutheilen. Muley schüttelte den Kopf vor Verwunderung und Erstaunen.

— Und nun versteht es sich wohl von selbst, sagte Albert dann, daß Du mir zur Flucht verhilfst und mich von dieser gräßlichen Aufgabe befreist, den Sohn des Königs zu suchen!

— Mein lieber, junger Herr, rief Muley wehmüthig, das wird unmöglich sein. So groß ist meine Macht nicht. Der Sultan hat seinen Kopf darauf gesetzt. Er liebt seinen Sohn, er kann den Gedanken nicht ertragen, daß das Volk von Bagirmi von einem anderen Menschen, als von seinem Sprößlinge gequält werden soll. Die unglückliche Prophezeihung macht es vollends unmöglich, ihn von seinem Gedanken abzubringen. Aber die Aufgabe ist auch nicht so schwer.

— Nicht schwer? rief Albert ungläubig und mißmüthig. Parbleu! Mich unter ein wildes, heidnisches Volk zu wagen, das am Ende gar Menschen frißt? Das soll nicht schwer sein?

— Nicht so sehr, als es scheint, sagte der Neger. Ach, junger Herr, können Sie denn glauben, daß ich den kleinen Albert, meinen Liebling, den ich auf meinen Armen getragen habe und den ich hier so unvermuthet wiedertreffe — können Sie glauben, daß ich den ins Verderben schicken würde? Nein, lieber wollte ich selbst sterben!

— Ich glaube Dir, sagte Albert, ihm die Hand drückend. Aber sprich! Was soll ich thun?

— Die Bidduma's sind nicht so schlimm, wie Sie vielleicht glauben, sagte Muley. Daß sie den Sohn unseres Sultans geraubt haben, bedeutet nicht viel. Der Sultan von Bornu hat sie dazu aufgehetzt und sie hassen unseren Herrn, weil er so grausam gegen die Heiden und Neger ist, zu denen sie doch auch gehören. Sonst sind sie im Ganzen ein friedliches Volk, das seine Inseln im Tsad-See selten verläßt, aber natürlich auch nicht duldet, daß Jemand in feindlicher Absicht dorthin kommt. Vor allen Dingen sind

sie sehr neugierig und was nur irgendwie fremd ist, das staunen sie an und bewundern sie. Wenn Sie es auf die rechte Weise anfangen, so werden Sie ganz freundlich aufgenommen werden. Natürlich dürfen Sie nicht sagen, daß sie aus Masena kommen. Doch darum ist keine Noth. Sie werden die Sprache der Bidduma's ohnehin nicht verstehen!

— Sie werden es aber erfahren und dann ist es um mich geschehen! sagte Albert.

— Sie werden es nicht erfahren, lassen Sie nur mich dafür sorgen! erwiederte Muley. Schlimmer als die Bidduma's sind die Rhinozerosse und Krokodile, von denen es im Tsad-See wimmelt.

— Eine tröstliche Aussicht! seufzte Albert. Nun, über etwas wenigstens kann ich jetzt beruhigt sein. Wenn ich sterbe, so wirst Du für meine Begleiterin sorgen, Achmet. Ich liebe sie mehr, als mein Leben, mehr selbst, als meine Mutter. Du wirst sie schützen, wenn ich sterbe, Du wirst dafür sorgen, daß sie in ihr Vaterland zurückkehren kann. Versprichst Du es mir?

— O, ich verspreche es! rief Muley. Aber weshalb wollen Sie durchaus sterben, junger Herr? Allah hat Sie aus so vielen Gefahren gerettet. Er wird Sie auch jetzt schützen!

Diese fromme Berufung auf den Schutz des Höchsten verfehlte ihre Wirkung nicht.

— Ja, ich will hoffen, noch einmal will ich hoffen! rief Albert. Und möge es dann vorüber sein! Ich kann viel ertragen — ich will es jetzt. Aber mehr noch? Das glaube ich nicht!

— Seien Sie jetzt ganz ruhig und gefaßt! ermahnte Muley. Morgen früh brechen wir nach dem Tsad-See auf. Es ist bereits bestimmt, daß ich Sie begleiten soll. Dann lassen Sie mich nur für alles Uebrige sorgen. Ob Sie den Sohn des Sultans retten werden, das weiß ich nicht. Aber

es liegt auch nicht viel daran. Sie dürfen sich höchstens acht Tage auf den Inseln aufhalten. Dann kehren Sie zurück, entweder mit dem Prinzen, oder ohne ihn.

— Und was wird mein Loos sein, wenn ich den Prinzen nicht rette?

— Nicht schlimmer, als wenn Sie ihn bringen, erwiederte Muley. Dann, junger Herr, wenn Sie von den Inseln der Bidduma's zurückgekehrt sind, dann beginnt mein Werk. Dann beginnt der zweite Theil der Prophezeihung, den man Ihnen klüglicher Weise nicht mitgetheilt hat.

— Und welches ist dieser zweite Theil? Betrifft er mich ebenfalls? fragte Albert.

— Wir wollen jetzt nicht davon sprechen! sagte Muley lächelnd. Wir werden später Zeit genug dazu haben. Ruhen Sie sich die Nacht aus. Morgen früh müssen wir aufbrechen. Ich werde Ihnen Alles senden, was Sie nöthig haben.

— Und darf meine Begleiterin mit mir ziehen? fragte Albert.

— Bis an den See, ja, aber weiter nicht. Es wäre zu gefährlich. Doch seien Sie darum ohne Sorge. Ich werde sie hüten, wie meinen Augapfel. Nichts wird ihr zu Leide geschehen; und ich werde meine eigenen Frauen zu ihrer Bedienung mitnehmen. Ueberhaupt wird es gut sein, wenn Sie sich für einen fremden Sultan ausgeben, und das sind Sie ja auch, denn Ihr Vater war reicher, als der Herrscher von Bagirmi. Ich selbst werde Ihnen die Ehren erzeigen, die ein fremder Fürst erhalten muß. Beachten Sie diesen Rath. Er wird für die Zukunft von Nutzen sein!

Albert drückte dem Neger, der jetzt ging, die Hand. Es war ihm wohler und freier ums Herz geworden. Er konnte sich mit einem Manne aussprechen, er konnte sich mit einem Eingeborenen berathen, der die Verhältnisse genau kannte. Dieser Gewinn war unermeßlich und in einer freudigen Auf-

regung eilte er zu Judith, um seiner überraschten Geliebten die neue und wichtige Entdeckung mitzutheilen.

Bald darauf kamen eine Menge Sklaven mit den auserlesensten Leckerbissen, die der Oberhofküchenmeister von Bagirmi zu liefern vermochte. Sie waren nicht ganz zu verachten und manche würden selbst einen verwöhnten europäischen Gaumen befriedigt haben. Albert überließ sich dann auch ganz dem Glücke, noch einmal mit Judith allein zu sein, und die Beiden saßen bis spät in die Nacht in süßem Gespräch beisammen. Niemand störte sie, Niemand hörte ihr leises Geflüster, Niemand sah ihre leuchtenden Augen, Niemand belauschte ihre Küsse — und Niemand hätte sie auch belauschen können, da sie weder gegeben noch empfangen wurden. Albert bliebt seinem Gelübde treu. Judith war für ihn ein Ideal, eine Gottheit geworden, die er anbetete, und das Kühnste, das er wagte, war ein leiser Kuß, den er ihr verschämt auf die zitternde Hand drückte.

Eine Revolution in Masena.

Die Reise ging den Schari hinab, ein schöner Fluß, der in den Tsad-See mündet. Muley, Albert und Judith befanden sich zusammen in demselben Boot und konnten ungestört ihre Gedanken austauschen und die Zukunft besprechen. Muley bemühte sich noch immer, dem jungen Franzosen das ganze Unternehmen als leicht darzustellen und behauptete, es komme gar nicht darauf an, ob er den Sohn des Sultans mit sich zurückbringe, wenn er nur überhaupt zu den Bidduma's gehe und einige Tage dort zubringe, also seinen guten Willen bezeige. In Bezug auf den zweiten Theil der Prophezeihung, von dem er andeutungsweise gesprochen, war er

schweigsam und zurückhaltend und suchte Alberts Fragen durch Scherze abzuhalten.

Im Uebrigen war sein Plan folgender. Albert sollte in einer möglichst auffallenden und seltsamen Verkleidung zu den Bidduma's gehen. Von Waffen sollte er nur eine Flinte und die nöthige Munition mit sich nehmen, sonst aber nichts von Werth, da sich voraussehen ließ, daß die Bidduma's ihn bitten würden, ihnen Alles abzutreten, was er an eigenthümlichen und fremdartigen Sachen besaß. Das Boot, in welchem er zu den Inseln der Bidduma's hinüberschiffte, sollte außerdem mit einem Segel versehen werden, eine Einrichtung, die den Bewohnern des Tsad-See's vollkommen fremd war, da der See, obgleich einer der größten Landseen auf der Erde, doch so seicht ist, daß die Eingeborenen ihre Böte mit Stangen fortstoßen können. Falls es ihm gelang, sich den Bidduma's verständlich zu machen, so sollte er nicht angeben, daß er aus Bagirmi und Masena komme, sondern eher andeuten, daß ihn der Sultan von Bornu geschickt, dessen Residenz Kuka am westlichen Ufer des See's liegt. Auch sollte er nicht nach dem Sohn des Sultans fragen, denn es ließ sich annehmen, daß die Bidduma's ihn von selbst mit ihrer jüngsten Heldenthat bekannt machen würden.

Bis zum Ufer des See's durfte Muley seinen Freund nicht begleiten, da an dem Ufer bereits die Herrschaft des Sultans von Bornu begann. Ungefähr zehn deutsche Meilen von der Mündung des Schari machten sie deshalb Halt und Muley begann nun seinen Gefährten auf eine eigenthümliche Weise herauszuputzen. Er gab dem Turban desselben eine andere Gestalt, veränderte die Form des Burnus und schuf aus Albert eine so phantastische Gestalt, daß selbst Judith trotz ihrer bangen Befürchtungen lächeln mußte, als sie ihn ansah. Das Boot, das Albert benutzen sollte, wurde mit einem Segel versehen, Albert wählte sich die beste von seinen beiden Flinten, entnahm so viel Munition, als er nöthig

hatte, und war am Abend vollständig zur Abfahrt gerüstet. Er sollte während der Nacht, um nicht von den Bewohnern des Ufers bemerkt zu werden, den untern Lauf des Schari zurücklegen, so daß er sich am Morgen im Tsad-See befände. Was er an Geld besaß und seine Uhr und das Medaillon übergab er Judith, die während der Zeit unter dem Schutze Muleys und seiner Frauen zurückbleiben sollte, um Albert an derselben Stelle zu erwarten, von der er abgefahren.

Albert wollte ihr den Abschied nicht schwer machen. Er heuchelte eine Siegeszuversicht, eine Hoffnung, die er in der That nicht besaß. Lächelnd schüttelte er Judith die Hand, verabschiedete sich von Muley und von dem Sultan, der ebenfalls in einem eigenen Boot den Zug begleitet hatte, stieg dann, als die Sonne unterging, in sein Boot, überließ sich der reißenden Strömung des Schari, grüßte noch einmal und war dann den Blicken entschwunden.

Während der mondhellen Nacht konnte er nichts weiter sehen, als die Ufer des Flusses, die größtentheils mit Bäumen bewachsen waren. Hin und wieder glaubte er ein Dorf zu sehen. Dann machte er die Bemerkung, daß die Luft kühler wurde, was auf die Nähe einer großen Wassermenge deutete. Seit langer Zeit war er nicht in einem Boote gefahren und die Fahrt, die er unter so seltsamen Umständen antrat, gewährte ihm einen eigenen, schauerlich-süßen Reiz. Er saß am Steuer des Bootes, das er in der Mitte des Flusses von der Strömung forttreiben ließ, und hing träumerisch seinen Gedanken nach. Das Leben schien ihn zu einem jener Abenteurer ausersehen zu haben, die rastlos und unter steten Gefahren durch die ganze Welt schweifen und von denen er früher in Romanen gelesen. Aber auch er begann jetzt zu ahnen, daß die glühendste Phantasie der Dichter oft nicht mit der Wirklichkeit des Lebens wetteifern kann. Er würde seine eigenen Abenteuer, wenn sie von einem Andern erzählt worden wären, belächelt haben.

Als er sich einige Stunden nach Mitternacht in seinem Boote aufrichtete glaubte er, nach Norden blickend, eine weite, helle Masse zu sehen. Wahrscheinlich war es der Tsad-See. Er hatte sich nicht geirrt. Nach einer Stunde wurde der Schari breiter, die Strömung ließ nach, der Lauf des Flusses wurde langsamer, regelmäßiger, und bald darauf bemerkte der junge Abenteurer im Grauen der flüchtigen Morgendämmerung eine unendliche, unbegrenzte Wasserfläche, die sich wie ein Ozean vor seinen Blicken ausdehnte. Es war der Tsad-See.

Der junge Mann, der so lange nichts gesehen, als die sandigen Wüsten und die fruchtbaren Länder Binnen-Afrika's, überließ sich mit einem gewissen Bangen dem Anblick dieser Wassermasse, die ihn an das Meer erinnerte, da er nirgends ein Ufer sah, als dasjenige, das er hinter sich zurückgelassen. Die Sonne ging auf und es herrschte die tiefste, feierlichste Stille. Allmählich erkannte er zu seiner Rechten und Linken einige bläuliche Massen. Das mußten die Inseln der Bidduma's sein. Muley hatte ihm gesagt, er solle sich nach rechts halten, da die östlichen Inseln des See's vorzugsweise von den Bidduma's bewohnt seien. Er that es auch und da ein schwacher Landwind wehte und er mindestens fünf bis sechs Stunden von den nächsten Inseln entfernt war, so richtete er sein Segel auf, legte sich in den Schatten desselben und schlief ein.

Er erwachte durch einen Stoß, den das Boot erhielt, und sprang auf. Vor sich in einiger Entfernung sah er eine Insel, aber es schien ihm doch unmöglich, daß sein flachgebautes Boot schon auf den Grund gestoßen sei. Zu seiner Ueberraschung begann dieser Grund sich auch zu bewegen, und Alberts Boot wäre beinahe umgeworfen worden. Gleich darauf sah er vor sich eine riesige Masse sich aufrichten, ein kolossales, blaugraues Ungethüm, das er nach seinen Erinnerungen aus dem Jardin des Plantes in Paris als ein

Rhinozeros erkannte. Mehr erstaunt als erschreckt, griff er nach seiner Flinte und machte sich schußfertig.

Dieses Mal aber schien die Ueberraschung mehr auf Seiten des Thieres, als des jungen Mannes zu sein. Das Ungethüm, mindestens fünfzehn Fuß hoch und eines der größten seiner Art, glotzte den Franzosen eine halbe Minute lang mit seinen trüben Augen an; dann machte es kurz Kehrt und trottete schnaufend und grunzend, eine schmutzige Wolke in dem Wasser aufrührend, dem Ufer der nächsten Insel zu. Seine Flucht war das Zeichen für eine Unzahl von Krokodilen, die Köpfe aus dem Wasser emporzustrecken und langsam ihre Schuppen an einander zu reiben, denn sie lagen dicht bei einander, wie die Stämme eines Flosses.

Indessen schien keines von den Thieren Willens zu sein, den Fremdling anzugreifen. Es ist eine Thatsache, daß die Krokodile selten dort einen Menschen angreifen. Auch hatte Albert, er wußte selbst nicht weshalb, nicht die mindeste Furcht. Neugierig sah er auf das Schauspiel, das sich seinen Blicken darbot, und seine einzige Besorgniß war die, daß das Boot umgeworfen werden könnte, wenn er zufällig wieder unter eine Menge solcher Ungethüme gerieth. Er ruderte deshalb in das freie Wasser zurück und beobachtete von dort aus die nächsten Inseln.

Sie waren fast alle mit einem üppigen Pflanzenwuchs bedeckt, wie es auch bei der feuchten Wärme, die hier herrschte, nicht anders der Fall sein konnte. Doch schienen diese ersten Inseln noch nicht bewohnt zu sein. Sie lagen übrigens dicht bei einander und waren nur durch Arme des Sees getrennt, die kaum die Breite von Kanälen hatten und so seicht zu sein schienen, daß Albert Bedenken trug, sich mit seinem Boote hineinzuwagen. Er blieb deshalb auf dem offenen Wasser, benutzte den schwachen Wind und fuhr um die Inseln herum.

Nach einer Stunde entdeckte er eine Insel, die bedeutend

größer, als alle übrigen war und auf welcher er eine Menge Hütten bemerkte. Am Ufer lagen eine Unzahl von schmalen und langen Böten. Kaum hatte er die Insel bemerkt, als es auf derselben lebendig wurde. Die Böte, zahlreich bemannt, stießen vom Ufer ab und kamen schnell auf Albert zu. Der Beschreibung Muleys nach waren die Leute in den Böten keine anderen, als die Bidduma's. Albert sollte also jetzt zum ersten Male ihre Bekanntschaft machen.

Sie war eine durchaus friedliche. Muley hatte vollkommen Recht gehabt. Die Bidduma's, anstatt ihn mißtrauisch zu empfangen, schienen aufs Angenehmste überrascht zu sein. Nur Wenige waren mit Bogen und Pfeil bewaffnet. Ein Feuergewehr sah Albert nirgend. Männer, Frauen und Kinder — denn von Allen waren Einzelne auf den Böten — klatschten freudig erstaunt und verwundert in die Hände und bezeigten ein kindisches Entzücken, als sie die seltsame Gestalt bemerkten, die Albert jetzt, als er aufrecht in dem Boote stand, nachdem er das Segel hatte fallen lassen, darbot. Sie kamen dicht an ihn heran und schwatzten und plauderten, wie ein Volk Staare. Aber einzelne Worte ausgenommen, verstand Albert nichts.

Ein Roman und eine Reisebeschreibung sind zweierlei Dinge. Die Leser interessiren sich vielleicht für das Schicksal Alberts und seine Zukunft, aber weniger für das, was er sah. Es mag also genügen, zu erwähnen, daß Muleys Vorausfagungen in jeder Beziehung eintrafen. Albert wurde mit unverkennbarem Wohlwollen von den Bidduma's empfangen und mit ungeheuchelter Bewunderung von ihnen betrachtet. Die ersten Tage seines Aufenthalts vergingen damit, daß er von Insel zu Insel geführt wurde, wie eine große Merkwürdigkeit. Verständigen konnte sich Albert mit den Bidduma's nicht. Aber das war auch kaum nöthig. Sie brachten ihm zu essen und zu trinken, so viel er wollte, und verlangten nichts von ihm, als daß er sich anstaunen und

befassen ließ. Es schien ein harmloses Völkchen zu sein, das gewiß längst von den benachbarten Sultanen unterjocht gewesen wäre, wenn sie es verstanden hätten, große Böte zu bauen.

Natürlich vergaß Albert keinen Augenblick seinen Hauptzweck, und als er am dritten Tage immer noch nichts von dem Sohne des Sultans gehört und gesehen, begann er zu fürchten, daß seine Absicht vereitelt und daß er zu einem Stamme der Bidduma's gekommen sei, der nichts von dem Raube wisse. Am vierten Tage jedoch kam er auf eine große Insel, die Guria genannt wurde, wie es ihm schien — und nachdem er hier alle Empfangsfeierlichkeiten im größten Maßstabe durchgemacht, führte man ihn mit großem Pomp nach einem einzelnstehenden Gebäude, schob die Riegel von den Thüren zurück und führte ihn in das Innere.

Hier saß auf einer Strohmatte ein junger Araber von ungefähr sechszehn Jahren, schwächlich gebaut, mit matten, trüben Augen, sehr niedergeschlagen und sehr betrübt. Aus den triumphirenden Blicken, mit denen ihn die Bidduma's betrachteten, aus ihren höhnischen Bemerkungen und der Nennung der Namen Bagirmi und Masena, schloß Albert sogleich, daß er den Sohn des Sultans vor sich sehe. Bei der Harmlosigkeit der Bidduma's, die nicht im entferntesten daran zu denken schienen, daß Albert ein Abgesandter des Sultans von Bagirmi sei, war es ihm ein Leichtes, den jungen Prinzen anzureden. Er that es absichtlich in einer Sprache, die dieser nicht verstehen konnte, dann aber zeigte er ihm mit einer ausdrucksvollen Miene, die Stillschweigen und Vorsicht gebot, ein Amulet, das ihm der Sultan eigends zu diesem Zwecke mitgegeben und das dem jungen Manne bekannt sein mußte.

Dieser, wie alle Araber, daran gewöhnt, seine Gefühle zu beherrschen, verrieth nicht die mindeste Ueberraschung und nur ein flüchtiger Blick belehrte Albert, daß er verstanden

worden sei. Dann entfernte sich dieser wieder mit der ganzen Menge aus dem Gefängnisse.

Am folgenden Tage ging der Zug nach einigen anderen Inseln. Da Albert aber fürchtete, er möge sich zu weit von Guria entfernen, so nannte er öfter diesen Namen und deutete überhaupt an, daß er dahin zurückkehren wolle. Die Bidduma's waren vollständig damit einverstanden und am Vormittage des sechsten Tages befand sich Albert wieder auf Guria.

Hier überzeugte er sich nun, das es eine Kleinigkeit sei, den Prinzen zu befreien und mit ihm zu fliehen. Das Gefängniß wurde durchaus nicht weiter bewacht, was auch nicht nöthig war, da die Insel hinreichende Sicherheit darbot. Albert beschloß also, noch in derselben Nacht mit dem Prinzen zu fliehen. Am Abende überzeugte er sich davon, daß sein Boot noch auf derselben Stelle lag, orientirte sich so gut als möglich, blieb bis spät in die Nacht auf, um den Tänzen der Bidduma's zuzuschauen, die den Besuch des Fremden als ein großes Fest zu feiern schienen, und begab sich dann nach der Hütte, die man ihm angewiesen.

Eine Stunde darauf lag das ganze große Dorf im tiefsten Schlafe. Der Mond war noch nicht aufgegangen, es war also auch dunkel genug. Selbst für den Fall jedoch, daß man ihn entdeckte, glaubte Albert wenig zu fürchten zu haben, da er durch Zeichen und Worte eine andere Absicht vorschützen konnte. Er ging also nach dem Gefängnisse, schob die Riegel zurück, weckte den Prinzen, der ruhig schlief, zeigte ihm abermals das Amulet und gab ihm zu verstehen, daß er ihm folgen solle. Der Prinz sprang sogleich auf. Nach zehn Minuten hatte die Beiden das Dorf verlassen und saßen in Alberts Boot.

Muley hatte also die Leichtigkeit des Unternehmens nicht übertrieben. Für einenraber Aoder Neger wäre es freilich unmöglich gewesen, es auszuführen, denn ein solcher hätte

die Inseln der Bidduma's entweder gar nicht oder nur mit der größten Vorsicht betreten dürfen. Muley aber hatte mit vollem Recht gehofft, daß die Erscheinung eines so seltsamen und außerordentlichen Fremden die Bidduma's alle Vorsicht vergessen lassen würde. Was für den olivenbraunen und schwarzen Mann eine Unmöglichkeit gewesen wäre, das war für den weißen Europäer eine Kleinigkeit. Das Unternehmen war gelungen.

Freilich war Eile jetzt die Hauptsache. Albert mußte versuchen, noch während der Nacht aus dem Bereich der Inseln zu sein, und da kein Wind wehte, er also sein Segel nicht benutzen konnte, so war das keine leichte Aufgabe. Er bediente sich deshalb des Mittels der Bidduma's und stieß das Boot mit einer langen Stange vorwärts. Der Prinz mußte dabei helfen. Albert bemerkte aber bald, daß er sehr schwächlich war. Er schien sogar krank zu sein und zitterte zuweilen, deutete auch durch Zeichen an, daß er sich sehr schlecht befinde.

Das größte Hinderniß bei dieser Fahrt waren abermals die Rhinozerosse und Krokodile, an deren Rücken das Boot fast von Minute zu Minute anstieß. In ihrer schläfrigen Faulheit aber machten sie ruhig Platz und nach einigen Stunden erreichte Albert ein freieres Fahrwasser, in welchem ein schwacher Wind wehte. Die Hauptsache war jetzt, die Mündung des Schari wiederzufinden, denn an das Ufer durften sich die Flüchtlinge nicht wagen. Albert bemerkte sie jedoch bald an der Unterbrechung in dem Gehölz, das das südliche Ufer auf allen Seiten umgab, richtete seine Segel nach der freien Stelle und brachte das Boot so schnell als möglich durch Nachhülfe mit der Stange vorwärts. Der Prinz schien sich übrigens mit jeder Stunde schlechter zu befinden. Er lag zusammengekrümmt auf dem Boden des Bootes und wimmerte und stöhnte.

Muley hatte seinen jungen Freund nicht mit Unrecht

darauf aufmerksam gemacht, daß es wahrscheinlich der schwierigste Theil seiner Aufgabe sein würde, den unteren Lauf des Schari hinauf zu gelangen und den Anfeindungen der Uferbewohner zu entgehen. Er hatte ihm zwar das Versprechen gegeben, geheime Schildwachen am Ufer aufzustellen, die ihn und den harrenden Sultan von seiner Ankunft benachrichtigen sollten, damit sie ihm im Falle der Noth mit ihren Böten zu Hülfe eilen könnten. Aber diese Aussicht auf Hülfe war schwach genug und Albert überlegte, ob er nicht besser thun würde, bis zur Nacht zu warten und dann den Schari hinaufzusegeln, um so mehr, da ihm der Wind günstig war. Als er jedoch den Blick zurückwandte und eine Schaar von Böten bemerkte, die ihm folgten und wahrscheinlich mit Bidduma's bemannt waren, mußte er diesen Gedanken aufgeben und seine ganze Aufmerksamkeit fürs Erste darauf richten, diesen Verfolgern zu entfliehen. Glücklicher Weise hatte er sich überzeugt, daß es ihnen unmöglich sein würde, mit ihren schwachen Fahrzeugen und ihren Stangen sich in den reißenden Schari zu wagen. Aber sie konnten ihn am Ufer verfolgen. Er benutzte also jeden Vortheil des Windes, der allmählich immer stärker wurde, gebrauchte dabei auch die Stange und sah zu seiner Freude, daß die Böte der Bidduma's weit hinter ihm zurückblieben. Endlich, am Mittage, lief er in die Mündung des Schari ein.

Jetzt hielt er es für das Beste, eine Kriegslist anzuwenden. Er legte sich deshalb so tief in das Boot, daß ihn vom Ufer aus Niemand sehen, er aber dennoch das Steuer bequem regieren konnte. Das Segel ließ er aufgespannt. Auf diese Weise mußten die Bewohner des Ufers, die übrigens den Gebrauch des Segels ebenso wenig kannten, glauben, daß das Boot sich allein fortbewege, und er rechnete darauf, daß sie abergläubisch und furchtsam genug sein würden, lange Zeit zu warten, ehe sie sich einem so geheimnißvollen Fahrzeug näherten. Nur manchmal erhob er sich über

das Bord, um den Lauf des Bootes genauer bestimmen zu können.

In der That hörte und sah er auch nichts, was auf einen Angriff deutete. Der Wind war sehr günstig, so daß Albert die starke ihm jetzt entgegenwirkende Strömung besser besiegen konnte, als er gedacht hatte. Das Boot segelte so schnell, als ein Mensch mit aller Kraft laufen konnte, und gegen Abend erreichte er bereits Gegenden, die er in der Nacht seiner Abfahrt nicht weit von der Grenze von Bagirmi bemerkt hatte. Hier jedoch wurde das Boot plötzlich mit einem Hagel von Pfeilen überschüttet, und als Albert vorsichtig hinauslugte, bemerkte er, daß er sich dem Ufer zu sehr genähert hatte und daß sich dort eine Menge von Kriegern befanden. Er entging ihnen ohne Verwundung, sah aber, daß sie ihn am Ufer verfolgten. Indessen die Grenze von Bagirmi mußte jetzt nahe sein.

Von Zeit zu Zeit beschäftigte ihn auch das Befinden des jungen Prinzen. Albert hielt es für möglich, daß er sich irre. Aber so viel er davon verstand, lag der Prinz im Sterben. Seine Augen waren gläsern und gebrochen. Sein Athem wurde schwer und röchelnd.

Jetzt war es Nacht geworden und immer noch hörte Albert von Zeit zu Zeit am Ufer den Ruf der ihn verfolgenden Feinde. Dann vernahm er lauteres Kampfgeschrei. Die Verfolger mußten mit den Bagirmiten zusammen gerathen sein.

— Albert! Albert! Mein Sohn! Mein Sohn! — diese beiden sich vereinigenden Rufe Judiths und des Sultans belehrten ihn endlich zu seiner Freude, daß er wieder unter seinen Freunden sei. Er lenkte das Boot an das Ufer und sprang an das Land.

Ermüdet, geblendet von dem Glanz der Fackeln, die die Nacht erleuchteten, freudig aufgeregt durch seine glückliche Wiederkehr und nur mit Judith beschäftigt, bemerkte er we-

nig von dem, was rings um ihn her vorging, und sah die Tausende kaum, die sich versammelt hatten, die Wiederkehr des kühnen Abenteurers zu begrüßen. Selbst Muley sah er nur flüchtig.

— Lieber Freund, was auch kommen mag — seien Sie ruhig und ertragen Sie Alles!

Diese Worte flüsterte ihm der treue Muley ins Ohr, und obgleich Albert stutzte, so dachte er doch nicht viel darüber nach. Er hörte Judiths liebliche Stimme, er sah ihr Lächeln und war zufrieden. Süß schlummerte er unter einem Zelte ein, in das man ihn geführt hatte.

Bei seinem Erwachen am folgenden Morgen war die Scene sehr verändert. Eine düstere, unheilverkündende Stille lastete auf dem Lager. Vor seinem Zelte standen bewaffnete Bagirmiten von der Leibwache des Sultans, die ihm verboten, dasselbe zu verlassen. Die anderen Bagirmiten kauerten auf der Erde und summten eintönige Trauergesänge. Albert errieth die Ursache bald. Er errieth, daß der Sohn des Sultans gestorben sei. Aber weshalb bewachte man ihn so streng? Weshalb wollte man ihn ein Unglück entgelten lassen, das er nicht verschuldet hatte? Mißmüthig und an Judith denkend, verharrte er in seinem Zelt und dachte an die räthselhaften Worte, die ihm Muley zugeflüstert hatte.

Endlich berief man ihn vor den Sultan. Er saß in seinem Zelte neben der Leiche seines Sohnes. Sein Blick war wild, streng, grausam und drohend.

— Fremdling, Du hast mir eine Leiche und nicht meinen Sohn gebracht! rief ihm der Sultan entgegen.

— Allah ist mächtiger, als ich! sagte Albert demüthig. Ich habe gethan, was in meinen Kräften stand, ich habe Deinen Sohn befreit. Gegen Allahs Willen kann ich nicht kämpfen.

— Du hast ihn vergiftet, Schurke und Verräther! donnerte der König.

Verächtlich zuckte Albert die Achseln. Gegen eine solche Beschuldigung hatte er keine Erwiederung. Die Gehässigkeit dieser Anklage lag klar auf der Hand.

— Der Verlust Deines Sohnes, den ich tief betrauere, verwirrt Deinen klaren Verstand, Herrscher der Gläubigen! sagte er ruhig. Wenn einige Tage vergangen sind, wirst Du besser von mir denken!

— Verlaß mich und erwarte Deine Strafe, Verräther! rief der König.

Erbittert und stolz wandte sich Albert fort. Man führte ihn nach seinem Zelt. Dann wurde das Lager abgebrochen und der junge Franzose von einer zahlreichen Abtheilung der Leibwache in die Mitte genommen. Von Judith sah er nichts. Muley bemerkte er zuweilen in der Nähe des Sultans. Er selbst mußte zu Fuß gehen. Der Zug, ein Trauerzug, bewegte sich langsam. Nach drei Tagen war Albert wieder in Masena.

Hier erhielt er dasselbe Haus zur Wohnung, auch Judith kam wieder zu ihm. Aber zahlreiche Wächter standen vor dem Hause und er erhielt schlechte Kost. Er sah ein, daß er als ein Gefangener behandelt wurde und düsterer Grimm erfaßte sein Herz.

Wollten die Widerwärtigkeiten nie enden? Sollte er die eine Gefahr glücklich bestanden haben, nur um sogleich in eine neue, noch größere zu stürzen? Es bedurfte der tröstenden Gegenwart Judiths, es bedurfte ihrer Bitten, ihrer hoffnungsreichen Versicherungen, um den Grimm des jungen Mannes zu besänftigen, um ihn vor der Verzweiflung zu beschützen.

Und wo blieb Muley, sein guter Freund? Weshalb kam er nicht, um ihn zu beruhigen, um ihm zu sagen, daß er ihn auf jeden Fall retten werde? Eine Nacht und ein Tag vergingen, ohne daß eine Aenderung in Alberts Lage eintrat, und Muley kam nicht.

Am Morgen des folgenden Tages sah Albert auf der Mitte des großen Platzes innerhalb des Palastes eine kleine Erhöhung von Brettern aufschlagen, auf der sich ein einfacher Sitz befand. Er wußte nicht, was dieses Gerüst bedeuten sollte. Aber allmählich füllte sich der Hof mit Menschen, Arabern und Negern, bewaffnet und unbewaffnet, die Leibwache des Sultans stellte sich rings um das Gerüst auf — Alles in feierlicher, banger Stille.

Albert glaubte Anfangs, daß es sich um ein Todtenopfer für den gestorbenen Prinzen handle. Als aber eine Abtheilung der Leibwache erschien und ihn bedeutete, ihnen zu folgen, begann er zu ahnen, daß dieses Gerüst wohl in einiger Beziehung zu ihm selbst stehen könne. Dennoch wollte er keine Furcht zeigen, warf noch einen Blick auf Judith und folgte den Trabanten.

Der Sultan saß bereits auf einem Thronsessel, den man für ihn hingestellt hatte. Albert mußte ihm gegenüber stehen bleiben und die finsteren, drohenden Blicke des Königs schienen ihm eher Unheil als Gutes zu verkünden. Aber er richtete sein Auge ruhig und stolz auf den Sultan.

— Fremdling, begann dieser mit einer Stimme, die vor Wuth zitterte, Fremdling, wir hatten Dir befohlen, die Prophezeihung zu erfüllen und unseren Sohn zu retten. Heuchlerisch und verschmitzt hast Du gethan, als ob Du unseren Befehl ausführen wolltest. Du hast unseren geliebten Sohn befreit, aber aus schurkischen Absichten hast Du ihn nicht lebend zu uns zurückgeführt. Du hast ihn vergiftet. Du sollst sterben für Dein Verbrechen. Der Strick soll Dir um den Hals gelegt und Du sollst erdrosselt werden!

— Aus welchen Absichten hätte ich das wohl thun können, Herrscher der Gläubigen? fragte Albert ruhig und bemühte sich, gefaßt zu erscheinen, obgleich es in seinem Innern kochte.

— Weil Du Thor geglaubt hast, der zweite Theil der

Prophezeihung würde in Erfüllung gehen und Du würdest der Herrscher dieses Reiches werden! rief der Sultan höhnisch und triumphirend. Aber wir wollen Dir zeigen, daß unsere Macht größer ist, als die Kunst aller Prophezeihungen. Du sollst sterben, sterben sogleich! Nehmt ihn, Ihr Henker!

Sterben? Sterben, jetzt, ohne Abschied von Judith? Jetzt, wo ihm die Zukunft das größte Glück der Welt vorgespiegelt! Nein, nicht so wenigstens sterben, nicht von der Hand des Henkers!

— Kommt heran, Ihr feilen Diener eines schurkischen Sultans! rief er, die Hände drohend gegen die Henker ausstreckend. Ich bin unschuldig! Ich habe gethan, was in meinen Kräften stand, um den Sohn dieses Menschen zu retten. Daß er starb, ist nicht meine Schuld. Allah hat es gewollt. Kommt heran, wenn Ihr den Muth habt!

Die Trabanten zögerten. Der Sultan erhob sich wüthend. Der Zorn beraubte ihn der Sprache. Albert warf einen Blick auf Muley. Der alte Neger war ruhig. Er deutete leise nach oben, als wolle er Albert an Gott erinnern, und machte dann ein eigenthümliches Zeichen, das Albert nicht recht verstand, das aber wohl auf Hoffnung deuten sollte.

Dieser Augenblick hatte genügt, um das Schicksal des jungen Mannes zu entscheiden. Während er den Kopf senkte und vor sich hin flüsterte: Sollte auch Muley ein Verräther sein? — war er von den muskulösen Armen der Araber ergriffen worden und wurde nach dem Gerüst geschleppt. Hier war jeder Widerstand vergebens.

— Albert! Albert! tönte jetzt eine gellende, entsetzliche Stimme. Albert, was geschieht mit Dir?

— Mich tödtet der Befehl eines elenden Lügners! rief Albert, sich unter den Händen der Trabanten windend. Gottes Wille geschehe! Judith, denke an das, was ich Dir gesagt. Sei glücklich und erinnere Dich meiner!

Es schien, als wolle Judith sich zu ihm hindurcharbeiten, aber man hielt sie zurück und diesmal war es Muley, der den Befehl dazu gab. Albert wurde von acht riesenstarken Armen auf den hölzernen Sessel niedergedrückt. Ein Henker nahte ihm mit einer starken Schnur. Der Schweiß trat ihm auf die Stirn. War sein Ende wirklich so nahe? Sollte er so schmachvoll, so unvorbereitet sterben? Noch einmal machte der eine wüthende Anstrengung, sich loszureißen, wieder drückte man ihn auf den Sitz zurück. —

Da dröhnte ein Schlag derselben Pauke, die dem jungen Mann bei seinem Einzug in Masena ein Lächeln entlockt hatte, durch den Hof, und ein Gemurmel, das in der nächsten Sekunde zu einem wilden Geschrei anwuchs, folgte diesem Schlage. Ein entsetzliches Geheul, ein Lärm, als ob die Welt einstürze, erfüllte den Hof, und Albert glaubte nicht anders, als daß der Palast einbreche. Seine Henker schienen noch entsetzter, als er selbst, denn sie ließen augenblicklich die Hände sinken und schienen die Flucht ergreifen zu wollen. Albert sprang auf. Sein erster Gedanke war Judith.

Aber in demselben Moment wurde es ihm klar, daß hier etwas anderes stürze, als blos ein Palast, daß es sich hier um ein Reich handle. Eine unzählbare Menge Bewaffneter, unter ihnen die Mehrzahl Neger, drängten mit vernichtender Gewalt von allen Seiten des Hofes nach der Mitte, auf den Sultan zu, die Waffen schwingend, lärmend und heulend und Alles niedermetzelnd, was sich ihnen in den Weg stellte. Da stand jetzt derselbe Sultan, der das Wort der Vernichtung über Albert geschleudert hatte, da stand er, halb entsetzt, halb zornig sich emporrichtend, mit der einen Hand die Lehne des Thrones mit der andern seinen Säbel ergreifend. Um ihn drängte sich furchtsam eine Schaar von Trabanten, der man es auf den ersten Blick ansah, daß sie einem solchen Angriff nicht gewachsen sei. Schon flogen Pfeile und Spieße nach dem Sultan und seiner Schaar. Immer

dünner wurde die Mauer der Trabanten, die ihn vor dem Anprall der empörten Volksmassen schützte, immer bleicher wurde sein Gesicht, immer zitternder sein Arm, immer verzweifelter seine Lage.

Da, durch einen plötzlichen und seltsamen Zufall, entstand eine tiefe Stille.

— Volk von Bagirmi, Gläubige! rief der Sultan, diesen Zufall benutzend mit zitternder Stimme. Ich war Euch stets ein guter Herrscher, ich habe Euch nie bedrückt —

— Mörder! Tyrann! Bluthund! brach es darauf mit entsetzlicher Macht los und Hohn und Wuthgeschrei vereinte sich zu einer furchtbaren und schauerlichen Musik, die zerreißend selbst für Alberts Ohren klang, obgleich sie ihm vielleicht Freiheit und Leben kündete.

Gleich darauf war der letzte Rest von Trabanten, die den Sultan bis jetzt geschützt hatten, zerstreut und niedergemetzelt. Der Sultan schien einen schwachen Versuch machen zu wollen, sich zu vertheidigen. Er blickte nach Muley. Aber dieser stand mit gekreuzten Armen seitwärts und warf ihm einen letzten Blick der Vernichtung und des Hasses zu. Dann sank der Sultan nieder, durchbohrt von Spießen, Pfeilen und Säbeln. Eine Minute später sah Albert sein blutiges Haupt auf einer Pike und ein unermeßliches Jubelgeschrei dröhnte durch den Palast.

Inmitten dieses Gemetzels stand der junge Mann auf seinem Gerüst und wußte nicht, ob er wache oder träume. Dieser Uebergang von der gänzlichen Hoffnungslosigkeit, von der Verzweiflung zur Freiheit war fast zu plötzlich gewesen. Da stand er fast bewußtlos und fühlte unwillkürlich an seine brennende Stirn. Aber es war Wirklichkeit, was er sah. Das Haupt des Sultans blickte gräßlich nieder von der Spitze der Lanze, die Menge jubelte und tobte, ein endloses Gewimmel von Negern und Arabern füllte den Hof.

Aber weshalb wälzte sich plötzlich dieser ganze Troß zu

ihm? War er noch nicht sicher? Sollte auch diese Revolution für ihn verderblich sein? Das Chaos nahm allmählich eine Gestalt an. Die verworrene Schaar ordnete sich. Araber stellten sich an die Spitze und vor sie Alle hin trat Muley, einen reich mit Juwelen verzierten Turban auf einem Kissen tragend. Eine Musik begann, die ein europäisches Ohr mit Entsetzen erfüllen mußte, die aber die Bagirmiten zu enthusiasmiren schien und in welcher die Trompete und die Pauke eine hervorragende Rolle spielten. Der Zug ordnete sich. Muley trat auf Albert zu.

— Heil, Heil dem neuen Herrscher von Bagirmi! Heil dem Herrn der Gläubigen!

So rief der Neger mit lauter, triumphirender Stimme und Tausende wiederholten den Ruf, der wie ein Donner durch den Palast hallte. Jetzt glaubte Albert wirklich zu träumen. Er glaubte unter dem Eindruck einer Vision zu leben. Er fühlte an seinen Puls, ob er das Fieber habe? Sollte er der Sultan von Bagirmi sein?

Jetzt kniete Muley huldigend vor ihm nieder, und als Albert um sich blickte, sah er all' die Tausende auf dem weiten Hofe auf den Knieen liegen. Dann erhob sich Muley allein, und ehe es Albert hindern konnte, hatte er dessen einfachen arabischen Fes mit dem glänzenden Turban vertauscht und ihm das Scepter des Sultans in die Hand gedrückt.

— Hier, Volk von Bagirmi, siehe Deinen neuen und wahren Sultan! rief Muley jetzt.

— Heil, Heil dem Sultan! donnerte die Menge, sich blitzschnell erhebend.

Albert war nicht im Stande, etwas zu sagen, zu denken. Sein Geist war in einem Zustande der Abwesenheit. Er fühlte, daß er auf einen Thron gesetzt, daß er hoch gehoben wurde, daß er über den Schultern von acht starken Männern schwebte, daß er die Köpfe von Tausenden um sich sah. Dann wurde er fortgetragen. Dieselbe Musik um-

schwirrte ihn, derselbe Ruf: Heil dem Sultan von Bagirmi! verfolgte ihn ohne Ende. Man trug ihn hinaus aus dem Palast, hinaus auf den Markt. Ueberall standen dichte Schaaren von Arabern und Negern, überall empfing ihn dasselbe Geschrei. Ihn schwindelte.

So wurde er weiter und weiter getragen, wie von Meereswogen, bis er wieder den Hof des Palastes sah, bis man ihn in den Palast selbst führte. Hier endlich setzte man den Thron auf die Erde und Albert betrat mit schwankendem Schritt den Fußboden. Muley erschien neben ihm. Mit tiefster Ehrfurcht öffnete er die Thür eines anstoßenden Gemaches, führte Albert hinein und ging dann selbst hinaus. Eine Minute lang war Albert allein und, ganz betäubt, wollte er niedersinken. Da öffnete sich eine gegenüberliegende Thür und Judith trat ein, Judith, mit weinenden Augen und lachenden Lippen.

— Albert! Albert! Du bist gerettet! O Gott sei Dank!

Sie warf sich an seine Brust. Er hielt sie in seinen Armen. Ha, das war kein Traum mehr, das war Leben und Wirklichkeit. Judith war ihm wiedergegeben!

— Geliebte, träume ich? fragte er leise. Was ist das? Was ist mit mir geschehen? Was bedeutet, das Alles? Ist dieses Volk wahnsinnig, oder bin ich selbst in meinem Geiste verstört?

— Du lebst, Du bist gesund! rief sie glücklich. Weiter weiß ich nichts, Du bist mein, Du bist gerettet! Das ist genug. Ich glaube, sie haben Dich zum Sultan ausgerufen. Wie? Verdienst Du das nicht? Kann dieses Land einen edleren Herrscher haben, als Dich?

Albert schüttelte den Kopf. Auch Judith sagte ihm das! Und doch, wie konnte es wahr sein? Er der Beherrscher eines Landes, eines solchen Landes!

— Herr, Dein Volk wünscht Dir seine Ehrfurcht zu

bezeigen! sagte jetzt eine Stimme hinter ihm, und als er sich umkehrte, sah er Muley, dessen Augen vor Freude leuchteten.

— Ich bitte Dich, Achmet, Muley, sage mir nur ein Wort, was ist das? rief Albert. Was will dieses Volk von mir? Ich kann doch unmöglich sein Herrscher sein!

— Du kannst nicht? Weshalb nicht? fragte Muley lächelnd. Für jetzt mußt Du! Komm nur! Die Ersten des Reiches wollen Dir huldigen.

Und er ergriff die Hand des jungen Mannes, und sich auf europäische Weise artig gegen Judith verneigend, zog er Albert mit sich fort.

Als dieser in den großen Saal trat, sah er die festlich gekleideten Gestalten einer Menge von Männern rings aufgestellt. Sie verneigten sich tief auf die Erde, als er eintrat, und Muley führte ihn zu dem großen Thronsessel.

Nun zogen die Reihen sich neigend an ihm vorüber, wie es Albert früher in den Theatern von Paris gesehen. Zuerst die Hauptleute der Krieger, dann die Priester, dann die Beamten des Palastes, dann noch andere Züge, von denen er nicht wußte, was sie vorstellten. Zuletzt eine Reihe von Negern, deren glänzend schwarze Gesichter vor Freude leuchteten.

Alles das übte einen betäubenden, verwirrenden Eindruck auf den jungen Mann, dessen Geist durch die Ereignisse, die dieser Umwälzung vorausgingen, ohnehin schon erschüttert war, und als die Vorstellung mit einem lauten Jubelruf der Versammelten endete, brach er zusammen und Muley führte den Schwankenden und Betäubten sanft und mit fast väterlicher Güte in ein stilles und ruhiges Seitengemach, wo ihn Judith abermals empfing.

Als Albert sich von der gänzlichen Abspannung seiner Kräfte erholt hatte, befand er sich in einem Zimmer, das

beinahe in europäischem oder doch wenigstens orientalischem Geschmack eingerichtet war. An den Fenstern waren Vorhänge und Albert lag auf einem Divan. Durch die Vorhänge fiel nur ein mattes Licht in das Zimmer.

— Ich habe geträumt! sagte Albert, sich aufrichtend, und er glaubte wirklich, er sei noch in Oran und Alles, Alles, sein Zug zu den Kabylen, seine Reise durch die Sahara mit Judith, seine Gefahren, seine Liebe, Alles sei ein Traum gewesen.

— Hoffentlich angenehm geträumt! sagte eine Stimme auf französisch neben ihm.

Der junge Mann sah sich um und blickte in das ehrliche, schwarze Gesicht Muley's.

— Du? sagte er fast erstaunt darüber, eine Erscheinung aus seinem vermeintlichen Traum wiederzusehen. Du bist es, Muley? Dann habe ich nicht geträumt!

Der Neger lächelte, ergriff die Hand seines jungen Herrn und küßte sie.

— Nein, Muley, nicht das! rief Albert. Ich besinne mich zwar nur dunkel auf Alles, was vorgegangen. Aber Eines weiß ich, ich war dem Tode nahe und Du, Du bist es gewesen, der mich gerettet, denn nur von Dir ist diese Revolution ausgegangen. Dir also muß ich danken, Dir, meinem Retter! Aber wie soll ich es Dir vergelten, guter Muley?

— Dadurch, daß Du die Dienste Deines Sklaven in Gnaden annimmst, erwiederte der Neger.

— Brauchte ich doch nicht immer diese sklavischen Worte zu hören! rief Albert beinahe unwillig. Nun gut, ich werde Dir danken, so gut ich kann. Nun aber sage mir, wie war diese Revolution möglich? Und weshalb habt Ihr mit mir ein solches Fastnachtsspiel gespielt?

— Es war kein Spiel, es ist Ernst! sagte Muley. Du bist der Herrscher von Bagirmi, wenigstens so lange, bis die

Theilung des Reiches eingetreten sein wird und Du den schönsten Theil des Landes erhältst.

— Wir sprechen nachher mehr davon, sagte Albert lächelnd. Jetzt gieb mir Erklärungen.

— Ich bin deshalb gekommen, erwiederte Muley. Ich konnte mir denken, daß Dir dies Alles ein Räthsel sei. Nun höre! Ich sagte Dir damals schon, der Sultan, der jetzt todt ist, sei grausam und tyrannisch, Viele fürchteten und Wenige liebten ihn. Namentlich bedrückte er die Schwarzen, meine Brüder, mit unendlicher Grausamkeit. Gern würden ihm dies freilich die Araber, seine Stammesgenossen, verziehen haben. Aber auch gegen diese war er stolz, hochmüthig und grausam. Er hatte keine anderen Freunde in diesem ganzen Lande, als die wenigen Trabanten, die durch den Vortheil an ihn gefesselt waren und deren Ende sein Sturz herbeigeführt haben würde.

Lange dachte ich deshalb daran, einen milderen Herrscher auf den Thron zu setzen, denn mein Einfluß war sehr groß geworden. Seit lange berieth ich auch mit den klügsten Arabern und Negern über die Möglichkeit einer Empörung. Längst wäre auch der Sultan schon ein Opfer seiner eigenen Tyrannei geworden, hätten wir nur gewußt, wen wir auf den erledigten Thron setzen sollten. Ich selbst kann nicht Sultan werden. Die Araber würden nie einem Schwarzen gehorchen, wenn sie auch einsehen, daß ich klüger bin, als sie, und mir viel Achtung bezeigen. Von den Arabern selbst aber stehen sich die Meisten so gleich, daß die Wahl außerordentlich schwer sein und Eifersucht erwecken würde. So schwankten wir hin und her. Der Unmuth wuchs mit jedem Tage, Alles war bereit, um im geeigneten Augenblicke loszubrechen. Es fehlte uns nur ein Mann, ihn auf den Thron zu setzen.

Da kamst Du, mein junger Herr, und Allah fügte es, daß Du gerade zur rechten Zeit kamst, um zur Befreiung

des Prinzen beizutragen. Freilich dachte ich anfangs nicht daran, daß Du der geeignete Mann für uns seiest, denn ich kannte Dich noch nicht genug. Der Zufall aber mit der Prophezeihung hob bald bei mir alle anderen Bedenken. Du kennst den ersten Theil derselben. Den zweiten will ich Dir jetzt mittheilen. Es steht geschrieben, die Feinde würden des Sultans Sohn rauben und ein kühner und weiser Fremdling würde ihn retten. Dieser Fremde dann, den Allah gesendet, würde über Bagirmi regieren und das Land glücklich machen. Mit Blitzesschnelle verbreitete sich dieser zweite Theil der Prophezeihung durch das ganze Land und Alle betrachteten Dich schon als zukünftigen Herrscher. Ich unterließ natürlich nicht, Deine Verdienste in das hellste Licht zu stellen. Die Erzählung von Deinem Heldenmuthe gegen die Fellatah's ging von Mund zu Mund. Der Sultan natürlich zitterte. Er war fest entschlossen, Dich zu tödten, sobald Du ihm seinen Sohn zurückgebracht hättest.

Du kannst Dir nun ungefähr den weiteren Verlauf der Dinge erklären. Der Sultan sah in dem Tode seines Sohnes eine neue Möglichkeit, daß die Prophezeihung in Erfüllung gehen könne, und seine Anklage, daß Du den Prinzen vergiftet hättest, war natürlich nur eine Erfindung. Er wollte Dich sogleich tödten; aber ich stellte ihm vor, daß die Bagirmiten erzürnt sein würden und bat ihn zu warten. Unterdessen bereitete ich alles Nöthige vor, um im Augenblicke der Entscheidung den Sieg für mich zu haben. Es war meine Absicht, daß es bis zum Aeußersten kommen sollte, um die Gemüther der Bagirmiten, die Dich bereits liebten, noch mehr zu erbittern. Ich rechnete dabei auf Deine Standhaftigkeit. Du hast gesehen, daß ich Wort gehalten. Ich habe Dich aus aller Gefahr befreit.

— Ja, und ich danke Dir! sagte Albert. Aber, liebster Freund, ich kann doch nicht der Herrscher dieses Landes sein? Ich kenne kaum die Sprache, ich verstehe überhaupt nichts

vom Regieren und ich muß Dir offen gestehen, daß ich lieber Lieutenant in meinem Regiment, als hier Sultan sein möchte.

— Was das Erste anbetrifft, so kenne ich Alles genau und kann Dir mit Rath und That beistehen, sagte Muley. Und was das Zweite anbetrifft — fügte er beinahe wehmüthig hinzu — rechnest Du es für nichts, den armen Schwarzen ein milder Vater zu sein und diese Länder aufzuklären, die so weit, so weit gegen Euch Franken zurück sind?

Das war eine Mahnung, die Albert kaum erwartet hatte und die ihn tief ergriff. Nachdenklich saß er lange Zeit da und überlegte. Es lag ein tiefer Sinn in den Worten des Negers. Vater dieser armen gedrückten Menschenklasse — ein Träger der Civilisation in den Reichen Sudans — das war ein Gedanke, der auch ein nicht ehrgeiziges Herz schwellen und höher schlagen machen konnte! Ein weites, unabsehbares Feld der Thätigkeit dehnte sich vor Alberts Blicken aus, eine ferne, segensreiche, glückbringende Zukunft öffnete sich ihm. Diese ganze Idee, die ihm bis jetzt beinahe lächerlich erschienen, nahm einen ernsten, feierlichen und erhabenen Charakter an. Albert fühlte zum ersten Mal die ganze heilige Pflicht, die in der Würde eines Herrschers, eines guten Herrschers liegt.

— Aber, Muley, sagte er dann, mein Reich kann hier nur von kurzer Dauer sein. Wenn auch die Schwarzen mich lieben, die Araber werden mich bald verstoßen.

— Glaube das nicht, sagte Muley. Ich kenne sie. Sie beugen sich lieber unter der Herrschaft eines Fremden, als eines Mannes aus ihrem Stamme. Und nun will ich Dir noch Eins sagen. Du sollst hier nicht in Masena bleiben. Um meinen Zweck zu erreichen, den Sultan zu stürzen, mußte ich mich mit einem benachbarten Fürsten verbinden, der zum Schein eine enge Freundschaft mit unserem Sultan schloß

und seine Truppen hierher schickte, scheinbar, um den Sultan zu schützen, in der That aber, um mir zu helfen. Ihm wollen wir Masena und den kleineren Theil des Reiches überlassen, der an das seine grenzt. Wir aber wollen uns mehr nach dem Osten des Landes begeben, dorthin, wo es am fruchtbarsten und schönsten ist. Dann bleiben fast alle Araber unter der Herrschaft des neuen Sultans und wir bilden ein abgeschlossenes Negerreich, an das sich bald alle Negerländer bis nach Dafur und bis an den Nil anschließen werden. Dort hast Du nichts mehr zu fürchten. Es steht Dir frei, Einzelne von Deinen Landsleuten herbeizurufen und die Sitten der Franken einzuführen. Das ist sogar mein Wunsch.

— Ich sehe wohl, Dein Vorschlag will reiflich überlegt sein! sagte Albert. Und doch, wenn ich Alles bedenke — es ist unmöglich! Ich habe nicht die Kraft dazu. Ich kann es nicht annehmen.

— Aber bedenke, daß dieses Reich jetzt glücklich ist, daß Du es ins Elend und in den Bürgerkrieg stürzen würdest, wenn Du Dich weigertest, das Scepter zu behalten.

— Und meine Mutter! Was würde sie sagen? flüsterte Albert vor sich hin.

— O Herr, sie würde glücklich sein, ihren Sohn auf einem Thron, mit einer Macht und einem Glanze bekleidet zu sehen, deren sie ihn gewiß für würdig hält!

— Und das Andenken meines Vaters! Ein Morcerf König in Afrika, Träger der Civilisation, ein guter Herrscher dieser armen Schwarzen! Es ist ein unendlicher Gedanke! Muley, mein Freund, verlaß mich jetzt, ich muß allein sein. Morgen früh sollst Du eine entscheidende Antwort haben! Dank, Dank Dir, mein Freund, Du hast es gut gemeint.

Und er drückte die Hand des Negers, der sich ehrerbietig entfernte.

Albert verbrachte die Nacht schlaflos, unruhig, in hastigen, sich überstürzenden Gedanken. Erst gegen Morgen wurde er ruhiger. Sein Entschluß war gefaßt. Er ging zu Judith und war überrascht, zu finden, daß ihre Wohnung sehr freundlich eingerichtet war, eine Annehmlichkeit, die sie, wie sie sagte, der bewundernswerthen Fürsorge Muleys zu danken habe.

— Judith, sagte der junge Mann, Judith, Du weißt, was geschehen. Dieses Volk hat mich zu seinem König ernannt. Aber ich werde ein König in der Wüste sein, und von allen Herzen, die hier schlagen, wird mir nur das Deine ganz angehören. Judith, würde es Dir ein Opfer sein, auch hier an meiner Seite zu leben? Sprich, noch hängt Alles von Deiner Entscheidung ab. Sprich ein Wort und wir verlassen dieses Land und kehren nach Europa zurück.

— Albert, sagte Judith mit dem Tone der reinsten Liebe und hingebendsten Aufrichtigkeit, Albert, frage mich nicht so. Wo Du bist, da ist mein Glück, meine Heimath, mein Alles.

— So sei es denn! sagte Albert. Und bist Du hier zufrieden?

— Zufrieden? O, man betrachtet, man behandelt mich nicht allein wie eine Königin, sondern wie eine Göttin, Diese Araberinnen und Negerinnen sind glücklich, wenn ich sie ansehe; sie küssen den Boden, den mein Fuß berührt. Könnte ich mehr wünschen, wenn ich ehrgeizig wäre? Und kann ich mehr verlangen, als den Mann, der in meinem Herzen herrscht, auch auf dem Throne zu sehen? Sei glücklich, Albert, und ich werde glücklich sein!

— Gott segne Dich! sagte der junge Mann und kehrte freudestrahlend nach seinen Gemächern zurück.

Dort erwartete ihn bereits Muley, der mit der aufrichtigsten Freude den Entschluß des jungen Mannes vernahm, auf dem Thron zu bleiben. Dann erkundigte sich Albert bei ihm, ob es möglich sei, Briefe sicher nach Tunis oder Tri-

polis gelangen zu lassen. Muley, der die Verbindungswege zwischen Binnen- und Nord-Afrika genau kannte, gab ihm die Versicherung, daß dies nicht nur möglich, sondern sogar leicht sei.

Albert ließ sich also Feder und Dinte bringen — was nicht so leicht war — und schrieb auf Blättern aus seinem Notizbuche einen Brief an den französischen Konsul in Tunis, in welchem er denselben bat, die einliegenden Blätter an den Obersten Pelissier und an Madame Mercedes de Morcerf in Marseille gelangen zu lassen.

Der Brief an den Obersten war folgender:

„Herr Oberst!

Zuvörderst ersuche ich Sie mit der schuldigen Devotion, mir gefälligst meinen Abschied zukommen zu lassen und denselben an den französischen Konsul in Tunis zu senden, der mir denselben überschicken wird. Umstände, die ich Ihnen in meinem nächsten Schreiben näher angeben werde, veranlassen mich zu diesem Schritt. Seien Sie versichert, daß ich nie vergessen werde, unter welchem ausgezeichneten Offizier ich gedient habe, und daß es stets mein größter Stolz sein wird, Soldat in der französischen Armee von Algerien gewesen zu sein.

Sie sehen aus diesen Zeilen, daß ich noch lebe. Ich hoffe, sie werden Ihnen noch vor dem Verlauf der sechs Monate zukommen, die ich als Frist für die Nennung meines wirklichen Namens bestimmt hatte. Ich bitte Sie, auch jetzt noch meinen Namen nicht zu nennen. Derselbe dürfte bald in anderen Beziehungen erwähnt werden. Ich verlasse mich in dieser Hinsicht auf das Wort, das Sie mir gegeben.

Ich schreibe diesen Brief in Masena, in Sudan, im Süden des Tsad-See's. Wie ich hierher gekommen,

das, Herr Oberst, werden Sie entweder in meinem nächsten Briefe, oder von Paris aus erfahren. Hier fehlt mir sowohl die Zeit, als auch das Papier, Ihnen das Nähere mitzutheilen.

Erlauben Sie mir, Sie zu bitten, das Regiment von mir zu grüßen und zu wünschen, daß es stets der Ehre würdig sein mag, einen solchen Offizier zu besitzen.

ꝛc. ꝛc.

Albert Herrera."

Der andere Brief an seine Mutter war in folgende Worte gefaßt:

„Meine theure, meine liebe Mutter!

Du glaubst mich vielleicht todt, aber Du siehst jetzt, daß ich lebe! Du glaubst mich vielleicht unglücklich, aber ich bin reicher mit Glücksgütern gesegnet, als die meisten der anderen Sterblichen, denn ich bin König in einem mächtigen Reiche Afrika's. Du glaubst mich vielleicht arm an Liebe und Freundschaft. Aber ich habe an meiner Seite das Weib, das mich zum Glücklichsten der Menschen macht, ein Weib, das ich verehre, wie nur Dich, meine Mutter!

Ich schreibe in Räthseln. Aber die Auflösung kann ich Dir erst später geben. Darf ich den Wunsch aussprechen, Dich hier zu sehen? Darf ich hoffen, daß Du kommen wirst? Ja, ich hoffe! Du sollst Deinen Sohn im Glücke sehen, Du sollst sehen, wie er den Namen seines Vaters glorreich wieder herstellt.

Liebe Mutter! Ein nächster und ausführlicherer Brief soll bald folgen. Jetzt wollte ich Dich nur benachrichtigen, daß ich lebe; denn vielleicht sind Gerüchte über meinen Tod zu Deinen Ohren gekommen! Dir zu sagen, wo ich bin, würde Dir wenig helfen, denn Du

kennst den Ort nicht. Mein nächster Brief aber wird Dir Alles sagen!

Lebe wohl, meine Mutter, und bereite Dich vor auf eine lange und weite Reise, an derem Ziel Dich Dein glücklicher Sohn erwartet.

Albert."

Die Briefe wurden verpackt und versiegelt. Muley garantirte dafür, daß sie sicher abgeliefert werden würden. Er sagte, daß er oft nach Tunis oder Tripolis um Waaren und Werkzeuge geschrieben und Alles richtig erhalten habe.

Dann stieg der neue Sultan auf ein herrliches Pferd und begann den ersten Ritt durch sein Reich. Muley ritt an seiner Seite. Wieder überall derselbe Empfang, wieder derselbe Jubel der Araber, überall dieselben glücklichen Gesichter der Schwarzen. Albert fühlte in der That sein Herz schwellen. Der geliebte Herrscher eines glücklichen Volkes — es war doch eine großer, vielleicht der größte Gedanke!

— Gott gebe mir Kraft! sagte er, und stolz und freudig schweifte sein Blick über die herrliche Gegend.

Morrel oder Rablasy?

— Ich ermahne Sie, Angeklagter, uns die volle Wahrheit zu sagen, und mache Sie darauf aufmerksam, daß Ihr Leugnen die Strafe nur verstärken wird!

Mit diesen Worten begann der Präsident des kleinen Gerichtshofes, vor dem sich Maximilian Morrel befand, sein Verhör. Dann fügte er hinzu:

— Ihr Name, Angeklagter?

— Maximilian Morrel! erwiederte der Kapitän, dessen Gesicht sehr bleich und traurig, dessen Aussehen sehr verwildert war und der noch eine Binde um den Kopf trug.

— Sie beharren also bei Ihrem Leugnen. Desto schlimmer für Sie!

— Aber welchen Namen soll ich Ihnen denn angeben? rief Max verzweifelnd. Ich habe keinen andern, ich weiß keinen andern. Ich habe in der Voruntersuchung Alles genau angegeben. Wie ich dazu gekommen, die Jacke mit der Nummer 36 zu tragen, weiß ich nicht. Irgend ein Verbrecher muß mich durch einen Schlag betäubt und mich mit dieser Jacke bekleidet haben, um den Verdacht von sich abzuwälzen. Ich hoffe, der Gerichtshof hat meinem Wunsche genügt und sich die nöthigen Aufklärungen von dem Staats-Anwalt, Herrn Franck-Carré, erbeten.

— Dies ist natürlich geschehen, erwiederte der Präsident. Herr Franck-Carré ist jedoch noch immer sehr krank und hat nur im Allgemeinen aussagen können, daß er sich nur sehr dunkel auf die Ereignisse jener Nacht besinnen könne. Wenn Sie aber wirklich der Kapitän Morrel wären, so sei es eine Kleinigkeit für Sie, Ihre Identität mit dieser Person zu konstatiren. Sie dürften dann nur den Namen dieses Mannes angeben, nach dem der Herr Staats-Anwalt Sie so oft gefragt. Wollen Sie das thun? Es wäre dies allerdings sehr wichtig für Sie!

— Herr Franck-Carré hat also trotz seiner Krankheit diese Angelegenheit nicht vergessen! sagte der Kapitän bitter. Und wenn ich den Namen nicht nenne?

— So wäre dies ein neuer Beweis, daß Sie Etienne Rablasy und nicht Kapitän Morrel sind.

— Und wenn ich Etienne Rablasy wäre, was würde dann mit mir geschehen?

— Sie würden die Strafe für Ihre Verbrechen erleiden und diese wäre keine geringere, als der Tod!

Max beugte den Kopf und sein blasses Gesicht verrieth durch seine qualverzogenen Mienen, einen wie schweren und bitteren Kampf er in seinem Innern durchkämpfe. Einmal

erhob er den Kopf mit einer Miene, als wolle er das Geständniß machen. Dann senkte er ihn wieder.

— Ich werde den Namen nicht nennen! sagte er endlich mit fester Stimme. Die Gerechtigkeit mag ihren Lauf nehmen und Gott verzeihe es den französischen Richtern, wenn sie den Schuldigen nicht von dem Unschuldigen zu unterscheiden vermögen. Weshalb ist mein Wunsch nicht erfüllt worden? Weshalb hat man meine Frau nicht zu mir geführt? Sie würde mich auf der Stelle erkannt haben! Ich frage den Herrn Präsidenten, weshalb man das nicht gethan?

— Sehr einfach deshalb nicht, weil es nicht in unserer Absicht liegen konnte, einem so schweren und so verschmitzten Verbrecher Gelegenheit zu geben, mit irgend einer Person eine Unterredung zu haben, antwortete der Präsident. Außerdem liegt noch ein anderer Grund vor. Wir haben bei Madame Morrel anfragen lassen, ob sie wisse, wo sich ihr Mann befinde, und da sie darüber jede Auskunft verweigerte, so haben wir bei ihr vor acht Tagen eine Haussuchung vornehmen lassen.

— Sehr edel! Bei einer Frau ohne allen Schutz! murmelte Max bitter vor sich hin.

— Bei dieser Haussuchung ist ein Billet gefunden worden, folgenden Inhalts: fuhr der Präsident fort. Ich werde es Ihnen vorlesen, Angeklagter!

„Meine liebe Frau! Sei unbesorgt um mein Schicksal! Es ist mir gelungen, glücklich zu entfliehen. Bereite Dich vor, mir zu folgen. Ich werde Dir von London, oder von einem anderen Orte aus Nachricht geben.

Max Morrel."

Der Kapitän starrte den Präsidenten an und schien nicht zu wissen, ob er recht gehört.

— Unterzeichnet mit meinem Namen? sagte er dann

und faßte sich an die Stirn. Ich habe nie ein solches Billet geschrieben, nie! Lassen Sie mich die Handschrift sehen!

Die Gerichtsdiener überreichten das Billet dem Angeklagten.

— Die Handschrift hat Aehnlichkeit mit der meinigen, ist aber nicht dieselbe! sagte dieser mit unsicherer Stimme. Mein Namenszug ist ein anderer. Diese Handschrift ist nachgemacht! Mein Gott, wer kann einen solchen Betrug und zu welchem Zwecke verübt haben?

Er ließ das Billet fallen und versank in eine düstere Träumerei. Während dessen verlasen die Beamten einige Aktenstücke und der Anwalt des Staates, sowie der offizielle Vertheidiger des Angeklagten wechselten einige Worte mit einander.

— Angeklagter! sagte der Präsident dann. Der Gerichtshof hat die Ueberzeugung von Ihrer Schuld gewonnen! Sie sind überführt, während eines Zeitraums von drei Jahren unter verschiedenen Namen und unter verschiedenen Verkleidungen in der Provence und Dauphinée eine Reihe von Mordthaten, Raubanfällen und Diebstählen begangen zu haben, entweder allein, oder mit einer Schaar von Spießgesellen. Sie sind ferner überwiesen, sich bei Ihrer Gefangennehmung den Dienern der Obrigkeit widersetzt und zwei Gensd'armen getödtet zu haben. Auch lastet der Verdacht auf Ihnen, der Mörder des Gefängnißwärters und Schließers Vallard zu sein. Jedes von diesen Verbrechen allein würde den Tod verdienen. Der Gerichtshof wird nur noch unter Zuziehung der resp. Behörden darüber zu berathen haben, welche Art der Todesstrafe an Ihnen zu vollstrecken sein wird. Bereuen Sie also Ihre Verbrechen und tilgen Sie einen Theil Ihrer Schuld durch ein offenes und reuiges Bekenntniß. Wir werden Ihnen den Diener der Kirche senden, um Ihr Herz zu erweichen. Und möge Gott Ihnen gnädig sein!

Bei diesen Worten, die mit erhobener Stimme gesprochen wurden, hatte Morrel wieder aufgeblickt. Er vernahm sie, wie ein Träumender und schüttelte verwirrt den Kopf.

— Meine Herren, sagte er dann, ja, Gott wird mir gnädig sein! Aber mögen auch Sie seine Gnade anrufen, wenn Sie einen Unschuldigen verdammen. Noch einmal erkläre ich feierlich und rufe Gott zum Zeugen an, daß mein Name Morrel und nicht Rablasy ist und daß ich an den Verbrechen, deren Sie mich beschuldigen, keinen Antheil habe. Das Weitere überlasse ich der Barmherzigkeit Gottes!

Als er sich erhoben hatte und ehe man ihn in seine Zelle zurückführte, wurden ihm Ketten angelegt. Der Kapitän ließ es mit großer Ruhe geschehen. Er war in einem Zustande der Betäubung, der es ihm nicht einmal erlaubte, seine Lage klar einzusehen. Ermattet durch das Wundfieber, das lange angehalten, geschwächt durch die Luft und die Kost des Gefängnisses, war er krank an Leib und Seele. Er dachte zwar noch nicht an den Tod. Aber jene Hoffnung auf Ruhe und Erleichterung hatte etwas Tröstendes für ihn.

Nur zuweilen schüttelte es ihn wie Fieber und eine wahnsinnige Wuth ergriff ihn. Dies geschah, wenn er an Valentine und sein Kind dachte. Dann schüttelte er seine Ketten und sah mit ohnmächtiger Wnth empor nach dem starken Gitter des Fensters. Freilich kannte Valentine seine Lage nicht einmal. Wenn derselbe Verbrecher, der ihm jenen Streich versetzt, später unter Morrels Namen an sie geschrieben und ihr die Versicherung gegeben, daß er glücklich geflohen — so mußte sie glauben, ihr Mann sei in Sicherheit und erwartete wahrscheinlich täglich weitere Nachrichten von ihm. In gewisser Hinsicht war dies ein Trost für ihn. Valentine kannte wenigstens nicht die ganze schreckliche Wahrheit. Aber wenn diese Nachrichten nie kamen? Wenn er nun todt war? Wenn sie ewig vergeblich wartete? —

Fast eben so groß war sein Ingrimm, wenn er daran

dachte, daß er an der Stelle eines gemeinen Verbrechers, eines Mörders und Räubers sterben solle. Konnte es ein gräßlicheres Loos geben für einen Mann, dessen größter Schatz von jeher eine unbefleckte Ehre gewesen war? Früher, als er noch als politisch Angeklagter der Strafe entgegen sah, hatte noch etwas Tröstendes für ihn in dem Gedanken gelegen, daß er für seinen Beschützer Monte-Christo und für einen Prinzen leide, dessen Familie in dem Hause Morrel fast abgöttisch verehrt wurde. Aber jetzt das Haupt unter die Guillotine legen, wegen einer Verwechselung mit einem gemeinen Verbrecher! Darüber konnte ein Mann von Ehre wahnsinnig werden.

Vielleicht zum Glück für ihn waren seine körperlichen und geistigen Kräfte ermattet. Bei voller und klarer Ueberlegung würde der Wahnsinn vielleicht wirklich sein Loos gewesen sein. Jetzt befand er sich gewöhnlich in einem Zustande der Betäubung und dumpfen Hinbrütens. Er empfing den Priester, den man ihm sandte, mit großer Ruhe, hörte ihm auch geduldig zu, gab ihm dann aber immer wieder die Versicherung, daß er sich aller dieser Verbrechen nicht schuldig gemacht habe, also auch keine Reue darüber empfinden könne, so daß der Mann der Kirche, der wahrscheinlich gehofft hatte, ein vollständiges Bekenntniß zu erzielen, endlich seine Besuche aufgab und erklärte, daß ihm nie ein verstockterer Bösewicht vorgekommen sei — ein Zeugniß, das ebenfalls nicht zu Morrels Gunsten sprach.

Dennoch gab es Jemand, der bemüht war, den Unglücklichen zu retten, wenn auch nur aus juristischen Gründen. Einer von den Richtern — fast immer im Widerspruch mit seinen Kollegen — war fest von der Unschuld des Angeklagten überzeugt und suchte die Beweise dafür zu sammeln. Er that es mit großem Scharfsinn. Fürs Erste wies er nach, daß in jener Nacht bei dem Brande vier Personen geflohen seien: Herr Franck-Carré, ein unbekannter Herr,

den der Staats-Anwalt nicht zu kennen vorgab und den er bei einer Unterredung mit Morrel überrascht hatte, endlich jener Morrel selbst und der Verbrecher Rablasy. Es handelte sich also darum, wer wirklich entflohen sei, Rablasy oder Morrel.

Der Jurist wies nach, daß ein so verwegener Verbrecher, wie Rablasy, gewiß die günstige Gelegenheit, die ihm dieses Ereigniß darbot, nicht unbenutzt habe lassen können, zu entfliehen. Nach dem Zeugniß Franck-Carré's sei er der Erste unten gewesen. Da er aber voraussichtlich in seiner Sträflingsjacke bald wieder festgenommen worden sein würde, so habe er an eine Gelegenheit denken müssen, sich einen anderen Anzug zu verschaffen. Als also Morrel, der zuletzt das Seil ergriff, unten angelangt sei, habe er ihn durch einen Schlag mit einer eisernen Stange — wahrscheinlich aus einem Gitter — betäubt, den Bewußtlosen seines Rockes entkleidet und ihm dafür die Sträflingsjacke angezogen. Ferner sei es ihm, da er in dem Rocke wahrscheinlich die Brieftasche des Kapitäns gefunden, ein Leichtes gewesen, die Handschrift desselben nachzuahmen und an Madame Morrel zu schreiben. Dadurch hatte er den Zweck erreicht, eine Konfrontation der Gattin mit ihrem Manne zu verhindern, die Erstere glauben zu machen, daß ihr Mann geflohen sei, und auf diese Weise Nachforschungen nach ihm (Rablasy) selbst, zu verhindern.

Die Beweise stimmten, wie der Leser weiß, mit der Wahrheit vollkommen überein, und es war seltsam genug, daß sie nicht schon früher Eindruck auf die Richter gemacht hatten. Diese aber waren überzeugt, daß Rablasy noch in ihrer Gewalt sei und wollten um keinen Preis die Gelegenheit verlieren, einen so berüchtigten Verbrecher zu verurtheilen. Sie wiesen deshalb jene Beweisführung als bloße Vermuthungen ab.

Der Jurist jedoch, erbittert durch die Hartnäckigkeit seiner Kollegen, blieb dabei nicht stehen. Zuerst versuchte er

es, Madame Morrel zu sprechen. Diese aber, wahrscheinlich von der Flucht ihres Mannes überzeugt und besorgt, daß die Juristen etwas von seinem Schicksal erfahren wollten, ließ ihn gar nicht vor. Emanuel, ihr Schwager, hatte ihr ein für alle Mal abgerathen, etwas mit den Juristen zu thun zu haben.

Der freiwillige Vertheidiger Morrels mußte sich also auf andere Gründe beschränken. Leider war Vallard, der Schließer, der allein den Gefangenen genau kannte, todt. Der Jurist machte aber darauf aufmerksam, daß das Beinkleid Morrels nicht das der Sträflinge sei, wie es Rablasy doch gewiß getragen hatte. Ferner war das Gilet und die Wäsche desselben feiner, als man es bei Rablasy vermuthen durfte. Auch war der Dialekt des Angeklagten nicht derjenige der Provençalen, und Rablasy stammte aus der Provence. Er setzte es endlich durch, daß er zum offiziellen Vertheidiger des Angeklagten bestimmt wurde. In seiner Ehre angegriffen und darauf piquirt, seine Ansicht durchzufechten, selbst vielleicht kaum von der Richtigkeit seiner Behauptungen überzeugt, wurde er auf diese Weise der Retter Morrels.

Von solchen Kleinigkeiten hängt oft das Leben eines Menschen ab! Er hatte auch einige Unterredungen mit Morrel und in einer derselben bat er den Kapitän, ihm den Namen jenes Mannes zu nennen, den Franck-Carré bei ihm in der Zelle angetroffen, da derselbe als ein Hauptentlastungszeuge dienen könne. Leider mußte ihm Morrel gestehen, daß er den Namen jenes Mannes nicht kenne und daß derselbe ihm nur gesagt, er werde sich unter dem Namen Dupont nach ihm erkundigen. Der Jurist sah sich also genöthigt, seine Hoffnungen in dieser Beziehung aufzugeben.

Auch dem Leser mag es vielleicht seltsam erscheinen, daß weder Monte-Christo, noch sein Freund in Paris genauere Erkundigungen in dieser Angelegenheit anstellten. Aber erstens wurde der Prozeß sehr rasch geführt und zweitens war je-

ner angebliche Dupont überzeugt, daß Morrel in jener Nacht zugleich mit ihm entflohen sei. Er hatte durch seine Kundschafter erfahren, daß Madame Morrel jenes Billet erhalten, und war nun seiner Sache vollständig gewiß. Bald darauf verließ er auch Paris.

Dennoch war es den Bemühungen des Juristen gelungen, die Ueberzeugung seiner Kollegen zu erschüttern und einen Aufschub des Todesurtheils zu bewirken. Die Mehrzahl hielt zwar immer noch dafür, daß der Angeklagte wirklich jener Rablasy sei und nur alle Mittel der Verstellung aufbiete, sich zu retten. Die Möglichkeit eines Irrthums war jedoch vorhanden und der angebliche Rablasy würde zu lebenslänglicher Zuchthausstrafe begnadigt.

Um diese Zeit war Morrels Geist so gebrochen, daß er an einer tiefen Melancholie litt, die allmählich in eine wirkliche Krankheit des Geistes überzugehen drohte. Er ließ also Alles ruhig mit sich geschehen, und da die Gefängnisse in Paris überfüllt waren, so gehörte er zu denen, die nach einem Zuchthause in der Provinz transportirt wurden.

Während dieses Zuges machte der Transport der Verbrecher auch in der Schenke eines armseligen Dorfes Halt. Ein Agent der republikanischen Partei wußte dort den Gefangenen einige jener politischen Flugschriften in die Hände zu spielen, die gegen die Regierung Ludwig Philipps gerichtet waren und schon damals darauf hinzielten, den Thron dieses Königs zu stürzen. Daß sich die Republikaner dabei auch an die Verbrecher wandten, läßt sich leicht erklären. Sie wandten sich an Jeden, der sie hören und ihre Schriften lesen wollte.

Auch dem Kapitän schob man das Blatt zu und nachdem er es, während die Gensd'armen plauderten und zechten, lange in der Hand gehalten, ohne darauf zu achten, ließ er endlich seine Augen über die Zeilen gleiten und mit all' der Ueberraschung, deren sein geschwächter Geist damals

noch fähig war, erkannte er seinen Namen. Er las nun das Folgende:

„Wir haben den Bürgern Frankreichs einen neuen und schmachvollen Beweis dafür mitzutheilen, wie die Gerechtigkeitspflege in unserem Vaterlande gehandhabt wird. Die Gesetze versprechen uns Oeffentlichkeit des Gerichtsverfahrens. Folgende Thatsachen aber, die wir den Lesern verbürgen können, mögen das Volk darüber aufklären, wie dieses Gesetz von den Leuten befolgt wird, die jetzt die Regierung in Händen haben.

Unter den bei dem Attentat von Boulogne Betheiligten befand sich auch der Kapitän Morrel, früher Offizier der Armee. Aus gewissen Gründen und wahrscheinlich, weil man seine Aussagen fürchtete, stellte man ihn nicht vor den Pairshof, sondern hielt ihn in Einzelnhaft und machte ihm im Geheimen den Prozeß. Kapitän Morrel verschwand, und ohne einen merkwürdigen Zufall würde die Welt nie etwas über sein Schicksal erfahren haben.

Vor einiger Zeit erhielt Madame Morrel einen Brief, in welchem ihr Gatte ihr schrieb, daß er glücklich gerettet sei und ihr bald weitere Nachrichten geben werde. Einige Wochen darauf folgte diesem Briefe ein zweiter, in welchem Madame Morrel von ihrem Gatten — wie sie wenigstens glaubte — aufgefordert wurde, sich nach Straßburg zu begeben, wo sie weitere Mittheilungen empfangen würde. Die junge Frau, unglücklich über das Verschwinden ihres Mannes und sehnsuchtsvoll dem Augenblick ihrer Vereinigung entgegensehend, begab sich allein und nur von einem alten Diener begleitet, mit ihrem Kinde nach Straßburg. Ihr Schwager konnte sie nicht begleiten, da er jeden Augenblick die Niederkunft seiner Frau erwartete. Von Straßburg schrieb Madame Morrel, daß sie dort von einem Herrn empfangen worden sei, der es übernommen habe, sie zu ihrem Gatten zu führen, dessen Aufenthalt sie noch nicht wußte. Drei

Wochen später erhielt Herr Emanuel Herbault jedoch folgenden Brief, datirt aus Berlin, den wir selbst gesehen haben, den wir dem Leser wörtlich mittheilen und den wir für sich selbst sprechen lassen wollen.

„Mein lieber Schwager, meine liebe Julie!

Jetzt, nach zwei Tagen endlich, finde ich Worte, um Euch meinen Schmerz mitzutheilen, meine Lage zu schildern. Sie ist entsetzlich. Ich weiß nicht mehr, ob ich lebe. Ich bin der Verzweiflung, dem Wahnsinn nahe. Dennoch will ich versuchen, Euch zu schildern, was mir widerfahren. Weint mit mir, und wenn Ihr könnt, eilt zu mir!

Der Herr, der mich in Straßburg empfing, war sehr höflich gegen mich, aber auch sehr schweigsam und wie es schien, sehr traurig. Er sagte mir, daß er mir nichts Genaues über das Schicksal meines Mannes angeben könne, daß er jedoch ein alter Freund desselben sei und von ihm den Auftrag erhalten habe, mich nach Berlin zu führen.

Mir war bange bei dem Gedanken, in ein fernes Land zu reisen, mit einem Manne, den ich nicht kannte. Aber der Wunsch, Max wiederzusehen, siegte über alles Andere. Mein Begleiter zeigte sich übrigens sehr rücksichtsvoll gegen mich.

Als ich hier ankam, war bereits eine Privatwohnung für mich eingerichtet, in der ich abstieg. Ich erwartete, Max sogleich zu sehen. Aber ich irrte mich. Ich blieb sogar noch einen ganzen Tag in meiner Wohnung allein. Vorgestern jedoch erschien ein Herr, der mich mit ernster und feierlicher Miene grüßte. Was er mir sagte — ich will es versuchen, Euch kurz und so gut es mir noch erinnerlich, zu wiederholen. Gott gebe mir Kraft dazu.

Madame — sagte er — ich komme zu Ihnen, um eine ernste und traurige Pflicht zu erfüllen. Sie haben Ihren Gatten seit längerer Zeit nicht gesehen. Bereiten Sie sich darauf vor, ihn noch länger zu vermissen — ihn vielleicht nie wiederzusehen! —

Mir erstarrte das Blut in den Adern, aber ich hatte die Kraft, ihn bis zu Ende zu hören.

Ich war ein Genosse Ihres Mannes, fuhr er dann fort. Wir waren in demselben Gefängniß und wegen derselben Angelegenheit — Sie wissen welche — gefangen. Unsere Zellen lagen neben einander und wir machten es möglich, mit einander zu korrespondiren. Anfangs beriethen wir über einen Fluchtversuch, sahen dann aber ein, daß ein solcher unmöglich sei, und schlossen nun ein Freundschaftsbündniß, das so fest und innig wurde, wie es unter solchen Verhältnissen möglich war. Ich lernte Ihren Gatten achten und lieben und auch er, glaube ich, gewann mich lieb. Sie werden dies aus dem Folgenden ersehen. Was er mir mittheilte, konnte er nur einem guten Freunde mittheilen.

Eines Tages, nachdem er, wie ich merkte, längere Zeit aus seiner Zelle abwesend gewesen, klopfte er an die Wand und sagte mir durch die Oeffnung, die wir gemacht, Folgendes: Lieber Charles, man hat mir heut angekündigt, daß ich morgen sterben soll, wenn ich der Regierung nicht die Mittheilungen mache, die ich weder machen kann, noch will. Ich werde also sterben. Ich bin darauf gefaßt. Ich denke nur an mein Weib und mein Kind. Da aber im besten Falle ewiges Gefängniß mein Loos wäre, so ist mir auch der Tod willkommen. Ich hoffe, daß es Dir gelingen wird, die Freiheit zu erlangen. Dann vergiß mich nicht und erfülle meine letzte Bitte. Sage meiner Frau, daß ich

sie bis zum letzten Augenblick geliebt habe, und daß ich hoffe, sie wird unser Kind im Andenken seines Vaters erziehen. Sage ihr, daß ich bei meinem Tode nur sie und mein Kind bedauere. Versprich mir aber noch Eins. Melde ihr meinen Tod nicht plötzlich. Das würde auch sie tödten und dann wäre mein armes Kind eine Waise. Melde ihr diese Nachricht so schonend und so langsam, auch so spät als möglich. Laß sie hoffen, daß sie mich noch wiedersehen wird, und gewöhne sie erst allmählich an den Gedanken, daß ich todt sein könnte. Versprich mir das! Sei auch meinem Kinde ein Vater, wenn es Dir die Verhältnisse erlauben, in seiner Nähe zu sein. Am liebsten wäre es mir, wenn es nicht in Frankreich erzogen würde und wenn auch Valentine dieses Land verließe, das ich jetzt hasse. Versprich mir das!

Er sagte noch mehr. Ich versprach ihm Alles, obgleich ich noch nicht an seinen Tod glaubte. Am folgenden Morgen jedoch führte man mich in einen Saal des Gefängnisses, in welchem die Guillotine stand. Mit mir zugleich waren zwei andere Männer anwesend, von denen ich wußte, daß sie Theilnehmer an dem Attentat von Boulogne gewesen. Bald darauf erschien auch Morrel Er war ruhig und gefaßt. Mich grüßte er mit einem freundlichen Blicke, erklärte dann den Beamten, daß er auf eine ungerechte Weise leide und sterbe, und mit dem Rufe: Es lebe Napoleon! Grüße Valentine! legte er sein Haupt unter das Beil und starb! —

Mir gelang es zu fliehen, Madame, und das Weitere wissen Sie. Ich floh nach Deutschland und mein einziger Gedanke war, den Wunsch meines todten Freundes zu erfüllen. Ich habe es gethan, so viel es in meinen Kräften stand — — —

Ach, Emanuel, Julie — ich kann nicht weiter! Ich bin zu elend, zu unglücklich! Max todt und mit ihm all mein Glück! Bittet zu Gott für mich! Bittet!

Valentine."

Wir haben diesem erschütternden Briefe nichts hinzuzufügen. Die Regierung mag versuchen, sich von dieser Anklage zu reinigen. Es wird ihr nicht gelingen. Das französische Volk aber weiß jetzt, wie seine Gesetze gehandhabt werden ꝛc. ꝛc." — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Des Kapitäns Augen irrten über diese Zeilen und sein geschwächter Geist versuchte vergebens, einen Anhaltspunkt in dem Chaos wirrer Gedanken zu finden, das sein Gehirn durchkreuzte. Er sollte todt sein? Valentine in Berlin! Wer war der Freund, der sich ihrer annahm? War dies eine Verwechselung oder ein Betrug?

Der Kapitän konnte es nicht errathen. Er ließ das Blatt fallen, und als die Gensd'armen zum Aufbruch mahnten und seine Gefährten mit ihm sprachen, stieß er nichts als verworrene Worte aus, die von den rohen Leuten mit Gelächter aufgenommen wurden. Natürlich hielt man diesen Wahnsinn für Verstellung und der Kapitän wurde in das Zuchthaus abgeliefert, nach dem er bestimmt war. Erst dort stellte sich durch das Gutachten der Aerzte heraus, daß er wirklich wahnsinnig oder wenigstens geistesschwach sei, und er wurde nach einer Irren-Anstalt in der Provinz gebracht.

Was jenen Artikel anbetraf, so erschien bald darauf in einem Regierungsblatte eine Widerlegung desselben, in welcher behauptet wurde, daß der Kapitän Morrel in jener Nacht bei dem Brande entflohen sei. Jedem Einzelnen blieb es natürlich unbenommen, zu glauben, was er wollte, und die Anklage der Republikaner, oder die Entschuldigung der Regierung für wahr anzunehmen.

Aber dieser Artikel hatte wenigstens das Gute, daß er die geheimen Freunde Morrels, an denen jene Beschuldigung der Republikaner wahrscheinlich unbemerkt vorüber gegangen war, auf das Schicksal des Kapitäns aufmerksam machte. Sie begannen auf's Neue ihre Nachforschungen, deren Resultat sich später herausstellen wird.

Die Gesellschaft der Selbstmörder.

Don Lotario's Umgang in Paris war ein guter, in gewissem Sinne sogar ein gewählter gewesen. In London hatte sich das geändert. Don Lotario war um viele, viele Stufen herabgestiegen. Er mußte sogar geheim halten, welche Gesellschaften er besuchte, weil er sonst kaum in einer anderen geduldet worden wäre.

Und der Grund, aus dem ein von der Natur so begabter Mensch so tief sinken konnte? Die Liebe, die unglückliche Liebe, dieselbe, die aus Jenem einen Helden, aus Diesem einen Dichter, aus einem Anderen einen Schurken, aus dem Vierten einen Selbstmörder schuf!

Don Lotario war in einer Stimmung, in der ihm die Welt vollkommen gleichgültig war, aus Paris abgereist. Er hatte kein anderes Gefühl in seinem Herzen, als daß ihn Thereſe, der Graf, der Abbé betrogen hätten und daß er namenlos elend sei. Selbst Lord Hope zürnte er. Denn war nicht dieser der Urheber all seines Unglücks?

Der junge Spanier fand weder in dem Zwange einer unerbittlichen Beschäftigung, weder in der Sorge für Andere, noch endlich in der Leichtfertigkeit seines eigenen Gemüthes einen Ableiter für die Qualen, die ihn durchzuckten. Er war reich, selbstständig, allein auf sich angewiesen und von Natur mit einem Herzen begabt, das alle Schmerzen tief empfand.

So konnte er also das Fieber des Unglücks frei in seinem Herzen walten lassen. Keine andere Sorge, keine andere Qual verdrängte dasselbe. Er war allein mit der Hölle in seinem Busen.

Die Welt und Alles, woran der Mensch hängt, war ihm nicht blos gleichgültig, sondern sogar zuwider. Welchen Reiz hatte das Leben auch für ihn, wenn Thereſe es nicht verschönerte? Sich von ihr mit gleichgültigem Auge betrachtet, vielleicht einen Anderen sich vorgezogen zu wissen — das war es, was an seinem Herzen nagte und ihn folterte, was seine Lippen zittern und sein Auge starr machte, so daß seine Reisegefährten scheu vor ihm zurückwichen. Er empfand sogar das Bedürfniß, sich zu rächen — aber an wem? An der Welt? — das war ein weiter Begriff. An Thereſe — das wäre kleinlich gewesen. Genug, er war so unglücklich, wie nur je ein junger Mensch von ungefähr zwanzig Jahren, der unglücklich liebt. Sein Schmerz war wahrhaft und groß, die Aeußerungen desselben aber waren thöricht und kindisch. Leiden sollen den Mann reifen, nicht erniedrigen.

In London angekommen, ging er zum Banquier, ließ sich eine bedeutende Summe geben und beschloß, sich in den Strudel der größten Stadt der Welt zu stürzen, nicht um sein Unglück zu vergessen — denn das konnte er nicht, sondern nur wie ein Verzweifelnder alle Gefahren desselben kennen zu lernen — ähnlich, wie Einer, der unsterblich ist, sich in alle Todesgefahren stürzt und alle Todesqualen durchkostet mit dem Bewußtsein, doch nicht sterben zu können.

Er machte keinen Besuch bei den Personen, an die er empfohlen war. Er wollte nichts mehr von dem wissen, was mit seinem früheren Leben in Zusammenhang stand. Auf eigene Hand, nur sich selbst überlassen, wollte er seine nutzlosen Tage hinbringen. Die Erinnerung des Abbé Laguidais, daß er ein tüchtiger Mann werden müsse, wenn er nach Thereſens Gunst streben wolle, war ihm nicht mehr in

den Sinn gekommen; die Ermahnungen des Lords, die Versicherungen, die er demselben gegeben, waren vergessen. Lotario kannte nur seinen Schmerz.

So stand er eines Abends in einem Spielhause, in das ihn ein zufällig gefundener Bekannter, von dessen Wesen er weiter nichts wußte, geführt. Er spielte hoch und mit solcher Gleichgültigkeit, mit einer so eisernen Ruhe und Verachtung, daß es selbst den kalten Engländern auffiel. Das Glück war ihm sehr günstig. Zehntausend Pfund, seinen ganzen Gewinn, setzte er gegen die Bank — und verlor. Ruhig, als wäre nichts geschehen — nicht mit der tödtlichen Ruhe des Verzweifelnden, nicht mit dem zitternden Lächeln dessen, der sein Unglück verbergen will — sondern mit der vollkommensten Ruhe des Gentleman, der zehn Pfund verloren hat, ging Lotario vom Spieltisch fort, setzte sich an einen Tisch, bestellte ein reichliches Souper und speiste mit einer so vollkommenen Seelenruhe, als wäre nichts geschehen.

— Sind Sie ein Engländer? fragte Jemand, der sich neben ihn gesetzt hatte.

— Nein, mein Herr, antwortete Lotario, ihn kaum eines Blickes würdigend.

— Nun, Sie sind würdig, es zu sein! sagte sein Nachbar.

Der junge Spanier konnte ein Lächeln über diese Arroganz nicht unterdrücken.

— Wieso? fragte er. Müssen andere Menschen besondere Verdienste besitzen, um auf der Höhe eines Engländers zu stehen? Ich meinestheils finde nicht viel Beneidenswerthes an Ihren Landsleuten.

— Wie Sie wollen! sagte der Engländer. Ich meinte nur, daß Ihre Kaltblütigkeit selbst von der eines Engländers nicht übertroffen werden kann, und das will viel sagen!

— Pah! sagte Don Lotario verächtlich Kaltblütigkeit? Wegen einer Summe von zehntausend Pfund? Ich hätte die Engländer nicht für so kleinlich gehalten, Gewicht darauf zu

legen. Mir meinerseits wären zwanzigtausend Pfund ebenso gleichgültig gewesen — selbst das Leben!

— Selbst das Leben? wiederholte der Engländer aufmerksam. Ist Ihnen das so gleichgültig?

— Vollkommen gleichgültig, erwiederte der Spanier. Wenn Jemand Muth und Lust genug hätte, es mir zu nehmen, und wenn er auch nur eine Kleinigkeit dagegen einsetzte, so würde ich es hingeben.

— Goddam! rief der Engländer, Sie sind werth, einer der Unseren zu sein.

Don Lotario mußte abermals lächeln, doch sah er sich seinen Nachbar genauer an. Es war ein langer, blonder Mann, fast nur Haut und Knochen. Man sah die Adern durch die Haut schimmern. Gekleidet war er auf die feinste und modernste Weise und sein Aussehen und seine Manieren verriethen den vollkommenen Gentleman. Uebrigens war das Don Lotario gleichgültig.

— Einer der Unseren? fragte er. Wie soll ich das verstehen? Meinen Sie wieder, ein Engländer zu sein?

— Nein, dieses Mal mehr! erwiederte sein Nachbar mit gedämpfter Stimme. Ich meine ein Engländer par excellence, ein Mitglied unserer Gesellschaft, der besten in ganz England.

— Hm! Und welche ist das, wenn ich fragen darf? meinte Don Lotario.

— Das kann ich Ihnen hier nicht sagen, flüsterte der Engländer. Aber wollen Sie mitkommen? Sie werden eine Gesellschaft von Leuten finden, von denen Jeder für das Leben nicht mehr giebt, als für eine Eierschale. Und daß Sie werth sind, einer der Unseren zu sein, das habe ich heut Abend gesehen — vorausgesetzt, daß Sie nicht etwa enorm reich sind.

— Reich? Nein! Nach englischen Begriffen habe ich kaum ein Vermögen.

— Gut, um so besser! Dann kommen Sie, sagte der Engländer. Hier ist meine Karte und ich verlange Ihr Wort als Gentleman, daß Sie nichts ausplaudern, falls die Statuten unserer Gesellschaft Ihnen nicht zusagen sollten.

Don Lotario nahm die Karte und warf einen flüchtigen Blick darauf. Er las den Namen Lord Bilser — einen Namen, den er schon öfter als den eines excentrischen Mannes gehört hatte, der aber nichtsdestoweniger ein Mann von unbescholtener Ehrenhaftigkeit war. Er gab sein Wort und folgte dem Lord, dessen Equipage vor der Thür hielt.

Der Wagen rollte nach dem Westend, dem fashionablen Viertel von London, in dem auch Don Lotario wohnte. Er hielt vor einem der schönsten Häuser, fuhr dann aber, als das Thor geöffnet wurde, in den Hof, ohne daß der Lord ausstieg. Dort erst öffneten einfach, aber fast elegant gekleidete Diener den Kutschenschlag und der Lord führte seinen neuen Freund in ein Gebäude, das an Pracht und Reichthum mit einem Palaste wetteifern konnte.

Als die Beiden in den großen Saal eintraten, in welchem Don Lotario bereits den Ton der Stimmen hörte, war er überrascht von dem enormen Reichthum, der auch hier entfaltet war, der aber durchaus nicht der gewöhnlichen englischen Solidität und dem kalten Glanz der englischen Paläste, sondern mehr dem Charakter des Orients entsprach. Welche Schwelgerei, welche Sinnlichkeit, welchen Genuß athmeten diese Teppiche, diese Statuen, diese Blumen, diese schwellenden Polster, diese Düfte, die den Saal durchzogen, diese reichbedeckte Tafel! Don Lotario staunte, aber nur einen Augenblick. Er fühlte, daß der Blick seines Begleiters auf ihm ruhe, und ohne sich großen Zwang anzuthun, nahm er wieder die Miene der Verachtung und Geringschätzung an, die ihm in der letzten Zeit eigenthümlich geworden war.

Aber bestand diese Gesellschaft von Leuten, die er hier sah, wirklich aus Menschen, die für das Leben nicht mehr

gaben, als für eine Eierschale? Don Lotario zählte zwölf Personen vom verschiedensten Aussehen. Die Mehrzahl waren noch junge Leute, blaß, mit dem bekannten Typus lebensmüder Engländer. Zwei Andere fielen durch ihre enorme Korpulenz auf. Alle aber hatten das Wesen von vollendeten Gentlemen, die unter sich sind und sich gehen lassen.

— Mylords, ich habe die Ehre, Ihnen einen neuen Kandidaten vorzustellen, sagte Lord Bilser, Don Lotario mitten in den Saal führend. Ihr Name, mein Herr?

Don Lotario erinnerte sich, daß er dem Lord denselben noch nicht genannt habe, und gab dem Lord seine Karte.

— Ein angenehmer Name! sagte dieser. Also Don Lotario de Toledo — Lord Wiseborne, Lord Castleford, Lord Beringuer, Graf Beaumont . . .

Und er fuhr fort, dem jungen Spanier die einzelnen Herren vorzustellen. Es war keiner unter ihnen, der nicht Lord, Graf oder Viscount war. Den Beschluß machte ein schmächtiger Herr mit langem, fahlem Haar, der dem Spanier als ein Franzose, Graf d'Ernonville vorgestellt wurde, der das Amt eines Kassirers bekleide.

— Ich erinnere mich, Sie in Paris bei Tortoni gesehen zu haben, sagte Graf d'Ernonville mit näselnder unangenehmer Stimme. Ihr Aeußeres fiel mir auf und ich dachte gleich, daß uns der Zufall einst zusammenführen würde. Ich ahnte nicht, daß es in so guter Gesellschaft sein würde.

Don Lotario verbeugte sich. Graf d'Ernonville war ihm ziemlich unangenehm. Dann setzte er sich. Lord Bilser erzählte nun, auf welche Weise er die Bekanntschaft Don Lotario's gemacht habe. Das Benehmen des jungen Mannes fand allgemeinen Beifall.

— Und nun will ich Ihnen mittheilen, in welcher Gesellschaft Sie sich befinden, sagte der Lord. Wir sind die Gesellschaft der Selbstmörder. Jeder von den Herren, die Sie hier sehen, hat sich durch den Eintritt in unsern Verein

verpflichtet, sich selbst das Leben zu nehmen, das Jedem eine Last ist. Jedem steht es frei, auszuscheiden, wann er will. Wer jedoch eintritt, muß sein ganzes Vermögen der Gesellschaft überlassen und erhält bei seinem Austritt nur die Hälfte desselben zurück. Es geschieht dies, um die ärmeren Mitglieder unserer Gesellschaft an demjenigen Luxus Theil nehmen zu lassen, der die beste und fast einzige Quelle des Lebensüberdrusses ist. Denken Sie jedoch nicht, daß unser Verein nur eine Gesellschaft von Leuten ist, die nicht wissen, was sie mit dem Leben anfangen sollen. Im Gegentheil, Jeder von uns weiß besser das Leben zu genießen, als derjenige, der mit kindischer Furcht an diesem Dasein hängt. Erst dann, Don Lotario, wenn man entschlossen und Willens ist, das Leben in jedem Augenblick, in dem es unerträglich ist, wegzuwerfen, erst dann lernt man das Leben genießen und jeden Moment desselben benutzen. Unser Verein besteht seit achtzig Jahren. Unsere Ahnen stifteten ihn, d. h. nicht unsere Väter, denn Keiner von uns darf verheirathet sein, sondern die Ahnen unserer Sitten, und einer von den Stiftern unserer Gesellschaft ist über siebenzig Jahr alt geworden. Sie sehen also, daß es keine Nothwendigkeit ist, sich innerhalb eines bestimmten Zeitraums zu tödten. Sie können in aller Ruhe warten, bis Ihr Ekel, Ihr Widerwille gegen dieses thierische Dasein so groß geworden ist, daß der Tod Ihnen als die seligste und schönste Befreiung erscheint. Wir lassen Ihnen acht Tage Zeit. In diesen acht Tagen werden Sie unser täglicher Gast sein und dann entscheiden, ob Sie uns beitreten wollen, oder nicht. Jedenfalls aber müssen Sie sich verpflichten, Stillschweigen über diesen Verein zu beobachten. Die Gesetze verbieten ihn nicht. Wir haben aber einen Artikel in unseren Statuten, der möglicher Weise gesetzlich angegriffen werden könnte, den nämlich: daß keine Wiederbelebungsversuche angestellt werden dürfen. Wir haben diesen Artikel absichtlich aufgenommen, weil die Versuche, ein Leben

zurückzurufen, das geendet werden sollte, den Prinzipien unsers Vereins widersprechen und weil wir sie bei Jedem anstellen müßten, denn es ist Pflicht jedes Mitgliedes, sich innerhalb dieses Gebäudes zu tödten. Ich werde Sie später mit den einzelnen Gelegenheiten, sich zu tödten, bekannt machen. Für heute also nehmen Sie als Gast an unserm Tische Platz. Sie werden das Vergnügen haben, der Wahl eines neuen Präsidenten beizuwohnen, da unser Alters-Präsident sich vor acht Tagen getödtet hat.

Die ganze Anrede war weder in einem ernsten noch in einem frivolen Tone gehalten. Lord Bilser hatte eine Sprache anzunehmen gewußt, die dem jungen Manne zuweilen ein Lächeln entlockte, dann aber doch wieder zum Ernste zwang.

Dann begann eine allgemeine Unterhaltung, die sich um die gewöhnlichen Dinge des Lebens drehte. Man sprach von Theater, von der Politik, von Wettrennen, von hübschen Mädchen. Es war dieselbe Unterhaltung, die Don Lotario in jedem anderen Cirkel von reichen Engländern gehört haben würde, nur daß die Urtheile, die Gespräche noch ruhiger, noch leidenschaftsloser waren, als sie ohnehin schon bei den Briten sind. Keiner von diesen Menschen schien mehr einen Tropfen Blut in seinen Adern zu haben.

— Kommen Sie, sagte Lord Bilser dann zu Lotario, ich will Ihnen die Herrlichkeiten dieses Hauses zeigen. Sie sollen einsehen, daß wir uns besser darauf verstehen, zu sterben, als andere Menschen, zu leben. Diese Thür führt in das Kohlenzimmer. Es ist für diejenigen bestimmt, die ihrem Leben durch Erstickung ein Ende machen wollen. Ist es nicht ein niedliches Zimmer?

Don Lotario mußte ihm Recht geben. Er sah keine finstere, unheimliche Zelle, sondern einen großen, schönen Salon mit Teppichen, Sopha's, Spiegeln und Gemälden. In einer Ecke standen einige Pfannen mit glühenden Kohlen, deren Dampf sich durch eine Oeffnung verzog. Wurde diese

Oeffnung vermittelst einer Klappe geschlossen, so mußte sich das ganze Zimmer mit Kohlendampf füllen. Die Einrichtung konnte nicht einfacher und bequemer sein.

— Hier ist das zweite Zimmer, sagte Lord Bilser, eine andere Thür öffnend und dem jungen Mann einen zweiten Salon zeigend, der wie der erste und wie alle übrigen sehr schön und hell erleuchtet war. Es ist das Zimmer für diejenigen, die sich vergiften wollen. Jener Schrank dort enthält alle bekannten Gifte und auf jedem befindet sich ein Zettel, welcher anzeigt, in welcher Zeit das Gift wirkt und den Tod herbeiführt. Bis jetzt ist jedoch kein Fall vorgekommen, daß Jemand sich vergiftet hätte, und das ist sehr natürlich. Sich selbst zu vergiften ist unmännlich und unästhetisch, dauert auch viel zu lange und läßt Zeit zum Bereuen. Kommen Sie!

Don Lotario folgte seinem Führer, der jetzt ein drittes Zimmer öffnete.

— Dies ist das Zimmer für diejenigen, die sich erschießen wollen. Sie sehen es aus den verschiedenen Waffen, die überall aufgestellt sind — Pistolen, Flinten, Windbüchsen. Wir haben selbst eine kleine Kanone anschaffen müssen, da Lord Wiseborn versicherte, er würde sich nur durch eine Kanonenkugel tödten. Sein Schädel, meint er, sei für eine Flintenkugel zu hart und durch sein Fett könne nur eine Kanonenkugel dringen.

Lotario erinnerte sich, daß Lord Wiseborn ein sehr großer und dicker Herr war.

— Sehen Sie hier das Zimmer für diejenigen, die sich erstechen wollen, sagte der Lord dann. Wir haben alle mögliche Arten von Dolchen, Schwertern und Nadeln. Im Allgemeinen aber ist dieses Zimmer selten benutzt worden. Doch kommen sie weiter, wir haben noch mehr zu sehen!

Unter der Führung des Lords setzte Don Lotario seine seltsame Wanderung fort. Der nächste Salon war einer

der interessantesten. Er diente für diejenigen, die sich erhängen wollten, und alle möglichen Arten, sich diesen Tod zu geben, waren berücksichtigt worden, vom fünfzehn Fuß hohen Galgen bis zur niedrigen Schlinge, in die man nur den Kopf zu stecken brauchte.

Noch interessanter war das nächste Zimmer, das die Wünsche derjenigen befriedigte, die sich durch das Wasser in jenes Land befördern wollten, von dessen Grenzen noch Niemand zurückgekehrt ist. Es war ein großer Salon, dessen Thüren und Fenster luft- und wasserdicht anschlossen, und in welchem sich ein enormes Gefäß befand, daß zum Erkränken für diejenigen diente, die nicht schwimmen konnten. Für die Schwimmer war die Einrichtung getroffen, daß der ganze Salon bis an die Decke unter Wasser gesetzt werden konnte, so daß das Wasser allmählig stieg und dem Sterbenden den Genuß bereitete, alle Süßigkeit des herannahenden Todes durchzukosten.

Das letzte Zimmer endlich war ein Badesaal mit marmornen Wannen. Er wurde von denen gewählt, die dem Beispiel des Seneca folgen und sich die Adern im Bade aufschneiden wollten.

Endlich führte Lord Bilser den jungen Mann noch an ein breites Fenster.

— Dieses Fenster, sagte er, dient dazu, eine Neigung zu befriedigen, für die ich wenig Sympathie fühle. Aus diesem Fenster stürzen sich diejenigen, die einen solchen Tod lieben. Es ist dafür gesorgt worden, daß sie an so viele Ecken und Kanten anschlagen, daß sie unfehlbar todt sein müssen, wenn sie unten anlangen. Dieser Tod wird übrigens selten gewählt.

Don Lotario konnte sich eines leichten Schauders nicht erwehren, um so mehr, da der Lord mit einer lächelnden Ruhe sprach, die grell mit dem Gegenstande des Gesprächs kontrastirte.

— Und welchen Tod würden Sie wählen? fragte der junge Mann darauf.

— Ich bin noch unschlüssig, erwiederte der Lord. Ich schwanke zwischen den drei beliebtesten Todesarten. Entweder schneide ich mir die Adern auf — doch ist mir dieser Tod beinahe zu weibisch, zu süß, oder ich erschieße mich — was gewiß das Männlichste ist, oder ich erhänge mich, wie es einem guten Patrioten geziemt, und ich glaube wohl, daß ich das Letztere thun werde, da dieser Tod zu den angenehmsten gehören soll. Lange Zeit nach der Gründung des Vereins war es Sitte, daß die Mitglieder desselben bei dem Tode des Einzelnen gegenwärtig waren. Dieser Gebrauch ist jetzt aufgehoben worden, weil es das Gesetz verbietet, einem Selbstmörder seinen Willen zu lassen.

— Und sagten Sie mir nicht, daß Jeder sich in diesem Gebäude tödten müsse? fragte Don Lotario.

— Ja wohl, erwiederte der Lord. Es sind noch keine Ausnahmen vorgekommen.

— Aber ich wundere mich doch darüber, daß das Gesetz sich nicht einmischt, sagte der junge Mann. Man könnte ja annehmen, daß die Todten hier wider ihren Willen ermordet worden sind.

— Dagegen genügt im Nothfall unser Zeugniß, antwortete Lord Bilser. Es waren stets die angesehensten und ehrenwerthesten Männer der Nation, die zu unserer Gesellschaft gehörten.

Don Lotario schwieg. Für ihn in seiner düstern, menschenfeindlichen Stimmung hatte dies Alles ein eigenthümliches, unheimliches Interesse. Ob er wohl auch hier sterben würde?

— Sie sagten, der Tod durch Vergiftung sei nie vorgekommen? fragte er dann.

— Nein, und wenn es Sie interessirt, so kann ich Ihnen die Zahl der verschiedenen Todesarten statistisch nach-

weisen. Ich habe die Zahlen im Kopfe. Seit Gründung des Vereins haben demselben — die jetzigen Mitglieder eingerechnet — 910 Personen angehört. Von diesen tödteten sich die meisten, 305, durch Erhängen, 228 durch Erschießen, 147 durch Kohlendampf, 87 durch Erstechen oder Kehleabschneiden, 59 im Bade durch Oeffnen der Adern, 57 durch Ertränken und 14 durch einen Sturz aus dem Fenster. Die Rechnung stimmt, bis auf Einen, der eine Todesart wählte, die eben so selten als eigenthümlich ist.

— Und welches war diese? fragte Don Lotario neugierig.

— Er folgte dem Beispiele des Coma, von dem uns Valerius Maximus erzählt, daß er sich ohne irgend ein anderes Zuthun, rein durch seinen Willen und dadurch, daß er die Arme über die Brust kreuzte und den Athem anhielt, in wenigen Minuten den Tod gab. Dieses Beispiel ist nicht weiter nachgeahmt worden. Ich will versuchen, es zu thun, aber ich glaube kaum, daß es mir gelingen wird. Meine Lunge ist zu gut. Ich werde es wohl beim Erhängen bewenden lassen.

Damit traten sie wieder in den Saal. Lotario betrachtete die Gesellschaft vor sich jetzt mit eigenen Blicken. Das Alles waren zum Theil noch junge und reiche Männer, Männer aus den ersten Familien des Landes, zum Theil nicht ohne Verdienste. Und sie waren hier versammelt, um sich selbst das Leben zu nehmen, das ihnen gleichgültig war und das sie nicht höher schätzten, als einen alten Mantel, den man nach Belieben ablegen kann.

Das Gespräch war auf das Theater übergegangen. Man sprach von der italienischen Oper.

— Haben Sie Donna Eugenia Larsgand schon gesehen? fragte der dicke Lord Wiseborne den jungen Mann.

— Ich habe noch keine Gelegenheit dazu gehabt, erwiederte dieser. Es war mir unmöglich, einen Platz zu

erhalten, so viel Mühe ich mir auch gab. Ist sie wirklich so ausgezeichnet?

— Brillant, über alle Beschreibung schön, das heißt, nur in tragischen und düsteren Rollen, antwortete der Lord. Für leichte und angenehme Rollen hat sie kein Talent. Das erklärt sich freilich aus ihrer Lebensgeschichte. Wissen Sie nicht, wer sie ist?

— Nein, sagte Don Lotario, ich habe den Namen nie gehört.

— Der Name ist nur ein Anagramm ihres wirklichen Namens, sagte Lord Wiseborne. Ihr Vater war ein bekannter Banquier in Paris, ihre Mutter ist vor Kurzem daselbst durch einen Abenteurer ermordet worden. Sie heißt Eugenie Danglars.

— Danglars! rief Don Lotario entsetzt und schaudernd, denn jene Nacht trat ihm in ihrer ganzen Gräßlichkeit wieder vor die Augen. Ach, dann kenne ich den Namen. Ich habe die Mutter sterben sehen. Es war einer der fürchterlichsten Momente meines Lebens.

Man war neugierig, etwas darüber zu erfahren, denn das Schicksal der Baronesse hatte großes Aufsehen auch in London gemacht, schon deshalb, weil Donna Eugenia Larsgand deshalb acht Tage ihr Spiel aussetzte. Don Lotario erzählte also jene Scene.

— Und der Mörder ist nicht ergriffen worden? fragte Graf d'Ernonville.

— So viel ich weiß, nicht, sagte Lord Bilser. Sein Gewissen aber wird ihn hinlänglich strafen.

— Glauben Sie? sagte der Graf. Und doch legen Sie so wenig Werth auf das Leben?

— Auf das eigene — ja! erwiederte der Lord. Es gehört mir, ich kann damit machen, was ich will. Ich bin keiner von den Träumern, die da sagen, unser Leben gehöre der Welt. Aber das Leben eines Anderen ist für mich eine

geheiligte Sache; es ist sein Eigenthum, und ich würde es ihm ebenso wenig nehmen, als ich ihm seinen Rock oder sein Geld stehlen würde.

— Sie haben Recht, vollkommen Recht! sagte Graf d'Ernonville mit seiner langsamen, näselnden Stimme, die Don Lotario ebenso unangenehm war, wie der ganze Mensch — er wußte nicht, weshalb.

— Donna Eugenia ist übrigens sehr hübsch! sagte der dünne Lord Castleford. Ich habe schon den Vorschlag gemacht, daß einer von uns sich in sie verlieben sollte, um des Lebens überdrüssig zu werden.

— Weshalb gerade zu diesem Zwecke? fragte Don Lotario, den die Sängerin zu interessiren begann, da sie die Tochter einer Frau war, die er hatte sterben sehen. Macht denn jede Liebe unglücklich?

— Durchaus nicht, erwiederte Lord Castleford. Aber von Donna Larsgand sagt man, daß ihr Herz kalt sei, wie Eisen oder Mormor, und daß es noch Niemand gelungen sei, sie zu erobern.

— Man behauptet das oft, sagte Lotario. Ob aber mit Grund — das ist die Frage!

— Daß Donna Eugenia einen entschiedenen Widerwillen gegen die Heirath hat, steht fest, sagte Lord Castleford. Denn sie entfloh an dem Tage, an dem ihr Heirathskontrakt unterzeichnet werden sollte. Sie entfloh mit einer Freundin, nur aus Abneigung gegen ihren Verlobten, und seit dieser Zeit hat sie nur der Kunst gelebt. Indessen, wenn ich jenen Vorschlag machte, so war es nur ein Scherz. Ich halte den Tod aus unglücklicher Liebe für sehr albern.

— Das könnte ich nicht sagen! meinte der dicke Lord Wiseborne. Und wenn er albern ist, so ist er jedenfalls sehr qualvoll. Es giebt nichts Tolleres, als unglückliche Liebe. Ich war einmal nahe daran, in die Kohlendampfkammer zu gehen, einer unglücklichen Liebe wegen.

Alle lachten, denn Lord Wiseborne sah durchaus nicht aus, wie Jemand, der aus Liebe sterben könne.

— In der That! sagte der Lord. Aber ich bedachte, daß es unvernünftig sei, einer so dringenden Thatsache wegen zu sterben. Ich beschloß zu warten, bis ich ganz ruhig geworden sei und kalt überlegen könne.

— Das war jedenfalls das Beste, meinte Lord Bilser. Auf diese Weise besitzen wir noch jetzt das unschätzbare Vergnügen Ihrer Gesellschaft. Wissen Sie dagegen, meine Herren, daß ich unseren jungen Freund Lotario im Verdacht habe, daß nur eine unglückliche Liebe ihn zu uns geführt?

Alle sahen auf den jungen Mann, und so kalt er auch scheinen wollte, so konnte er ein Erröthen doch nicht verhindern.

— Es mag sein! sagte er. Aber das ist jetzt vergessen. Ich sehe ein, daß ich thöricht war.

— Aber erzählen Sie, erzählen Sie! rief Graf d'Ernonville mit seiner näselnden Stimme.

Hätte ein Anderer diese Aufforderung an ihn gerichtet, so würde er ihr wahrscheinlich Folge geleistet haben, denn die Jugend ist mit nichts verschwenderischer, als mit Geschichten von unglücklicher Liebe. Aber gegen den Grafen empfand Don Lotario eine unerklärliche Antipathie.

— Es war eine Kleinigkeit! sagte er ablehnend. Es lohnt nicht der Mühe, darüber zu sprechen.

— Dennoch ist die Sache für uns von Wichtigkeit! sagte Lord Bilser lächelnd. Wiseborne hatte Recht, wenn er sagte, es sei unvernünftig, einer so dringender Thatsache wegen zu sterben. Deshalb wäre es auch unvernünftig, einer so dringenden Thatsache wegen unserer Gesellschaft beizutreten. Wir würden viel Mitglieder haben, wenn wir Jeden aufnehmen wollten, der des Lebens aus unglücklicher Liebe überdrüssig ist. Die Mehrzahl von diesen, oder Alle würden aber ausscheiden. Sollen wir bei Ihnen dasselbe

befürchten? Ich wünsche es nicht. Sie müssen vollständig geheilt sein, ehe Sie einer der Unserigen werden.

— Nun wohl, sagte Don Lotario, sich zu einem Lächeln zwingend, ich sehe die Wahrheit Ihrer Worte ein. Aber wenn nun wirklich noch ein Restchen jener Liebe in meinem Herzen wäre, wie wollen Sie das herausbringen? Geben Sie mir einen Rath. Ich werde ihn befolgen.

— Gut! Diese unglückliche Liebe war Ihre erste, wie ich vermuthen darf?

— Wenigstens die heftigste, antwortete Don Lotario.

— Es giebt nur ein Mittel dagegen — eine zweite unglückliche Liebe! sagte Lord Bilser. Wenn man auch zum zweiten Mal unglücklich liebt, so sieht man doch ein — was man vorher nicht hat glauben wollen — daß es nämlich möglich ist, eine solche Liebe zu vergessen, und das ist ein großer und schätzbarer Gewinn. Man kommt dann auch über die zweite Liebe fort und wird zuletzt kalt. Deshalb schlage ich Ihnen in unserem eigenen Interesse vor, die Bekanntschaft der Donna Eugenia Larsgand zu machen. Sie werden dann Ihre erste Schöne vergessen!

— Wohlan! sagte Don Lotario, dessen Herz bebte, obgleich sein Gesicht ruhig war. Geben Sie mir eine Gelegenheit, die Dame kennen zu lernen; ich will versuchen, mich in sie zu verlieben.

— Gut! Und nun zur Hauptsache! rief Lord Bilser. Ich bitte um Ihre Aufmerksamkeit, meine Herren! Wir haben einen Präsidenten zu wählen und den Rechenschaftsbericht unserer Kasse anzuhören. Das Letztere mag zuerst geschehen. Wollen Sie so freundlich sein, Graf d'Ernonville, eine Pflicht zu erfüllen, die Sie bereitwillig übernommen haben.

Der Graf erhob sich, mit einem Papier in der Hand, und gab einen kurzen Bericht über die vorhandenen Summen, die eingelaufenen Zinsen und die Ausgaben. Don Lotario war aufs Höchste überrascht, daß das Vermögen der

Gesellschaft, das in Papieren und Hypotheken angelegt war, sich auf nicht weniger als anderthalb Millionen Pfund Sterling, also ungefähr zehn Millionen preußische Thaler belief. Und dabei kümmerte sich Niemand um die Verwaltung. Die Lords waren froh, wenn Einer sich der Mühe unterzog, das lästige Geschäft zu übernehmen. Welche Freiheit hatte der Rechnungsführer!

Jedem der Leser wird das Gefühl bekannt sein, das wir empfinden, wenn wir zuweilen eine Landschaft, ein Gesicht sehen, eine Stimme hören. Wir haben eine unbestimmte Ahnung, schon irgend einmal etwas Aehnliches gesehen oder gehört zu haben. Aber trotz aller Anstrengung können wir nicht herausfinden, wo und wann, und zuletzt glauben wir gewöhnlich, daß wir von diesen Dingen geträumt haben.

Aehnlich erging es Don Lotario mit der Stimme und dem Gesicht des Grafen d'Ernonville. Aber so sehr er sich auch bemühte eine Erinnerung zurückzurufen, es war ihm unmöglich. Daß er diese näselnde Stimme noch nicht gehört hatte, das war gewiß, denn sie würde sich ihm unter allen Umständen eingeprägt haben. Aber einzelne Töne derselben klangen ihm bekannt. Ebenso war es mit dem Gesicht. Lotario hatte es gewiß noch nie gesehen und doch konnte er sich nicht von dem Gedanken losmachen, daß ihm irgendwo etwas Verwandtes begegnet sei. Das Gesicht des Grafen war übrigens sehr nichtssagend und ausdrucksvoll. Von all' den versammelten Männern schien er derjenige, an dessen Leben am wenigsten gelegen sei. Zugleich konnte er sich des Gedankens nicht erwehren, daß Keiner weniger geeignet sei, die Kasse zu führen. Graf d'Ernonville hatte nicht das Wesen eines Mannes, der gewohnt ist, mit solchen Summen umzugehen.

— Jetzt zur Präsidentenwahl! rief Lord Bilser, als der Rechenschaftsbericht vorüber war und Alle offen gähnten. Ich habe neulich die Verdienste unseres verstorbenen Präsidenten

hervorgehoben. Er hatte uns stets würdig vertreten. Mag sein Nachfolger ihm darin gleich sein. Was diesen Nachfolger anbetrifft, so steht mir, als dem ältesten Mitgliede dieser Gesellschaft — denn ich gehöre ihr die längste Zeit an — das Recht zu, einen Kandidaten zu nennen. Ich schlage Graf Beaumont vor. Er hat bei vielen Gelegenheiten gezeigt, wie wenig er das Leben achtet, und Beweise eines Heldenmuthes gegeben, der, wenn ich mit den thörichten Menschen sprechen will, würdig wäre, von einer besseren Gesellschaft anerkannt zu werden. Indessen ist es nur ein Vorschlag. Die Gesellschaft mag abstimmen. Weiße Kugeln sind für, schwarze gegen Graf Beaumont. Don Lotario mag das Geschäft des Einsammelns übernehmen, damit er doch zu etwas nützlich ist.

Der junge Mann erhielt eine verschlossene Kapsel, deren Oeffnung eben nur so groß war, um eine kleine Kugel durchzulassen. Jeder von den zwölf Mitglieder warf die seinige hinein.

— Hier haben Sie den Schlüssel zur Kapsel! sagte Lord Bilser zu Don Lotario. Oeffnen Sie dieselbe und zählen Sie die Kugeln. Sie sind unparteiisch. Wir dürfen Ihnen also trauen.

Das Ganze war in scherzhaftem Tone gesagt. Don Lotario öffnete die Kapsel und zählte.

— Zwölf weiße Kugeln! sagte er dann.

— Somit ist Graf Beaumont einstimmig zum Präsidenten dieser Gesellschaft gewählt! rief Lord Bilser. Ich kann nur meinen Dank dafür aussprechen, daß mein Vorschlag solchen Beifall gefunden!

Jetzt erhob sich Graf Beaumont und Don Lotario faßte ihn zum ersten Mal schärfer ins Auge. Es war ein Mann zwischen dreißig und vierzig Jahren, von untadelhafter, wahrhaft antiker Schönheit. Jeder Zug in seinem Gesichte war idealisch. Das große blaue Auge war rein und klar, wie

der Frühlingshimmel, aber etwas matt und verschleiert; seine Haut weiß wie Marmor. Nichts Schöneres konnte man sehen, als seinen sanften, sinnenden Mund, und seine Finger und seine Hand hätten — selbst abgesehen von der Schönheit seines Gesichts einem Bildhauer zum Modell dienen können. Ueber sein ganzes Wesen war ein eigenthümlicher Ausdruck von Ruhe und Lässigkeit verbreitet. Er hatte an dem ganzen Abend kaum zwei Worte gesprochen.

— Meine Herren, sagte er mit heller und klarer Stimme Ich danke ihnen herzlich für diesen Bweis Ihrer Freundschaft und Achtung. Ich werde es für mein größtes Verdienst halten, der Präsident dieser ausgezeichneten Gesellschaft gewesen zu sein, und wenn ich einst todt bin, so soll man kein anderes Verdienst in meinem Leben anerkennen. Meine Herren, noch einmal, ich danke Ihnen und ich werde mich der Ehre, die Sie mir erwiesen, würdig zeigen.

Damit setzte er sich und die einzelnen Herren traten an ihn heran, um ihm die Hand zu schütteln. Er dankte jedem Einzelnen mit einer wahrhaft bezaubernden Liebenswürdigkeit und Don Lotario glaubte in ihm das Ideal eines schönen und ritterlichen Engländers zu sehen.

— Indem ich nun mein Amt als Präsident antrete, sagte der Graf dann, danke ich zuerst Lord Bilser dafür, daß er mich zum Kandidaten vorgeschlagen. Er wäre des Präsidenten-Amtes würdiger gewesen, und ich glaube, die Versammlung hat mich nur aus Gefälligkeit gegen ihn gewählt. Zweitens danke ich ihm auch für die Einführung des Don Lotario de Toledo. Ich habe indessen noch einige Worte über diesen neuen Kandidaten zu sagen.

Er ist sehr jung, jünger selbst, als Lord Bilser, der mit fünfundzwanzig Jahren in diese Gesellschaft eintrat. Er hat also das Leben noch nicht kennen gelernt und es läßt sich beinahe annehmen, daß nur eine augenblickliche Mißstimmung, die Kränkung einer unglücklichen Liebe ihn uns zugeführt.

Es ist aber nicht unsere Absicht, Mitglieder zu gewinnen, die uns bald verlassen. Wer uns angehört, soll uns prinzipiell und für immer angehören. Deshalb schlage ich vor — da die Statuten diesen Punkt frei lassen — daß die Prüfungszeit Don Lotario's auf unbestimmte Frist verlängert werde und daß er vorher seinen ausdrücklichen Willen abzugeben habe, ob er der Unsere werden will. Sind Sie damit einverstanden, meine Herren?

— Vollkommen! tönte es von allen Seiten. Der Präsident hat Recht!

— Ferner bin ich der Ansicht, daß wir es Don Lotario auf jede Weise erleichtern müssen, die Reize und Annehmlichkeiten des Lebens kennen zu lernen, damit er die ganze Wichtigkeit seines Schrittes begreife. Deshalb erhebe ich das, was vorher nur Privatangelegenheit war, zur Sache des Vereins. Don Lotario soll mit Donna Eugenia Larsgand bekannt gemacht werden und wir wollen die Einwirkung dieser Bekanntschaft auf ihn beobachten. Erklärt er dann noch bei seiner Absicht zu beharren, uns anzugehören, erklärt er, daß das Leben ihm gleichgültig sei, so wollen wir ihn den üblichen Proben unterwerfen und seine Aufnahme soll erfolgen!

— Es sei so! sagten Alle und Graf Beaumont setzte sich.

Die Gesellschaft zerstreute sich nun in verschiedene Gruppen, und Don Lotario, dessen Neugierde durch das Vorgefallene gereizt war, erkundigte sich bei Lord Bilser näher nach Donna Eugenia. Er selbst hatte in Paris nur wenig von ihr gehört. Madame Danglars sprach nicht gern von ihr und hatte sie oft kalt und egoistisch genannt. Don Lotario hatte auch nicht umhin gekonnt, diese Aeußerungen gerechtfertigt zu finden. Denn seiner Ansicht nach wäre es die Pflicht einer Tochter gewesen, zu ihrer unglücklichen Mutter zurückzukehren, sie zu trösten und ihre Freundin zu sein.

Lord Bilser wußte übrigens nicht viel von dem Schick-

sale Donna Eugenia's. Sie war nach Italien gegangen, und dort mit großem Beifall auf den Bühnen aufgetreten, hatte sich aber aus Rom entfernt, weil sie dort ihren Vater traf, der Geld von ihr erpressen wollte. Unter dem Namen Eugenia Larsgand war sie dann nach Spanien gegangen und von dort nach England gekommen, wo sie in der italienischen Oper Triumphe feierte, wie fast nie eine Sängerin.

Daß sie schön, sehr schön sei, behauptete man allgemein und Lord Bilser bestätigte es. Zugleich aber versicherte man mit Bestimmtheit, daß sie nie einen Mann geliebt habe und von den jungen Männern wurde sie fast nur das Marmorherz genannt. Einzelne Lords hatten wahnsinnige Summen verschwendet, nur um Zutritt zu ihr zu erlangen — vergebens! Sie empfing fast nie Herren, und von diesen nur ältere oder wenigstens solche, die keinen Anspruch auf Liebe machten. Genug, sie war der Gegenstand allgemeiner Aufmerksamkeit.

Dies erfuhr Don Lotario in aller Kürze. Die Gesellschaft erhob sich zum Theil. Man wollte aufbrechen.

— Wo ist Graf Beaumont? fragte Lord Bilser. Wir wollen mit ihm nach Hause fahren. Ich sehe ihn nirgends. Sollte er fort sein, ohne mir Adieu gesagt zu haben?

In diesem Augenblicke trat ein Diener in den Saal.

Graf Beaumont.

— Mylords! sagte er mit ruhiger Stimme. Soeben ist Graf Beaumont in dem Zimmer Nro. 3 todt gefunden worden!

Obgleich alle diese Männer hier versammelt waren, um dem Tod mit der größten Ruhe entgegenzusehen, so durchzuckte diese Nachricht doch Alle wie ein elektrischer Schlag.

Don Lotario war tief erschrocken. Vor wenigen Minuten noch hatte er den Grafen gesehen, seine Schönheit bewundert — und jetzt war er Leiche.

Ein tiefes Stillschweigen trat ein. Alle standen ernst und nachdenklich da.

— Nro. 3! sagte Lord Wiseborne. Dann hat er sich erschossen!

— Meine Herren! sagte Lord Bilser, der sich jetzt von seiner ersten Bestürzung erholt hatte und so ruhig war, wie nur je. Begeben wir uns, den Statuten gemäß, nach dem Ort des Todes, um zu sehen, wie unser Präsident gestorben!

Er schritt voran und die ganze Versammlung, mit ihr Don Lotario, folgte. Der junge Spanier bemerkte übrigens zu seiner Genugthuung, daß dieses Ereigniß doch nicht so leicht und frivol aufgenommen wurde, wie es den Reden der Einzelnen nach hätte geschehen können. Alle Mienen waren ernst und fast feierlich.

Die Thür zu dem Salon wurde geöffnet. Auf dem Sopha saß Graf Beaumont, fast als wenn er lebte. Ein Pistol lag vor ihm auf der Erde, und außer dem Blut, das über sein helles Gilet floß, sah man nichts von einem gewaltsamen Tode.

Während die Herren sich um den Todten gruppirten, betrachtete Don Lotario den Leichnam mit einem düsteren Interesse. Die Augen des Todten waren noch nicht ganz geschlossen, sein Mund war ein wenig geöffnet. Aber er war kaum blasser als gewöhnlich, und auf seinem Gesichte lag dieselbe melancholische Ruhe, wie immer.

Lord Bilser trat sogleich auf ihn zu, um ihm die gebrochenen Augen zu schließen.

— Der Schuß ist durch das Herz gegangen! sagte er dann. Friede sei mit ihm! Ich sehe auf dem Tische Papier und Feder. Wahrscheinlich hat er uns einige Worte zurückgelassen.

Er ging nach dem Tische und entfaltete das Schreiben, das dort lag. Don Lotario sah ihm über die Schulter. Die Schriftzüge waren klar und für einen Mann fast zu zart und schön.

Darauf las Lord Bilser Folgendes:

„Letztes Wort an meine Freunde!

Ich habe mir den Tod gegeben, weil das Leben für mich von gar keinem Werthe ist. Das einzige Ziel, nach dem ich strebte, war das, Präsident der Gesellschaft zu sein. Diese Ehre ist mir zu Theil geworden, und um derselben würdig zu sein, habe ich endlich einen Schritt gethan, den zu vollziehen ich mich lange sehnte. Ich hinterlasse der Gesellschaft meine besten Grüße und bitte dieselbe, über mein Vermögen zu disponiren — wie es auch den Statuten gemäß der Fall sein muß. Nur die Legate, die ich schon bei meiner Aufnahme in die Gesellschaft festgesetzt, bitte ich zu berücksichtigen.

Außerdem wünsche ich, daß mein Name mit keiner anderen Bemerkung in das Buch eingetragen werde, als folgende: Er war Präsident der Gesellschaft und starb am Abende seiner Wahl. Er war der Ehre nicht ganz unwürdig!

Lord Bilser wird die Güte haben, das Medaillon, das man auf dem Tische findet, und die Zeilen, die daneben liegen, an die Adresse abzuliefern, die er kennt.

Graf Beaumont."

Diese Worte wurden mit dem tiefsten Schweigen angehört und drei von den Mitgliedern, die dazu bestimmt waren, übernahmen es, den Todten zu entkleiden und seinen Tod bekannt zu machen. Allmählich entfernten sich die anderen Herren aus dem Zimmer und auch Lord Bilser und Don Lotario kehrten nach dem großen Salon zurück.

— Wir wollen gehen! sagte der Lord darauf zu dem jungen Mann. Sie haben heut Abend genug bei uns gesehen. Wollen Sie meinen Wagen benutzen? Ich möchte Ihnen noch etwas sagen.

Don Lotario nahm das Anerbieten an. Seine Wohnung lag, wie er hörte, in der Nähe derjenigen des Lords. Bald saßen sie zusammen im Wagen.

— Sie haben gehört, was Graf Beaumont in Bezug auf das Medaillon geschrieben! sagte der Lord dann. Ich kann Ihnen das näher erklären. Ich war von je ein Freund des Grafen, obgleich er ein wenig älter ist, und er vertraute mir alle seine Geheimnisse. Ich war sein einziger Freund und er wußte, daß ich nie über seine Angelegenheiten sprechen würde. Ich kannte also sein ganzes Herz. — Er war ein sehr schöner Mann, vielleicht der schönste Mann in London. Aber einige kleine Ausschweifungen in seiner frühesten Jugend abgerechnet, hatte er bis zu seinem fünfundzwanzigsten Jahre nie eine ernstere Liaison gehabt. Dennoch besaß er die Fähigkeit, tief und wahr zu lieben, wie Sie sehen werden. Er lernte eine junge Dame kennen, deren Rang und Reichthum allerdings nicht auf der Höhe des seinigen waren, die aber doch geeignet war, ernstere Huldigungen von ihm anzunehmen. Ich kannte jene Dame und ich möchte sagen, daß ich das Schicksal meines Freundes voraussah. Sie war schön, aber ich hielt sie für unfähig, ernst zu lieben. Sie war kokett, gewöhnt, Gunstbezeigungen zu empfangen und einen Kreis von Anbetern um sich zu haben. Ich wußte, daß sie die Bewerbungen des Grafen im Anfang nur annahm, weil er ein bildschöner und reicher Mann war. Allmählich, als sie seinen edlen Charakter kennen lernte, mochte sie auch wohl Achtung und vielleicht sogar Liebe für ihn empfinden. Aber ihn lieben mit der Hingebung und Aufopferung, die Graf Beaumont verdiente, das konnte sie nicht. Sie verstand ihn nicht, und da sie selbst einer tiefen und wah-

ren Leidenschaft unfähig war, so ahnte sie auch nichts von der Gluth, mit welcher Beaumont sie liebte. Sie kokettirte mit Anderen, sie quälte den Grafen auf eine Weise, die sein Innerstes aufrieb. Er duldete lange und viel, da er immer glaubte, daß seine Liebe siegen werde. Endlich, als er anfing, einzusehen, daß sie ihn nie glücklich machen würde, zog er sich zurück. Aber sein Herz war gebrochen.

Dennoch ist es möglich, daß er sich von diesen Schmerzen erholt haben würde. Aber jene Dame konnte den Verlust eines so bedeutenden Anbeters nicht ertragen. Vielleicht empfand sie für ihn auch mehr, als für alle Anderen. Sie wußte es einzurichten, daß er sie wiedersah, und sie rechnete auf die Tiefe der Leidenschaft, die er stets für sie empfunden. Sie täuschte sich nicht. Der Graf sehnte sich danach, sie wiederzusehen, denn keine andere Neigung war im Stande, seine Liebe zu ihr zu erlöschen. Er sagte mir oft, daß er sich die seligen Stunden mit ihr um den Preis des Todes zurückwünsche. Er ging also in die Falle, die sie ihm legte — denn es war nur eine Falle; sie hatte keine anderen Absichten, als, wie alle Koketten, ein Herz nicht zu verlieren, das sie gefesselt hatte. Das alte Verhältniß wurde erneuert, vielleicht von beiden Seiten inniger, nur daß Graf Beaumont vor der Welt seine Leidenschaft verbarg, um nicht für schwach und thöricht zu gelten.

Bald darauf hörte ich, daß die Dame in einem intimen Verhältnisse zu einem Herrn stehe, dem sie ohne den Verlust ihrer Ehre nicht angehören konnte, denn er war ein Verwandter des königlichen Hauses und konnte sie nicht heirathen. Ich wollte nicht der Erste sein, der dem Grafen diese Nachricht hinterbrachte, und schwieg. Bald darauf eröffnete mir Beaumont mit großer Freude, daß seine Geliebte eingewilligt habe, ihn zu heirathen. Jetzt hielt ich es für meine Pflicht, zu sprechen, denn ich hatte während der Zeit die Gewißheit erlangt, daß das Verhältniß mit jenem Prinzen

ein solches geworden sei, daß es die Ehre meines Freundes nicht mehr gestattete, eine Verbindung mit ihr einzugehen. Ich theilte ihm also offen Alles mit, was ich wußte.

Ich denke noch mit Schrecken an die Qualen, die ihm diese Mittheilung verursachte, und ich bereue es beinahe, sein Glück gestört zu haben, denn er war wenigstens in seiner Unwissenheit glücklich. Hätte ich voraussehen können, daß er sich nie trösten würde, so hätte ich in der That geschwiegen.

Wir Beide waren nun vereint bemüht, die Schritte jener Dame zu bewachen. Endlich, als sie sich unter einem Vorwande nach derselben Gegend begab, in welcher der Prinz für eine Zeit lang seinen Aufenthalt genommen, gelang es mir, Graf Beaumont von der Untreue seiner Geliebten zu überzeugen. Er nahm diese Gewißheit scheinbar ruhig auf, aber ich weiß, daß die Wunde in seinem Herzen nie vernarbt ist. Graf Beaumont löste augenblicklich das Verhältniß auf und reiste nach dem Festlande.

Er kehrte von dort zurück, wie Sie ihn heut gesehen haben, still, melancholisch, aber durch nichts verrathend, daß sein Herz bis auf den Grund zerstört war. Er trat unserem Verein bei — und nun, das ist die Geschichte seines Lebens, denn sein Leben bestand in seiner Liebe. Er hat nie wieder später ein Mädchen angeblickt!

— Und was wurde aus der Dame? fragte Don Lotario düster und ergriffen.

— Sie wurde bald darauf von dem Prinzen verlassen, der sich kein Gewissen daraus machte, ihren Ruf zu kompromittiren. Bald nachher verheirathete sie sich an einen Ausländer, war aber auch diesem Gatten nicht treu. Jetzt ist sie Wittwe und sehr fromm und gottesfürchtig, wie alle diese Damen. Das ist der Lauf der Welt! Das Medaillon und der Brief ist natürlich für sie bestimmt, Da der Brief nicht versiegelt war, so habe ich ihn flüchtig gelesen. Er ist

sehr kurz und ich kann Ihnen den Inhalt flüchtig wiederholen:

„Mylady!

Nach fünf Minuten bin ich todt. Ich sterbe mit dem Gedanken an Sie und mit der Erinnerung, daß ich die schönsten Stunden meines Lebens an Ihrer Seite verlebte. Was Sie sonst gethan, verzeihe Ihnen Gott! Ich habe Ihnen längst verziehen und wünsche Ihnen noch in meinem Tode Glück und Segen!

Kann es ein edleres und ergreifenderes Lebewohl geben? Liebte dieser Mann nicht wirklich wahrhaft?

Don Lotario antwortete nicht. Der Wagen hielt vor seiner Thür.

— Auf morgen! Ich werde Sie abholen! sagte Lord Bilser. Sie sollen Donna Eugenia kennen lernen! Und unter uns gesagt — es scheint mir wirklich für Sie noch zu früh, sich in unsere Gesellschaft aufnehmen zu lassen. Warten Sie noch ein wenig!

Der junge Mann drückte mechanisch die Hand, die ihm der Lord reichte und stieg zu seinem Zimmer hinauf. Sein Herz war voll, übervoll. Was hatte er gesehen, was gehört! War Graf Beaumonts Geschichte nicht ein vergrößertes Bild seiner eigenen? Er empfand einen tiefen und schweren Schmerz in seinem Herzen, ein qualvolles Drängen des Bluts nach seinen Augen und nach der Stirn. Seine Brust hob sich schwer unter seinen kurzen Athemzügen.

— Graf Beaumont! Werde ich enden wie Graf Beaumont? flüsterte er vor sich hin, und mit einem dumpfen Schrei, der sich seiner Brust entrang, drückte er die Hände vor die heiße Stirn.

M 9.– f 5.40 x

5/IV

2 Bde

97136

692

A. MEJSTRIK'S
I. WOLLZEILE 6
WIEN
MAGAZIN: IM DURCHHAUSE
WOLLZEILE 9 O. BÄCKERSTR. 10
BUCHHANDLUNG & ANTIQUARIAT